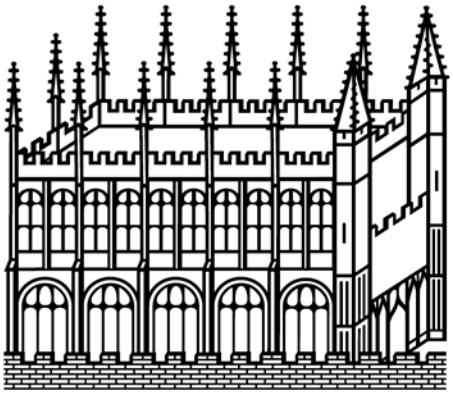


Bodleian Libraries

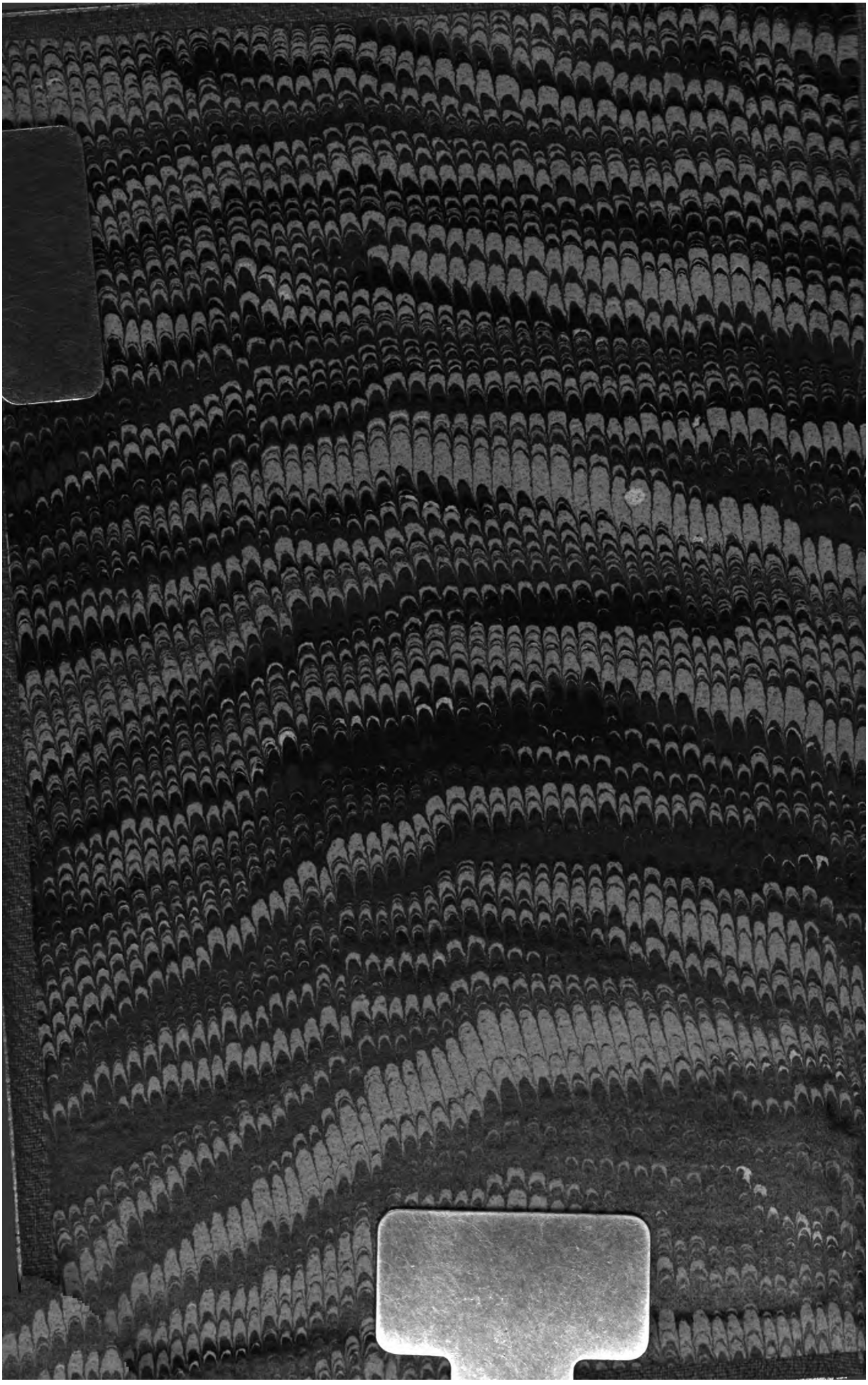
UNIVERSITY OF OXFORD

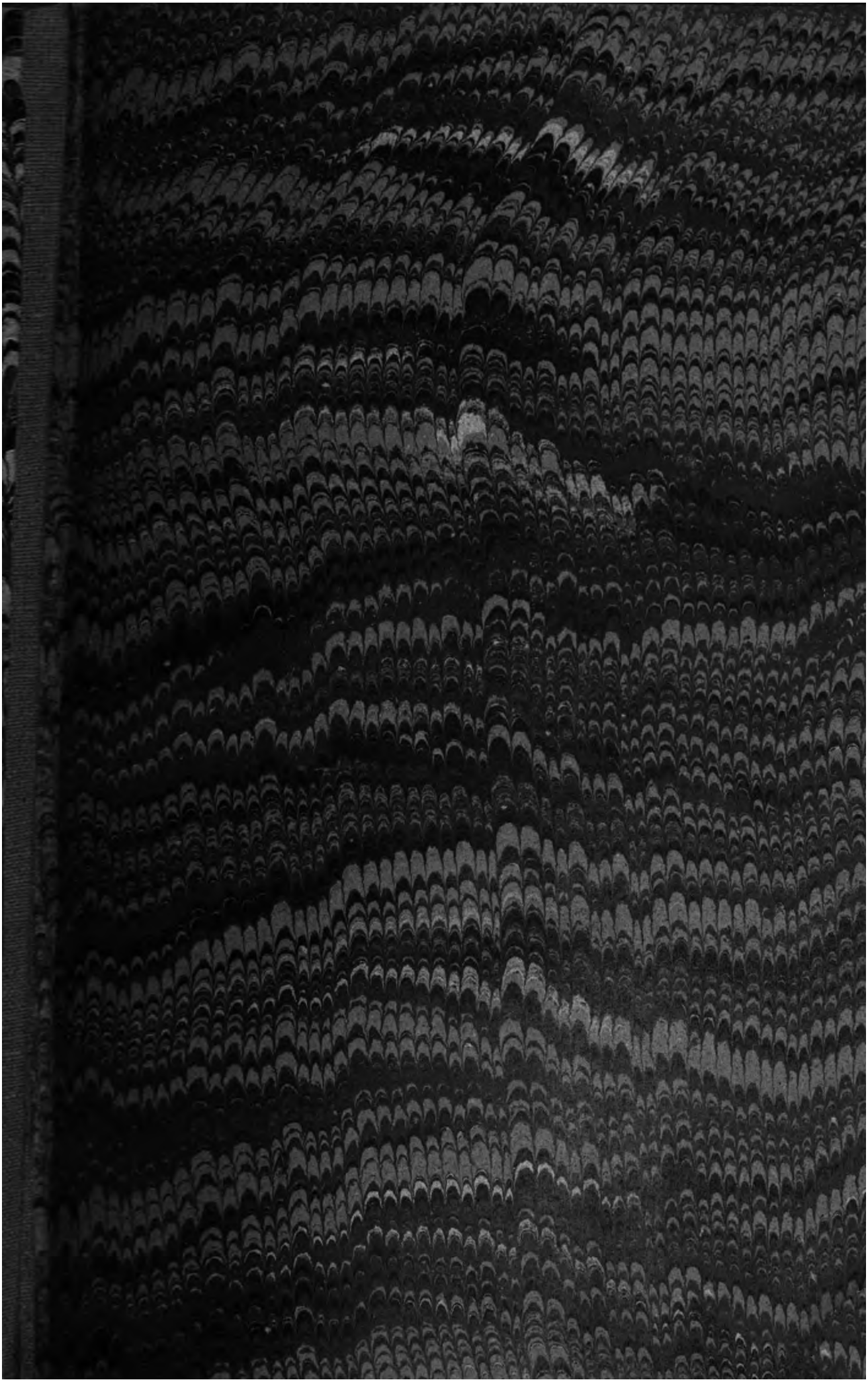
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

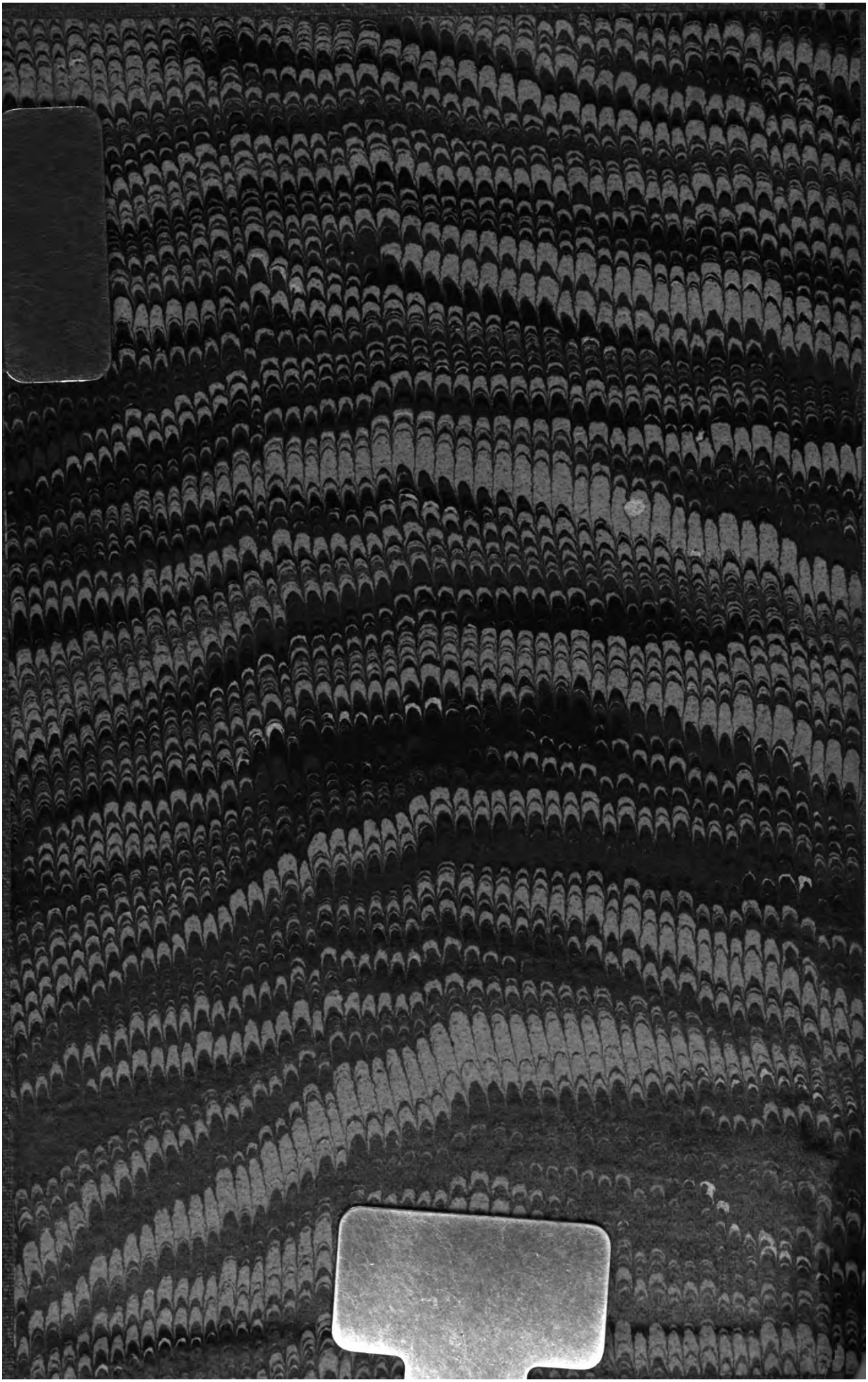
For more information see:

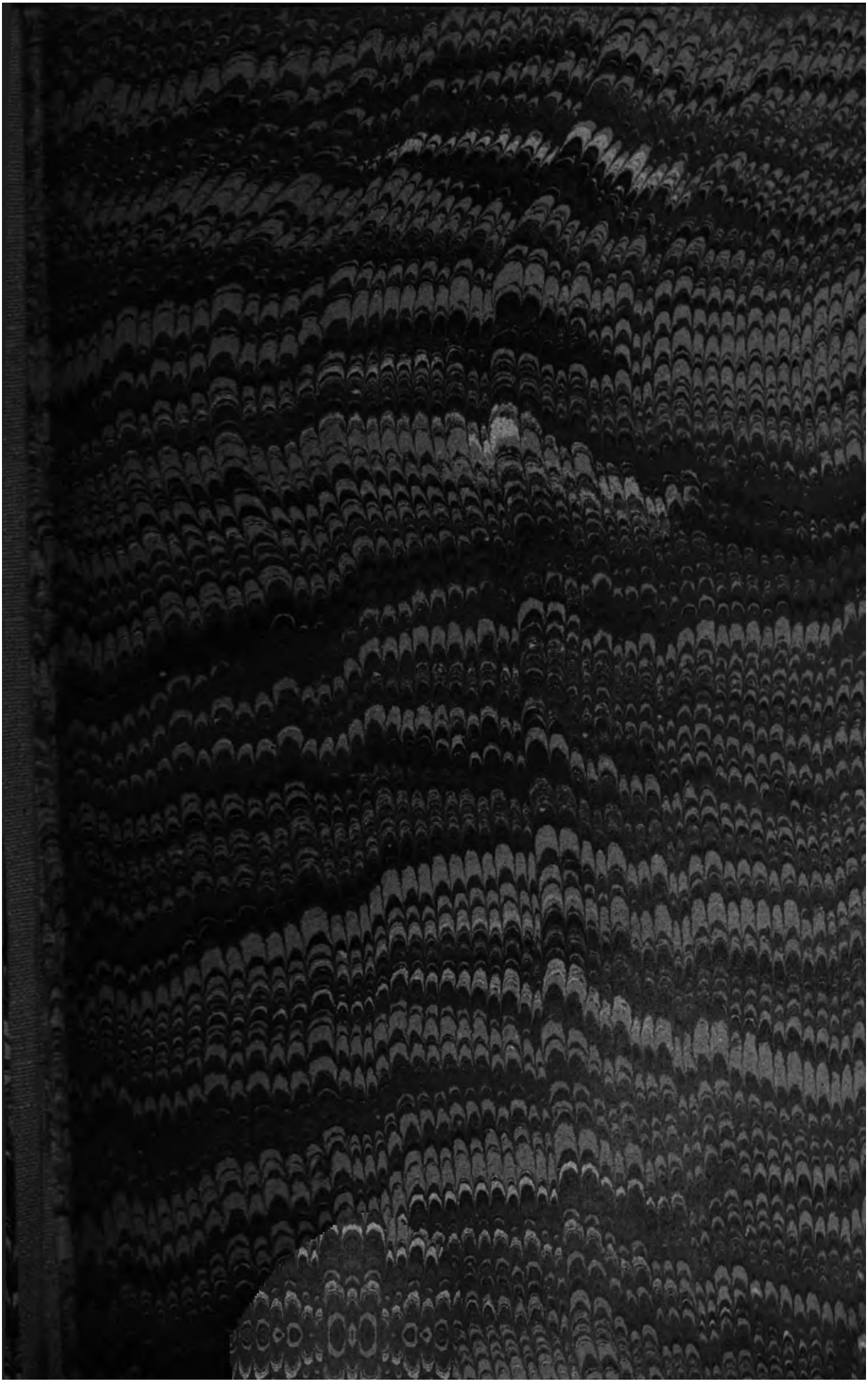
http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

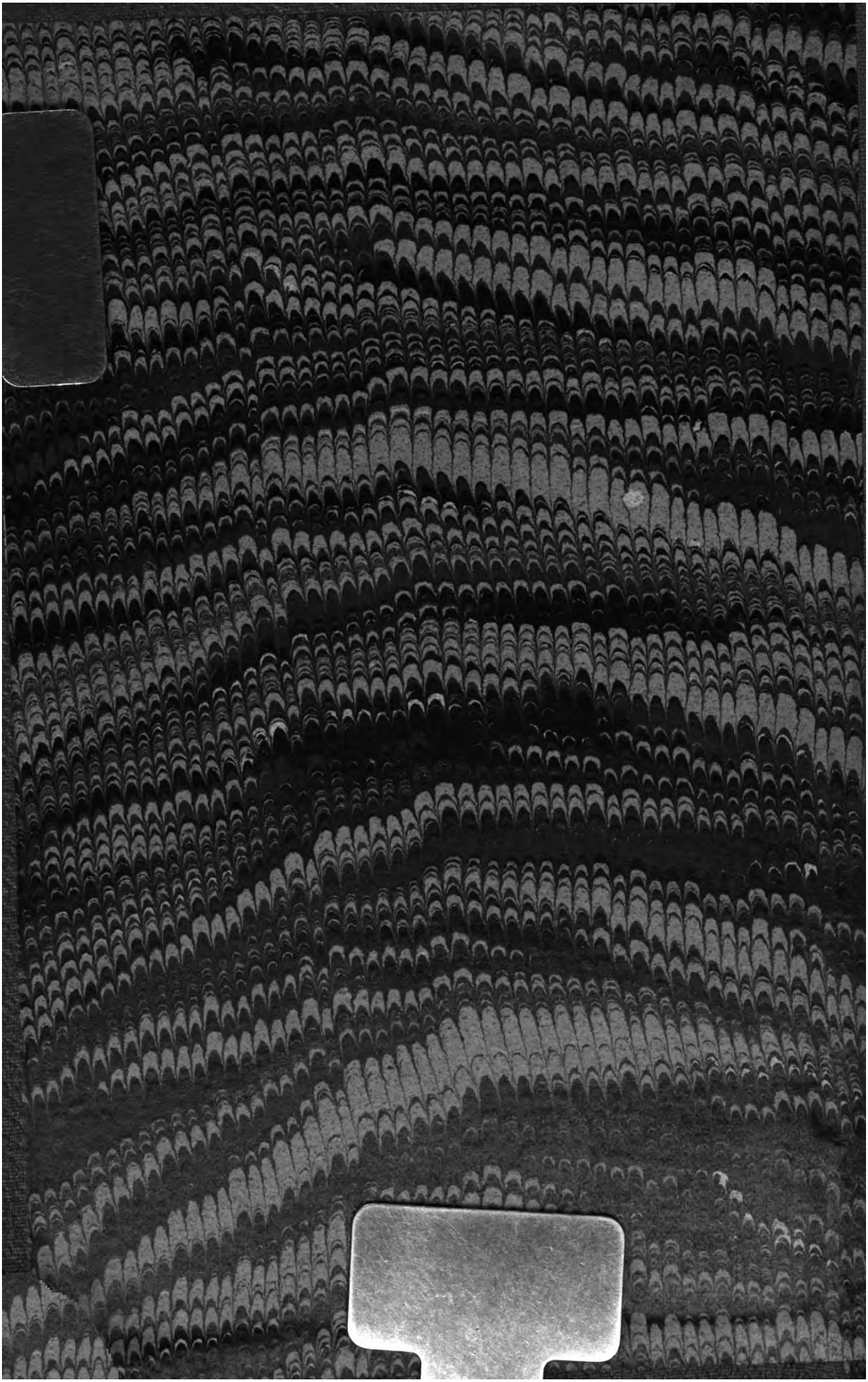
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

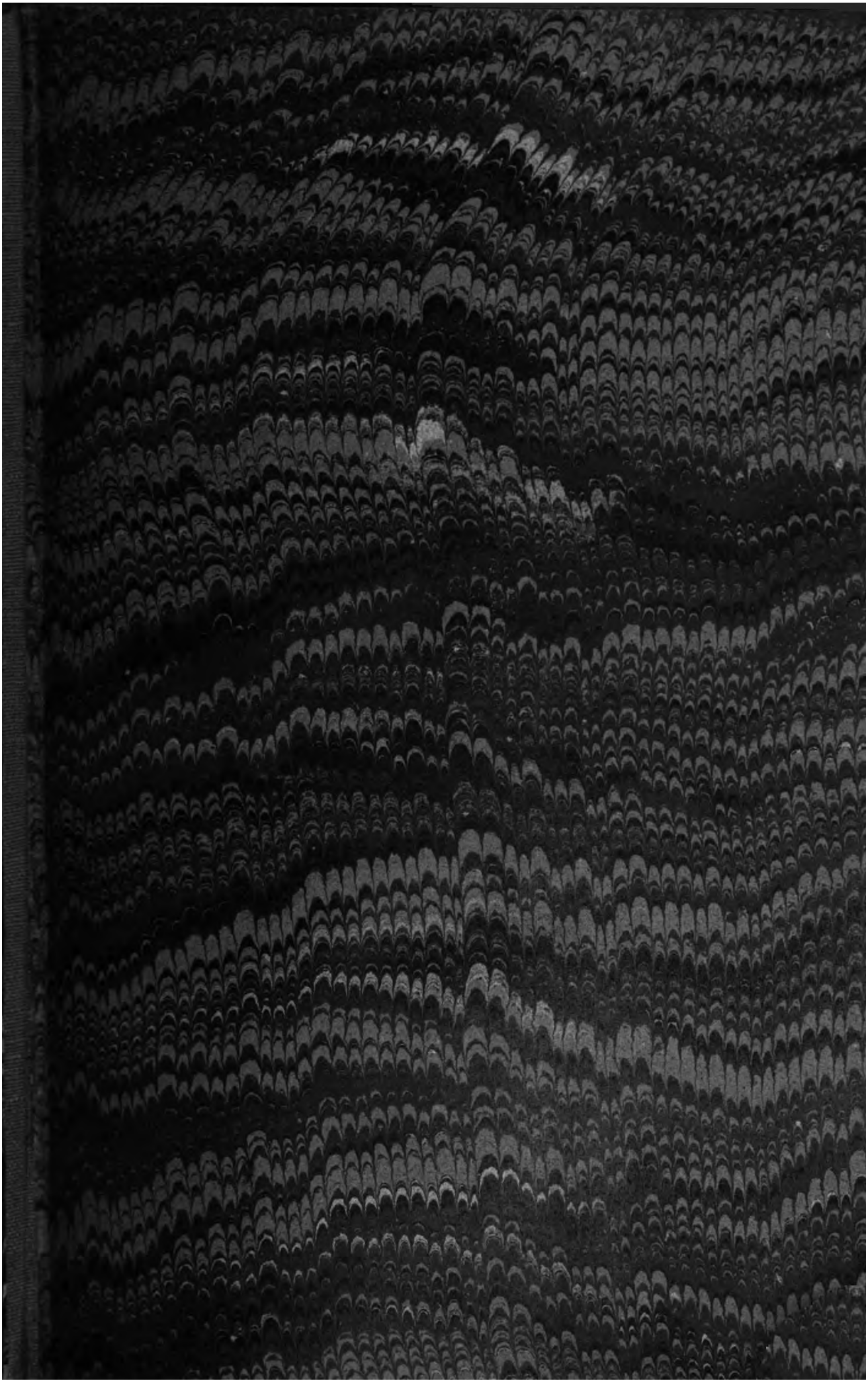








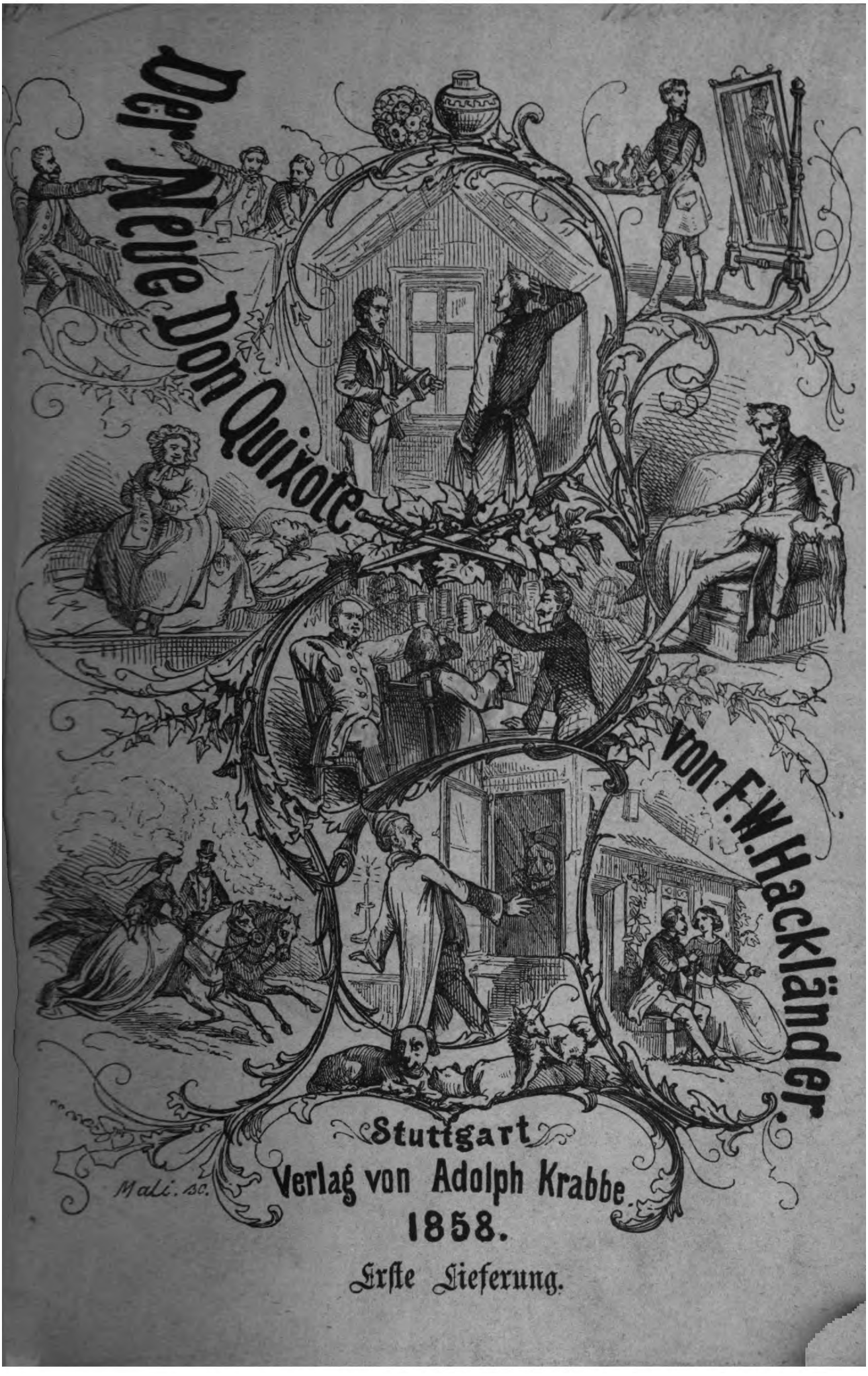




Fic 27841 e · 277

Dup

" " 15


Der Neue Don Quixote
von F. W. Hackländer.
Stuttgart
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.
Erste Lieferung.

BRITISH MUSEUM
Transferred to
DUPLICATE

Der Neue Don Quixote.

Erſter Band.

BRITISH MUSEUM

BRITISH MUSEUM
Transferred to
DUPLICATE

Der

Neue Don Quixote

von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

BODLEIAN
12 10 1911
LIBRARY

BRITISH MUSEUM
Transferred to
DUPLICATE

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Erſtes Kapitel.

Nachts im Regen 1

Zweites Kapitel.

Fremde Umgebungen 17

Drittes Kapitel.

Der Armenarzt 34

Viertes Kapitel.

Meiſter Schwörer 54

Fünftes Kapitel.

In einem alten Hauſe 68

Sechstes Kapitel.

Nadelſtiche 91

Siebtes Kapitel.

Jockey und Gärtner 116

Achtes Kapitel.

Eugenie 135

Neuntes Kapitel.

In der Schreibſtube 163

Seite

Zehntes Kapitel.

Eine Teufelsbeſchwörung 192

Elftes Kapitel.

Der Neffe des Jägers 218

Zwölftes Kapitel.

Ein gemiſchter Thee 248

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Seelen und Ein Gedanke 278

Vierzehntes Kapitel.

Polniſcher Punſch 302

26 MA 59

Der Neue Don Quixote.

BRITISH MUSEUM

BRITISH MUSEUM
Transferred to
DUPLICATE

Erſtes Kapitel.

Nachts im Regen.

Lieber Leſer —

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill, und hoch der Lorbeer ſteht?

Wenn du dieſes Land kennſt, ſo wirſt du uns zugeben, daß zwiſchen dem Frühlingsabend eines ſolch' wunderbaren Klima's und einer Spätherbſtnacht in unſerem ſonſt ſo geſegneten Deutſchland ein gewaltiger Unterſchied herrſcht. Gewiß kennſt du ſolche Nächte, und doch können wir nicht unterlaſſen, dir Eingangs unſerer wahrhaftigen Geſchichte eine ſolche zu ſchildern. Es iſt eine von jenen Nächten, wo ſtatt ſanften Windes ein kalter Regen nicht nur vom Himmel herabfließt, ſondern von heimtückiſchen Windſtößen durch die Luft dahergepeitſcht wird und dem nächtlich Wandelnden wie ſcharfer Hagel ins Geſicht fährt. Tiefdunkel iſt der Himmel überzogen, von

Mondſchein und Sterngeflimmer keine Spur, und die Gaslichter in den Straßen ſind auch nicht im Stande, ihren Dienſt gehörig zu verſehen. Sie leuchten nur wenige Schritte durch Dunſt und Nebel und vermögen kaum ihr elendes, flackeriges Daſein vor dem einherſtürmenden Winde zu bewahren. Wo ſolch ein dürftiger Lichtſtrahl indeſſen das Pflaſter ſpärlich erhellt, da ſehen wir es von Regenwaſſer überflutet, bemerken immer neue glänzende Tropfen, die in ſchiefer Richtung und ſo zahlreich darauf einſchlagen, daß wir uns nicht verwundern, wie die Dachröhren ſprudelnd ihr Waſſer ausſpeien und es kaum zu bewältigen vermögen.

Auf den Straßen iſt es ſo ſtill und einſam, daß wir das Rieſeln des Regenwaſſers von den Dächern und in den Rinnſteinen wie ein gelindes Brauſen vernehmen. Zuweilen klappern die Ziegel auf den Häuſern, wenn der rohe Wind dagegen fährt; zuweilen auch ſchlägt ein Fenſterladen, den man zu befeſtigen vergaß, und nur ſelten hört man die Schritte eines Vorüberwandelnden auf dem Pflaſter, eilige Schritte, und wenn wir im zweifelhaften Scheine der Laternen die Geſtalt erblicken, welche dahin eilt, ſo ſehen wir ſie dicht in den Mantel oder Paletot gehüllt, den aufgeſpannten Regenſchirm mühſam gegen den Wind balancirend. — Kurz, es iſt ein Wetter, von dem man zu ſagen pflegt, es ſei zu ſchlecht, um einen Hund auf die Straße zu jagen.

Dieſem ſchlechten Wetter iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß die große Stadt, in welcher unſere wahrhaftige Geſchichte beginnt, wie ausgeſtorben erſcheint. Die Thurmuhren ſchlugen erſt vor wenig Augenblicken die zehnte Stunde, und das iſt eine Zeit, wo es gewöhnlich hier auf den Gaſſen und Plätzen noch ziemlich lebhaft zugeht; bei Regen und Sturm aber, wie

heute, ist sie eine der stillsten Stunden. Der ruhige Bürger befindet sich zu Hause, die Theatervorstellungen sind beendigt, und was die Wirthshausbesucher anbelangt, so sitzen diese jetzt fest hinter ihrem Schoppen und warten ruhig die elfte Stunde ab, ehe sie seufzend ans Heimgehen denken. Herrschaftliche Equipagen, Fiaker und Miethwagen sind um diese Zeit ebenfalls nicht auf den Straßen, Gesellschaften und Bälle haben um acht Uhr begonnen, darauf sind die Pferde in den Stall gezogen worden, und während sie dort ihre Köpfe hängen lassen und vielleicht trauernd an die späte Nachtstunde denken, wo sie noch einmal in Regen und Wind hinaus müssen, sitzen ihre Lenker und Bändiger in den verschiedenen Kneipen, wohin sie eine zarte Neigung treibt, die Anhänglichkeit an irgend einen guten Wein, an die rothe, bekannte Nase des Wirthes, oder an die dicken Backen der Kellnerin.

Wenden wir unsere Schritte nach einer Straße, welche, ziemlich im Mittelpunkte der Stadt gelegen, viele Bier- und Weinhäuser verschiedenen Ranges hat, Schenkstuben der mannigfachsten Gattung, von der kleinen Kneipe an, die, aus einer einzigen schwarzgerauchten Stube bestehend, versteckt in einem Thorwege liegt, bis zum großen Gesellschaftshause der höheren Bürgerklasse, welches wir dort oben sehen und dessen viele erleuchtete Fenster freundlich durch die Nacht strahlen.

Auch diese Straße scheint uns um die zehnte Stunde vollkommen menschenleer zu sein. — Doch nein. Wenn wir scharf nach der rechten Seite hinblicken, so bemerken wir in der Mitte derselben eine Menge alter Gebäude mit hohen Giebeldächern, deren Spitzen mit Wetterfahnen gekrönt sind, welche sich kreischend herumdrehen. Vor einem dieser Häuser befindet sich eine Gaslaterne, deren flackernder Schein dasselbe zuweilen

beſtrahlt, wo wir alsdann bemerken, daß die Vorderſeite mehrere bunte Schilder hat, von denen eines hellblau mit goldenen Buchſtaben den Namen: „Schwörer, Schneidermeiſter," zeigt.

Vor dieſem Hauſe nun ſehen wir etwas ſich hin und her bewegen. Es iſt unzweifelhaft ein lebendes Weſen, das dicht bei der Thüre wie ein Schatten hin und her gleitet, jetzt langſam, jetzt geſchwind, ſo daß es uns auf die Vermuthung bringen könnte, es ſei vielleicht ein großer Hund, den man hinausgeſperrt. — Aber es iſt kein Hund; denn, wie ſchon geſagt, Hunde pflegt man bei ſolchem Wetter nicht auf die Straße zu jagen. Es iſt vielmehr ein Knabe von vierzehn bis fünfzehn Jahren, in einem ſehr ärmlichen Anzuge. Die Beinkleider haben eine für dieſe Jahreszeit erſchreckende Aehnlichkeit mit Sommerhoſen; das Jäckchen iſt überall zu kurz, und da ſein Beſitzer, des herabflutenden Regens wegen, es etwas an die Ohren hinaufgezogen hat, ſo ſchaut unten das Hemd hervor und zeigt uns, daß der nächtliche Spaziergänger nicht im Beſitz einer Weſte zu ſein ſcheint. Eine Tuchkappe bedeckt ſeinen Kopf, die Hände hat er fröſtelnd in die Hoſentaſchen geſteckt.

So trabt er an dem Hauſe auf und nieder, gar kläglich anzuſehen. Jetzt bleibt er einen Augenblick an der Hausthür ſtehen, blickt durch das Schlüſſelloch hinein, dann nähert er ſich der Klingel, die daneben hängt, ja, er ſtreckt ſchon die Hand aus, um ſie in Bewegung zu ſetzen, fährt aber erſchrocken wieder zurück, als ſei er im Begriffe geweſen, etwas Schreckliches zu begehen.

Die Uhren haben unterdeſſen halb Elf und drei Viertel geſchlagen, und manchen der Gäſte in den verſchiedenen Wirthshäuſern der Straße treibt das Herannahen der Polizeiſtunde

nach Hauſe, oder der Wunſch, ſeiner harrenden Gattin vor die Augen treten zu können, bevor der Wächter die elfte Stunde gerufen.

Wenn ſolche Wanderer bei dem kleinen Buben vorübergehen, ſo drückt ſich derſelbe in eine dunkle Ecke des Hauſes, um nicht erblickt zu werden, wogegen ſeine ſcharfen Kinderaugen die Vorübergehenden genau betrachten und viele derſelben erkennen.

Das iſt der Herr Kaufmann Schratter, ſagt er, der junge Herr Schratter. Er hat den neuen Radmantel um, den ich ihm geſtern gebracht. So ein Radmantel gibt warm, ſetzt er fröſtelnd und ſeufzend hinzu. — Da kommt auch der Herr Kanzleirath Schwarz. Vor acht Tagen neue Hoſen und Weſte. Auch nicht ſchlimm bei ſo kaltem Wetter. — Ein wehmüthiges Lächeln zuckte um das runde Geſicht des kleinen Buben, wobei er den vergeblichen Verſuch machte, ſich hinter den Ohren zu kratzen, was aber der aufrechtſtehende naſſe Kragen nicht recht zuließ. — Hätte ich nur einen kleinen Theil der warmen Kleider, die ich die Woche ſchon ausgetragen habe, da könnte ich es ſchon beſſer in dem garſtigen Regenwetter aushalten.

Bei dieſen Worten blickte er ſeufzend an dem Hauſe empor und drückte ſich in eine kleine Vertiefung der Mauer, wo ſich ein Prellſtein befand, auf den er ſich zitternd vor Froſt niederließ.

Wenn ich nur einmal einen Rock fände, ſagte er nach einer Pauſe, der Niemand gehörte, und in dem Rocke eine Hand voll Geld, die auch keinen Herrn hätte! Da ginge ich zu der Mutter hin und ſagte ihr: Hier hab' ich einen großen Rock, daraus mach' ich einen für mich und einen für das Bübchen. Und hier hab' ich das Geld; das ſollſt du alles behal-

ten können, aber dann — brauch' ich auch nicht mehr zu Meiſter Schwörer zu gehen. — Nie, nie mehr zu Meiſter Schwörer! fuhr er nach einer Pauſe faſt zornig fort, und darauf ballte er ſeine Hände in den Hoſentaſchen zuſammen, und ſein Geſicht verzog ſich zu einem leiſen Weinen. Doch kam es nicht dazu; vielmehr ſchien der jugendliche Uebermuth durchzuſchlagen; denn nach einigen Sekunden warf er den Kopf trotzig, faſt luſtig in die Höhe und begann die Melodie eines bekannten Liedes leiſe vor ſich hin zu pfeifen. Es ſchien faſt, als habe er ſich damit Muth machen wollen und dieſen Zweck auch erreicht; denn nachdem das Lied beendigt war, nicht ohne daß er mehrere Tonarten zu Rathe gezogen, ſprang er von dem Prellſtein in die Höhe, hüpfte in kurzem Galopp an dem Hauſe auf und nieder und ſagte: Ach was! droben in der Dachkammer iſt es auch nicht viel beſſer. Und wie mein Vater oft ſagt, wenn er davon erzählt, wie er noch ein kleiner Jägerburſche geweſen und draußen im Walde habe ſtehen müſſen, bei Froſt, bei Schnee oder Regen, und wie da die Wölfe gekommen ſeien, da mag er auch nicht mehr Vergnügen ausgeſtanden haben, als ich hier. — Wenn ich nur wüßte, ob der Meiſter Recht hat, wenn er ſagt: Wie man ſich bettet, ſo ſchläft man! Ich kann das nicht wohl glauben; denn ich habe heute Morgen mein Bett recht ſauber gemacht, und auch noch den alten Schlittenpelz oben hinauf gelegt, den man heute zum Flicken gebracht. .Alſo: gut gebettet wäre droben, und doch muß ich hier im Regen herum laufen — brrr!

Dieſes Brrr, das er laut und ſchaudernd ausſtieß, brachte er nicht mit der anfänglichen Energie zu Ende; vielmehr ſtockte er plötzlich in Ton und Lauf, denn neben dem ver-

ſchloſſenen Hausthore wurde ein kleines Fenſter im Parterre-ſtock mit einem Male erhellt.

Der Meiſter geht zu Bett, flüſterte der Knabe, wenn ich jetzt ans Fenſter klopfe, was kann er mir thun? Aufmachen muß er doch, und an der erſten Ohrfeige bin ich nicht geſtorben. — Soll ich oder ſoll ich nicht? — Ja, ich will klopfen. Kann ich ihm doch die Wahrheit ſagen; denn es iſt nicht gelogen, daß ich zu Hauſe das kleine Kind habe wiegen müſſen, und wenn er mir nicht glaubt, daß man bei uns im oberſten Stock keine Uhr ſchlagen hört, ſo kann er hingehen und ſich davon überzeugen. — Ja, ich muß klopfen. Wer weiß, wann der Geſelle nach Hauſe kommt! Der ſcheint mir heut am Ende gar nicht kommen zu wollen, denn ſonſt müßt' er ſchon lange da ſein.

Das kleine erhellte Fenſter war mit einem ſchweren Gitter verſehen, an deſſen Stäben ſich der Knabe mit einer Hand feſt hängte und alsdann mit der andern durch die Oeffnung fuhr, um an die Scheiben zu klopfen. Ehe er dies aber ausführen konnte, begann eine näſelnde, ſchnatternde Stimme im Zimmer ein geiſtliches Lied zu ſingen; ſo klang wenigſtens die Melodie, wenn man auch von den Worten nichts weiter verſtehen konnte, als zuweilen ein beſonders laut betontes, wie Zerknirſchung, Sünde, Durchbruch und Gnade.

Der Knabe zuckte die ausgeſtreckte Hand zurück, hängte ſich an das Gitter feſt, wobei die Spitzen ſeiner Füße auf der Steineinfaſſung des Hauſes ruhten. Es mochte zehn Minuten dauern, ehe das Lied drinnen beendigt war; dann räuſperte ſich die näſelnde Stimme, gerade als wenn ſie ſich zu einem neuen Geſang anſchicken wollte; doch kam es nicht dazu, denn man hörte nun eine andere Stimme, eine weibliche, ſagen: „Na,

jetzt gib Ruhe, Zacharias, ich und die Kinder, wir wollen ſchlafen, und du brauchſt dir nicht einzubilden, daß dich Jemand ſingen hört. Alſo ſpar' meine Kerze, ſowie deinen Athem, und komm' ins Bett."

Die näſelnde Stimme murmelte eine Antwort, von der man nur den Schluß verſtand, der mit lauterem Tone geſprochen wurde: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Verſuchung fallet, denn der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach."

„Das weiß Gott!" ſeufzte die Weiberſtimme.

„Und der böſe Geiſt geht um, zu ſehen, wen er verſchlinge."

„Ach was!" entgegnete ärgerlich die weibliche Stimme; „da trau' ich dem böſen Geiſt einen beſſern Geſchmack zu, als daß er ſich an eurer Sippſchaft verluſtiren möchte. Ich ſage dir, komm ins Bett, oder —"

Ein paſſenderer Augenblick, um anzuklopfen, kam in heutiger Nacht nicht wieder; der Knabe ſtreckte deßhalb ſeinen Arm abermals durchs Gitter und klopfte nun ein paar Mal ſehr vernehmlich auf die Scheiben.

„Gott im Himmel!" ſagte die näſelnde Stimme ſehr kleinlaut, „haſt du das Klopfen gehört? Alle guten Geiſter —"

„Unſinn!" rief die Frau, „da draußen treibt ſich nichts Geiſtiges herum; das wird dein liederlicher Geſelle ſein, der beduſelt heimkommt, aus irgend einer Betſtunde, daß ſich Gott erbarm! Den haſt du auf dem Gewiſſen, Zacharias, denn wie der Herr, ſo 's Geſchärr! das Sprüchwort könnteſt du dir beſonders merken."

„Der Geſelle hat einen Hausſchlüſſel," entgegnete der Meiſter ſehr kleinlaut.

„Nun, da wird es der Gottſchalk ſein, der die neun Uhr verſäumt hat und nun herein will.“

„Das iſt wahr,“ hörte man den Meiſter in lauterem Tone ſprechen; „das wird der gottloſe Bube ſein. Wo iſt mein Ellenmaß? Na, ich werde dir helfen, in ſpäter Nacht die Leute durch Klopfen an die Fenſter zu erſchrecken!“

„Soll der arme Teufel vielleicht im Regenwetter draußen bleiben?“

Jetzt hörte man drinnen einen Stuhl rücken, und gleich darauf erſchien der Kopf, dem die näſelnde Stimme gehörte, an dem Fenſter. Es war Meiſter Schwörer; und wenn dieſer würdige Schneidermeiſter, ſchwarz angezogen, mit wohlgekämmtem Haar und ſanftem, niedergeſchlagenem Blick, nicht ſchön zu nennen war, ſo ſah er heute Abend in der weißen Nachtmütze und einer braungewürfelten Zitzjacke wie eine Vogelſcheuche aus, oder vielmehr genau wie einer jener Spielzeugmänner, die aus einem kleinen hölzernen Kaſten emporſchnellen. Ebenſo plötzlich fuhr er in die Höhe und machte auch eine ähnliche Wirkung des Schreckens auf den Knaben; denn als der Meiſter drinnen ſo plötzlich auftauchte, fuhr der Lehrling draußen wie entſetzt zurück.

„Richtig, er iſt's!“ ſagte die näſelnde Stimme; „na, warte, gottloſe Kröte!

„Wirf' ihm den Hausſchlüſſel hinaus und halte Frieden!“ ermahnte mürriſch die Frau, die augenſcheinlich in ihrem Bette lag; denn die ſonſt kräftige Stimme ſchien gedämpft durch Vorhänge und Kiſſen.

Meiſter Schwörer ſchien jedoch durchaus keine friedlichen Gedanken zu haben, obgleich ſeine Augen in ſtiller Freude leuchteten. Aber es war dieſelbe Freude, die wir in dem

Blicke eines hungrigen Wolfes ſehen, oder eines blutdürſtigen Banditen, der, ſein Opfer anſtarrend, langſam nach ſeinem Meſſer greift. Letzteres that nun freilich Meiſter Schwörer nicht, hatte aber auch nicht nöthig, nach einem Meſſer oder ſonſtigen Schneideinſtrumente zu ſuchen, denn die Natur hatte ihm eine Naſe verliehen, welche lang hervorſtehend, ſcharf und ſpitzig war, ja förmlich wie ein gekrümmter Dolch ausſah, das Entſetzen ſeiner Lehrjungen und ſämmtlicher Kinder der Nachbarſchaft.

Jetzt öffnete er das Fenſter ein klein wenig, viel brauchte er nicht, um ſeine Naſe durchzuſtecken.

„So," ſagte er alsdann, und ſeine Stimme näſelte ſo furchtbar, daß es klang wie das Kollern eines Truthahns, „du biſt draußen, Gottſchalk?"

„Ja, Meiſter," antwortete demüthig der Knabe.

„Und es regnet wohl recht brav? Und du biſt ſchon ziemlich naß geworden?"

„Ja, Meiſter."

„Ei, ſieh' doch! Haſt du nicht in der Schule bis Neune zählen gelernt? Oder weißt du, gottvergeſſener Strick, nicht, daß um neun Uhr die Hausthür zugeſperrt wird? — Morgen will ich dir einen Hausſchlüſſel anbieten, weißt du, ſo einen von zwei Schuhen, biegſam und doch recht dick."

„Ach, Herr Meiſter," erwiderte der Lehrjunge, offenbar mit einer affektirt kläglichen Stimme, „ich war zu Hauſe, ich habe das kleine Kind herum tragen müſſen, und da habe ich nicht gehört, wie es neun Uhr ſchlug."

„Du haſt das kleine Kind herumtragen müſſen! Und wo war denn dein Herr Papa, der ſaubere Jägersmann?"

„Was geht das dich an, Zacharias?" ſagte hier wieder

ärgerlich die Frau; „gib ihm endlich den Schlüssel und mach das Fenster zu!“

„Und ich sollte keinen Versuch machen,“ versetzte heuchlerisch der Meister, während er seine Augen gen Himmel hob, „diese kleine, zu drei Vierteln verlorene Seele durch gute Ermahnungen noch zu retten? — Gottschalk heißest du,“ fuhr er im Predigertone fort, „Gott weiß nichts von dir, aber der Schalk sitzt in deinem Herzen. Warum warst du nicht in der Erbauungsstunde für christliche Lehrlinge, die wir gegründet? — O nein, das paßt dir nicht! — An so was zu denken hast du nicht die Zeit; denn dein Kopf steckt voll von andern Dingen. Ist's nicht so, Gottschalk?“

„Ja, Meister.“

„Hast du nicht heute wieder in die Rocktasche Seiner Hochehren unseres würdigen Herrn Pfarrers einen schmutzigen Theaterzettel gesteckt, zum Grauen dieses frommen Mannes? Hast du's nicht gethan?“

„Gewiß nicht, Meister, ich hab' es nicht gethan.“

„So hat es der Danziger gethan, aber du hast darum gewußt, und der Hehler ist wie der Stehler. — Wer hat dagegen heut Abend meinen armen Ludolf gepufft?“

„Zacharias, ich sage dir, mach das Fenster zu!“

„Er hat ihn gepufft!“ fuhr der Meister, ins Zimmer gewendet, heftiger fort.

„Ja, Meister, aber er hat mich gekratzt.“

„Himmlischer Vater! Er hat dich gekratzt, das harmlose Kind? Na, warte — morgen früh! Ich will dich bepuffen. Morgen —“

„Kannst du thun, was du willst,“ rief ärgerlich die Frau;

„aber jetzt ſchließ' das Fenſter und laß das Kind herein — oder —"

„Ja, hereinlaſſen muß ich dich alſo," ſagte der Meiſter erbittert, wobei ſeine Augen funkelten, wie die einer böſen Katze. „Aber hinauslaſſen werd' ich dich bald wieder, darauf kannſt du dich verlaſſen, mein Gottſchalk! Das kleine Kind haſt du herumtragen müſſen?"

„Ja, Meiſter."

„Während dein ſauberer Papa im wilden Jäger gezecht? O! das iſt ſelbſt ein wilder Jäger, und deßhalb kann man dir deine Sündhaftigkeit eigentlich nicht ſo übel nehmen. Aber ich will nicht Theil haben an den Thaten der Gottloſen, ich waſche meine Hände. Morgen kannſt du heimziehen und meinetwegen ein Jägerburſche werden; du biſt ein junger Satan und gehörſt in des Teufels Revier, das da anfängt im finſteren Walde, wo die Jägersleute zu Hauſe ſind und nächtlich mit dem Böſen verkehren."

„Zacharias!" rief jetzt die Stimme aus dem Bette in ſo drohendem Tone, daß der Meiſter zuſammenfuhr und den Hausſchlüſſel emporhob, welchen er in der linken Hand hielt; doch ehe er ihn durch die Fenſterſpalte ſchob und dem vor Angſt und Kälte zitternden Knaben in die Hand gab, konnte er ſich nicht enthalten, ingrimmig hinaus zu näſeln und zu ziſchen: „Wenn dich nur einmal vor meinen Augen leibhaftig der Teufel holen wollte!"

Das ſprach Meiſter Schwörer, und dabei beugte er ſein ſpitzes, hageres Geſicht durch das Fenſter hinaus, ſo daß ihm der kalte Wind und die Regentropfen, welche derſelbe vor ſich her jagte, um die ſcharfe Naſe ſpielten. Aber es war nicht Kälte und nicht Regen, was dieſe Naſe mit einem Male noch

ſpitzer und länger werden ließ, als ſie bisher ſchon war; auch war es nicht der Hauch der kalten Nacht, der ſein Geſicht plötzlich mit Todesbläſſe überzog, während ſeine Augen auf eine entſetzliche Art vor ſich hinſtarrten. — Dicht vor ihm an dem eiſernen Gitter unmittelbar hinter dem Knaben, der aber nichts davon zu ahnen ſchien, ſtand, wie aus der Erde emporgewachſen, eine lange, hagere Geſtalt, in einen rothen Mantel gehüllt, das Kinn umſchlungen von einem Tuche von derſelben Farbe, auf dem Kopfe einen röthlich braunen Hut.— So ſtand die Geſtalt da, ernſt und ſchweigend. Große glänzende, faſt glühende Augen blitzten unter dem Hutrande hervor, die Geſichtsfarbe war gelb, und unter der höhniſch aufgeworfenen Lippe hervor glänzten lange, ſchneeweiße Zähne.

Als der Knabe ſo mit einem Male das Geſicht ſeines Meiſters und Brodherrn ſich verändern ſah und dazu bemerkte, wie deſſen Augen ſtarr in die Nacht hinausblickten, da war nichts natürlicher, als daß er ebenfalls ſeinen Kopf herumwandte; doch hatte er nicht ſo bald die lange, ſchweigſame Geſtalt hinter ſeinem Rücken geſehen, als er mit einem Schrei des Entſetzens das Gitter losließ und wimmernd an der Mauer niederglitt. Einen nicht minder lauten Schrei ſtieß auch Meiſter Schwörer aus, nachdem er das Phantom eine Sekunde lang angeſtarrt, drückte alsdann haſtig das Fenſter zu, löſchte das Licht aus und eilte zitternd und mit ſchlotternden Knieen dem Bette zu, wo ſeine Ehehälfte, durch den doppelten Schrei erſchreckt, in die Höhe gefahren war.

„Haſt du's gehört?" ächzte er; „haſt du's gehört?"

„Und was ſoll ich gehört haben?" rief Madame Schwörer, wobei ſie den Gemahl kräftig abwehrte, der über alle Hinderniſſe hinweg das ſichere Aſyl zu erreichen trachtete.

„Deine dummen Reden habe ich gehört, was iſt denn ums Himmels willen geſchehen?“

„O, ich Elender!“ rief zähneklappernd der Schneider; und da er in dieſem Augenblicke ſeinen Kopf in die Kiſſen verbarg, ſo klang ſeine Rede nur wie ein dumpfes Murmeln und Gurgeln. „Dem Teufel hab' ich gerufen, er ſolle den Gottſchalk vor meinen Augen holen — und der Teufel — hat ihn geholt.“

„Zacharias, du biſt ein Narr!“ ſprach die Frau ſcheinbar mit großer Entſchiedenheit, doch hatte ihre Stimme nicht den gewohnten feſten Klang.

„Er hat ihn geholt!“ ſtöhnte der Meiſter. „Sah ich ihn doch vor dem Fenſter ſtehen in ſeiner rothen Höllenlivree; ſah ich doch ſein grinſendes Maul, die Hörner auf ſeinem Kopfe und die Krallen, mit denen er den Gottſchalk ergriffen. Oh! — oh! oh!“

„Wenn du nicht plötzlich übergeſchnappt biſt, Zacharias, ſo weiß ich nicht, was du geſehen.“

„Den Teufel! den Teufel! O, daß ich ein Sünder bin, daran habe ich ja nie gezweifelt.“

„Das iſt wieder einmal ein vernünftiges Wort,“ erwiderte die Frau, wobei ſie, obgleich ſcheu um ſich blickend, doch die Bänder ihrer Nachtmütze feſt anzog und, wenn auch langſam, Anſtalt machte, aus dem Bette aufzuſtehen.

„Der Teufel! der Teufel!“ jammerte der Schneider. „Aber bin ich ſo verworfen, daß er es wagt, vor mir zu erſcheinen? Bin ich nicht fromm geweſen, wie Einer, habe die Betſtunde beſucht, habe fleißig beigeſteuert zu Bibel- und Miſſions-Geſellſchaften, habe ich das nicht, Frau? Gib du ſelbſt mir das Zeugniß.“

„Ja, das haſt du. Zu viel, viel zu viel," entgegnete Madame Schwörer, die nun vor dem Bette ſtand und ihre Schuhe ſuchte. „Aber, ich ſage dir, Zacharias, mach' meinen Kopf nicht noch verwirrter, als er mir anfängt zu werden. Wo iſt der Gottſchalk?"

„Der Teufel hat ihn geholt, der leibhaftige Teufel! Und ich habe ihn herbeigerufen. Oh! oh! oh!"

„Das wollen wir bald erfahren."

„Weib!" ſchrie entſetzt der Schneider, „du willſt doch nicht hinausgehen? in die Nacht hinaus, wo der Böſe umgeht?"

„Der thut mir nichts," entgegnete kopfſchüttelnd die Frau; dann zündete ſie das Licht wieder an, nahm ein warmes Tuch um und leuchtete vorſichtig zum Fenſter hinaus. Da war Alles ſtill und ruhig, vor dem Gitter war weder eine geſpenſterhafte Geſtalt, noch etwas von dem Knaben zu ſehen; an den Eiſenſtäbchen lief der Regen herunter und glänzte im Wiederſcheine der brennenden Kerze.

„Nichts?" fragte ängſtlich Meiſter Schwörer von dem Bette her.

„Nicht das Geringſte," erwiderte die Frau.

„Gott! o Gott! Und kein Schwefelgeruch?"

Die Frau gab keine Antwort, doch ſchüttelte ſie ernſtlich beſorgt mit dem Kopfe und ſagte: „An deinen Teufel glaube ich nicht; wenn nur ſonſt dem armen Buben kein Unglück geſchehen iſt."

Damit zog ſie das Tuch feſter um ſich, nahm den Hausſchlüſſel und trat auf die Straße. Dort fegte der Wind von den naſſen Dächern herab und ſtürzte ſich mit Regen vermengt auf das triefende Pflaſter. Die Dachröhren goſſen und ſpru-

delten nach wie vor, die Wetterfahnen drehten ſich krächzend herum, und das war auch alles Leben, was die Stille der Nacht unterbrach. Die Frau ſchützte das Licht mit der Hand, damit der Wind es nicht ausblaſe, und leuchtete vor dem Fenſter auf dem Boden umher. Da war aber nichts ſichtbar, als der glänzende Wiederſchein der kleinen Flamme, die einen zitternden Lichtkreis auf dem Boden bildete, wenige Fuß breit, rings umlagert und angeglotzt von der dunklen Nacht. Zeitweiſe hörte der Wind auf zu brauſen, und die Wetterfahnen ließen ihr Krächzen nicht mehr hören. Vielleicht thaten ſie das im gegenwärtigen Augenblicke aus Ehrfurcht vor ihrer alten Bekannten, der Glockenuhr, die jetzt langſam aushob und die Mitternachtsſtunde anzeigte.

Zweites Kapitel.

Fremde Umgebungen.

Wenn der geneigte Leſer am Schluſſe des vorigen Kapitels vielleicht mit einiger Spannung oder Gefühlen des Mitleids für den armen Schneiderjungen verblieb, ſo macht das ſeinem Herzen alle Ehre; doch ſind wir weit entfernt, daraus den Schluß ziehen zu wollen, als glaube er in unſerem aufgeklärten Jahrhundert an ein Sichtbarwerden des Teufels. Auch wir glauben nicht daran und wollen deßhalb dem freundlichen Leſer gerne eine kurze Erklärung geben, daß Gottſchalk nicht vom Teufel geholt wurde. Die Geſtalt aber, die in der Mitternachtsſtunde vor dem Gitter erſchien, an welchem der Knabe hing, kann auf keinen Fall weggeläugnet werden, und wenn auch der Lehrjunge nicht die Augen des Meiſters hatte und deßhalb weder Hörner noch Krallen entdeckte, ſo ſah er doch ein unheimlich langes Etwas hinter ſich ſtehen, mit einem hageren Geſichte, aus welchem große glänzende Augen ihn feſt anſchauten. Daß er hierüber erſchrak, das Gitter losließ

und auf den Boden niederglitt, ist durchaus nichts so Wunderbares; mancher Größere hätte es an seiner Stelle gerade so gemacht und wäre wahrscheinlich augenblicklich davon gelaufen, was Gottschalk aber nicht that; er lehnte sich vielmehr mit dem Rücken an die Mauer und sah seinerseits die Gestalt fest an. — Als der Schneider drinnen rief: „Der Teufel! der Teufel!“ glitt ein verächtliches Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er sagte mit ruhiger Stimme: „Du wirst doch wohl nicht glauben, was der da drinnen spricht? Ich bin weder der Teufel, noch sonst was Schlimmes, wollte, wie jeder andere Christenmensch, nach Hause gehen und blieb noch einen Augenblick an dem Fenster stehen, um den Spektakel zu hören.“

Der Lehrjunge hatte von seinem Vater eine gute Portion kecken Jägerblutes geerbt und fürchtete sich mehr vor der Elle des Meisters, sowie vor dessen dolchartiger Nase, als vor dem Teufel. Alles war auf so gutem Wege gewesen, er hatte schon den Hausschlüssel blinken sehen, und selbst die Strafpredigt des Meisters war bei ihrem gewöhnlichen Schlusse angelangt, wo er den Teufel ersuchte, Gesellen, Lehrjungen, kurz, wer ihn gerade ärgerte, Frau und Kinder nicht ausgenommen, augenblicklich zu holen. Da kam jener Zwischenfall, das Fenster flog klirrend zu, und das Licht erlosch.

Die lange Gestalt zog ihren Mantel, der in der That ein rothes Unterfutter hatte, fester um sich und sagte: „Ich habe keine Lust, hier länger im Regen zu stehen, und mag einen so kleinen Menschen, wie du bist, doch auch nicht in Sturm und Nacht allein lassen. Du bist der Lehrjunge des Meisters?“

„Ja, Herr,“ versetzte der Knabe mit einem trostlosen Seitenblicke auf das dunkelgewordene Fenster.

„Und warum bist du nicht zur Zeit nach Hause gegangen?“

„Ich habe bei meiner Mutter das Bübchen herumtragen müſſen und habe mich geirrt, als es neun Uhr ſchlug. Es mochte halb Zehn ſein, als ich hieher kam," ſetzte er faſt weinend hinzu.

„Caracho!" ſprach der Fremde, indem er die Augenbrauen hoch emporzog. „Und ſo ſtehſt du über zwei Stunden hier im Regen! — Ich will dir was ſagen: Komm mit mir, da kannſt du wenigſtens trocken und warm ſchlafen. Wir wollen deine Angaben unterſuchen und dich dann morgen früh kräftiglichſt bei deinem Meiſter entſchuldigen. Aber," fuhr die Geſtalt nach einer Pauſe fort, wobei ſie mit feierlichem Ernſte zwei hagere Finger in die Höhe ſtreckte, „eine Lüge darfſt du mir nicht geſagt haben, beim Cid! eine Lüge würde ich dir nicht verzeihen. Ich haſſe das Lügen wie den Teufel! — Willſt du nun mit?"

„Gelogen habe ich nicht," erwiderte der Knabe: „aber wie ſoll ich mit Ihnen gehen, da ich Sie gar nicht kenne?"

Der Andere lachte bei dieſen Worten eigenthümlich, lüpfte ſeinen Radmantel etwas auf der rechten Schulter und warf ihn dann mit ſolcher Geſchicklichkeit um ſeinen Hals herum, daß er das Kinn bis zum Munde wie ein großes Tuch verdeckte. „Das kannſt du halten, wie du willſt," ſagte er darauf; „ich habe dir das Anerbieten gemacht, weil ich bei ſolchem Wetter und zu dieſer Stunde einen Hund nach Hauſe tragen würde, der winſelnd vor der verſchloſſenen Hausthüre ſäße. Du biſt am Ende noch mehr werth als ein Hund, haſt auch Verſtand und Beine, welche von dieſem Verſtande regiert werden. Willſt du alſo ins Trockene kommen, ſo magſt du mir folgen. Wo nicht, ſo habe ich wenigſtens das Meinige gethan."

Dieſe Worte ſprach die Geſtalt mit hoch erhobenem Kopfe und ſehr feierlichem, aber dabei gutmüthigem Geſichtsausdruck, und als ſie ſolche geſprochen, winkte ſie leicht mit dem Kopfe und ſchritt trotz des ſtrömenden Regens langſam die Straße hinab.

In dieſem Augenblick beleuchtete ſich das Fenſter des Meiſters Schwörer wieder, und Gottſchalk, der einer neuen Strafpredigt, ja, der kräftigſten Anwendung des Ellenmaßes zuverſichtlich entgegen ſah, kratzte ſich verlegen in den Haaren und bedachte, daß der Fremde, wenn er ihm hätte ein Leid thun wollen, ihn ja gewaltſam mitnehmen konnte. — Dabei glaubte er auch ſchon die ſchlurfenden Schritte des Meiſters zu vernehmen, weßhalb er ſich kurz entſchloß, den Kragen ſeines Jäckchens feſt am Halſe zuſammen zog und mit einem ziemlich krummen Rücken der langen Geſtalt nachtrabte.

Dieſe hatte ſchon das Ende der Straße erreicht und bog, ohne ſich umzuſchauen, nach rechts ab. Bald indeſſen war der Knabe dicht hinter ihr und ließ nun vom Laufen ab, um, langſamer gehend, ſeine neue Bekanntſchaft ſich nochmals ſorgfältig anzuſehen. Der Fremde war, wie ſchon mehrmals bemerkt, von außergewöhnlicher Größe und erſchien jetzt in dem langen Mantel, der ihm bis an die Füße reichte, und bei dem ungewiſſen Schein eines flackernden Gaslichtes noch länger, faſt unheimlich. Obgleich er langſam dahin ging, machte er doch ſo weite Schritte, daß ſich der Knabe anſtrengen mußte, um ihm zu folgen. In der linken Hand ſchien die Geſtalt einen großen Stock zu tragen, den ſie bei jedem Schritte gleichförmig und taktmäßig auf das Straßenpflaſter niederſetzte. Gewiß war es, daß ſie die Schritte des Knaben hinter ſich hören mußte, doch wandte der Mann im Mantel nicht ein einziges Mal

ſeinen Kopf herum, ſondern ging ruhig ſeines Weges, bald rechts, bald links, und hatte nach einer Viertelſtunde das höher gelegene, reichere Stadtviertel, wo unſere Geſchichte begann, verlaſſen und ein Labyrinth von engen Gäßchen erreicht, welche die alte Stadt bildeten und in einem ziemlich weiten Umkreiſe das Rathhaus und den alten Marktplatz umſchloſſen. Hier, wo die Häuſer enger bei einander ſtanden und die Gaſſen ſo ſchmal waren, auch in Schlangenlinien fortliefen, daß das Gaslicht auf größere Strecken gar keine Wirkung mehr thun konnte, war es am heutigen Abend, bei dem immerfort niederſtrömenden Regen recht unheimlich und traurig. Auch ließ ſich kein menſchliches Weſen im Freien ſehen, ſelbſt nicht einmal der Nachtwächter, der augenſcheinlich ſeine Stunde aus irgend einem Hausgange hervor abrief, welcher ihn vor dem Unwetter ſchützte.

So gingen die Beiden noch eine Zeit lang dahin; dann blieb der Mann im Mantel vor einem großen alterthümlichen Hauſe ſtehen, mit einer gewaltigen Front, mit unregelmäßig angebrachten, aber weiten und hohen Fenſtern, der man aber deutlich anſah, daß ſie die Rückſeite eines weitläufigen und großen Gebäudes bildete. Hier war auch keine Hausthür, ſondern ein großes Thor mit morſchen Holzflügeln, die etwas ſchief in ihren Angeln hingen und halb geöffnet waren. Wenn man näher trat, bemerkte man wohl, daß eine vollſtändige Schließung dieſes Thores ohne vorherige Wegräumung eines Haufens Schutt, der ſich nach und nach im Thorweg angeſammelt hatte und am Eingange einen förmlichen kleinen Hügel bildete, nicht gut möglich war. Der Mann im Mantel blieb einen Augenblick ſtehen und blickte zum erſten Mal auf ſeinen kleinen Gefährten hinab, der, die Hände in den Hoſentaſchen

durchnäßt und triefend neben ihm ſtand; dann ſagte er: „Gut, daß du mir gefolgt biſt; es ſoll dich nicht gereuen. Jetzt werden wir gleich im Trockenen ſein. Da du aber aus leicht begreiflichen Gründen die Lokalität meines Hauſes nicht kennſt, ſo gebe ich dir den guten Rath, den Zipfel meines Mantels zu faſſen, ihn nicht loszulaſſen und genau hinter mir drein zu gehen. — So! haſt du gefaßt? — Nun halte dich recht feſt.“

Damit ging die Geſtalt zwiſchen den weit genug offenſtehenden Thürflügeln durch, trat unter einen ganz finſteren Thorweg, und von da kamen Beide in einen ziemlich großen Hof, von ſo rieſenhaften Hauswänden gebildet, daß man hier kaum die Hand vor den Augen ſah und nur die ſeltſam gezackten Giebel und Dächer erkennen konnte, wenn man lange genug in den etwas helleren Nachthimmel hinauf blickte.

Der Knabe hielt ſich feſt an den Mantel, und trotz der kühlen Nachtluft fing er an, warm zu werden. Wenn er ſeine ſcharfen Augen aufmerkſam rechts und links in die Finſterniß hineinbohrte, glaubte er allerlei abſonderliche und merkwürdige Gegenſtände und Geſtalten zu entdecken. Dabei war der Weg ſo uneben, daß er häufig ſtolperte und gewiß öfters hingefallen wäre, wenn er den Mantelzipfel losgelaſſen hätte.

Jetzt erreichten ſie das Ende des Hofes, traten durch eine Thür, und dann ging es eine ſchlüpfrige Wendeltreppe hinan. Gottſchalk wagte auch hier nicht, den Mantel loszulaſſen; denn wenn auch das Treppenhaus ein paar kleine Fenſter hatte, ſo war doch die Nacht zu dunkel, um irgend etwas erkennen zu laſſen. Glücklicher Weiſe für ihn war nun nach kurzer Zeit das Ziel der Wanderung erreicht; denn der Muth des kleinen Knaben fing an, wankend zu werden, und ein gewiſſes Schlucken,

das ihn unwillkürlich ankam, war ein ſicherer Vorbote von Thränen.

„So!“ ſagte der Mann im Mantel, „da wären wir. Jetzt noch ein paar Schritte ins Zimmer hinein, und dann bleibe ruhig ſtehen, bis ich Licht gemacht habe.“

Es iſt nun ein ganz eigenthümliches Gefühl, im Dunkeln in eine fremde Umgebung zu kommen und dieſelbe bei aufflammendem Lichte auf einmal zu überſehen. Der kleine Knabe machte es, wie es vielleicht mancher Erwachſene gemacht haben würde: er ſchloß feſt die Augen, und erſt als er an einem röthlichen Scheine vor denſelben bemerkte, daß die Finſterniß gewichen ſei, blickte er um ſich.

Er befand ſich in einem ziemlich großen, viereckigen Gemache mit gewölbter Steindecke, die von vier Pfeilern getragen wurde, welche die Ecken des Zimmers bildeten und mit feſten Wänden verbunden waren. Drei dieſer Wände beſtanden aus Mauerwerk, auf dem man Spuren von Tapeten ſah, die vierte aber war ein Holzverſchlag mit einer kleinen Thür, die in ein Nebenzimmer, das Schlafgemach des Bewohners, führte. Das Ameublement im erſten Zimmer beſtand aus einem großen Tiſche, der in der Mitte ſtand, mit einem grünen Teppich bedeckt, auf welchem Bücher und Schreibmaterialien lagen. In der einen Ecke befand ſich ein Kleiderkaſten mit einem Paar Stiefel, und der Eingangsthür gegenüber war ein großer altmodiſcher Kamin, der aber des theuren Brennmaterials wegen nicht mehr gebraucht zu werden ſchien; vielmehr hatte man einen eiſernen Ofen vor ihn hingeſtellt, deſſen Rohr in den Kamin hineinführte. Ueber demſelben hing ein altes Bild, welches die Aufmerkſamkeit des Knaben mehr als alles Uebrige in Anſpruch nahm. Es war das Bruſtbild der lebensgroßen

Figur eines Mannes in maleriſchem Koſtüme früherer Zeiten, ſeidenem Mantel und großer Halskrauſe, über welche ein langes ſchmales Geſicht faſt drohend herab blickte. Das Geſicht hatte große glänzende Augen, eine bleiche Farbe und einen ſchwarzen Schnurr- und Knebelbart, die Spitzen des erſteren waren ſcharf aufwärts gedreht. Das Bild war umgeben von einem geſchnitzten Holzrahmen, deſſen Vergoldung verblichen und abgenutzt war und jetzt ſtatt Glanz nur noch rothe Flecken zeigte.

Was eigentlich die Aufmerkſamkeit des Knaben ſo beſonders auf das Bild wandte, war die auffallende Aehnlichkeit deſſelben mit dem Mann im Mantel, der ihn hieher geführt. Gab man dieſem die ſonderbaren Gewänder und die Halskrauſe, ſo hätte man darauf ſchwören können, er habe dem Maler zu jenem Bilde geſeſſen. Doch ſah man bei näherem Betrachten auch ſonſt noch einen kleinen Unterſchied. Das Bild blickte ſtarr, finſter, unbeugſam, wogegen der Mann im Mantel, der dieſen indeſſen abgelegt hatte, trotz aufwärts gekehrtem Schnurrbart, trotz dem hageren Geſichte mit den glänzenden Augen, etwas ſehr Freundliches, ja, Gutmüthiges in ſeinen Mienen hatte; beſonders jetzt, als er auf den kleinen, fröſtelnden Buben zutrat, ihm ſanft über das Haar ſtrich, weniger um dies zu thun, als um ſeinen Kopf in die Höhe zu heben und ihm bequemer in das gute, kindliche Geſicht ſehen zu können. Mit dem, was er geſehen, ſchien er auch vollkommen zufrieden; denn er ſchritt alsdann eilig nach dem Ofen, warf einige Stücke Holz in die glühenden Kohlen und ging eilig in ſein Schlafzimmer, von wo er gleich darauf mit einem langen Pelzrocke zurück kam.

„So, mein kleiner Mann," ſagte er; „jetzt iſt es vor allen Dingen ſehr nothwendig, daß du dich ausziehеſt, damit wir

ſehen, wie tief der fatale Regen durch deine Umhüllung gedrungen iſt."

Damit hatte er ihn an den Ofen geführt, und nachdem der Bube ſein Jäckchen aufgeknöpft, fuhr er kopfſchüttelnd fort:

„Mir ſcheint, der Regen iſt ſo weit gedrungen, bis ihm die Natur ſelbſt Halt gebot. Nun, das geht in einem hin, du biſt ein verſtändiger Knabe, das ſeh' ich dir ſchon an, und während ich im Nebenzimmer meine Stiefel ausziehe, legſt du Hoſen, Schuhe, kurz, alles von dir, was naß iſt. Hier haſt du ein Hemd, und damit kannſt du ſehen, wie du zurecht kommſt."

Der lange Mann ging ins Nebenzimmer, und Gottſchalk, ehe er begann, deſſen Rath zu befolgen, ſah noch einmal aufmerkſam im Zimmer umher, vor allen Dingen auf den finſteren Mann über dem Kamin, der ihn forſchend anblickte; dann, da es ihn ſehr ſtark zu frieren anfing, zog er ſeine Schuhe aus, hierauf die ſehr kurzen Höschen, dann auch das Hemd, und begann einen Eingang in das Gewand gleichen Namens zu ſuchen, welches ihm der lange Mann hingereicht. Erſt nach ziemlicher Mühe gelang ihm das, und als er ſo mit dem übergroßen Hemde bekleidet war, gewährte er einen wahrhaft komiſchen Anblick.

Das mochte auch der Fremde denken, der nun ins Zimmer trat, denn er machte ein außerordentlich freundliches Geſicht, ja, lächelte ein wenig, als er einen der großen Lehnſtühle näher an den Ofen ſchob, dem Knaben in den Pelzmantel hineinhalf und ihn dann niederſitzen ließ. Der Stuhl war ſo lang, daß die Füße des kleinen Buben noch vollkommen Platz auf dem Sitze hatten. Der Mann ſchlug den Pelzmantel um ihn herum und von unten wieder zurück bis über die Kniee,

und ſo dauerte es denn gar nicht lange, bis eine behagliche Wärme den Körper des Knaben durchſtrömte.

Das friſche Kindergeſicht mit den großen braunen Augen ſchaute gar komiſch aus dem alten Pelze hervor, und als Gottſchalk ſah, wie der fremde Mann, der neben ihm am Kamine ſtand und ſich mit einer blechernen Kaffeemaſchine zu ſchaffen machte, ihn zuweilen ſo liebreich anblickte, da lächelte auch er aus vollem Herzen und recht vergnügt; und ſo gaben die Drei, nämlich der lange Mann, der rundbackige lachende Knabe im Pelzrock und der ernſte Kopf über dem Kamin ein gar hübſches Bild.

Was der Erſtere indeſſen in ſeiner Kaffeemaſchine zubereitete, roch ſo appetitlich, daß der Knabe zuweilen den Kopf dorthin wandte, um von dem Dufte etwas einzuſaugen. Jetzt wurde dieſer dampfende Inhalt des Blechgefäßes in zwei Gläſer gegoſſen, von denen der Fremde eines auf das Kamingeſims ſetzte, das andere aber dem Buben in die Hand gab mit der Ermahnung, es auszutrinken, ſo lange es noch recht warm ſei, — ein Rath, den dieſer auch alsbald befolgte, und worauf er dann fühlte, wie eine unendlich behagliche, ja, wohlthuende Wärme ſeinen Körper durchſtrömte.

„So!“ ſagte der lange Mann, nachdem er aus dem andern Glaſe einen ebenfalls tüchtigen Zug gethan, dann mit den Lippen geſchmatzt und ſich den Schnurrbart abgewiſcht hatte, „das wird wohlthuend von innen heraus wirken, während der Pelz von außen hinein wärmt.“

Bei dieſen Worten zog er den andern Lehnſtuhl an den Ofen, ließ ſich darauf nieder und ſtreckte die Beine ſo weit von ſich, daß der Knabe dieſer Bewegung mit einigem Schrecken folgte und ſchon glaubte, wenn das mit dem Ausſtrecken

noch eine Zeit lang ſo fortginge, ſo müßten die Füße des Mannes unbedingt die gegenüberliegende Wand erreichen. Sie hielten aber noch zu rechter Zeit an, und das beruhigte den Knaben wieder.

Der Mann hatte ihn einige Minuten lang forſchend betrachtet, während er ſeinen rechten Arm auf die Lehne ſtützte und den Kopf darauf niederſinken ließ.

„Alſo du haſt das Bübchen herumtragen müſſen?“ fragte er nach einer Pauſe. „Und wie alt iſt denn das Bübchen?“

„Es wird im nächſten Sommer zwei Jahre alt,“ erwiderte der Knabe, „und wenn man ihm einen Finger feſt hinreicht, oder in den Hundeleitriemen einhängt, ſo macht es auch ſchon Verſuche, allein herumzugehen. Aber das geht noch nicht recht, und es purzelt gleich hin.“

„Und trägſt du oft das kleine Bübchen herum?“ forſchte der Andere weiter.

„Wenn mich der Meiſter zuweilen um ſieben Uhr gehen läßt, und ich komme nach Haus, ſo iſt die Mutter froh darum; denn während ich das Bübchen herumtrage oder mit ihm ſpiele, hat ſie beſſere Zeit, für die andern Kinder das Nachteſſen zu beſorgen, weil Judica meiſtens ſpät von der Nähterei heimkommt.“

„Das iſt wohl deine Schweſter?“ fragte der lange Mann. „Ein ſonderbarer Name, Judica!“

„Freilich iſt es meine Schweſter,“ lachte der Knabe, „und den Namen hat der Vater erfunden; es hat aber auch Zank zwiſchen ihm und der Mutter, ſogar einen kleinen Wortwechſel mit dem Herrn Pfarrer gegeben; denn auch den andern Kindern hat er ſo komiſche Namen beigelegt.“

„Und wie heißt du denn?“

„Eigentlich heiße ich Gottſchalk; aber getauft bin ich Gottſchalk Oculi; die Mutter ruft mich mit dem Namen Gottſchalk, der Vater aber mit dem andern; doch die Mutter kann das nicht recht leiden, denn ſie behauptet, Oculi ſei nichts Beſſeres, als ein Hundename.“

„So ſeid ihr wohl euer vier Kinder?“ bemerkte der lange Mann nach einer kleinen Pauſe.

„Ja wohl, Herr.“

„Und das dritte iſt ein Mädchen?“

„Ja wohl, Herr.“

„Wahrſcheinlich mit dem Beinamen Lätare?“ bemerkte der lange Mann lachend.

„Woher wißt Ihr das, Herr?“

„O, ich kann es mir denken. Und das Bübchen heißt Palmarum?“

„Ja, Herr, Franz Palmarum.“

„Und wie heißt ihr alle mit einander? Das heißt, wie iſt euer Familienname?“

„Ich heiße Gottſchalk Brenner, und ſo heißen auch die andern,“ ſprach das Kind. „Der Vater iſt der herrſchaftliche Jäger Brenner und dient beim Freiherrn von Breda. Ein recht braver Herr, und wenn er mir auf der Gaſſe begegnet und erkennt mich, was zuweilen vorkommt, ſo ſchenkt er mir einen Groſchen.“

„Und wie ging es denn zu,“ fragte der lange Mann nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „daß du zu Meiſter Schwörer in die Lehre gekommen biſt? Hatteſt du Luſt, ein Schneider zu werden?“

„So eigentlich nicht, Herr,“ meinte der Knabe, „ich wäre auch lieber ein Jäger geworden; aber die Mutter hat es durch-

geſetzt, denn ſie ſagte, Handwerk habe einen goldenen Boden; all' das Andere ſei nichts Solides, nicht die Jägerei und nicht die Künſtlerei und auch nicht die Schreiberei."

„Daran iſt etwas Wahres," ſagte nachdenkend der Mann; „aber du hätteſt ja Schloſſer werden können, oder Schreiner oder dergleichen. Warum auch gerade Schneider?"

„Der Meiſter Schwörer war dazumal mit meinem Vater gut Freund, kam häufig ins Haus und konnte nicht genug loben, wie ſchön es ſei, wenn man ein Schneider werde. Das ſei ein luſtiges und angenehmes Handwerk, ſagte er, da ſäße man den ganzen Tag mit andern jungen Leuten auf dem Tiſche der Werkſtatt und hätte Zeit, einander allerlei zu erzählen und luſtige Lieder zu ſingen. Arbeit ſei das Geſchäft eigentlich gar nicht zu nennen; denn ſo einen Stich zu machen, das gehe leicht von der Hand und ſei dabei eine ſehr geſunde Beſchäftigung. Der Vater meinte freilich wie Ihr, Herr, ein Schneider ſei doch eigentlich nichts Rechtes; aber das nahm Meiſter Schwörer recht übel und erzählte, was für merkwürdige Leute aus dem Schneiderſtand hervorgegangen ſeien. Ich weiß nicht mehr recht, vornehme Handelsherren, ja Künſtler und Tänzer. Auch ſeien Schneider bedeutende Perſonen in der Stadt; denn bei jedem tüchtigen Krawall, wo's auf viel Lärmen und große Reden ankäme, gäben ſie häufig den Ausſchlag."

„Aber was die Freundſchaft zwiſchen Meiſter Schwörer und deinem Vater anbelangt, ſo ſcheint ſie jetzt nicht mehr ſehr ſtark zu ſein; denn heute Abend am Fenſter habe ich allerlei Wort vernommen. Iſt's nicht ſo?"

„Ja wohl, Herr," ſagte der Knabe nach einer Pauſe ſchüchtern; „dafür, daß mich der Meiſter in die Lehre nahm, verſchaffte ihm mein Vater die Livree des Herrn Barons;

doch dauerte das nicht lange. Denn ſchon nach einiger Zeit beſchwerten ſich alle Bedienten, ſie hätten noch kein ſo ſchlechtes Tuch an ihren Röcken gehabt und noch nie ſo leichtſinnig genäht."

„Aber der Meiſter Schwörer iſt ein frommer Mann?"

„Ja, Herr, er ſagt es, geht auch viel in die Kirche und hält wöchentlich ein paar Mal Betſtunde im Hauſe, was aber die Meiſterin nicht leiden kann; denn ſie meint, dabei käme nichts heraus."

„So ſagt ſie?"

„Ja, ich habe es oft gehört. Früher, wo die Geſellen luſtige Lieder geſungen hätten, da ſeien die Nadeln nur ſo geflogen und die Stiche gleichförmig und feſt geworden; jetzt aber, wo der Meiſter, ſowie auch der Altgeſell das Singen nicht leiden könnten und ſtatt des Liederbuches allerlei fromme Büchlein in die Werkſtatt gebracht hätten, da ginge es faul und langſam zu, daß ſich Gott erbarm'!"

Während der Knabe dies ſprach, hatte ihm der Fremde aufmerkſam zugehört und ihm dabei forſchend in die Augen geblickt; ja, als nun der Kleine geendigt, erhob ſich der Andere von ſeinem Stuhle und legte ſanft ſeine Hand auf den Kopf deſſelben.

„Du haſt eine ſehr heiße Stirn," bemerkte der Mann nach einer Pauſe; „fühlſt du dich auch recht wohl?"

„Es iſt mir ſehr warm," erwiderte das Kind; „auch trocken im Munde; und wenn ich etwas Waſſer trinken könnte, wäre es mir ſehr angenehm."

„Du biſt doch zu lange im Regen geweſen!" meinte beſorgt der Fremde. Und damit faßte er ſeinen Arm und fühlte nach dem Puls. „Ein bißchen Fieber!" murmelte er,

„und fliegende Röthe im Geſicht; wird aber morgen ſchon beſſer ſein. Zum Ueberfluß will ich dir etwas Kamillenthee machen. Das ſchmeckt freilich nicht beſonders, iſt aber geſund.“

Der Knabe fühlte ebenfalls wohl, daß es ihm nicht ſo wie ſonſt zu Muthe ſei. Es lag ſchwer auf ſeinen Augenlidern; er mußte ſie oft unwillkürlich ſchließen, und zuweilen fühlte er ein Fröſteln in ſeinem ganzen Körper, welches aber gleich darauf wieder von einer ſtarken Hitze verdrängt wurde. Trotzdem aber fühlte er ſich gar nicht unbehaglich in dem Lehnſtuhle und vermißte durchaus nicht ſein Lager unter dem Dache im Hauſe des Meiſters Schwörer; ſelbſt nicht, wenn er an die Schlittendecke dachte, auf welche er ſich für die heutige Nacht recht gefreut hatte. Eigentlich mußte er ſich über ſich ſelbſt wundern, daß es ihm hier in dem ſeltſamen, ſo eigenthümlich gewölbten Zimmer bei dem fremden Manne nicht unheimlich war. Obgleich dieſer ſo ruhig und feierlich ſprach, obgleich er die unbedeutendſten Dinge, wie z. B. jetzt das Ausſpülen des Blechgefäßes mit ſo großem Ernſte, und ohne ein Wort zu ſprechen, that, ſo hatte dagegen wieder das ganze Benehmen des langen Mannes gegen ihn, ſowie deſſen Geſichtsausdruck und Blick ſo etwas Zuthunliches und Angenehmes, daß der kleine Knabe ohne Scheu vor dem ihm doch ſo fremden Weſen die Augen ſchloß und ſich dabei freute, ſo oft er die langſamen Schritte des Mannes hörte, wenn derſelbe vom Ofen nach dem Schlafzimmer ging oder zurückkehrte. Auch mochte er dabei eingeſchlummert ſein; wenigſtens kam es ihm ſo vor, als ſei eine lange, lange Zeit vergangen, wie er nun auf einmal fühlte, daß Jemand leiſe ſeine Stirn berührte.

Der Knabe ſchlug die Augen auf und ſah den langen Mann mit einer Taſſe dampfenden Thee's vor ſich ſtehen;

doch fühlte er ſich ſo matt, daß es ihm ſchon recht angenehm war, wie ihn jener langſam aufrichtete, dann die Taſſe an ſeinen Mund brachte, ſo daß er nur zu ſchlucken brauchte, um etwas von dem warmen, gerade nicht ſo unangenehm ſchmeckenden Getränk zu erhalten. — Als Gottſchalk nach und nach die Taſſe geleert, lehnte ihn der lange Mann wieder ſanft in den Stuhl zurück, rückte den andern unten an ſeine Füße, ſo daß beide zuſammen ein förmliches Bett bildeten, ſchob ihm ein Kiſſen unter den Kopf und ſchlug alsdann den großen Pelzrock wieder ſorgfältig um ihn her.

Der Knabe ſchlummerte faſt augenblicklich wieder ein, ſchlief aber nicht ſo ruhig, wie er ſonſt zu thun pflegte. Seltſame Geſtalten zogen an ihm vorüber, und dabei glaubte er bald in einem großen Feuer zu liegen, aus welchem jene Geſtalten aufſtiegen und ihn unheimlich anſtierten; dann war es ihm wieder, als befände er ſich in kalter Nacht auf der Straße; es regnete heftig in Einem fort, und wo die Tropfen ſeinen Körper berührten, da war es gerade, als ſtäche ihn Jemand mit Nadeln; — viel Waſſer, unendlich viel Waſſer ſtürzte vom Himmel hernieder, ſo viel, daß es nirgends mehr abfließen konnte und zu ſeinen Füßen immer höher emporſtieg. Dabei ſtand er gerade an der Straßenecke dicht bei dem Hauſe, wo ſeine Eltern wohnten, an der wohlbekannten Ecke, wo ſich in einer Niſche der heilige Chriſtoph befindet. Und der ſtieg herunter, wuchs zuſehens in die Höhe und ſah nun gerade aus, wie der lange Mann, dem er heute Abends durch die Straßen gefolgt war. In heftiger Angſt hängte er ſich an ſeinen Mantel; das Waſſer wuchs immer höher, ſo daß er in der Todesangſt zu beten anfing; und als er das recht inbrünſtig und warm gethan, blieb der lange Mann ſtehen, blickte recht freund-

lich auf ihn hernieder, hob ihn auf ſeine Schultern und trug ihn fort durch das brauſende Waſſer — — darauf fühlte er wohl, wie er warm und behaglich im großen Lehnſtuhle lag. Ueber ihm war die gewölbte Decke, neben ihm der Ofen und der Kamin, und über dem letzteren das große Bild, vor dem er ſich aber nicht im Geringſten mehr fürchtete, ſelbſt nicht, als daſſelbe jetzt höchſt ſonderbarer Weiſe lebendig wurde und langſam aus ſeinem Rahmen herabſtieg.

Ja, es ſtieg herab und ſtellte ſich neben ihn. Es war daſſelbe Geſicht, nur freundlicher anzuſehen; auch hatte es ſtatt des bunten Gewandes eine weiße Jacke an und eine ſpitze Nachtmütze auf dem Kopfe. Auch war der Schnurrbart nicht mehr ſo drohend in die Höhe gekehrt. — Wie hätte er ſich noch fürchten können! das Bild war ja ſo gutmüthig um ihn beſorgt. Jetzt legte es ihm die Hand auf die Stirn; jetzt deckte es ihn wieder ſorgfältig mit dem Pelzmantel zu, der auf einer Seite herabgerutſcht war; ja, jetzt warf es ſogar neues Holz in die verglimmenden Kohlen des Ofens. Und nachdem alles das geſchehen war, ſchwebte es langſam hinweg, und als der Knabe in die Höhe blickte, ſtand es wieder wie vorher in dem blauen Holzrahmen und ſah ſtarr vor ſich hin, als wenn gar nichts geſchehen wäre und als ob es durchaus keine Berechtigung hätte, den innigen Dank des Knaben anzunehmen.

Drittes Kapitel.

Der Armenarzt.

Gegen Morgen hatten ſich die Träume des Knaben in ihrer Lebhaftigkeit und ihrem verworrenen Weſen ſehr vermindert. Seine Phantaſie hatte wieder den Bergpaß des Fiebers durchklettert, wo ihn ſchwindelnde ſchmale Stege in den Abgrund zu führen ſchienen, ja, wo ſein Fuß an entſetzlich glatten Felswänden ausglitt und er hinabſtürzte tief, tief, an die tauſend Fuß, um unten mit einem ſchmerzlichen Geſtöhn in ſiedendes Waſſer zu fallen, das aber ſeinen Sturz ſchwächte und ihn vor dem Zerſchmettern bewahrte. Allmälig wurde jedoch dieſe Wildniß, die er mühſam durchkeuchte, ſanfter, die Felſen verloren ihre ſchroffen Formen, die Wege nahmen bei jedem Schritt in der Breite zu, kühlende Waſſer murmelten neben ihnen her und fielen, geſchwätzig erzählend, mit dem Wege langſam ins Thal.

Dieſes Thal war reizend und ſchön; der wilde Gebirgszug, den er eben verlaſſen, hatte es gebildet und umſchloß die mit

blumigen Wieſen bedeckte Ebene im Halbkreis auf der einen Seite, ſo ſie vor Sturm und Wetter ſchützend. Da hinab ſchwebte er; gehen konnte man es nicht nennen, denn er fühlte keine Bewegung, keine Ermüdung; ihm war ſo wohl und leicht zu Muth. Als er aber die Ebene betreten wollte, ſah er unter dem Gebüſch am Fuße des Berges ein ſo trauliches Plätzchen, daß er nicht widerſtehen konnte, ſich dort niederzulaſſen.

Ach, er ruhte ſo ſanft, daß es ihm ſchien, als wiege ſich die Moosbank unter ihm! Die Schlingpflanzen, die vor dem Sitze herabhingen, bildeten ein ordentliches Gitter, durch welches er in die unbegrenzte Ebene hinaus ſah. Dieſe ſchien völlig menſchenleer zu ſein, doch nur im erſten Augenblicke. Gleich darauf ſah er aus einer Schlucht der gegenüberliegenden Gebirge zwei Reiter hervorkommen, die ſich ihm mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit näherten. Je mehr er ſich den vorderſten der Reiter anſah, deſto weniger konnte er zweifeln, es ſei das Bild über dem Kamine, das ſich jetzt zur Abwechslung in den Sattel geſchwungen, einen Schild und eine lange Lanze in der Hand hielt und ihm einen Beſuch machen wollte. Ja, es konnte nicht anders ſein, es war das Bild; denn er erkannte jetzt ganz deutlich das lange Geſicht und den wohlgedrehten Schnurrbart und die ernſten, faſt erſtaunten Augen. — Doch, o Wunder! der zweite Reiter neben dem erſten, den er nur auf Augenblicke ſehen konnte, wenn der andere mit dem Pferde eine kleine Wendung machte, das war er ſelber — Gottſchalk, wie er leibte und lebte! — So etwas war doch unerhört. Seine Freude, ſich ſelbſt zu Pferd zu ſehen, war aber auch ſo erſtaunlich, daß er darüber eine allzu heftige Bewegung machte und — erwachte.

Verſchwunden war die Ebene mit den beiden Reitern; er befand ſich in einem ganz fremden Zimmer; und wie er verwundert um ſich blickte, mußte er ſich ſehr zuſammennehmen, um nach und nach alles wieder in ſein Gedächtniß zurückzurufen, was ſeit geſtern Abend mit ihm vorgegangen. Richtig, da war die gewölbte Decke, da war der Ofen mit dem Kamin, und da war auch das auffallende Bild über dem letzteren. Natürlicher Weiſe fehlte auch der lange Mann nicht, der ihn geſtern hieher gebracht und der nun freundlich lächelnd vor ihm ſtand.

„Das heiße ich einmal zum Beſchluß gut und feſt geſchlafen!“ ſagte dieſer, wobei er ihm half, den Pelzmantel von ſich zu ſtreifen, in welchen der Knabe ziemlich tief hineingeſunken war. Darauf legte ihm der lange Mann die Hand auf die Stirn und fragte nach einer Pauſe: „Wie befindeſt du dich?“

„Es iſt mir recht ordentlich,“ erwiderte Gottſchalk; „nur drückt es mich ein wenig auf den Kopf, und wenn ich mich aufrichte und vom Stuhl hinab will, ſo fühle ich wohl, daß mir das nicht ſo leicht wird, als wenn ich ſonſt des Morgens vom Bette ſteige.“

Bei dieſen Worten war er wirklich aus dem Lehnſtuhl geklettert und ſtand nun neben demſelben, an dem ſchon wieder ſanft erwärmten Ofen. Doch ſchien der Knabe in der That nicht ſo feſt auf ſeinen Füßen zu ſtehen wie ſonſt wohl; denn er hielt ſich mit der Hand an der Stuhllehne, und daß er das nicht ohne Urſache that, zeigte ein eigenthümliches Lächeln auf ſeinem heute recht blaſſen Geſichte. Auch blieb er nicht lange neben dem Stuhle ſtehen, ſondern ließ ſich wieder

auf den Sitz nieder, worauf der lange Mann die eine Seite des Pelzmantels aufs Neue über ihn her deckte.

„Da bleib nur ruhig sitzen," sagte er, „während ich dir wieder etwas Thee koche. — Hast du auch Appetit?"

Gottschalk schüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Nicht besonders."

„Das kann ich mir wohl denken," versetzte der Andere; „und da du gestern Abend gewiß sehr schwach soupirt hast, so steckt immer noch einiges Unwohlsein in dir, das wir aber mit der Hülfe Gottes und San Jago's, sowie unter Mitwirkung unseres Doktors aus dir herauszutreiben hoffen. — Da schau," fuhr er nach einer Pause fort, „hier sind deine sämmtlichen Kleidungsstücke. Was damit geschehen konnte, ist geschehen; wenigstens sind sie trocken und warm, und es wird dir immerhin behaglicher erscheinen, in ihnen zu stecken, als in meinem weiten Pelzrock, der ja ein wahres Labyrinth für dich ist. Während ich dir also einen Thee besorge, zieh dich an, und dann wollen wir weiter sehen."

Der Knabe nahm dankend die Kleider, welche er gestern Abend triefend vor Nässe abgelegt und die der lange Mann jetzt in der That warm und trocken ihm überreichte. Seine Toilette brauchte nicht viel Zeit, und als sie beendigt war, kauerte er sich in dem Lehnstuhl zusammen und blickte aufmerksam nach dem langen Manne hinüber. Wenn er auch eigentlich keine Furcht vor ihm hatte, so war doch etwas in dem abgemessenen, wir möchten sagen: steifen Wesen desselben, was dem Knaben nicht ganz heimlich erschien, und wenn auch die thörichte Furcht verschwunden war, die ihn gestern Abend einige Mal erfaßte, während er an dem Mantel hängend durch Dick und Dünn, durch Koth und Wasserlachen trabte, so dachte er

doch auch jetzt noch zuweilen an Seelen-Verkäufer, an blutgierige Menschen-Händler, sowie an jenen schrecklichen Kerl, von dem die Großmutter zuweilen erzählt, daß er kleine Buben an sich gelockt, sie fett gemacht und dann zu Pastetenfleisch zerhackt. Daß er nicht mager war, mußte sich Gottschalk eingestehen, und wenn also der lange Mann wirklich so mörderische Absichten hatte, so brauchte er mit dem Mästen nicht so viel Zeit zu verlieren, und er, der unglückliche Knabe, konnte alsdann schon in den nächsten Tagen wohl farcirt und eingemacht die Tafel irgend eines Leckermaules zieren. — Doch nein, so sah der lange Mann nicht aus; aber ein seltsames Wesen hatte er an sich, das mußte er sich schon eingestehen. — Da ging er im Zimmer umher, jetzt das Blechgefäß spülend, dann Wasser hineingießend, und that dies alles mit so ernster und feierlicher Miene, daß man hätte glauben können, es handle sich um die wichtigste Lebens-Angelegenheit. Während er den kleinen Theekessel aus dem Schlafzimmer an den Ofen brachte, ging er mit hocherhobenem Kopfe, das kurzgeschnittene Haar fast drohend in die Höhe gestrichen, die Spitzen des Schnurrbarts scharf aufwärts gekehrt. Bekleidet war der lange Mann heute Morgen mit untadelhaften Beinkleidern von dunkler Farbe, welche indeß etwas zu straff angespannt waren, unten von den ledernen Stegen, oben von den Hosenträgern, und die ihm sehr wenig Bewegung zu gestatten schienen. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er bei dem Gehen keinen Versuch machte, die Kniee zu biegen, sondern beständig mit steif vorgestreckten Füßen marschirte. Statt des Rocks trug der Mann eine Jacke von grauem Baumwollen-Sammt, welche ihm bis über die Hüften reichte.

In kurzer Zeit hatte er den Thee zubereitet, goß davon

eine Taſſe für den Knaben voll und für ſich eine andere. Die ſeinige nahm er ſtehend zu ſich, und als er damit zu Ende war, ſagte er:

„So, mein kleiner Mann, da ſteht deine Portion, — Zucker hab' ich hineingethan — welche du nun ganz nach deinem Belieben in kleinen Schlucken zu dir nehmen kannſt. Dabei rathe ich dir an, in dem Zimmer auf und ab zu ſpazieren, denn ich halte ein wenig Bewegung in deinem Zuſtande für ſehr geſund. Ob derſelbe ſonſt noch irgend etwas verlangt, darüber will ich ſogleich einen vortrefflichen Arzt zu Rathe ziehen, der im gleichen Hauſe mit mir wohnt und dir, im Fall er es für nöthig hält, gewiß einen Beſuch ſchenken wird. Sollte in der kurzen Zeit, während ich abweſend bin, an die Thür geklopft werden, ſo kannſt du dreiſt: Herein! rufen; es wird Niemand kommen, als vielleicht der Tiger, der jeden Morgen erſcheint, um mein Bett zu machen. Unter der Benennung Tiger" — fuhr der lange Mann fort, wobei die ſchwache Idee eines Lächelns über ſeine Züge flog, als er das Erſtaunen des Knaben bemerkte — „brauchſt du dir durchaus kein reißendes Thier vorzuſtellen. Der Tiger iſt die alte Magd aus dem Hauſe drunten und hat dieſe Benennung einem eigenthümlichen Umſtande zu verdanken."

Bei dieſen Worten hatte der lange Mann ſeinen Mantel umgenommen, den rothbraunen ſpitzigen Hut aufgeſetzt und ſeinen großen Stock von geſtern Abend in die Hand genommen, der ſich heute, bei Tage, als ein überaus langes, ſpaniſches Rohr erwies. Hierauf nickte er dem Knaben leicht mit dem Kopfe zu und ging mit ſtolzen, abgemeſſenen Schritten, den Stock beſtändig weit von ſich ab auf den Boden ſetzend, zur Thür hinaus.

Dieſer gravitätiſche Gang des langen Mannes war durchaus nicht auf Zuſchauer berechnet, vielmehr der Ausfluß ſeiner innerſten Gefühle; denn wie er ſo den dunklen Corridor hinabwandelte, wo ihn Niemand anſtaunen konnte, als höchſtens einige Spinnen an der Decke, oder ein paar ängſtliche Mäuſe auf dem Fußboden, ſetzte er ſeine Füße wo möglich noch ſtärker auswärts, erhob den Kopf ſo weit als thunlich war, und während er in der einen Hand das ſpaniſche Rohr mit einer unnachahmlichen Würde führte, hatte er die andere in die Seite geſtemmt, wodurch ſein Arm einen Winkel bildete, über welchen der Mantel in maleriſchen Falten herabhing.

Das Haus, in welchem wir uns gerade befinden, iſt eines von jenen Gebäuden, in alten, guten Zeiten aufgeführt, wo man die Menſchen mit ihren Bedürfniſſen noch nicht ſo zuſammenſchachtelte, wie die bekannten Elfenbein-Figuren und Geräthſchaften in der Nuß, bei deren Anblick man erſtaunt, wie ſie alle in dem winzigen Raume Platz haben. Hier waren weite Treppen, lange Corridore, anſehnliche Veſtibüle, eine wahre Verſchwendung von Platz ſelbſt bis zu den unnennbaren Gemächern hinab, von denen heut zu Tage ein umſichtiger Hauswirth unbedingt ein Kabinetchen oder ein Bedientenzimmer abſchneiden würde. Die Thüren hatten eine anſehnliche Höhe und Breite, und die Schlöſſer, Griffe und Riegel waren mit angenehm und gut greifbaren Knöpfen, die ſich breit machten und trotzig zu ſagen ſchienen: Wir ſind auch da! ſo eingerichtet, daß man ſie gern in die Hand nahm und ſich nicht, wie bei unſeren jetzigen Beſchlägen, in Acht zu nehmen brauchte, ſich an einer der ſcharfen Kanten zu ſchneiden, oder ſich gar mit dem Finger in einen unbemerkten Spalt zu verirren.

Obgleich das Haus ſehr groß und weitläufig war, ſo bemerkte man doch auf dem Wege, wo der lange Mann wandelte, wenig Leben, was wohl daher kommen mochte, daß die meiſten der hier Wohnenden bereits außer dem Hauſe zur Arbeit gegangen waren. Der würdige Herr hatte jetzt den anderen Theil des Gebäudes erreicht und begann eine Treppe hinaufzuſteigen, die in den oberen Stock führte. Hier ſah es ziemlich verwahrlost aus; die Decke hing voll von Spinnweben, die Fenſterſcheiben, welche das Treppenhaus erhellten, ſchillerten, trübe angelaufen, in den Farben des Regenbogens. Die Stufen der Treppe waren von Holz und krachten nicht nur bei jedem Schritte, ſondern unter dem gewichtigen Fußtritt des großen Herrn flog auch der Staub aus verſchiedenen Fugen unter den ſich biegenden Brettern in die Höhe. Ohne ſich daran im Geringſten zu kehren, ohne deßhalb auch nur eine Miene zu verziehen, ſtieg der lange Mann die Treppe hinauf und wandte ſich oben links zu einer Thür, auf der ein Papier angeheftet war, welches die Worte zeigte: „Armenarzt Dr. Flecker, praktiſcher Arzt und Geburtshelfer. Sprechſtunde Nachmittags von 2 bis 4 Uhr, behandelt alle Bedürftigen unentgeltlich.“ Man hätte übrigens eher glauben können, daß man vor der Thür eines Thierbändigers oder, genauer ausgedrückt, eines Hunde-Dreſſirers ſtehe; denn innen im Zimmer klangen die heulenden Stimmen einiger der letztbenannten Thiere in ſo kläglichen Tönen, daß man nicht im Zweifel zu ſein brauchte, ob Freude oder Schmerz ihnen dieſelben auspreßte.

Der lange Mann klopfte beſcheiden an die Thür — ein Mal; es erfolgte keine Antwort; zwei Mal! Ebenſo wenig. Endlich zum dritten Male erſcholl ein ſo donnerndes Herein! daß die Hunde, wahrſcheinlich das Schrecklichſte fürchtend, in-

dem ſie den lauten Ruf auf ſich bezogen, mit einem Male verſtummten.

Es war ein ziemlich großes Gemach, welches der Anklopfende nun langſam betrat. Ob und in welcher Farbe es tapezirt war, konnte man im erſten Augenblicke nicht unterſcheiden, ebenſo wenig wie die Beſchaffenheit der Möbel; denn an den Wänden umher und unter der Decke wälzten ſich ſo dichte Tabakswolken, daß der Blick davon geblendet wurde und der Eintretende ſogar einige Sekunden Zeit brauchte, bis er die Geſtalt des Zimmerbewohners gehörig ins Auge faſſen konnte. Dieſer war ein magerer, außerordentlich kleiner Mann in vorgerücktem Alter, mit einer ſo hohen Stirn, daß man dieſelbe mit weniger Wohlwollen den fortgeſetzten Anfang eines Kahlkopfes hätte nennen können, eines Kahlkopfes, den die borſtig emporgekämmten Haare des Hinterhauptes mit einem wahren Entſetzen zu betrachten ſchienen. Dabei trug der Zimmerbewohner einen langen, röthlichen, ziemlich ſchmierigen Schlafrock, in der rechten Hand eine lange Pfeife, aus der er furchtbar qualmte, und unter dem linken Arm eine zuſammengewickelte Hundepeitſche.

Als der Andere auf das übermäßig laute Herein! in die Thür trat und erſtaunt an derſelben ſtehen blieb, war vorderhand die einzige Notiz, welche der Mann im Schlafrocke von ſeinem Beſuche zu nehmen ſchien, daß er ihm mit lauten Worten mehr zuſchrie, als rief: „Aber, mein lieber Herr, Sie werden mir erlauben, daß ich den Wunſch ausſpreche, meine Zimmerthür geſchloſſen zu halten, indem Sie unmöglich von mir verlangen können, daß ich Corridor und Treppen heize. Das werden Sie mir zugeben und in der Ordnung finden.“

Während er dies aber ſagte, ſchritt er, wie es ſchien, in

ziemlich großer Bewegung im Gemache auf und ab, wobei er wilde Blicke um ſich her warf. Mit einem leichten Lächeln ſchloß der Andere die Thür, und als er huſtend und ſchnüffelnd näher trat, konnte er ſich der Worte nicht enthalten: „Nehmen Sie mir's nicht übel, verehrter Herr Doktor, aber ein bischen friſche Luft könnte Ihrem Zimmer durchaus nichts ſchaden.“

„Friſche Luft!“ rief der Andere mit einem Ausdrucke des Erſtaunens, wobei er ſo plötzlich herumfuhr und dann ſtehen blieb, daß der lange Schlafrock in maleriſchen Falten emporwallte und die Fußbekleidung des Doktors, große Filzpantoffeln, zeigte. „Friſche Luft!“ wiederholte er mit einem herausfordernden Ausdruck, „daran fehlt's doch meinem Zimmer in der That nicht.“

„Aber Tabaksdampf — unendlich viel Tabaksdampf — gewiß ſchädlich für die Conſtitution.“

„Viel Tabaksdampf? — ſchädlich für die Conſtitution?“ entgegnete der Mann im Schlafrocke in einem außerordentlich lauten Tone. „Und das ſagen Sie mir in meinem eigenen Zimmer? — Erlauben Sie mir, mein lieber Herr,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen in einem etwas geringſchätzigen Tone fort, „erlauben Sie mir, daß ich die Luft, welche meiner Conſtitution zuſagt, am beſten ſelbſt zu beurtheilen verſtehe. Auch werden Sie mir zugeben, daß, wer wie ich ſich vierzig Jahre lang — denn ſchon mit zwölf Jahren fing ich an zu rauchen, vergeſſen Sie das nicht, mein Beſter — wem alſo vierzig Jahre lang, wollte ich ſagen, ein ſolcher Tabaksdampf nicht geſchadet, der wird ſich wohl erlauben können, ferner darin zu leben und zu athmen. — Item, der Tabaksrauch iſt da, Thür und Fenſter öffne ich nicht, und Sie wer-

den mir zugeben, verehrteſter Herr, daß ich für Sie nicht mehr thun kann, als geduldig anzuhören, was Sie mir zu ſagen haben."

Dieſes geduldige Anhören des Doktors beſtand aber darin, daß er wieder anfing, auf und ab zu laufen, dabei unſäglich qualmte und zuweilen die Hundepeitſche ſchüttelte, wenn ſich unter Sopha oder Bett ein halb unterdrücktes Knurren oder Bellen hören ließ.

„Wenn Ihnen alſo der Tabaksrauch nichts ſchadet, ſo werde ich mir erlauben, denſelben zu vermehren, indem ich eine kleine Cigarre anzünde."

„Thun Sie das, lieber Herr," entgegnete der Doktor, ohne in ſeinem Spaziergang einzuhalten, aber mit einer gefälligen Bewegung der Hand, in der er die Hundepeitſche trug.

Nach erhaltener Erlaubniß zog der Andere eine kleine Papiercigarre aus der Taſche ſeiner Jacke, grub unter Aſchenkegeln, die den äußeren Rand des Ofens umgaben, ein Zündhölzchen hervor und begann ebenfalls zu rauchen. Was er aber im Gegenſatze zu des Doktors Pfeife zu leiſten vermochte, verhielt ſich wie das Summen einer Mücke gegen das Gebrüll eines Ochſen.

„Ich ſage Ihnen, beſter Nachbar," fuhr der Doktor nach einer Pauſe, während welcher ſich ſein Gemüth etwas beruhigt zu haben ſchien, aber während er noch immer umherrannte, zu ſprechen fort, „was ſolche Hundebeſtien einem für Spektakel und Verdruß machen, davon haben Sie gar keine Idee. Ich thue in der Dreſſur mein Möglichſtes, ich ſpare die Hundepeitſche nicht im Geringſten, aber wenn ich Ihnen ſage, daß es faſt unmöglich iſt, in dieſes Gezeug einige Ordnung zu bringen, ſo werden Sie mir hoffentlich glauben. Item, ich wünſche, daß ſie ſich auf Treppen und Corridor eines reinli-

chen Betragens befleißigen, und gewähre ihnen zu dieſem Zwecke jeden Morgen und Abend eine Stunde Freiheit, und ſo werden Sie mir zugeben, mein lieber Herr, daß ich darin das Uebermögliche gethan. Aber ſollten Sie glauben, daß dieſe Beſtien von der erhaltenen Erlaubniß einen mäßigen Gebrauch machen? Gott bewahre! das kommt wieder, wenn es ihnen gerade einfällt, und Sie werden mir zugeben, daß ich mich nicht zum Sklaven meiner Hunde zu machen brauche. Item, da kommt dann die Peitſche dran. Ja, Waldmännchen," drohte er einem unglücklichen Pinſcher, der leiſe jammernd ſeinen Kopf unter dem Bett hervorſtreckte, „du biſt der Schlimmſte. Aber beruhige dich, wir werden mit dir auch noch fertig, darauf kannſt du dich verlaſſen."

Lächelnd hatte der lange Mann zugehört, und als der Doktor inne hielt, um die Aſche in ſeinem Pfeifenkopfe zuſammenzuſtoßen, ſagte er:

„Ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Würden Sie nicht ſo freundlich ſein, auf einen Augenblick zu mir hinabzukommen? wir haben da unten ein Krankes."

„Ein Krankes?" fragte der Doktor, indem er erſtaunt ſtehen blieb, „und warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Ah, lieber Herr, warum ließen Sie uns ſo lange Zeit verlieren! — Ein Krankes? Da wollen wir gleich hinunter. Muß ich mich anziehen, oder kann ich ſo mit hinunter kommen? — Eine Perſon, die ſich vor einem Schlafrock ſcheut — he, alter Freund?" fuhr er mit einem lauernden und lächelnden Geſichtsausdruck fort, „ja, ſtille Waſſer ſind tief, das werden Sie mir zugeben. Item, es iſt ein Krankes, Sie haben mich gerufen, und ich kann auch meinen Rock anziehen."

„Das ist ganz und gar nicht nothwendig, bester Doktor; es handelt sich nur um ein Kind.“

„Um ein Kind?“ rief der Doktor mehr und mehr erstaunt, und trat so dicht an den Andern heran, als wollte er ihm in die Ohren flüstern; doch hätte er sich bei dessen Länge hierzu eines Stuhls bedienen müssen. „Ein Kind,“ fuhr der Arzt fort, während er mit dem Kopfe schüttelte und den Mund spitzte wie ein Karpfen. „Ein Kind, das schon da ist, oder? — oh! oh!“

„Es ist schon sehr da, bester Doktor,“ erwiderte der lange Mann; „es betrifft einen Knaben von vielleicht fünfzehn Jahren, einen kleinen Handwerkslehrling, den ich gestern Abends von der Straße aufgelesen, wo er im strömenden Regen stand, und den sein Meister nicht ins Haus lassen wollte.“

„Das ist was Anderes,“ sagte der Doktor, nachdem er einen Augenblick nachgedacht und, wie es schien, einigermaßen verdrießlich war, daß die Sache nicht schlimmer sei, — „also ein kleiner Taugenichts, und hat so ein bischen Fieber? Sich erkältet? Leibschmerzen? — Item, — ist krank. Nun, wir wollen nach ihm sehen. Vorher werden Sie mir aber erlauben, daß ich meine Mütze und meine Brille nehme. Ein Arzt ohne Brille, sage ich Ihnen, lieber Herr, ist nur ein halber Arzt. Sie werden mir zugeben, daß die Brille dem Gesichte etwas Mysteriöses gibt. Man greift an den Puls, man schließt dabei die Augen, und dann funkeln die Brillengläser so gespensterhaft in dem Strahle der Sonne oder des Lichtes; item, das flößt Respekt ein, und bei meinen Patienten,“ setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „muß ich streng darauf halten, daß sie mich vielleicht für etwas Uebernatürliches ansehen, für ein Wesen, das ihnen helfen kann, aber auch im

Stande iſt, ſie zappeln zu laſſen, bis ſie ſchwarz werden; item, für ein grauſam geſchicktes Weſen."

Ob der Doktor geſchickt war, wiſſen wir noch nicht zu beurtheilen, aber etwas Grauſames hatte er durchaus nicht in ſeinem Aeußern, nicht einmal unter Schwingung der Hundepeitſche, die er nun in die Ecke des Sopha's warf.

Wir ſind überzeugt, daß, während er mit dem langen Manne ſprach, die Hunde unter Sopha und Bett kein Auge von ihm, oder vielmehr von eben dieſer Peitſche, wandten; denn kaum hatte er ſich des drohenden Inſtruments entledigt, ſo ſprangen auch ſchon zwei Pinſcher und zwei Dachshunde, die bisher, mit Ausnahme einer einzigen ſchwarzen glänzenden Schnauze, vollkommen unſichtbar geweſen waren, unter den verſchiedenen Möbeln hervor und tanzten ſchweifwedelnd um ihren Herrn herum. Dieſer hatte indeſſen Brille und Mütze aufgeſetzt, hielt den kleinen Thieren noch eine kräftige Rede, worin er ſie mit vielen Items erſuchte, ſich ordentlich aufzuführen, und verließ dann hinter dem langen Manne das Zimmer.

Unterwegs erzählte der letztere dem Arzte die einzelnen Umſtände, unter welchen er den Knaben angetroffen, ſowie das augenſcheinliche Erſchrecken des Schneiders, als er ihn in ſeiner langen Geſtalt ſo plötzlich unter dem Fenſter geſehen.

„Darauf können Sie ſich verlaſſen, lieber Herr," ſagte lachend der Doktor, „daß der fromme Schneidermeiſter Sie für eine übernatürliche Erſcheinung hielt, und wenn dem ſo iſt, ſo kann es ein Capitalſpaß werden. Aber dabei muß man ein bischen fein zu Werke gehen und Umwege gebrauchen, was, ich weiß das ganz genau, Ihre Sache nicht iſt. Unterbrechen Sie mich nicht. Es ſoll gar nichts Unrechtes geſchehen. Aber

wenn Sie, Verehrteſter, ſo auf Ihre Art — Sie müſſen mir den Ausdruck verzeihen, — mit der Thür ins Haus fallen, ſo vorwärts marſchirend im geraden, gewichtigen Schritte, das macht auf den Schneider nicht die geringſte Wirkung. Sie würden ihm vielleicht mit kräftigen Worten ſein Unrecht vorhalten?"

„Das war meine Abſicht," ſagte der lange Mann würdevoll.

„Gäben ihm zu verſtehen," fuhr der Doktor fort, „daß es eine Schande ſei, ein Kind Nachts im Regen auf der Straße zu laſſen, und würden vielleicht hinzuſetzen, Sie hätten ihn mit ſich genommen, ihn gepflegt, gewärmt, item, was für ihn gethan."

Der Arzt, der ſehr große und viele Schritte machen mußte, um nicht hinter den langen Beinen ſeines Gefährten zurückzubleiben, hielt dieſen am Arm feſt und hob ſich, da derſelbe nun ſtehen blieb, auf die Fußſpitzen, um ihm, wie vorhin ſchon droben, in die Ohren zu flüſtern; doch war dies mehr ſymboliſch; denn indem der Doktor das Nachfolgende ſprach, ſchrie er ſo, daß man es über zwei Treppen hätte hören können.

„Ihr Weſen," ſagte er, „iſt für dieſe verdorbene Welt zu nobel, zu anſtändig, zu gerade aus. Ich kann Sie verſichern, lieber Herr, daß ich Sie immer im Geiſte hoch zu Pferde ſehe, mit gezucktem Schwerte und auf den Lindwurm zu Ihren Füßen einhauend. Daß der Lindwurm da iſt und unter uns herumkriecht, gebe ich Ihnen zu. Doch werden Sie dagegen auch mir zugeben müſſen, daß der Lindwurm nicht mehr ein tapferes Vieh iſt wie ehedem, — wiſſen Sie, wie damals, wo er, wie der ſelige Schiller ſagte: gekleidet in ein

ſcheußlich Grau, den Rachen aufſperrte, und uns muthvoll entgegentrat. Ja, damals galt es freilich — ſo!"

Hierbei machte der kleine Armenarzt eine außerordentliche Pantomime, indem er wie ein Fechter ausfiel, in der rechten Hand die lange Pfeife, die Linke hoch empor haltend.

„Das war Ihre Zeit, mein Beſter; nachbohrend bis ans Heft den Stahl. Aber heute iſt der Drache, den wir zu fürchten haben, der Drache der Lüge, der Bosheit, der Wolluſt, des Betruges, der Läſterung, des Aberglaubens; heute iſt er eine feine, ſchlaue Beſtie, und wenn Sie mit dem Knüppel nach ihm ſchlagen, ſo ſchleicht er unter Ihren Fingern hinweg, und Sie treffen Ihre eigenen Beine oder höchſtens die unſchuldige Naſe Ihres Nächſten. Item, überlaſſen Sie mir die Sache."

Während der Rede des Doktors blickte der lange Mann ernſt in die Höhe, ließ ſeine linke Hand leicht vom Knopfe des Rohrſtockes hinabgleiten, faßte dieſen alsdann mit der rechten, und zog ihn langſam und feierlich hervor, ungefähr wie man ein langes Schwert herauszieht. Ja, er ſalutirte förmlich vor ſeiner Bruſt, und als der Doktor geendigt hatte, ließ er die imaginäre Degenſpitze wie zum Zeichen der Billigung gegen den Fußboden niederſinken.

„Ganz alter Rittersmann," ſagte ſcheinbar entzückt der Armenarzt; „lieber Herr, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die Verſicherung ausſpreche: Sie ſind um ein paar hundert Jahre zu ſpät auf die Welt gekommen."

Damit verſuchte er es, dem Anderen auf die Schulter zu klopfen, mußte ſich aber, da er zu klein war, um hinauflangen zu können, mit jenem Theil des Rückens begnügen, wo

dieſer ſeinen ehrlichen Namen verliert. Dann wandelten Beide den langen Corridor hinab und traten in das gewölbte Zimmer, wo der kleine Knabe noch in dem Lehnſtuhle ſaß und von wo aus er, wie es ſchien, das Bild über dem Kamin mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet hatte.

Der kleine Doktor nahm ſeine Pfeife beim Eintritt ins Zimmer wie ein Soldat ſein Gewehr bei Fuß und fing erſt wieder auf die ſpezielle Einladung des langen Mannes an zu rauchen. Dann trat er näher, und als der Knabe ſein Geſicht gegen den Ankommenden wandte, blieb der Armenarzt überraſcht ſtehen und ſagte nach einer Pauſe lachend:

„Das iſt ja einer meiner Bekannten! Junge, wie kommſt du hieher? Aber das weiß ich ja ſchon," verbeſſerte er ſich. „Sie werden mir indeß zugeben," wandte er ſich an den langen Mann, „daß ich das Recht habe, aufs Höchſte erſtaunt zu ſein, hier einen Bekannten zu treffen. Item, es iſt der kleine Gottſchalk, des Jägers ſein Gottſchalk — ein ganz verfluchter Kerl."

Ob der letztere Ausdruck dem Vater oder dem Sohne galt, darüber muß leider die Nachwelt im Zweifel bleiben. Daß es der Doktor aber nicht böſe meinte, bewies er durch ſein Nähertreten und dadurch, daß er den Knaben ſanft auf den Kopf pätſchelte und ihm über die Stirn fuhr; dann griff er ihm an den Mund und drückte ihm ein wenig die untere Kinnlade hinab, worauf Gottſchalk, der dieſes Manöver zu verſtehen ſchien, augenblicklich ſeine Zunge ſo weit als möglich herausſtreckte.

„Kopf ein wenig warm," ſagte der Armenarzt, „Zunge trocken und belegt, Puls um eine Idee irritirt. Item, ein bischen unwohl. Hat aber nichts zu ſagen. Wollen ihn ſchon

in den nächsten Tagen wieder zusammenrichten. Nur werden Sie mir zugeben," fuhr er sehr ernsthaft fort, „daß ich das Verlangen stelle, der Bube soll heute und auch vielleicht morgen noch hier im Zimmer bleiben, und wenn Sie nichts dagegen haben, so wird Ihnen das gewiß einerlei sein, und Sie thun ein gutes Werk. So ein Stück von einer Matraze werden wir schon auftreiben, darauf legt er sich hin, man deckt ihn bis an die Nase zu, läßt ihn einige Tassen Kamillenthee mit zwei Tropfen Citronensaft trinken, item, behandelt ihn wie Jemanden, der schwitzen soll."

Als der Doktor so eifrig sprach, mit der langen Pfeife in den Händen gestikulirend, auch bald rechts und links tretend, fuhr ein Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er sprach nach einem augenblicklichen Stillschweigen:

„Wenn sich der Knabe auf seine Matraze legt, lieber Doktor, so ist es Ihnen wohl einerlei, ob er zuerst mit dem linken oder rechten Fuße aufsteigt?"

Der Armenarzt wandte seine Brillengläser gegen den Frager und schien erstaunt, aber nur eine Sekunde lang, dann lachte er laut und fröhlich hinaus, wobei er ausrief:

„Sie werden mir zugeben, daß Sie ein Schäcker sind. Item, schwitzen soll er; thut nun, was ihr wollt; nachher komme ich, um nachzusehen."

Er machte eine eilige Bewegung gegen die Zimmerthür, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, indem er sagte:

„Apropos, wenn ich mich erkundige, ob der Knabe etwas hat, um die Wäsche zu wechseln, so bin ich mit dieser Frage in meinem Rechte; denn Sie werden mir zugeben, wenn Jemand schwitzen soll, so muß er auch ein ordentliches Hemd anziehen können. Item, da aber kein trockenes Hemd da zu

ſein ſcheint, ſo ſehen Sie wohl ein, daß man ihm eines verſchaffen muß. Ich hab' ſo ein paar mildthätige Familien, die mir hier und da aushelfen. Laß einmal ſehen, wie groß du eigentlich biſt," wandte er ſich an den Knaben, und als dieſer augenblicklich aufſtand, fuhr der Armenarzt mit großer Lebhaftigkeit fort:

„Accurat ſo groß, wie meine Pfeife. Aber da ich dieſe außer dem Hauſe nicht bei mir führe, ſo werden Sie mir zugeben, daß ich ein anderes Maß nehmen muß. Das werden Sie hoffentlich einſehen," ſetzte er lachend hinzu, „und mich nicht wieder der Umſtändlichkeit beſchuldigen. Item, er geht mir bis ans Herz — das iſt wahr und außerdem ſchön geſagt. Das werden Sie hoffentlich nicht abläugnen. Nun aber adieu, Beſter; der Tiger kann für Thee ſorgen und zu mir heraufkommen, um einen Citronenſchnitz zu holen. Zwei Tropfen, nicht mehr."

Damit flatterte er zur Thür hinaus, doch war der rothe Schlafrock noch nicht ganz in der Spalte verſchwunden, als der Armenarzt auch ſchon wieder umkehrte und, auf die Stirn zeigend, ſagte:

„Es iſt doch ein wahres Sprichwort: Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Füßen haben. Das werden Sie mir zugeben. Item, ich hatte vergeſſen, Sie nochmals zu erſuchen, mir in der Sache mit dem Knaben da und deſſen Auffinden geſtern Nacht freie Hand zu laſſen, vollſtändig freie Hand; das gibt eine koſtbare Geſchichte, aber ſie verträgt nicht, daß man ein unvorſichtiges Wort darüber ſpricht. Ich komme heute Vormittag noch in die Wohnung des Knaben da, und werde mich mit dem Vater und der Mutter beſprechen. Auch mit der Großmutter," ſetzte er hinzu, wobei er ſein linkes Auge

auf eine komiſche Art gegen den Knaben zukniff. „Na, hab nur keine Angſt, wir wollen ihr die Sache ſchon plauſibel machen,“ ſprach er beim Anblick von Gottſchalk's Geſicht, das ſich ziemlich in die Länge zog. „Hab nur keine Angſt, deine Großmutter iſt eine ganz vernünftige Frau, und ich bin nicht nur ihr Arzt, ſondern auch ihr Rathgeber.“

Damit warf er ſich in die Bruſt, und als der lange Mann nichts erwiderte, reichte er ihm die rechte Hand und rief: „Alſo ſchlagen Sie ein, die Sache bleibt mir überlaſſen; den Knaben behalten Sie im Zimmer und gehen auf Ihr Bureau, ohne mit einer Menſchenſeele von der ganzen Geſchichte zu ſprechen. Daß das nothwendig iſt, darauf können Sie ſich verlaſſen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und wenn ich Ihnen mein Wort verpfände, ſo werden Sie mir dagegen zugeben, daß ich das gewiß nicht ohne Urſache thue. Item, — abgemacht.“

Jetzt flog er wirklich zur Zimmerthür hinaus; doch ſo unglaublich war es, ihn nicht nochmals wiederkommen zu ſehen, daß der lange Mann und ſelbſt der Knabe ein paar Augenblicke nach dem Ausgang der Stube blickten, als müſſe dort der rothe Schlafrock noch einmal zum Vorſchein kommen.

Viertes Kapitel.

Meiſter Schwörer.

Der rothe Schlafrock aber ging den Corridor hinab und in ihm der kleine Doktor mit der großen Pfeife. Daß er allein nach ſeiner Wohnung zurückkehrte, hätte ein Blinder nimmer geglaubt, denn der Armenarzt ſprach auf dem ganzen Wege mit ſich ſelbſt, fragte und gab regelmäßig Antworten. Oben in ſeinem Zimmer angekommen, ließ er zwar dieſen Dialog mit der eigenen Perſon, doch wandte er ſich dafür an ſeine Hunde, denen er gute Lehren gab, ſie zu vernünftigem Betragen ermahnte und dabei die Hoffnung ausſprach, ſie werden vollkommen überzeugt ſein und ihm zugeben müſſen, daß ſpäter die Peitſche ein kräftiges Wort mitreden würde, wenn ſie ſich in ſeiner Abweſenheit ungebührlich aufführten. — „Ich kenne Hunde," ſagte er, „die keine warme Stube haben wie ihr; Hunde, die in der Näſſe und Kälte herumlaufen müſſen, und die nicht einmal wiſſen, woher ſie etwas zu freſſen bekommen. Item, unglückliche Hunde. Auch habe ich die Bekanntſchaft von andern

eures Gleichen gemacht, und ſogar von edlen Jagdhunden, die in Kellern wohnen und dort dreſſirt werden. Ihr werdet mir zugeben, daß das eine langweilige Exiſtenz iſt: Keller-Wohnung und dreſſirt werden, Corallen-Halsband, item Hunger, item Peitſche."

Während der Doktor ſo ſprach, hatte er einen braunen Rock angezogen, das wenige Haar an ſeinem Hinterkopf noch einmal in die Höhe gebürſtet und dann den Hut aufgeſetzt. Die Hunde aber ſchienen aufmerkſam auf ſeine Rede zu horchen, denn ſie ſaßen in ängſtlicher Stille auf ihren Hinterpfoten, ſpitzten die Ohren, und kaum wagte einer ſich irgendwo zu kratzen oder umher zu ſchnüffeln. Als nun der Armenarzt ſeinen Anzug vollendet hatte, nahm er einen Stock mit ſilbernem Knopf unter ſeinen Arm, dachte einen Augenblick nach und ſagte dann: „Fanny darf mitgehen." Und Fanny bezeigte ſich außerordentlich dankbar dafür. Fanny ſprang um ihren Herrn herum und dann zur Thür hinaus, die der Armenarzt hinter ſich abſchloß. Dann gingen beide mit einander die Treppe hinab, durch den engen, finſteren Hof auf die Straße, der Doktor nach Art der Aerzte etwas vornübergebeugt, wie über einen wichtigen Fall nachdenkend, zu Boden blickend, den Stock ſo unter ſeinem Arme, daß der Knopf drohend gen Himmel gekehrt war; Fanny dagegen nach Art der Hunde, luſtig ausgelaſſen, den Weg zehnmal hin und zehnmal zurück machend, wobei der kleine Pinſcher immer noch Zeit genug hatte, jeden Eckſtein ſorgfältig zu betrachten, hier und dort zarte Erinnerungszeichen zurückzulaſſen und mit den ihm begegnenden Hunden ſeiner Bekanntſchaft einen Schnüffler oder Schweifwedler zu wechſeln.

Der Doktor machte genau den Weg, den der lange Mann

geſtern Abends mit dem Knaben gegangen war, nur in umgekehrter Richtung, und da er ſich nicht ſehr ſtark beeilte, ſondern zuweilen ſtehen blieb und ſein Kinn mit der Hand ſtreichelte, während er vergnügt lächelnd gen Himmel blickte, ſo brauchte er eine gute halbe Stunde, bis er zu dem Hauſe gelangte, wo unſere denkwürdige und außerordentlich wahrhaftige Geſchichte begonnen hat. Der Regen hatte bei Tagesanbruch aufgehört, und wenn es auch noch naß genug auf Erden war, ſo fing doch der Himmel an, ein freundliches Geſicht zu zeigen, zerriß den grauen Vorhang, mit dem er ſich geſtern verhüllt, und überall kam das glänzende freundliche Blau zu Tage. Auch die Sonne war bereits fleißig und that ihr Möglichſtes, um die Menſchheit den geſtrigen Regentag vergeſſen zu laſſen. Sie vergoldete alles, was ſie erreichen konnte, und wo ihr das nicht möglich war, da bildete ſie die kühnſten tiefdunkeln, ſeltſam gezackten, ſcharfen Schatten, als wollte ſie die Grenze ihres Reiches von der des Feindes aufs deutlichſte markiren.

Der kleine Doktor ging in das Haus, welches geſtern Abend ſo hartnäckig verſchloſſen war, klopfte an die Thür rechts, welche zu den Privat-Gemächern der Familie Schwörer gehörte, begnügte ſich aber, als man herein rief, nur mit einem ganz kleinen Oeffnen der Thür, ſo daß er kaum ſeinen Kopf durchſtecken konnte, wobei er freundlich lächelnd ſagte: „Kann ich hinauf gehen? Iſt der Leipziger noch in ſeinem Bette?“

Madame Schwörer, die in ſtark ausgeſprochenem Negligé bei ihrem Kaffee ſaß, vernahm nicht ſobald die Stimme des Arztes, als ſie raſch aufſtand und ihn gegen ihre ſonſtige Gewohnheit freundlichſt bat, einzutreten. Vergebens ſchien der Meiſter mit lauter Stimme dagegen zu proteſtiren, die Frau

meinte: „Ei was! Doktor iſt Doktor, und einer weiß ſo wenig wie der andere. Der iſt mir heute gerade recht, der wird nicht mit dir heulen, ſondern dich an die Arbeit ſchicken. Bitte, Herr Doktor, näher zu treten. Sie werden ſich an meinem Anzug nicht geniren. Sie ſehen ja Alt und Jung oft genug ſo.“

Der Doktor trat in die Stube und ſah die Meiſterin mit einem außerordentlich fragenden, aber dabei ſehr unſchuldvollen Blicke an.

„Hat ſich der Leipziger nicht gehalten?“ ſagte er nach einer Pauſe, „iſt ihm was zugeſtoßen? Sie werden mir zugeben, daß es von großer Wichtigkeit iſt, daß der Menſch mir keine Exceſſe macht.“

„Ach, was den Leipziger anbelangt,“ verſetzte Madame Schwörer achſelzuckend, „ſo geht's dem recht ordentlich; er iſt aufgeſtanden und ſitzt dort in der Werkſtatt, freilich noch ein bischen lummelig, aber er kann doch wieder ſeinen Stich machen.“

„So, ſo, ei, ei,“ erwiderte der Armenarzt, während er den ſilbernen Stockknopf ſorgfältig unter ſeine Naſenſpitze brachte und mit den glänzenden Brillengläſern an die Decke ſtierte. „Alſo wieder beſſer; Sie werden mir erlauben, daß ich mich darüber freue. Ich bin immer beſorgt um meine Dachkammerkranken; item, ich will doch nach ihm ſehen.“

Damit ſchickte er ſich zum Weggehen an; doch ſagte die Frau: „Thun Sie das immer, Herr Doktor; da Sie aber einmal da ſind, ſo bitte ich, ſchauen Sie nach dem Meiſter da neben in dem Bette. Wir haben freilich den Stadtarzt, was Sie auch wiſſen, aber ehe der kommt, kann es Abend werden, und dann,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „gibt der mir viel

zu viel auf meines Mannes Klagen. Sie ſind reſoluter, und — verſtehen mich ſchon.“

Der Armenarzt drückte die Brille feſter an ſeine Augen, ſpitzte den Mund ein klein wenig und zog die Augenbrauen hoch empor, während er, die linke Hand mit dem Stock auf dem Rücken haltend, langſam und bedächtig gegen das Bett im Nebenzimmer anmarſchirte. Dort lag Meiſter Schwörer auf dem Rücken, die ſpitzen Hände über der Bruſt gefaltet, in ſtiller Reſignation, als ſei er vollkommen gerüſtet und bereit, die himmliſchen Heerſchaaren mit ſeinem Erſcheinen zu beglücken. Aus den Kiſſen ragte ſeine gekrümmte Naſe erſchreckend hoch empor, und ſelbſt ſeine Augen ſchienen ſich vor ihr zu entſetzen, denn dieſe hatten ſich tief in ihre Höhlen zurückgezogen und blickten nur zuweilen ſcheu und furchtſam um ſich. Zu den Häupten des Bettes ſaß eine dürre Geſtalt mit eingefallenen Backen und unheimlich glänzenden Augen in einem Wamms und abgeſchabten Hoſen, des Meiſters Lieblings-Geſelle, der ein Buch in Händen hatte, aus welchem er wahrſcheinlich ſo eben vorgeleſen. Jetzt ſchwieg er begreiflicher Weiſe ſtill, faltete die Hände auf dem Schooße zuſammen, neigte den Kopf auf die rechte Seite und blickte mit einem ſo faden, häßlichen und widerwärtigen Geſichtsausdrucke an die Zimmerdecke empor, daß in dem praktiſchen und luſtigen Armenarzte augenblicklich die Idee eines perſonificirten Brechmittels aufſtieg.

„Ei, ei,“ ſagte er nach einer Pauſe, „Meiſter Schwörer iſt krank, das iſt ja, Gott ſei Dank, eine Seltenheit. Nun, da wir zufällig einmal da ſind und Madame Schwörer es wünſcht, ſo kann ich mir ſchon erlauben, ein wenig zu fragen was denn eigentlich dem guten Meiſter fehlt.“

Bei dieſen Worten hatte er ſich einen Stuhl näher gezo-

gen, ſetzte ſich vor das Bett, wobei er ſogleich nach dem Pulſe des Kranken griff und, während er dieſen beobachtete, den ſilbernen Stockknopf abermals unter die Naſe brachte.

„Puls etwas erregt," bemerkte er, „die Haut trocken, und die Zunge?"

Es war kein ſchöner Anblick, als nun der Meiſter unter ſeiner gewaltigen Naſe die ſehr lange Zunge hervorſtreckte. Es hatte in der That etwas Koboldartiges.

„Belegt, belegt," meinte der Armenarzt, „es tritt allerdings eine allgemeine Verſtimmung des Körpers hervor, und da wir das erkannt haben, ſo werden Sie mir ſchon erlauben, wenn ich mich nach den Urſachen erkundige. Von einer Erkältung kommt das nicht, auch von keiner Unverdaulichkeit; da iſt eine Seelen-Affektion im Spiel, eine Aufregung, ein Schrecken."

Bei den Worten des Armenarztes ſchien die Naſe des Patienten ſichtbar länger zu werden, doch war das nur optiſche Täuſchung, welche daher kommen mochte, daß der Meiſter ſeinen Kopf langſam aus dem Kiſſen emporhob.

„Ja, ein Schrecken," fuhr der Doktor fort. „Item, etwas Aehnliches. Iſt vielleicht ein koſtbarer Rock verdorben worden, oder dem Lehrjungen ein glühendes Bügeleiſen auf den Fuß gefallen?"

Der Meiſter ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Item," ſagte der Armenarzt in ſehr beſtimmtem Tone, „etwas dergleichen muß vorgefallen ſein; das bemerke ich an allen Anzeichen, und wenn ich Ihnen irgend etwas Wirkſames verordnen ſoll, ſo werden Sie mir zugeben, daß ich die Urſache der Krankheit kennen muß; ſonſt ſtehe ich nicht für das Schlimmſte."

„Kann denn ein Schrecken ſo ſchlimme Folgen haben?“ fragte der Meiſter mit ſchwacher Stimme.

Der Armenarzt betrachtete den Kranken durch ſeine Brillengläſer, welche hier in dem dunklen Winkel des Zimmers recht unheimlich funkelten. Alsdann ſtützte er den rechten Arm auf ſeinen Stock, legte den Kopf darauf und ſagte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ein Schrecken von ernſten Folgen ſein kann; man beachtet das leichtſinniger Weiſe viel zu wenig. Man denkt nicht an eine Affektion des verlängerten Marks, welche nur zu leicht eintritt, an wäſſerige Ausſchwitzungen in die Gehirnkammern und an ein Delirium furibundum, welches ſich möglicherweiſe aus einem Schrecken entwickeln kann. — Hier iſt freilich nichts zu befürchten,“ fuhr der Arzt fort, indem er abermals die Hand des tief aufſtöhnenden Kranken ergriff, „aber Sie werden mir zugeben, daß ich eine Urſache kennen muß, um wirken zu können; item, daß Sie mir anvertrauen, was Sie erſchreckt.“

Mittlerweile war Madame Schwörer ebenfalls näher getreten, hatte ſich mit der Hand unten auf das Bett geſtützt und ſagte nun mit ihrer derben Stimme: „Ja, Sie haben ganz Recht, Herr Doktor, er ſoll mit der Sprache heraus und würde es auch thun, wenn er ſich nicht vor Ihnen ſchämte. Narrheiten ſind es, die ihn erſchreckt haben!“

„O Frau!“ ſprach der Meiſter mit ſchwacher Stimme, „du ſprichſt aus deinem ungläubigen Gemüthe, du biſt auch Eine von denen, die weder an Zeichen noch Wunder glauben.“

„Narrheiten!“ wiederholte beſtimmter die Frau; „wie ſchon geſagt, vor Ihnen genirt er ſich, aber vor ſeinen chriſtlichen Freunden wird er ſchon mit der Sprache herausgehen, und

da ich davon feſt überzeugt bin, ſo kann ich es Ihnen auch ſchon ſagen."

„Weib!" rief der Schneider, und ſeine lange ſpitze Naſe bäumte ſich ordentlich in die Höhe, während die Augen drohende Blitze ſchoſſen.

„Ach was, ich will Ruhe haben," erwiderte Madame Schwörer, „und daß Sie es nur wiſſen, Herr Doktor, er bildet ſich ein, er habe den Teufel geſehen."

„Herr Gott, dich loben wir!" ſtöhnte der Meiſter, worauf er in die Kiſſen zurückſank, und der dürre Schneidergeſelle ſetzte hinzu: „In alle Ewigkeit, Amen."

„Den Teufel hat er geſehen!" rief der Armenarzt mit ernſter Stimme und kopfſchüttelnd; „ei, ei, das iſt doch unmöglich. Den Teufel! das hätte ich mit erleben mögen. Meiſter Schwörer, Meiſter Schwörer! wie ſah denn der Teufel aus?"

Es war gut, daß der Doktor ziemlich im Dunkeln ſaß und daß die Brillengläſer ſeine Augen verdeckten; denn ſonſt hätte man ſehen müſſen, wie es in denſelben luſtig blitzte und funkelte, und wie um ſeine Mundwinkel ein eigenthümliches, zufriedenes Lächeln ſpielte.

„So was iſt mir noch nicht vorgekommen," ſagte er nach einer Pauſe, „und Sie werden mir deßhalb zugeben, daß ich im erſten Augenblicke an das, was ich nicht geſehen, nicht glauben kann. Aber," ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, „der Teufel, item, Sie behaupten es; aber . . . aber . . ."

Bei dieſen Worten beugte er den Kopf tief herab, bedeckte ihn mit ſeiner Hand und verſank in tiefes Nachdenken.

Es war ſeltſam, daß im gleichen Verhältniß, wie des Doktors Kopf herabſank, ſich der des Kranken erhob; ja, er

blickte faſt triumphirend auf ſeine Frau, als der Arzt ſchwieg, ohne ihn, wie er gefürchtet, tüchtig auszulachen.

„Item," ſagte der Armenarzt nach einem längeren Stillſchweigen, erhob langſam ſeinen Kopf und ſchaute den Meiſter Schwörer mit dem leeren Blicke der Brillengläſer feſt an, „es gibt viele Dinge zwiſchen Himmel und Erden, davon ſich eure Schulweisheit nichts träumen läßt — Horatio."

„Zacharias," verbeſſerte der Schneider, und fuhr dann mit etwas kräftigerer Stimme fort: „Es iſt mir ein wahrer Troſt, daß Sie es mir nicht machen wie die Frau da, und mir nicht abſtreiten wollen, was ich heute Nacht erblickte. — — Ja, ich habe den Teufel geſehen, er ſtand dort vor jenem Fenſter."

„Angethan mit der Höllenlivrei, mit langem, ſchleppendem Mantel, der da gefertigt iſt aus den Flammen des unterirdiſchen Sündenpfuhls, mit glühenden Augen und ſchrecklichen Hörnern, gezeichnet durch langen Schweif und flammenſpeiend zum Grauen der Gottloſen," las der dürre Schneidergeſelle mit ſchnarrender Stimme und einem wahrhaft verzückten Blicke.

„Nicht ganz ſo," erwiderte Meiſter Schwörer; „in Roth war er gekleidet, das iſt wahr, hatte auch feurige Augen und Hörner, aber von den Flammen und dem Schweif habe ich, Gott ſei gelobt! nichts geſehen."

Nach dieſen Worten herrſchte eine ſo tiefe Stille in dem Zimmer, daß man die Taſchenuhr auf dem Nachttiſchchen picken hörte, und von oben aus der Werkſtatt herab eine feine Stimme, welche ſang:

„Strümpf' und Schuh', Strümpf' und Schuh',
Laufen dem Teufel barfuß zu,"

worauf ein Chor einfiel:

„Zum Zippel, zum Zappel, zum Kellerloch 'nein,
Alles muß verſoffen ſein.“

„Hören Sie, Herr Doktor,“ rief die Frau erboßt, „wie ſie es droben treiben, während hier der Meiſter krank im Bette liegt, weil er ſich einbildet, den Teufel geſehen zu haben? Nein, Herr Doktor, nehmen Sie mir's nicht übel, ich hatte gehofft, Sie würden ihm den Kopf zurecht ſetzen und ihm ſagen, wo der Teufel eigentlich ſteckt. Ich weiß es. Nicht vor dem Fenſter treibt er ſich herum, ſondern hier im Hauſe iſt der Teufel, und jetzt, wo mir einmal die Galle überläuft, ſoll es mir auf ein paar Dutzend Worte mehr oder weniger nicht ankommen.“

„Frau!“ rief der Meiſter mit zürnender Stimme, ſetzte aber gleich darauf ziemlich affektirt matt hinzu: „Doch was ereifr' ich mich? Allerdings weißt du am beſten, wo der Teufel ſteckt. O du mein Gott!“

„Der liebe Gott,“ rief Madame Schwörer immer heftiger, „der weiß nichts von dir und deinen Freunden! Ja, und jetzt will ich auch anfangen zu glauben, daß der Teufel geſtern Nachts zum Fenſter hereingeſehen hat. Dem gefällt freilich die Wirthſchaft hier — zwinkere nur mit deinen Augen! Und Er, Elberfelder, laſſ' er Sein ſcheinheiliges Maul herabhangen! Vor dem Herrn Doktor da brauch ich mich nicht zu geniren, das iſt der Armenarzt, und daß wir in ſeine Praxis hineinfallen, dafür ſorgſt du aufs beſte. Hat der Mann nicht eine Kundſchaft gehabt!“ wandte ſie ſich faſt weinend an den kleinen Doktor; „die vornehmſten Herrſchaften ließen bei ihm arbeiten, und gern bei ihm arbeiten, denn was damals aus der Werkſtatt des Meiſters Schwörer kam, das konnte ſich ſehen laſſen. Aber wie hat ſich das geändert! — Statt nach den Geſellen zu

ſehen und nach den Hoſen und Röcken ſeiner Kundſchaft, bekümmerte er ſich um die Wilden in Amerika, die doch dazu beſtimmt ſind, daß ſie herumlaufen, wie ſie Gott erſchaffen. Und ſtatt ſich um ſein Rechnungsbuch zu bekümmern, ließ er das liegen, weil er zu dem Comité gehört, das ſich zur Aufgabe macht, armen Leuten mit allerhand confuſen Büchern den Kopf zu verrücken. Ja, Herr Doktor, ein Kunde nach dem andern verläßt uns, und meinen Sie, er mache ſich was daraus? O nein, das nennt er höchſtens eine heilſame Strafe für ſeine Sündhaftigkeit. Daß ich aber und die armen Kinder am meiſten dabei geſtraft ſind, darüber macht er ſich keine Gedanken!“

Meiſter Schwörer hatte bei dieſem Erguſſe ſeiner Ehehälfte den Kopf auf die Seite gelegt; der Elberfelder ſchien eifrig in ſeinem Buche zu leſen, und der Armenarzt allein, an den die Rede hauptſächlich gerichtet war, mußte ſie Auge gegen Auge aushalten, was er denn auch heldenmüthig that und ſich nur leicht duckte, wie ein Hund im ſtrömenden Regen. Was ſollte er thun? Er war klug genug, für Niemand Partei zu nehmen, weßhalb er das beſte Mittel ergriff und, als Arzt handelnd, die Frau bat, mit ihren Vorwürfen einzuhalten, indem dieſe bei dem Zuſtande ihres Mannes nicht zuträglich ſeien. Dann erhob er ſich, faßte mit wichtiger Miene nochmals den Puls des Kranken und verordnete ein Senf-Fußbad, ſo wie bei ſich mehrender Hitze im Kopfe Umſchläge von kaltem Waſſer.

„Was Sie geſehen haben wollen, beſter Meiſter Schwörer, darüber kann ich mit Ihnen nicht ſtreiten, denn ich hab' es ja nicht geſehen. Uebrigens glaub' auch ich nicht, daß ſich der Teufel ſichtbar herumtreibt. Wer weiß, was Ihnen vor die

Augen gekommen iſt! Einer der zufällig vorüberging, ein ſpäter, harmloſer Wirthshausgaſt."

„Nein, nein," ſagte der Meiſter kopfſchüttelnd.

„Jemand, der zufällig an Ihrem Fenſter ſtehen blieb, Jemand in einem langen Mantel, mit Roth ausgeſchlagen. Daß es ſolche Mäntel gibt, müſſen Sie ja am beſten wiſſen. Item, etwas ganz Unſchuldiges, das Sie, durch mir unbekannte Nebenumſtände veranlaßt, erſchreckte. Item, wer wird ſogleich an den Teufel glauben?"

„Aber die Nebenumſtände!" ſeufzte der Kranke, „der Gott..." — doch war er nicht im Stande, den Satz zu beendigen. Madame Schwörer, welche kluger Weiſe vorherſah, daß die Rede auf den verſchwundenen Lehrling kommen würde — und das wollte ſie vermeiden — war leiſe zu Häupten des Bettes getreten, that, als wolle ſie ihrem Manne das Kiſſen ein wenig aufſchütteln, benutzte aber zugleich dieſen günſtigen Moment, um ihm einen Zipfel deſſelben ſo heftig unter die Naſe zu drücken, daß ihm ſein Wort plötzlich abgeſchnitten wurde. Dieſes Manöver begleitete ſie mit einem gelinden Puff und flüſterte ihm in die Ohren: „Halt doch dein Maul!" worauf ſie laut fortfuhr: „Was kümmern den Herrn Doktor die Nebenumſtände? Ich verſichere dir, Zacharias, es iſt ſo, wie er geſagt. Ein Nachtwandler, dem es Spaß gemacht, ſtehen zu bleiben und in unſer Fenſter zu blicken, vielleicht ein Bekannter, der uns über die ganze Sache noch aufklären wird," ſetzte ſie mit Beziehung hinzu.

„Alſo ein Senf-Fußbad und kalte Umſchläge," wiederholte der Armenarzt, nachdem er ſeine Brille feſt auf die Naſe gedrückt und ſich vom Stuhle erhoben. „Mein Herr College,

der Sie gewiß im Laufe des Tages beſucht, wird damit einverſtanden ſein. Und was den Leipziger anbelangt," wandte er ſich an die Meiſterin, „ſo werde ich morgen nach ihm ſehen. Er ſoll nichts Fettes eſſen und Brodwaſſer trinken ſo viel er mag. Item, die Sache wird ſich bald geben. Adieu."

Damit ging er ruhigen Schrittes zur Thür, von Madame Schwörer begleitet, die ihm mit leiſer Stimme zu wiederholten Malen verſicherte, es ſei nichts als eine Narrheit von ihrem Manne, und ſie wolle ihm das Fußbad ſchon gehörig mit Senf würzen, und ihm kalte Umſchläge um den Kopf machen, daß er auf andere und geſcheidtere Gedanken käme.

Draußen auf der Straße ſaß die gut erzogene kleine Fanny und wartete geduldig auf die Rückkunft ihres Herrn, wie ſie und ihre Kameraden es an allen Häuſern zu halten pflegten, wo der Arzt ſeine Beſuche machte.

Nach dieſer Viſite ſchritt der Doktor mit ſichtbarem Vergnügen und außerordentlichem Wohlbehagen durch die Straßen. Es ſchien ihm förmlich in den Beinen zu zucken, als wollten dieſe zuweilen einen Hopſer machen, während ſich der Kopf dagegen außerordentlich ehrwürdig und ärztlich ſteif hielt; zuweilen aber, wenn gerade keine Leute deſſelben Weges wandelten, zuckte ein fröhliches Lachen über ſein Geſicht, er ſchnalzte alsdann mit den Fingern, was Fanny für ein Zeichen nahm, in die Höhe zu ſpringen, und worüber dann der kleine Doktor wieder eine ſolche Freude äußerte, daß man den Moment herankommen ſah, wo Beide um die Wette durch die Straßen capriolen würden.

Dabei hatte der Armenarzt eine eigenthümliche Gewohnheit angenommen, der er ſich aber nur überließ, wenn er gut gelaunt war. Es war eigentlich eine Unart, die er dann aus-

zuüben pflegte, indem er ſich nämlich durch ein einziges Wort oder auch durch eine vollſtändige Bemerkung in das Geſpräch der Vorübergehenden miſchte, was meiſtens mit großem Erſtaunen aufgenommen wurde, ihm oft aber auch eine pikante Antwort eintrug, Letzteres aber nur von ſolchen Leuten, die ihn nicht kannten.

Fünftes Kapitel.

In einem alten Hause.

Während der Doktor durch die Straßen ging, ließ er seiner Lust und Laune alle Zügel schießen, ermahnte saumselige Schulbuben, ihre Classe nicht zu vergessen, und zwei Dienstmädchen, die sich eben zu einem längeren Gespräch anschickten, konnte er mit der Frage: „Und was macht die Suppe unterdessen?“ aus aller Fassung bringen.

So ging er seines Weges, und wenn auch nicht dieselben Straßen, die er heute Morgen schon einmal durchwandert, so doch der Richtung zu, wo sein Wohnhaus lag. Ehe er aber dasselbe erreichte, wandte er sich rechts, ging über den großen Marktplatz, bog von diesem in eine enge Gasse, und stand bald vor einem alten Hause mit hohem Giebeldache, dessen Eingangsthür, eigentlich ein Thor, weit offen stand. Es führte in eine große und geräumige Halle, die von massiven Steinpfeilern gestützt wurde und deren Decke, vom Alter geschwärzt, doch eine sehr kunstvolle Holzconstruction zeigte. Links

von der Thür ging eine Treppe hinauf, breit, die Stufen von Eichenholz, ebenso das geschnitzte Geländer, eine Treppe, die einstens prächtig gewesen, im Lauf der Zeiten aber alt und wackelig geworden war und nur noch schwer zu erkennende Ueberreste ehemaliger Schönheit zeigte.

Während der Doktor hinaufstieg, krachten die Stufen bedenklich, und wo er das Geländer anfaßte, um sich darauf zu stützen, schien es dem Drucke nachgeben zu wollen; wenigstens wich es einen Zoll aus seiner Richtung, soweit nämlich die abgenutzten Zapfen, vermittels deren es in den Treppenlauf eingelassen war, nachgaben. Glücklicher Weise war die Treppe so breit, daß man weit genug von dem Geländer entfernt bleiben konnte, was aber nicht sehr angenehm war; denn wenn die Stufen auch unten durch das Eingangsthor erhellt wurden, so befanden sie sich doch schon bei der ersten Wendung in ziemliche Dunkelheit gehüllt, und ein einziges Fenster auf dem Gange des ersten Stocks war so mit Staub und Spinngewebe bedeckt, daß es nicht mehr im Stande war, Dienste zu leisten.

Der Armenarzt stieg indessen höher hinauf in den zweiten und dritten Stock; letzterer befand sich schon im Dachstuhle, und die Wohnungen hier waren eigentlich auf dem Söller eingerichtet. Nur eine Leiter führte noch höher auf den obersten Boden des Hauses. Er ging auf eine Thür zu, die sich gerade gegenüber der Treppe befand, klopfte an, und als eine weibliche Stimme herein rief, öffnete er und trat in ein geräumiges Zimmer mit schiefen Wänden, welches sein Licht durch Dachfenster erhielt, die hinausgebaut waren und so eine ziemliche Vertiefung bildeten. Das Gemach mit weißen Kalkwänden war dürftig möblirt mit einem alten Tische und höl-

zernen Stühlen. Auf einem großen hölzernen Kaſten, der in einer Ecke ſtand, lagen ein Paar Rehfelle, und derſelbe ſchien ein Sopha vorſtellen zu ſollen. Ueber ihm ſah man an die Wand genagelt das Portrait eines eleganten jungen Mannes, welches mit einem darüber angebrachten Hirſchkopfe mit ſtarkem Geweih den Mittelpunkt einer Waffentrophäe bildete, die aus Hiſchfängern, Jagdmeſſern, Büchſen und doppelläufigen Gewehren beſtand. Trotz der Aermlichkeit des Zimmers ſah es hier recht reinlich aus. Der Boden war ſauber geputzt und mit weißem Sande beſtreut. In einer der tiefen Fenſterniſchen hing ein Vogelbauer mit einem Kanarienvogel. Der Ofen in der Ecke ſchien nicht geheizt zu ſein, denn es war ziemlich froſtig im Zimmer; hinter demſelben ſah man eine Reihe von Schnüren bis zur anderen Ecke ausgeſpannt, auf welchen neben Wäſche zum Trocknen eine Anzahl von Pfannkuchen hing, die hier zur Zeit augenſcheinlich zu einem beſonderen Zwecke gedörrt wurden.

In der Fenſtervertiefung unter dem Kanarienvogel ſaß eine Frau, die beſchäftigt war, ein Kinderkleidchen zu flicken. Der Eigenthümer dieſes Kleidchens kroch neben ihr auf dem Boden umher und bemühte ſich, ein hölzernes Pferd zum Stehen zu bringen, was ihm aber nicht gelingen wollte, da daſſelbe nur noch zwei Beine beſaß, weßhalb es immer nach der einen Seite umfiel. Die Frau mochte in den Dreißigen ſein und war ein kleines mageres Weib mit blonden Haaren und einem guten, freundlichen Geſichte, welches aber deutliche Spuren von Kummer und Entbehrungen zeigte. Es war eine von jenen Phyſiognomieen, auf denen die Jugend nichts hinterlaſſen hat und in keinem Lächeln von Glück und Freude ſpricht. Ihr Anzug war ärmlich, aber nett und reinlich, wie

ihre ganze Umgebung, ebenso das Kind am Boden, wenn auch dessen Röckchen vielfach geflickt war.

Beim Eintritt des Arztes blickte die Frau empor, und als sie den Besucher erkannte, wollte sie aufstehen, um ihm entgegenzugehen; doch ließ dieser, der sich mit einigen schnellen Schritten an der anderen Seite des Zimmers befand, das nicht zu, sondern bat die Frau, ruhig bei ihrer Arbeit zu bleiben.

„Mit uns macht man keine Umstände, Frau Brenner," sagte er in freundlichem Tone, indem er sich einen Stuhl nahm und im Niedersitzen den kleinen Buben, der erwartungsvoll zu ihm empor sah, auf den Kopf pätschelte. — „Und was macht Palmarum?" fragte er.

„Franz befindet sich wohl," entgegnete die Mutter und blickte mit inniger Liebe auf den Knaben.

„Palmarum," wiederholte der Doktor lachend, indem er das zerbrlchene Pferd in die Hand nahm und bemerkte, in welch trostlosem Zustande sich das Spielzeug des Knaben befand, „da müssen wir nächstens einmal für ein neues Pferd sorgen; doch mußt du dir vorderhand zu helfen wissen. Schau' her: wenn ein Pferd nur zwei Beine hat, so lehnt man es an die Wand, daß es nicht umfallen kann. Item, nun steht es. So, — so, — wenn du dir das merkst, so kannst du um das ganze Zimmer herumcarriolen."

Der Knabe, offenbar vergnügt über das gute Auskunftsmittel, befolgte den gegebenen Rath und kroch mit dem kleinen hölzernen Gaul an den Wänden umher.

„Da ich gerade in der Nähe war," sagte der Armenarzt, nachdem er dem Spiel des Knaben eine Weile zugeschaut, „so konnte ich es nicht versäumen, einmal von selbst wieder nach

Ihnen zu ſehen, denn rufen laſſen Sie mich doch nicht, Frau Brenner; Sie ſind eine geizige Frau, die mich nicht brauchen mag, item, die mir nichts zu verdienen geben will."

Bei dieſen Worten fuhr ein trübes Lächeln über die Züge der Frau; dann verſetzte ſie mit ſanfter Stimme: „Gott ſei Dank, daß wir Ihrer Hülfe in der letzten Zeit nicht bedurft haben; aber wenn Sie kommen, freut es mich gewiß, Herr Doktor; Sie ſind immer ſo guter Laune, und es iſt gerade, als wüßten Sie eine Krankheit ſchon im voraus zu bannen."

„Ja, wenn das wäre, Frau Brenner, ſo könnten wir uns Geld genug verdienen; aber es gibt auch Leute, denen meine heiteren Worte zuwider ſind. — Apropos, was macht denn die Großmutter?"

„Sie ſitzt wie gewöhnlich in ihrem Zimmer und näht. — Sie werden ſie doch auch beſuchen?"

„Verſteht ſich. Später werde ich nach ihr ſehen. Eigentlich aber," fuhr er mit einem Male ernſter werdend fort, „hätte ich mit Ihrem Manne zu ſprechen. Er iſt wohl nicht zu Hauſe?"

„Nein, nein," erwiderte die Frau; „er iſt nicht da, wird auch erſt gegen zwölf Uhr zum Eſſen kommen."

Bei der Erwähnung ihres Mannes hatte ſie die Arbeit in ihren Schooß ſinken laſſen und blickte den Doktor fragend, faſt ängſtlich an.

„Machen Sie nur kein ſo wichtiges Geſicht," ſagte dieſer lächelnd; „weiß der liebe Gott, ich glaube, ſchon eine Frage allein kann Sie in Angſt verſetzen!"

„Ach ja," verſetzte ſie; „Sie haben nicht ganz Unrecht, denn wenn man nach ihm fragt, ſo hat es ſelten was Gutes zu bedeuten."

„Nun, was macht er denn?“

„O, er iſt im Ganzen recht zufrieden; auch fiel in der letzten Zeit nichts vor. Wir nehmen uns aber auch alle in Acht. Wiſſen Sie, lieber Herr Doktor,“ ſetzte ſie gutmüthig hinzu, „mein Mann hat eigentlich einen recht harten Dienſt, und wenn er müde und verdrießlich nach Hauſe kommt, ſo wundert es mich gar nicht, daß er wegen jeder Kleinigkeit heftig wird. — Haben Sie ihm was Unangenehmes zu ſagen?“ fragte ſie plötzlich nach einem augenblicklichen Stillſchweigen.

Der Doktor hatte ſeinen Stockknopf unter das Kinn geſtützt, und da er ſeine Augen aufwärts gegen die Helle wandte, ſo ſah man nichts als die ſpiegelnden Brillengläſer. Auf die Frage der Frau ſchüttelte er gleichmüthig mit dem Kopfe und erwiderte: „Eigentlich Unangenehmes habe ich nicht, ich wollte nur ein paar Worte mit ihm reden wegen des Gottſchalk.“

„Was iſt denn mit Gottſchalk?“ fragte die Frau beſorgt, während der Blick ihres Auges plötzliche Angſt verrieth. „Hat es etwas mit ſeinem Meiſter gegeben? — Doch nichts Schlimmes, will ich hoffen?“

Der Armenarzt ſchüttelte den Kopf und entgegnete ſo ruhig wie möglich: „Frau Brenner, regen Sie ſich nicht immer ſo auf; jetzt zittern Sie ſchon wieder an Leib und Seele, das ſehe ich Ihnen an, und wenn ich Ihren Puls unterſuche, ſo ſchlägt er geſchwinder, als nöthig iſt.“

Die Frau antwortete nur durch ein trübes Lächeln; um aber den Armenarzt von ihrer Ruhe zu überzeugen, nahm ſie ihre Arbeit wieder auf; doch ſchien ihre Hand in der That die Nadel nicht ſo feſt zu führen, wie einen Augenblick vorher.

„Der Gottſchalk war geſtern Abend da?“ fragte der Doktor.

„Ja, bis nach Neune. Ich glaube, es war ſchon ein Viertel, und da lief er eilig weg.“

„Und als er an das Haus ſeines Meiſters kam, war die Thür ſchon verſchloſſen.“

„Das hab' ich mir gedacht,“ ſagte die Frau mit leiſer Stimme, „und da wird man mit ihm gezankt haben. Es iſt ein armes Kind, der Gottſchalk.“

„Allerdings könnte er eine angenehmere Stelle haben. Iſt er denn eigentlich mit Luſt an das Schneider-Handwerk gegangen?“

„Ach, das könnte ich gerade nicht behaupten,“ entgegnete die Frau; „doch wenn es geblieben wäre, wie es Anfangs war, ſo würde es ihm in der Werkſtatt immer noch gut genug gefallen. Mein Mann verſchaffte dem Meiſter Schwörer ſämmtliche Livreen ſeines Herrn, und dafür verſprach der Meiſter mir Wunder was, wie gut es Gottſchalk in der Lehre haben und was er alles lernen ſollte.“

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

„Mit den Livreen,“ fuhr die Frau fort, „dauerte es übrigens nicht lange. Alles im Hauſe der Herrſchaft war unzufrieden, und ſo machte ſie Meiſter Schwörer einmal und dann nicht wieder. Mit dem Verluſt der Kundſchaft war aber Gottſchalk's gute Zeit vorbei, und wenn er auch anfänglich Luſt zum Schneider-Handwerk hatte, ſo iſt ihm die jetzt gänzlich vergangen. Und das wiſſen auch Sie, Herr Doktor — eine Sache, bei der man nicht recht mit Leib und Seele iſt, kann nicht gelingen.“

„Hm, hm!“ machte der Armenarzt, „das ſehe ich wohl

ein und der Gottschalk ist sonst ein folgsames und gutes Kind."

„Ich kann nicht besonders über ihn klagen," erwiderte die Mutter; „das Einzige, was ich auszusetzen hätte, er kann zuweilen überlustig sein und gibt manchmal zu gescheidte Antworten für sein Alter."

Das Letztere, obgleich es ein Vorwurf sein sollte, sagte sie doch mit einem Anfluge von Wohlbehagen.

Der Doktor stützte das Kinn auf den Knopf seines Stockes, und es war komisch anzusehen, wie er den Kopf scheinbar auf diesem hin und her bewegte.

„Item," sagte er nach einer Pause, „auf diese Art wäre es mit dem Schneider-Handwerk nichts."

„Das will ich nicht denken," sprach fast erschrocken die Frau; „was sollte man denn mit dem Buben anfangen? Um Gott, nein, da würd' ich einen schönen Spektakel mit meinem Mann erleben! Aber was sehen Sie mich so sonderbar an, Herr Doktor?"

Bei diesen Worten ließ sie ihre Arme in den Schooß sinken und blickte ihrerseits den Arzt an, aber nicht nur sonderbar, sondern im höchsten Grad erschrocken. Man sah, wie sie mühsam athmete.

„Frau Brenner," erwiderte ernst der Armenarzt. „Sie werden mir zugeben, daß es mit Ihnen schwer ist, irgend etwas Geschäftliches zu besprechen. Jetzt thun Sie gleich wieder und schauen mich so entsetzt an, als müßte ich Ihnen das größte Unglück verkünden, und ich habe Ihnen, weiß Gott, nichts Schlimmes zu sagen."

„Aber doch etwas zu sagen," entgegnete die Frau mit leiser Stimme.

„Ja, allerdings; einen Rath zu geben oder einen von Ihnen zu hören. Doch können Sie nicht von mir verlangen, daß ich mich von Ihrer Alteration aus dem Concept bringen laſſe. Item, was ich Ihnen zu ſagen habe, das will ich Ihnen nicht verſchweigen. Aber wir wollen hineingehen zur Großmutter, die iſt ſo reſolut, daß ſie im Nothfall uns Beiden was abgeben kann."

Die Frau nickte leicht mit dem Kopfe, ſtand auf den Vorſchlag ſogleich auf und ging an die Thür des Nebenzimmers, die ſie öffnete, worauf ſie hineinſchaute, ein paar Worte ſprach und dann den Armenarzt bat, näher zu treten.

Dieſer hatte unterdeſſen in der Geſchwindigkeit dem kleinen Bübchen aus einer Verlegenheit und aus der Ecke geholfen, denn dort hing die Wand ſchief in das Zimmer hinein, und der hölzerne Gaul mit zwei Füßen wollte trotz der größten Bemühungen weder gerade ſtehen bleiben noch fortmarſchiren, ſondern fiel hartnäckig auf die Seite, was der Doktor dadurch zu umgehen wußte, daß er den Gaul in einen ſpitzen Winkel mit der Wand brachte, worauf das Bübchen vergnügt lächelte und die Promenade um ſämmtliche Zimmerwände ihren ungeſtörten Fortgang nahm.

Frau Brenner war unterdeſſen in das Nebenzimmer getreten, hielt aber die Thür geöffnet und winkte nun dem Arzte, näher zu kommen.

Dieſes Gemach, welches der Armenarzt betrat, war viel kleiner, als das erſtere, und wenn es auch im Allgemeinen ebenſo einfach, faſt ärmlich möblirt war, ſo ſah man hier doch manches, was an beſſere Tage der Beſitzerin erinnerte. So hatte das einzige Fenſter Vorhänge von geſtreiftem Kattun, auf einer Commode in der Ecke befand ſich ein elegant zu nennen-

des Kistchen von polirtem Holz mit Messingbeschlägen, das Bett hatte eine saubere weiße Decke, und über demselben sah man in einem Goldrahmen die lithographirten Portraits eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame.

Die Bewohnerin dieses Zimmers, nicht nur von der Brenner'schen Familie, sondern auch von allen ihren Bekannten die Frau Großmutter genannt, saß nahe bei dem Fenster in einem so bequemen als soliden und schönen Lehnstuhl. Es war das eine stattliche Frau, welche man nicht in diesem Hause und in dieser Umgebung zu finden erwartete, eine Frau, deren Aeußeres nicht unpassend erschienen wäre im reichsten Sammtfauteuil im elegantesten Salon, dessen Wände mit seidenen Tapeten bedeckt wären. Sie bot in der That einen eigenthümlichen Anblick, die Frau Großmutter, und wenn man sie dasitzen sah nähend oder mit der feinen weißen Hand ihr Buch haltend, so hätte man glauben können, eine Dame aus hohem Stande mache sich das Vergnügen, vielleicht zu ihrem Zeitvertreib oder ihrer Belehrung das Leben einer geringen Familie, wie die des Jägers kennen zu lernen.

Die Frau mochte im Anfang der Sechziger sein; ihr ehemals schwarzes Haar war stark ergraut, und auf dem immer noch schönen Gesichte bemerkte man Spuren tiefen Leidens. Wenn sie lächelte, so war dieses Lächeln schmerzlich anzusehen, und dabei zeigten sich sehr markirte Züge um Nase und Mund, die sich freilich wieder glätteten, wenn sie ruhig um sich blickte, aber doch nicht so ganz vergingen, um nicht auf dem unteren Theile dieses edlen Kopfes etwas wie Müdigkeit und Abspannung zu hinterlassen. Nur die Augen glänzten ungetrübt und in wunderbarer Frische. Es war das ein prachtvolles Auge, tief dunkel und um so glänzender hervortretend, da das ganze

Geſicht der alten Frau mit einer krankhaften, faſt erſchreckenden Bläſſe bedeckt war.

Als der Doktor in das Zimmer trat, nickte die Großmutter lächelnd mit dem Kopfe, ohne aber nur den geringſten Verſuch zu machen, ſich von ihrem Stuhl zu erheben. Der ganzen Haltung, namentlich aber dem imponirenden Blicke der Frau nach zu urtheilen, hätte man dieſes Sitzenbleiben für Stolz halten können, aber das war es nicht. Die arme Großmutter konnte leider nur mit fremder Hülfe von ihrem Stuhle aufſtehen; ſie war ſeit zehn Jahren gelähmt, und wenn auch der obere Theil ihres Körpers mit vollkommener Freiheit und ungeſchwächtem Vermögen wirken und handeln konnte, wenn auch ihre geiſtigen Fähigkeiten nicht im Geringſten gelitten hatten, ſo war ſie dagegen, was den unteren Theil ihres Körpers betrifft, hülfloſer als ein neugeborenes Kind.

Die Großmutter war in ihrer Jugend Kammerfrau einer vornehmen Dame geweſen. Damals hatte ſie durch einen Sturz mit dem Wagen einen ſchweren Fall gethan, durch den ihr Rückenmark, wenn auch ſcheinbar ſehr leicht, verletzt worden; doch dauerte es nicht lange, ſo zeigten ſich ſchon die Spuren ihrer jetzigen Krankheit. Mit einer Willenskraft, die ihres Gleichen ſucht, hielt ſie ſich manches Jahr aufrecht und beſorgte ihre häuslichen Geſchäfte, wenn auch oft unter fürchterlichen Schmerzen. Endlich mußte ſie ihren Dienſt aufgeben und heirathete einen Mann, den ſie ſeit ihrer Jugend gekannt und doch nie kennen gelernt hatte. Sie war unglücklich mit ihm, und als er bald nach der Geburt ihrer einzigen Tochter ſtarb, ſah ſie ihre geringe Habe ſo zuſammengeſchmolzen, daß ſie nnr im Stande war, durch die angeſtrengteſte Arbeit ihrer Hände ſich und ihr Kind zu erhalten. Einige Jahre darauf

ſtarb ihre ehemalige Herrin und hinterließ ihr zum größten Glücke, im Andenken an die vielen guten und treuen Dienſte, welche ſie ihr geleiſtet, ein kleines Jahrgehalt; denn nun trat die Zeit ein, wo ſie an ihren Stuhl gefeſſelt blieb und ihren Arbeiten nicht mehr nachgehen konnte. Aber das Maß ihres Unglücks ſollte deßhalb noch nicht gefüllt ſein. Ihre einzige Tochter, welche ſie ſo ſorgfältig als möglich erzogen, welcher ſie, nachdem ſie herangewachſen war, Auszüge aus ihrer eigenen Eheſtandsgeſchichte, wenn auch auf die ſchonendſte Weiſe für den verſtorbenen Vater, zu Nutz und Frommen mitgetheilt, beging den thörichten Streich, ſich nicht nur in ihren jetzigen Mann zu verlieben, ſondern Umſtände herbeizuführen, welche der armen Mutter eine Einwilligung zur Heirath mit Herrn Brenner abzwangen.

Dieſe Heirath war nun in der That nicht gut ausgefallen. Herr Brenner, obgleich ein hübſcher Mann, war ziemlich roh und jähzornig, und was er von Bildung beſaß, ſchrieb ſich vom Walde her und allenfalls aus dem Bedientenzimmer, nicht zu gedenken der kleinen Kneipen, welche der herrſchaftliche Jäger mit ſeinen Kameraden häufig aufſuchte. Er war im Ganzen gerade kein böſer Menſch, doch da ſich die Familie ſtark vermehrt hatte und das Einkommen deßhalb nicht geſtiegen war, ſo fehlte es trotzdem, daß die Großmutter den größten Theil ihrer kleinen Penſion zum allgemeinen Beſten hergab, doch an allen Ecken und Enden, und wenn Frau Brenner auch aufs Aeußerſte ſparte, um die Schäden und Mängel des Hausweſens ſo viel als thunlich vor ihrem Manne zu verdecken, ſo gab es doch Fälle genug, wo ihre Armuth in gar zu nackter und abſchreckender Geſtalt zu Tage trat.

Wenn es auch nicht zu loben war, daß den Jäger ein

peinliches Gefühl überſchlich, wenn er aus dem von Ueberfluß ſtrotzenden Hauſe ſeines Herrn, aus den glänzend erleuchteten warmen und duftigen Räumen über ſeine wackelige Treppe in die ärmliche Behauſung ſtieg, ſo iſt dieſes Gefühl doch erklärlich, wie denn überhaupt Leute von wenig oder mangelhafter Bildung ſo gern geneigt ſind, Vergleiche mit der Lage ihrer Nebenmenſchen anzuſtellen und ſich durch den Unterſchied unglücklich zu fühlen.

Wenn auch alſo die Großmutter zur Begrüßung des Doktors nicht aufſtand, ſo ſah man doch an der Art und Weiſe, wie ſie ihm zunickte und die Hand gegen ihn bewegte, daß Beide recht gut mit einander bekannt waren. Der Armenarzt lächelte freundlich, als er die Schwelle des Zimmers übertreten hatte, neigte den Kopf ein wenig auf die linke Seite, wobei er die alte Frau forſchend durch ſeine Brille anſah und ſagte im fröhlichſten Tone von der Welt: „Sie werden mir zugeben, Frau Großmutter, daß ich kein Narr zu nennen bin, wenn ich heute wieder ſeufzend mein Bedauern ausſpreche, daß wir Beide uns nicht früher kennen gelernt haben. — Na, das Paar! — Item, Frau Brenner“ — wandte er ſich an die Frau des Jägers — „Sie würden ſich Ihres zweiten Papa's auch nicht zu ſchämen gehabt haben; denn das werden Sie mir zugeben, wenn bei mir eine Doktorin wäre, die mein Aeußeres pflegte und aufputzte, ſo ſollten Sie Ihr blaues Wunder ſehen. Item, es iſt jammerſchade.“

Ueber die Züge der alten Frau fuhr bei dieſen Worten ein kurzes Lächeln, und ſie gab dem Doktor zur Antwort: „Es iſt von einem Arzte recht ſchön, wenn er ſeine Kranken mit kleinen Späßchen zu unterhalten weiß, und darin ſind Sie Meiſter, Herr Doktor, das muß man Ihnen laſſen.“

„Ja, wenn es nur ein Spaß wäre," erwiderte komiſch ſeufzend der Armenarzt; „aber, — item, ſprechen wir von etwas Anderem! Doch werden Sie vorher mir noch erlauben, zu bemerken, daß ich wahrhaftig nicht immer ſpaßhaft aufgelegt bin. Es gibt Leute genug, die mich zu ärgern verſtehen, und in dem Falle kann ich ſehr unangenehm werden."

Bei dieſen Worten war er an den Stuhl der alten Frau gelangt und bot ihr ſeine Hand, indem er hinzufügte: „Nun, wie geht's denn eigentlich, Frau Großmutter?"

„So gut wie möglich. Aber kommen Sie in der That nur hieher, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen?" ſagte die alte Frau, indem ſie ihn forſchend anſah.

Der Doktor huſtete leiſe hinter der vorgehaltenen Hand, ſchielte nach der Frau des Jägers hinüber und verſetzte alsdann: „Großmutter, Großmutter! ich glaube, Sie ſehen einem an, was man denkt. Doch werden Sie mir zugeben, daß — zu wiſſen, wie Sie ſich befinden, für mich immer eine Hauptſache iſt. Daneben habe ich Ihnen freilich noch etwas vorzutragen, item, Ihren Rath zu hören."

Die Großmutter blickte ihre Tochter an, worauf dieſe ſogleich einen Stuhl herbeiholte, und während ſich der Doktor niederließ, die Brille etwas feſter an die Augen ſchob und dem Stocke mit dem ſilbernen Knopfe ſeinen gewöhnlichen Platz zwiſchen den Knieen anwies, zog die Frau ein feines Taſchentuch hervor, fuhr leicht über ihr Geſicht und richtete dann die großen, klaren Augen auf den Armenarzt.

„Es handelt ſich um den Gottſchalk," ſagte dieſer; „und da ich weiß, daß Sie die langen Berichte nicht lieben, ſo will ich mich kurz faſſen. Der Gottſchalk war alſo geſtern Abend

hier. Er hat ſich ein bischen verſpätet, und als er an die Hausthür ſeines Meiſters kam, war dieſe verſchloſſen; er hatte aber nicht den Muth anzuklopfen."

„Und es regnete ſo arg!" ſetzte Frau Brenner mit leiſer Stimme hinzu.

„Ja, es regnete ſtark," fuhr der Armenarzt fort; „item, der dumme Bube — dumm war er, das werden Sie mir zugeben, denn ſonſt hätte er tüchtig angeklopft — blieb im Regen ſtehen, was weiß ich, wie lange! item, vielleicht eine Stunde, anderthalb Stunden."

Während die Großmutter ihre klaren Augen fortwährend ruhig auf den Erzähler richtete und ſich kein Zug in ihrem marmorbleichen Geſichte bewegte, ſeufzte Frau Brenner tief auf, ihre Augen zwinkerten, und ihre blaſſen, dünnen Lippen zitterten eigenthümlich. Es muß für ein Mutterherz ein gar trauriges Gefühl ſein, zu wiſſen, daß ihr Kind, nothdürftig bekleidet, bei Nacht und Regen ſtundenlang auf der Straße ſtehen mußte, und es fühlt das mit, als wenn es in demſelben Augenblicke erſt geſchähe. Es hört den Wind ſauſen und ſieht den Regen niederſtrömen. Es fühlt den einzelnen Tropfen, wie er ſich langſam durch das fadenſcheinige Röckchen durchdrängt und kältend den zarten, kleinen Körper berührt, den ſie an ihrem Buſen ſo oft gewärmt, die kleinen Schultern, Bruſt und Rücken, die ſie mit Tauſenden von Küſſen bedeckt. Sie ſieht ihn frieren, den armen kleinen Buben, und wenn ſie das bedenkt, ſo möchte ihr Herz brechen, daß ſie nicht in der Nähe war, um für ihn Regen und Wind auszuhalten. Jetzt aber hilft all ihr Denken nicht mehr, ſelbſt nicht einmal die zwei großen Thränen, die langſam über ihr bleiches Geſicht hinabrollen.

Die Großmutter ſieht dieſe Thränen, doch ſchüttelt ſie leicht mit dem Kopfe, und ihre Tochter bemüht ſich, heiter auszuſehen, beſonders, da ſie den Doktor haſtig fragen muß: „Und nachher? — Und nachher?“

„Ruhig, ruhig, Frau Brenner!“ entgegnete der Armenarzt, wobei er ſeinen Zeigefinger in die Höhe hob; „laſſen Sie mir Ihre Alteration ſein, Sie werden mir doch zugeben, daß ich nicht mit einem ſo vergnügten Geſicht vor Sie hintreten würde, wenn dem Buben irgend ein Unglück geſchehen wäre.“

„Herr Gott im Himmel, habe Dank!“ dachte die Frau.

„Item, es iſt kein Unglück geſchehen, — item, er hat die Nacht nicht auf der Straße zugebracht, wie Sie wohl glauben mögen; ich habe ihn heute Morgen ſchon geſehen, und es geht ihm gut.“

„Aber etwas Außergewöhnliches iſt doch vorgefallen?“ fragte die Großmutter.

„Allerdings; indeſſen bei aller Kälte und Näſſe, die der arme Bube ausſtehen mußte, doch etwas Luſtiges, etwas ganz Luſtiges. Es mochte alſo bald Elf geworden ſein, Gottſchalk ſtand noch immer auf der Straße; da kommt zufällig ein Bekannter von mir vorbei, ich kann Sie verſichern, ein braver Mann. Sie kennen ihn nicht, Frau Großmutter, item, wohnt mit mir in Einem Hauſe, kommt alſo vorbei und ſieht einen kleinen Buben in Regen und Wind vor dem Fenſter ſtehen; und, daß ich's nicht vergeſſe, in dem wichtigen Augenblicke, wo ſich der Gottſchalk ein Herz gefaßt hat, wo er an die Fenſterſcheiben geklopft und wo Meiſter Schwörer, aber erſt auf Zureden ſeiner Frau, die nicht ſo übel iſt, gerade den Hausſchlüſſel hinauswerfen will. — Nun werden Sie mir aber zugeben, wenn man Nachts ſo einen kleinen Mann allein auf der Straße ſtehen ſieht, da hält man

an und erkundigt ſich nach dem Warum — ſo that denn auch mein Freund. Es iſt das eine lange Geſtalt mit einem bleichen und hageren Geſichte. Sein Mantel hatte ein blutrothes Futter, was weiß ich! Item, ich will zugeben, er ſieht bei Nacht etwas unheimlich aus. Alſo, — während der Schneider den Schlüſſel hinauswerfen will, ſagte er zu Gottſchalk, er ſei ein gottloſer Bube, und der Teufel werde ihn gewiß einmal holen. — Da auf einmal ſteht die lange Geſtalt vor dem Fenſter, — aber ich bitte Sie, Frau Brenner," unterbrach ſich der Arzt, „ſehen Sie doch nicht ſo entſetzlich alterirt aus, ſonſt kann ich unmöglich weiter erzählen."

„Aber es iſt mein Kind!"

„Und, lieber Herr Doktor?" fragte die alte Frau mit ihrem ruhigen Blicke.

„Nun, Sie werden mir zugeben," fuhr der Arzt luſtig fort, „daß der Schneidermeiſter, dem der Kopf voller Dummheiten der Art ſteckt, des feſten Glaubens iſt, der Teufel ſei wirklich erſchienen und habe den Buben geholt."

Bei dieſen Worten zuckte die Mutter ſchmerzlich zuſammen; doch faßte ſie ſich gewaltſam und fragte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Und Ihr Bekannter, jener Fremde?"

„Daß der empört war über des Schneiders Hartherzigkeit, brauche ich Ihnen eigentlich nicht zu ſagen. Item, er nahm den Knaben nach Hauſe, hat ihn auf eine rührende Art verpflegt, — ja, Frau Brenner, auf eine rührende Art, und nun iſt er wohlbehalten und wohlverſorgt, wie ich Ihnen ſchon ſagte, in dem Hauſe, wo auch ich wohne."

Die Großmutter hatte dieſer Erzählung ſchweigend zuge-

hört, und als der Doktor geendigt, ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe: „Nun, was denken Sie?“

„Was ich denke?“ erwiderte der Armenarzt, während er ſeinen Kopf in die Höhe hob und ſeine Brillengläſer im Lichte glänzen ließ, „Sie werden mir erlauben, zu denken, daß man den kleinen Buben nicht mehr zu Meiſter Schwörer zurückgehen läßt.“

Frau Brenner hatte ihre Hände gefaltet und nickte mit dem Kopfe.

„Der Gottſchalk hat einen aufgeweckten Kopf; ſchreiben und rechnen kann er wie ein Alter; und, Frau Großmutter, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ihn ſehr wohl leiden kann, ſo werden Sie mir zugeben, daß das auch etwas iſt, obgleich ich weder reich noch vornehm bin. — Item, man ſucht eine paſſende Beſchäftigung für ihn, und über dieſen Vorſchlag wollte ich Ihre Meinung hören.“

„Aber mein Mann?“ fragte beſorgt die Frau des Jägers.

Der Doktor machte eine leichte Bewegung mit der Hand gegen die alte Frau, wobei er verſetzte: „Das muß ſchon die Frau Großmutter ſo freundlich ſein, über ſich zu nehmen. Iſt ſie doch die Einzige,“ ſetzte er achſelzuckend hinzu „die mit dem Herrn Brenner gehörig fertig wird. Nicht wahr, Frau Großmutter?“

„Ich kann wohl ſagen, er reſpektirt mich,“ antwortete die alte Frau mit ihrem unbeweglichen Geſichte.

„Hat auch ſeine Urſachen, hat wahrhaftig ſeine Urſachen,“ verſicherte der Armenarzt. „Item, man muß ihm Alles ſagen; vor allen Dingen, daß der Schneider ſteif und feſt glaubt, der Teufel habe den Buben — habe ſich ins Spiel gemiſcht,“ verbeſſerte er ſich, als er bemerkte, wie Frau Brenner ihre

Lippen zuſammenpreßte. „Aber er darf Niemandem ſagen, wo der Knabe iſt, und Sie auch nicht, das muß ich mir ausbitten. Heute oder morgen muß Meiſter Schwörer hieher kommen, er muß das Verſchwinden Gottſchalks anzeigen, und das gibt einen koloſſalen Spaß. Sie werden mir erlauben, daß ich mich wie ein Kind darauf freue.“ — Er rieb ſich vergnügt die Hände. „Habe ich Recht oder Unrecht?“ fragte er alsdann.

Der Mutter des Knaben mochte dieſe Geſchichte nicht ganz behagen; ſie ſchaute fragend auf die alte Frau, die mit ihren glänzenden Augen in weite, weite Fernen zu blicken ſchien und mit der Hand leicht über ihre Stirne fuhr.

„Meint Ihr nicht, Mutter?“ fragte ſchüchtern Frau Brenner.

„Bſt! bſt!“ ſagte der Doktor mit einer abwehrenden Handbewegung, „die Frau Großmutter denkt nach und wird ſchon das Richtige finden.“

Darauf ſtützte er das Kinn auf den Stockknopf, blickte an die Decke empor, blinzelte mit den Augen und machte mit dem geſpitzten Munde Bewegungen, als pfeife er irgend eine unhörbare Melodie. Nach einem längeren Stillſchweigen huſtete die Großmutter leiſe, fuhr mit dem Taſchentuche abermals über ihr Geſicht und ſagte dann mit einem kleinen, kleinen Lächeln: „Herr Doktor, ich habe Sie zu gern, um Ihnen den Spaß zu verderben, denn ich ſehe Ihnen an, daß Sie viel Werth darauf legen. Thun wir alſo ſo, wie Sie wünſchen. — Wenn dein Mann nach Hauſe kommt,“ wandte ſie ſich an ihre Tochter, „ſo ſchicke ihn zu mir, ich werde ihm die Sache aus einander ſetzen, und dann kann er mit ſeinem früheren

Freunde, dem Meister Schwörer, machen, was ihm gut dünkt."

„Bravo! bravo!" jubelte der Arzt. „Und Herr Brenner ist der Mann, den Schneider tüchtig zwischen die Zange zu nehmen. — Verdient es auch, daß er ein bischen gekniffen wird. Das ist eine trostlose Wirthschaft in dem Hause. Mich dauern nur Weib und Kinder."

„Er gehört zu den sogenannten Frommen?" fragte die Großmutter.

„O ja," seufzte der Doktor, indem er auf eine wahrhaft komische Art die Augen verdrehte. „Zu denen, die immer eine halbe Elle Tuch mehr brauchen, als jeder andere ehrliche Schneidermeister, und die mit der glühenden Nadel nähen, so daß alle Nähte schon nach vier Wochen aus einander platzen. — Aber jetzt muß ich mich schleunigst entfernen," setzte er hinzu, indem er aufstand. „Habe heut Morgen schon ein paar kostbare Stunden verplaudert. Frau Großmutter, halten Sie mich in gutem Andenken. Einen der nächsten Abende werde ich wieder kommen und eine Partie Piquet mit Ihnen spielen, item, der Frau Großmutter das Geld abgewinnen."

Die alte Frau lächelte ein klein wenig, worauf Doktor Flecker lustig rief: „Nun, das werden Sie mir aber doch wohl zugeben, und gnädigst erlauben, daß ich mein Geld nicht verliere; item, unter einer Quint und vierzehn Aß werde ich es schon gar nicht thun. — Adieu, adieu!"

Frau Brenner begleitete den Armenarzt auf den Gang hinaus; doch war dieser nicht der Mann, trotz der vorgeschützten Eile sich so schleunig zu entfernen. Zuerst blickte er nach dem Palmarum, der mitsammt seinem zweibeinigen Pferde aus dem Zimmer verschwunden war, und als er ihn auch draußen

auf dem Corridor nicht ſah, ſchien die halb angelehnte Küchenthür, durch welche dichte Waſſerdämpfe herausqualmten, auf den Armenarzt eine beſondere Anziehungskraft auszuüben.

„Da wüthet gewiß Judica," ſagte er. „Ich muß einen Augenblick nach Judica ſehen."

„Dort in der Küche ſieht es aber gerade nicht ſchön aus," meinte Frau Brenner.

„Nun alſo, dann iſt es meine Pflicht, nach ihr zu ſehen."

Und ehe er dieſen Satz noch ganz vollendet hatte, war er ſchon an der Küchenthür und öffnete ſie weit. Hinter derſelben befand ſich ein geräumiges und ſehr räucheriges Lokal mit einem großen Herde und einem ſchwarzen Kaminſchooß darüber, den man, ſowie ein paar Schüſſeln und Teller, die auf dem Rande deſſelben ſtanden, nur in unſicheren Umriſſen durch den qualmenden Waſſerdampf hindurch bemerkte. Dieſer Waſſerdampf ſtieg aus einer großen Holzbütte auf, an welcher ein junges Mädchen ſtand, die man auch nur wie eine Nebelgeſtalt ſah.

„Teufel, da wird ſtark gewaſchen!" ſagte der Doktor, der auf der Schwelle ſtehen blieb. Und Frau Brenner rief in die Küche hinein: „Margaretha, komm einen Augenblick heraus!" worauf das Mädchen hinter der Waſchbütte vor und auf den Gang trat. Hinter ihr, ſich mit der Hand an ihrem Rocke haltend, kam Palmarum, der die Abweſenheit der Mutter benutzt hatte, um einen Beſuch in der Küche zu machen und ſich dort auf ſeine Art nützlich zu beſchäftigen.

Als der Armenarzt freundlich näher trat und der jungen Wäſcherin ſeine Hand entgegen ſtreckte, wich dieſe lächelnd zurück, wobei ſie auf ihre Arme und Hände wies, die mit dickem Seifenſchaum bedeckt waren. Trotzdem aber, ſowie auch un-

geachtet ihres ärmlichen Anzuges, mußte man dieſes Mädchen mit Intereſſe betrachten. Sie war vielleicht ſiebenzehn Jahre alt, hoch, ſchlank, untadelhaft gewachſen, und dazu hatte die Enkelin der Frau Großmutter auf eine ſo merkwürdige Art deren ſchönes Geſicht geerbt, namentlich die großen ſtrahlenden Augen, daß man hätte glauben ſollen, man ſähe die alte Frau ſelbſt, befreit von einigen vierzig Jahren, die mit Kummer und Entbehrungen aller Art ihre Züge verhärtet und mit jener ſo auffallenden krankhaften Bläſſe bedeckt hatten.

Margaretha war eine prächtige Erſcheinung, und wie ſie ſo vor dem kleinen Doktor ſtand, drückte dieſer mit ausgeſprochenem Wohlbehagen ſeine Brille feſter an die Augen und blinzelte vergnügt nach dem ſchönen Mädchen hin.

„Du hätteſt mich nicht rufen ſollen, Mutter," ſagte ſie mit einer ſo ſanften Stimme, daß ſie faſt nicht im Einklange ſtand mit der imponirenden Haltung und dem ausdrucksvollen Kopfe. „Ich muß mich ja ſchämen, wenn mich der Herr Doktor ſo ſieht."

„Poſſen, Poſſen!" verſetzte dieſer. „Sie werden mir zugeben, liebe Judica — Margaretha wollt' ich ſagen," verbeſſerte er ſeine Anſprache auf einen Blick aus ihren großen Augen — „Sie werden mir alſo zugeben, daß ein Arzt alle möglichen Toiletten ſehen darf — ſehen muß. Item, es war mir rein unmöglich, das Haus zu verlaſſen, ohne nach Ihnen geſehen zu haben. — Es geht Ihnen gut?"

„Ich danke, Herr Doktor," ſprach Margaretha; „mir fehlt nichts, und ich bin zufrieden."

„Das iſt ein Glück, liebes Kind, das iſt ein großes Glück! Wer in unſerer Stellung kann das von ſich ſagen? — Zufrieden! Ja, wenn man zufrieden iſt, da iſt man auch

bedingungsweiſe glücklich. Und die Wäſche geht gut von der Hand?“

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

„Nun, dann bin ich für jetzt auch zufrieden,“ ſagte der gute kleine Armenarzt, wobei er trotz des Widerſtrebens von Seiten Margarethens eine ihrer Hände ergriff und ſie ſo herzlich ſchüttelte, daß der Seifenſchaum in weißen Flocken umher flog und er ſein Taſchentuch hervor zog, um ſich abzutrocknen. „Aber jetzt habe ich alle Zeit, fortzukommen,“ rief er dann. „Behüt euch Gott mit einander!“

Damit war er ſchon an der Treppe und hüpfte hinab.

Margaretha blieb noch einen Augenblick ſtehen, da ihr die Mutter etwas ſagte, bevor dieſe in die Stube zurückkehrte; dann ging auch ſie wieder an ihre Arbeit, gefolgt von dem kleinen Palmarum, der mit der rechten Hand ihren Rock feſthielt, während er in der linken eine kleine Blechſchale voll Waſſer trug, worin das zweibeinige hölzerne Pferd lag.

Sechstes Kapitel.

Nadelſtiche.

Wenn du ein Mann biſt, geliebter Leſer — und in dieſem Falle iſt die Einleitung zu vorliegendem Kapitel abſonderlich für dich geſchrieben — ſo haſt du gewiß in deinem Leben ſchon Gelegenheit genug gehabt, Widerwärtigkeiten aller Art zu ertragen, Kummer und Verdruß über dich ergehen zu laſſen, und warſt ſtark genug, dich den Schlägen des Schickſals muthvoll entgegenzuſtellen. Du haſt Verluſte erlitten, ſchwere, unerſetzliche; ſie haben dich erſchüttert, aber nicht gebeugt. Du ſahſt dich faſt erdrückt von Verhältniſſen, die feindlich auf dich einſtürmten; du hatteſt die Kraft, ſie einzeln zu beſeitigen, dich aus einem gefahrvollen Labyrinthe zu befreien. Dein Muth ſtählte ſich an den Hinderniſſen, die dir in dieſem Leben entgegentraten, deine Energie wurde ſcharf wie ein Raſirmeſſer, und wenn dich Jemand über den Löffel barbieren wollte, ſo kamſt du ihm zuvor, und er verließ dich mit langer Naſe und ſehr glattem Kinn.

Ja, geneigter Leſer, wer halbwegs ein Mann iſt in der ſchönen Bedeutung des Wortes, wem ein friſches und kräftiges Herz in der Bruſt ſchlägt, der läßt ſich nicht leicht niederbeugen von dem, was wir Schläge des Schickſals nennen. Er gleicht einem Bogen von ſehr gutem Stahle, der freilich jetzt der Gewalt nachgebend, ſich zuſammendrücken läßt, um aber gleich darauf kräftig aus einander ſchnellend, den ſcharfen Pfeil in das Herz ſeiner Feinde zu ſchleudern. Mag ſich ſein Himmel noch ſo finſter überziehen, er wartet getroſt auf gutes Wetter; mag er augenblicklich unterliegen, er wird ſich wieder aufrichten, um mit neuem Muthe ſeine Bahn zu wandeln.

So iſt ein kräftiges Gemüth bei den großen Widerwärtigkeiten des Lebens. Aber wie das edle Roß, den Sporn nicht achtend, über Gräben und Hecken hinwegfliegt und alle großen Hinderniſſe, die ihm entgentreten, überſetzt oder durchbricht, und dagegen nicht im Stande iſt, die Stiche blutdürſtiger Inſekten zu ertragen, ſondern fort und fort wider ſie ſchlagend und beißend ſich abmüht und abplagt, bis es endlich ermattet zuſammenſinkt, was ihm ſelbſt nie geſchah nach Beendigung der längſten und hindernißvollſten Bahn: ſo ſind es auch für uns, geneigter Leſer, nicht die gewaltigen Schläge des Schickſals, die uns darniederwerfen, ſondern die kleinen, feinen Nadelſtiche, die uns nach und nach mürbe machen.

Nadelſtiche in dieſer Bedeutung ſind die kleinen, an ſich wenig ſagenden Ereigniſſe, die, im Einzelnen wohl erträglich, dagegen ſich immerwährend folgend zu einer Kette bitterer Qual werden. Dieſe Nadelſtiche entſtehen oft aus den geringfügigſten und lächerlichſten Urſachen, ſind aber im Stande, ein Leben zu vergiften. Leider kann man dieſe Nadelſtiche nicht in ein Syſtem bringen; ſie ſind rein individuell; ſie ſpringen

hervor aus den Worten, ja, Mienen deines Nächſten; ſie treffen dich aus heiterer Luft, ſie kommen aus dem Kiſſen, auf dem du ſitzeſt; ſie ſind für dich Unglücklichen verborgen in Waſſer, Feuer und Erde, kurz, in allen Elementen; ſie lauern unter einem unerwiderten Gruße, ſie ſtecken in einem zur Unzeit abgeriſſenen Hoſenknopfe, ſie machen ſich fühlbar in engen Stiefeln, in einem plötzlichen Regenwetter, wenn du ohne Parapluie ausgehſt, in einem Kothſpritzen, wenn du, um einen Wagen zu erſparen, in lakirten Stiefeln zu Fuß zu einem Balle oder Diner gehſt. Für den, der für dieſe Plagen inclinirt, ſind ſie miasmatiſch; ſie verfolgen ihn wie die Bremſen das arme Pferd, und wenn er ſelbſt einmal einen ganzen Tag Ruhe gehabt hätte, ſo haben ſie ſich beim Zubettegehen vielleicht unter ſein Lager verſteckt, deſſen Bretter aus einander brechen und ihn unfreiwillig auf den Boden niederlegen, oder ſie dringen aus ſeinem Kopfkiſſen hervor und überfallen ihn in Geſtalt aufgeregter Nerven und laſſen ihn während der ganzen Nacht keine Viertelſtunde die heißerſehnte Ruhe finden.

Aber wie es in dem Sprichwort heißt: Bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden, oder wie der Dichter ſagt:

Der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen —

ſo ſind die uns vom Schickſal und von den Verhältniſſen geſpendeten Nadelſtiche nicht ſo tief treffend und ſchmerzhaft, als die, womit uns liebe Angehörige fortwährend bewirthen.

Ein trüber Tag, wenn rings am Himmel Regenwolken drohen und ein ſcharfer Wind durch die Straßen ſaust, iſt nicht ſo geeignet, beim Aufſtehen einen gleich frohen Muth zu verleihen, als wenn draußen vom klaren blauen Himmel die Sonne herab ſcheint, die ganze Welt freundlich küßt und mit

einem ſo lieben Gruße erweckt, daß man nothgedrungen ebenſo antworten und mit einem heiteren Geſicht in den jungen lachenden Tag hinein blicken muß.

Es iſt alſo ein ziemlich bewölkter Himmel, die Straßen ſind naß und ſchmutzig vom geſtrigen Regenwetter, und der Rechtsconſulent Plager ſteht vor einem kleinen Handſpiegel, den er an dem Fenſter aufgehängt, eben im Begriffe, eine ſchwarze Halsbinde anzulegen. Er hat die beiden Enden derſelben erfaßt, zieht ſie rechts und links von ſich ab und ſcheint nicht dazu kommen zu können, den gewöhnlichen künſtlichen Knoten zu machen. Auch blickt er neben dem Spiegel vorbei in den grauen Tag, und wenn man ſeine finſtere, verdrießliche Miene betrachtet, die vorgeſchobene Unterlippe und die zuſammengezogenen Augenbrauen unter den tiefen Stirnrunzeln, ſo könnte man auf die erſchreckliche Vermuthung kommen, der Rechtsconſulent habe gar nicht im Sinn, ſeine Halsbinde zu knüpfen, ſondern er mache, an den beiden Enden ziehend, einen gelinden Selbſtmordverſuch.

Doch iſt nach ein paar Sekunden die gefahrvolle Kriſis überſtanden. Der Rechtsconſulent ſpitzt ſeinen Mund, blickt ſeufzend in den Spiegel, und gleich darauf iſt einer der zierlichſten Halstuchknoten fertig, welche man nur ſehen kann. Das Zimmer, in dem ſich der Rechtsconſulent befindet, iſt hoch, geräumig, ſanft erwärmt, und die Möbel in demſelben zeugen von Wohlhabenheit. Es iſt ein Schlafzimmer, das beweist das Bett in der erſten Ecke, und da in der linken Ecke noch ein anderes Bett ſteht, von ſeinem Beſitzer augenſcheinlich erſt vor Kurzem verlaſſen, ſo kommen wir auf die Vermuthung, daß auch eine Rechtsconſulentin vorräthig iſt, und dieſe Vermuthung wird zur Wahrſcheinlichkeit, da wir auf dem Fußbo-

den vor dem zweiten Bette allerlei weibliche Kleidungsſtücke — leider müſſen wir ſagen, etwas unordentlich zerſtreut — umher liegen ſehen.

Ja, es exiſtirt eine Frau Rechtsconſulentin; wir hören ſie aus dem Nebenzimmer mit lautem Lachen einigen Kinderſtimmen antworten, die mit ſehr vielem Geſchrei ihre kleinen Bedürfniſſe anzeigen. Der Rechtsconſulent hat indeſſen ſeine Toilette ſo weit hergeſtellt, daß er ſie vermittelſt einer Haarbürſte vollenden kann. Doch ſucht er dieſes Inſtrument lange vergeblich auf ſeinem Toilettentiſche und ſonſt in ſeiner Stube herum, und als er es endlich unter einem Unterrocke findet, umdüſtert ſich ſeine Stirn wieder gewaltig, indem er bemerkt, daß die Haarbürſte zum Abputzen von Stiefeln benutzt worden war. Nachdem er ſie ſorgfältig gereinigt, vertheilt er ſein etwas dünnes Haar ſo kunſtreich auf dem Kopfe, daß nirgends eine allzuſtarke Blöße ſichtbar bleibt. Dann nimmt er den Spiegel von dem Fenſter weg, öffnet die Flügel deſſelben und ſchaut einen Augenblick auf die Straße hinab, ehe er ſich zum Frühſtücke ins Nebenzimmer begibt, wobei er jedoch nicht vergißt, die entweihte Haarbürſte unter dem Arme mit ſich zu nehmen. Daß er zu gleicher Zeit über Damenſtiefel, Strümpfe und ſonſtige umherliegende Kleidungsſtücke wegſteigen muß, dient auch keineswegs dazu, ſeinen üblen Humor zu zerſtreuen.

Beſſer wäre es übrigens geweſen, der Rechtsconſulent hätte noch etwas länger zum Fenſter hinausgeſchaut; denn das Nebenzimmer, wo ſich die Familie zum Kaffee zu verſammeln pflegte, war noch von einem Chaos beherrſcht, das die Freuden eines behaglichen Frühſtücks gerade nicht erhöhte. Auf einem großen runden Tiſche befanden ſich Taſſen, Kannen, Gläſer, auch Brod und ſilberne Löffelchen; doch ſchien alles

das Platz genommen zu haben, wo es der Zufall eben hingeworfen. Dabei hatten ſich dieſe Gegenſtände ſcheu auf eine Seite des Tiſches zurückgezogen, während an der andern zwei Kopfkiſſen lagen, auf welchen die beiden Kinder des Rechtsconſulenten, ein Knabe und ein Mädchen von fünf und ſechs Jahren, noch ſehr im Negligé ſaßen. Während die Rechtsconſulentin beſchäftigt war, den einen Fuß des Mädchens mit einem Strumpfe zu bekleiden, verſuchte eine ältere Frau, deren Bekanntſchaft wir ſpäter ebenfalls machen werden, dem Kinde an dem andern Fuß den Schuh anzuziehen und das Band an demſelben zu knüpfen, was ihr erſt nach einigen Schwierigkeiten gelang, da daſſelbe geſtern Abend beim Ausziehen abgeriſſen war und jetzt wieder zuſammengeknüpft werden mußte. Dem Knaben widmete ſich die Magd des Hauſes und bearbeitete ſein Geſicht mit einem großen Schwamme; doch mußte ſie dabei viel Kunſt und Ausdauer anwenden, denn der Kleine fuhr ſchreiend mit dem Kopfe nach allen Seiten, was zur Folge hatte, daß die Waſſertropfen aus dem Schwamme und vom Geſichte weit umher auf Kaffee, Milch und Brod ſpritzten.

Als der Rechtsconſulent ins Zimmer trat, blieb er wie erſtaunt ſtehen und räuſperte ſich laut. Dann zuckte er die Achſeln und ſagte: „Aber, liebes Kind, wie oft ſoll ich dir es wiederholen, daß es denn doch beim Himmel nicht paſſend iſt, die Kleinen auf dem Frühſtückstiſche anzuziehen! Abgeſehen davon, daß in ihrem Schlafzimmer vollkommen Platz dazu iſt, finde ich es ſehr unappetitlich, mit Seife und Waſchwaſſer neben Butter und Brod zu verkehren.“

„Du weißt aber auch, daß das ſelten geſchieht,“ entgegnete die Rechtsconſulentin, ohne aufzublicken. „Gott! man

26 MA 59

Bei **Adolph Krabbe** in Stuttgart sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. W. Hackländer:

Namenlose Geschichten.

Neue durchgesehene Auflage. 3 Bände auf satinirtem Velinpapier.

Eleg. geb. 2 Rthlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. Rhein. Elegant geb. mit Goldstempeln 3 Rthlr. oder 5 fl. 15 kr. Rhein.

Die Verlagshandlung entschließt sich nicht zu dieser neuen Auflage der **Namenlosen Geschichten**, sie fühlt sich vielmehr mit Freuden verpflichtet, diesem trefflichen Buche immer weitere Verbreitung zu geben. Eine entschiedenere und stets gesteigertere Theilnahme hat das Publikum vielleicht bei keinem Buche der Neuzeit bewiesen. Die Verlagshandlung gibt diese Auflage in der elegantesten Ausstattung, damit man sie nicht nur zur eigenen Lectüre gern in die Hand nehme, sondern sie auch mit Recht als angenehmes Geschenk seinen Freunden bieten könne.

Europäisches Sclavenleben.

Dritte durchgesehene Auflage in 5 Bänden.

8. Velinpapier. Elegant geheftet 3 Rthlr. 15 Sgr. oder 6 fl. Rh.

Diese neue sehr elegante und **wohlfeilere** Auflage von Hackländer's beliebtestem Roman wird den Freunden des Verfassers willkommen sein und zur weiteren Verbreitung nicht wenig beitragen.

Zur Ruhe setzen.

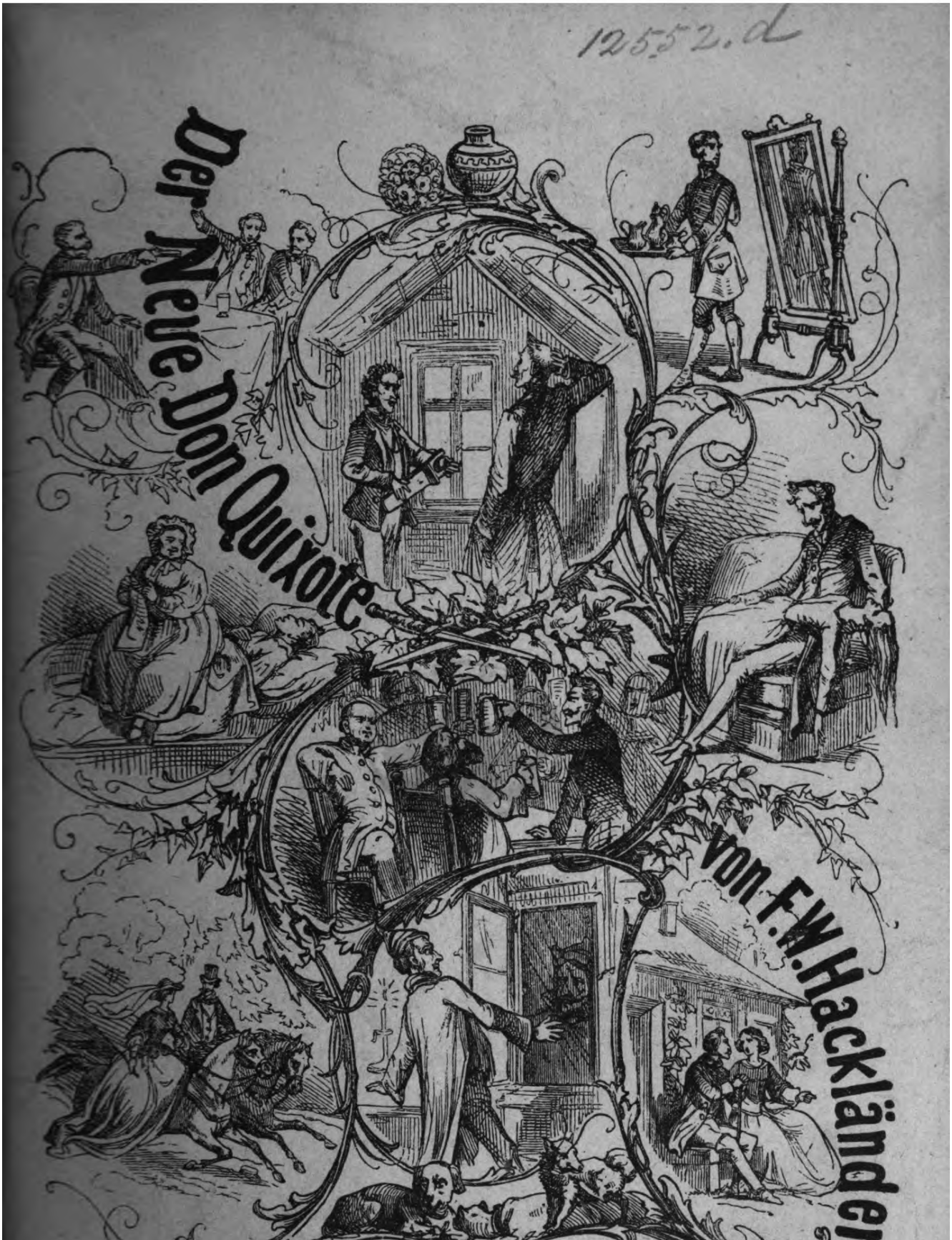
Lustspiel in vier Aufzügen.

8. Elegant geheftet 1 Rthlr. oder fl. 1. 45 kr. rhein.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

1252. d

Der Neue Don Quixote.



Von F. W. Hackländer.

Stuttgart
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

Dritte und vierte Lieferung.

BRITISH MUSEUM

kann nicht immer, wie man will. Babette hat im Schlafzimmer aufgeräumt, weil dort gleich geputzt werden ſoll."

„Das hätte man vorher thun können," meinte der Rechtsconſulent. „Ich bemerkte dir nur, das Eßzimmer ſei kein paſſender Ort zum Anziehen."

„Es geſchieht ja auch nie im Eßzimmer," entgegnete die Frau in etwas gereiztem Tone.

„Nie?" fragte der Rechtsconſulent mit einem ſeltſamen Lächeln.

„Nie," erwiderte beſtimmt die Frau; worauf die ältere Dame, die noch immer an dem Schuh knüpfte, hinzuſetzte: „Nein, Herr Schwiegerſohn. Man zieht die Kinder nie im Eßzimmer an."

Der Rechtsconſulent blickte duldend gen Himmel und murmelte, wie zu ſich ſelber ſprechend: „Alſo was ich mit meinen Augen ſehe, iſt nicht geſchehen!"

„Und wenn es wirklich einmal geſchehen wäre," fuhr die Schwiegermutter fort, „ſo ſind es ja Ihre Kinder, und da kann von unappetitlich doch keine Rede ſein."

„Ja, Mama," ſetzte die Frau hinzu, „wenn man aber ſeine Kinder nicht beſonders lieb hat, ſo findet man natürlicher Weiſe an den Würmern alles unappetitlich."

„Das habe ich aber durchaus nicht geſagt, daß meine Kinder unappetitlich ſeien," erwiderte der Rechtsconſulent mit ſehr finſterem Blicke und indem er die Haarbürſte wie einen Dolch faßte.

„Geſagt nicht, aber gedacht," fuhr die Schwiegermutter fort, während ſie ſich erhob und dem kleinen Mädchen einen ſchmatzenden Kuß auf den Mund gab, wonach ſie ſagte:

„Du armes Kind! wir mögen dich recht ſehr, wenn dich auch dein Vater nicht leiden kann.“

Wieder blickte der Rechtsconſulent gen Himmel und begann nach Luft zu ſchnappen, wie ein Fiſch auf dem Sande. Darauf erhob er drohend die Haarbürſte und ſchien in Betreff derſelben eine furchtbare Anklage formuliren zu wollen. Doch beſann er ſich eines Beſſeren und ſprach mit ziemlich ſanfter Stimme: „Ich habe bitten wollen, künftig meine Haarbürſte nicht mehr zum Schuhabputzen zu gebrauchen.“

„Die Haarbürſte zum Schuhabputzen!“ rief Madame Plager ſcheinbar mit großem Erſtaunen; doch war dieſes Erſtaunen offenbar etwas erkünſtelt. — „Babette, weiß Sie was davon?“

Babette blickte in die Höhe und ſchüttelte den Kopf ebenfalls mit größter Verwunderung, daß es überhaupt nur möglich ſei, eine Haarbürſte zu etwas Anderem zu benutzen, als die Haare damit zu bürſten, wobei ſie ausſah wie ein Bild der Unſchuld. Die Schwiegermutter aber zuckte mit den Achſeln und ſagte halblaut zu ihrer Tochter: „Laß es gut ſein, Emilie. Er hat wieder einmal ſeinen ſchlimmen Tag!“ Worauf Beide auffallend ſeufzend wieder an ihre gemeinſchaftliche Arbeit gingen, das kleine Mädchen anzuziehen, mit welchem Geſchäfte ſie denn auch nach einiger Zeit glücklich zu Stande kamen.

Nicht ſo gut gelang es der Babette, mit dem kleinen Schreihals fertig zu werden, der ſich in den Kopf geſetzt hatte, ein gewiſſes Paar Beinkleider, ſchöne vortreffliche Höschen, durchaus nicht anziehen zu wollen.

„Aber, Fritzchen,“ ſagte ſchmeichelnd die Magd, „das ſind ja dieſelben Höschen, die du ſo gern anhaſt. Siehſt du, mit

Herrentaſchen! Darin kannſt du deine Pfennige und deine Bretzeln aufheben."

„Ich will die anderen Hoſen!" heulte Fritzchen.

„Aber die anderen Höschen ſind noch von geſtern naß und haben auch keine Herrentaſchen," ſchmeichelte Babette. Dann ſetzte ſie leiſer hinzu, um den Spektakel zu Ende zu bringen: „Wenn du die Höschen anziehſt, ſo ſchenkt dir Mama einen Pfennig. Willſt du?"

„Nein, ich mag nicht!" ſchrie ſehr entſchloſſen der Sprößling des Herrn.

Dieſer hatte ſich nach der glänzend abgeſchlagenen Haarbürſtenattaque finſter und grollend nach Art der Schildkröten, ſo viel als möglich, in ſich ſelbſt zurückgezogen, d. h. er hatte das Kinn in die Halsbinde vergraben, die Schultern ſehr in die Höhe gezogen und ſeine Hände unter die Schöße des Fracks geſteckt, zwiſchen denen aber die Haarbürſte hervorragte, hin und her wedelnd im zornigen Auf- und Abſchreiten des Rechtsconſulenten, wie der Schweif eines erzürnten Bullenbeißers. — Ueberhaupt nicht beſonders roſenfarben gelaunt, hatte die kleine Scene mit Frau und Schwiegermutter ſeinen Ingrimm merkwürdig geſteigert, und als in dieſem Augenblicke ſein Stammhalter und Erbe das zweite bedeutungsvolle: „Ich mag nicht!" ertönen ließ, wandte ſich der Rechtsconſulent ſo heftig auf dem linken Abſatz herum, daß die Frackſchöße hinausflogen und zu gleicher Zeit die Haarbürſte, deren Griff er losgelaſſen, um beide Hände frei zu bekommen.

Er brauchte aber auch in dieſem Augenblicke ſeine beiden Hände. Mit dem rechten Arme hob er Fritzchen in die Höhe, worauf er mit der linken Hand einen unnennbaren Theil von deſſen kleinen Körper kräftig zu bearbeiten begann, dabei ausrufend:

„Ei, du magſt nicht, mein Sohn? — Ei, du magſt nicht? Wirklich, du magſt nicht?“

Wir würden in dieſem Augenblicke Fritzchen Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, ſein Geſchrei habe ſich verſtärkt bei dieſer unzarten Behandlung; im Gegentheil, die ſo plötzlich entwickelte väterliche Autorität wirkte in jeder Beziehung niederſchlagend. Fritzchen ſchluchzte nur noch, aber ſo ſtark, daß ihn, wie man zu ſagen pflegt, der Bock ſtieß, und dabei wandte er ſeine mit Thränen bedeckten Wangen der Babette zu, die ſprachlos vor Erſtaunen da ſtand und auf deren Geſicht man deutlich die Entrüſtung darüber las, daß der Vater gewagt, ſein unartiges Söhnchen abzuſtrafen.

Das kleine Mädchen aber, welches ſich hinter den Tiſch geflüchtet hatte, nahm ſich begreiflicher Weiſe ihres Bruders an und ſchrie, als ob ſie am Spieße ſtecke: „Mama, Mama, Großmama! der Papa bringt Fritzchen um!“

Der Papa aber hatte nach geſchehener Züchtigung ſeinen Sprößling auf das Kiſſen niedergeſetzt, und da der Zorn bei ihm gewachſen war, ſo achtete er nicht die drohenden Blicke ſeiner Schwiegermutter, mit welchen dieſe würdige alte Dame eilig herbeikam, Fritzchen in ihre Arme nahm und abküßte, eben ſo wenig den vorwurfsvollen Ausruf ſeiner Frau: „Geht denn der ewige Spektakel und das Lärmen über uns unſchuldige Geſchöpfe ſchon wieder los?“ Er legte die Hände abermals auf den Rücken zuſammen, dieſes Mal ohne Haarbürſte, und ſchritt im Zimmer heftig auf und ab, mit einigermaßen wilden Blicken, ungefähr wie die des Löwen, welcher Blut ſchmeckt.

Daß ſich Fritzchens ſtilles Weinen unter den Troſtesworten von Mama und Großmama zum lauten Geheul ſtei-

gerte, braucht nicht bemerkt zu werden. Fritzchen war abſolut nicht zu beruhigen und gab ſich erſt dann zufrieden, als Großmama mit einem majeſtätiſchen Blick auf ihren Schwiegerſohn den Ausſpruch that, „daß die anderen Höschen nicht anzuziehen ſeien, weil — weil — weil —“

„Sie inwendig zerriſſen wären,“ ſetzte Babette hinzu.

Umſonſt warf der Rechtsconſulent einen drohenden Blick hinüber. Was konnte er machen? Einer gegen Drei! und obendrein Ein Mann gegen drei Frauenzimmer! Er verbarg die Rechte unter ſeinem Frack auf der Bruſt, ſeufzte tief auf und verſchwand zu ſeiner eigenen Beruhigung im Nebenzimmer.

Mittlerweile erhielten Mutter, Tochter und Magd die Zeit, der Kinder Toilette zu beendigen. Waſchwaſſer, Schwämme und Kopfkiſſen wurden weggeräumt, die Taſſen und Kannen an ihren Platz gerückt, und dann wurde berathſchlagt, ob der Herr des Hauſes überhaupt zum Kaffee zu rufen ſei oder nicht, Großmama meinte, das Beſte ſei, ſein eigenes bischen vorher mit Ruhe zu genießen; denn wenn er ſich an den Tiſch ſetzte, ſo wollte ſie Hundert gegen Eins wetten, daß das Gezänke augenblicklich wieder losginge.

„Daran wird es nicht fehlen,“ meinte ſeufzend und achſelzuckend die Tochter. Babette ſagte, „ſo ein Herr ſei ihr noch nicht vorgekommen,“ und das Töchterchen ſetzte hinzu: „Papa brummt immer.“ Auch wollte ſich die Letztere, nachdem der hohe Rath endlich beſchloſſen, der Rechtsconſulent ſei doch zum Kaffee zu rufen, durchaus nicht dazu verſtehen, dieſen Auftrag auszuführen, und wer weiß, ob Papa ſeinen Kaffee nicht ſpäter aufgewärmt erhalten hätte, wenn er nicht in dieſem Augenblicke von ſelber aus dem Schlafgemach ins Eß-

zimmer zurückgekommen wäre. Er hatte drinnen abermals zum Fenster hinaus geschaut, die frische Morgenluft hatte seine heiße Stirn gekühlt, der Gedanke an den langen Tag, den er vor sich hatte, an welchem er doch zu verschiedenen Malen seine Wohnung betreten mußte, und wo es alsdann hart sei, immer die gleichen trotzigen und verdrießlichen Gesichter zu sehen, hatte ihn versöhnlicher gestimmt, ja, ihn wirklich so weit beruhigt, daß er mit einem gleichgültigen Gesichte beim Kaffee erscheinen konnte, mit einem Gesichte, das sich sogar zu einem wohlwollenden Lächeln hätte verändern lassen, wenn sich eine passende Gelegenheit geboten haben würde.

Leider aber schien die Göttin der Zwietracht, Madame Eris, es heute Morgen auf das Haus des Rechtsconsulenten abgesehen zu haben, und wenn sie auch keinen goldenen Apfel ins Zimmer rollen ließ, so brachte sie doch eine andere Kleinigkeit herbei, die den Familienzwist aufs Neue aufflammen machte. Der Kaffee war eingeschenkt, und während Großmama stolz, unbeugsam, mit dem Gesicht einer Siegerin ihre Nase erhob und um sich schaute, hatte sich die Tochter so weit besänftigt, um ihren Mann zu fragen, ob er vielleicht eine gute Nacht gehabt. Diese Frage beruhigte seine aufgeregten Nerven augenscheinlich, und er antwortete nicht nur: „O ja, recht ordentlich," sondern fragte auch seinerseits: „Wie hast du geschlafen?" wobei er sogar hinzusetzte: „mein Kind."

So weit war also Alles in bester Ordnung; es wurde Kaffee getrunken, Weißbrod eingetunkt, und wenn auch Louise zur Genugthuung der Großmama ihrem Vater halb den Rücken zukehrte, und Fritzchen sogar die Anspielung wagte, die Schläge, die er von Papa erhalten, thäten ihm gar nicht

mehr weh, wenn auch Babette, ab- und zugehend, hinter dem Rücken des Rechtsconſulenten Zeichen des Erſtaunens und der Geringſchätzung mit der Großmutter wechſelte, ſo ſchien doch das Frühſtück ohne beſonderen Unfall zu Ende gehen zu wollen.

Da geſchah es, daß Herr Plager, deſſen Kaffee in der Taſſe auf die Neige ging, im Reſte mit dem Löffel umherrührte, und dieſes mehrere Male that, wobei ſich auf ſeinem Geſichte ein forſchender und erſtaunender Ausdruck kund gab. Offenbar hatte ſein Löffel etwas gefunden, das weder Kaffee, Milch noch Zucker war. Nach abermaligem Umherrühren fiſchte er dieſes Etwas glücklich heraus und fand, daß es eine braune Maſſe war, deren Subſtanz er nicht augenblicklich zu erkennen vermochte.

„Was haſt du denn?“ fragte Madame Plager, die mit argwöhniſchem Blicke zuſah.

„Ich finde da etwas in meinem Kaffee,“ erwiderte der Rechtsconſulent, „was eigentlich nicht dahin gehört; doch kann das vielleicht vorkommen,“ ſetzte er mit außerordentlicher Sanftmuth hinzu, „und es ſei fern von mir, Vorwürfe machen zu wollen.“

„O Gott, er findet wieder etwas!“ ſagte halblaut die Großmama.

„Das werden Sie mir doch erlauben, Frau Schwiegermutter?“ entgegnete der Hausherr. „Sieh doch zu, Emilie, was es ſein kann. Man muß der Babette Sorgfalt und Reinlichkeit anempfehlen. Es iſt etwas Zähes; ſieh nur.“

Madame Plager betrachtete das im Kaffeelöffel Dargebotene und war ſchon im Begriff, es wegzunehmen, um alle Erörterungen abzuſchneiden, als die Schwiegermutter entſchie-

den ſprach: „Darüber braucht man, weiß Gott, keinen Lärm zu machen. Es iſt nichts als etwas Rahm von der Milch mit Kaffee.“

„Von Lärmen iſt keine Rede, Frau Schwiegermutter,“ entgegnete, ſchon etwas gereizt, der Rechtsconſulent. „Daß es übrigens keine Milch und kein Kaffee iſt, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Ich verlaſſe mich auf meine beiden Augen und auf ſonſt nichts,“ verſetzte die würdige alte Dame. „Sei ſo gut, Emilie, und ſieh nach, ob ich nicht Recht habe. — Rahm und Kaffee,“ ſetzte ſie mit dem entſchiedenſten Tone von der Welt hinzu.

Madame Plager zuckte mit den Achſeln und ſagte dann: „Es ſcheint mir in der That, Mama hat Recht.“

„Dieſesmal hat Mama nicht Recht,“ erwiderte beſtimmt der Rechtsconſulent. „Und um den Beweis zu führen, will ich das Corpus delicti hier in dieſes Waſſerglas tauchen und dann vorlegen.“

Ehe er dies aber that, blickte der Hausherr beide Damen fragend an, und es hätte nur eines begütigenden Wortes bedurft, eines freundlichen: „Laß nur gut ſein; ja, es iſt etwas Ungehöriges, Babette muß ſich künftig in Acht nehmen,“ — ſo hätte der Rechtsconſulent die Sache augenblicklich fallen laſſen. Als aber die Schwiegermutter wiederholte: „Milch mit Rahm, vielleicht auch ein bischen Weißbrod,“ und hinzuſetzte: „Man iſt ja glückſelig, etwas zum Streiten zu finden,“ fuhr das unbekannte Etwas ins Waſſerglas und zeigte ſich beim Herauskommen als ein ziemliches Stückchen Schwamm, deſſen Herkunft wir dem geneigten Leſer alsbald verrathen wollen. Fritz=

chen hatte es nämlich von dem Waſchſchwamm abgeriſſen und zu ſeinem Zeitvertreib in die Kaffeekanne geworfen.

„Nun, iſt das Rahm und Kaffee oder Weißbrod?“ fragte triumphirend der Rechtsconſulent.

„Was ſonſt?“ entgegnete die Schwiegermutter mit der größten Unbefangenheit, nachdem ſie es einen Augenblick betrachtet. „Sieh doch zu, Emilie, es iſt vom Oberſten der Milch mit Kaffee.“

Und dieſes iſt betonte ſie ſo entſchieden und ſah dabei ihre Tochter ſo herausfordernd an, daß dieſe, obgleich mit etwas ſchüchternem Tone beiſtimmte.

„Das iſt mir doch zu viel!“ rief der Rechtsconſulent, wobei er ſich mühſam bezwang; „ich will euch ſagen, was es iſt! — Schwamm iſt es.“

„Aber wie ſoll der Schwamm hier auf den Frühſtücktiſch kommen?“ meinte Madame.

„Das iſt eine eigenthümliche Frage! Sind die Kinder nicht eben hier mit ihrem Schwamm gewaſchen worden?“

„Gewaſchen meine ich nicht, nur angezogen.“

„Nur angezogen, Herr Schwiegerſohn. Wir wiſſen auch, was ſich ſchickt, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Babette!“ rief zornig der Rechtsconſulent, „hat Sie den Buben hier auf dem Tiſche gewaſchen?“

„Ich?“ entgegnete die Magd, nachdem ſie einen ſchnellen Blick mit der Großmutter gewechſelt; „angezogen, mein' ich, hätt' ich den Kleinen hier, nicht wahr, Fritzchen? Deine Höschen von geſtern habe ich dir angezogen.“

„Ja,“ heulte der Knabe, denn er fürchtete eine neue Scene.

„Das geht doch bei allen Himmeln über jede Beſchrei-

bung!" rief nun zornig der Hausherr. „Ich sehe mit meinen eigenen Augen, wie die Kinder hier auf dem Frühstückstische gewaschen werden, und man will mir das abstreiten! Ich finde Schwamm in meinem Kaffee, und man will mich überreden, es sei Weißbrod mit Kaffee."

„Schwamm im Kaffee!" rief Babette im Tone des größten Erstaunens. „Das ist ja rein unmöglich, Herr Doktor; das muß ich mir wahrhaftig verbitten. Ich bin sehr reinlich, das haben alle meine Herrschaften gesagt. Schwamm in einem Kaffee, den ich gemacht!"

„Ja, Schwamm, ins Teufels Namen!" schrie nun der Rechtsconsulent im höchsten Zorne. „Da schau' Sie her, Sie ordentliche Person!"

Mit diesen Worten hielt er der Magd das gewisse Etwas unter die Augen, worauf diese die Großmutter mit einem schnellen Blicke befragte.

„Es ist etwas vom Obersten der Milch mit Kaffee," sagte die Schwiegermutter mit unverwüstlicher Ruhe.

„Ja, das ist es, Herr Doktor," bekräftigte Babette in großer Eile. „Das kommt oft vor; ich habe es häufig schon in meiner eigenen Kaffeetasse gefunden. Nicht wahr, Frau Doktor, ich habe es Ihnen erst gestern gezeigt?"

Madame Plager nickte leicht mit dem Kopfe, dann wandte sie sich an ihren Mann, dessen Augen vor Zorn funkelten und der seine Hände zusammenballte.

„Aber laß es doch gut sein, Christian," sagte sie alsdann, „das sind ja nur Kleinigkeiten. Wer wird sich um Kleinigkeiten streiten!"

„Um den Streit ist es ihm zu thun," sprach großartig die Schwiegermutter.

„Nein, Madame, um den Streit iſt es mir nicht zu thun!“ rief der Hausherr mit lauter Stimme, „es iſt mir nur darum zu thun, mich in meinem eigenen Hauſe nicht zum Narrn machen, mir nicht meine geſunden Augen wegdiſputiren zu laſſen. Die Sache an und für ſich iſt freilich eine Kleinigkeit; aber es iſt keine Kleinigkeit, Ihre ewigen Rechthabereien anhören zu müſſen. Ja, Madame, was ich hier in meiner Kaffeetaſſe gefunden, iſt Schwamm und bleibt Schwamm in alle Ewigkeit!“

Wir können leider hierbei nicht verſchweigen, daß der Rechtsconſulent, auf's Höchſte gereizt, bei dieſen Worten ſo heftig auf den Tiſch ſchlug, daß die Kaffeetaſſen erſchreckt in die Höhe fuhren, daß ein ſilberner Löffel klirrend zu Boden fiel, daß er ſelbſt, zornig wie er war, aufſprang, ſeinen Stuhl, wenn auch unabſichtlich, mit großem Gepolter umwarf, daß die Kinder anfingen zu heulen und zu ſchreien, und daß die Schwiegermutter mit ſtarker Stimme dazwiſchen rief: „Ich ſage dir, Emilie, in deinem Hauſe iſt es nicht mehr zum Aushalten!“

„O, wenn Sie das endlich einmal einſehen würden!“ ſchrie ihr der Rechtsconſulent zur Antwort entgegen. „Das wäre freilich ein Segen für mich und das Haus!“

Wahrſcheinlich würde ſich dieſer Streit noch länger fortgeſponnen haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke die Klingel an der Hausthür ertönt wäre. Babette ſtürzte eilig hinaus, um zu öffnen, und der Rechtsconſulent, mühſam nach Faſſung ringend, verließ ebenfalls das Frühſtückszimmer und trat in den ſogenannten Salon, der ſich daneben befand.

Draußen auf dem Gange fragte eine tiefe Stimme, ob der Herr Doktor einen Augenblick zu ſprechen ſei, worauf Ba-

bette hereinkam, um dieſe Frage zu wiederholen. Doch richtete ſie die Worte, im Gefühl ihrer tiefgekränkten Unſchuld, an den Ofen des Salons, obgleich ihr Herr auf der andern Seite des Zimmers mit heftigen Schritten auf und ab ging, und ſetzte im mürriſchen Tone hinzu: „Der Schreiber iſt draußen.“

„Der Schreiber ſoll hereinkommen!“ herrſchte der Rechtsconſulent, wobei er die Rechte wieder unter den Frack ſchob und ſich bemühte, mehr finſter und mürriſch als zornig auszuſehen. Die Thür öffnete ſich langſam, und der geneigte Leſer wird einiger Maßen überraſcht ſein, einen Bekannten eintreten zu ſehen. Es war der lange Mann im Mantel, mit dem wir geſtern Nacht gewandelt; doch hatte er dieſes Kleidungsſtück draußen abgelegt und zeigte ſich jetzt in einem einfachen Tuchrock, den er bis unter das Kinn zugeknöpft hatte. Er drückte die Thür leiſe hinter ſich ins Schloß, machte ſeinem Chef eine tiefe Verbeugung und übergab ihm alsdann mehrere Briefe, die er, wie des Morgens ſein Amt mit ſich brachte, von der Poſt geholt.

„Es ſcheint mir nichts beſonders Wichtiges darunter,“ ſagte er, während der Rechtsconſulent die Adreſſen überflog. „Nur Geſchäftsſachen im engſten Sinne des Wortes, durchaus nichts Privates.“

„So iſt es,“ erwiderte der Chef, indem er die Briefe zurück gab. „Legen Sie ſie in der Schreibſtube auf meinen Tiſch, ich komme ſogleich, und werde nachſehen. — Haben Sie ſonſt noch etwas auf dem Herzen?“ fragte er nach einer Pauſe, als er bemerkte, wie der Schreiber gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit nicht ſogleich ging, ſondern den Kopf erhob und ihn anblickte.

„Nur eine Kleinigkeit,“ gab der lange Mann zur Antwort.

„Der Herr Doktor ſprachen ſchon einige Mal davon, einen Incipienten annehmen zu wollen, der, ohne große Koſten zu verurſachen, etwas zu leiſten im Stande ſei. Auch wünſchten der Herr Doktor dazu keinen Schreiber anzuſtellen, der ſonſt wo gedient.“

„Ja, ja, ich erinnere mich,“ verſetzte mürriſch der Rechtsconſulent. „Doch was ſoll das jetzt?“

„Weil ich durch einen Zufall,“ ſprach beſcheiden der Andere weiter, „einen jungen Menſchen fand, eigentlich noch einen Knaben, der aber eine hübſche Handſchrift beſitzt, von ordentlichen Eltern iſt und für deſſen Treue und Verſchwiegenheit ich in jeder Hinſicht wie für mich ſelber bürgen zu können glaube.“

Der Rechtsconſulent hatte während des Vortrags ſeines Schreibers ſeinen haſtigen Spaziergang durch den Salon nicht unterbrochen, und wir müſſen geſtehen, daß er nur mit halbem Ohr auf die Rede deſſelben hörte. Seine Aufmerkſamkeit war hauptſächlich den Reden der Schwiegermutter und der Frau zugewandt, die begreiflicherweiſe das Kaffeegeſpräch mit den ausgedehnteſten Variationen fortſetzten. Zuweilen zuckte etwas auf dem Geſichte des Hausherrn, als bemühe er ſich, milder geſtimmt zu werden und als hege er ſogar die Abſicht, den häuslichen Frieden vielleicht durch ein begütigendes Wort wieder herzuſtellen. Wenn er aber alsdann die Urſache dieſes Streites, die er zwiſchen Daumen und Zeigefinger der linken Hand feſt hielt, zufälliger Weiſe wieder betrachtete, ſo warf er den Kopf in die Höhe, ſein Schritt beſchleunigte ſich, und er ſchnaubte gewaltig durch die Naſe.

„Und was meinen der Herr Doktor von meinem Vorſchlage?“ fragte der Schreiber nach einer Pauſe, offenbar in

der Meinung, ſein Chef ziehe die Sache, ſo heftig auf und ab rennend, in Erwägung.

Hätte nur nicht in dieſem Augenblicke die Schwiegermutter ſehr laut und ſehr vernehmlich geſagt: „Und er mag ſagen, was er will, und ſtreiten, ſo lange er Luſt hat, es iſt doch nichts als eben dieſe Luſt zum Streiten, und was er in ſeiner Taſſe gefunden, war harmloſer Kaffee und etwas Sahne.“

Bei dieſen Worten hielt der Rechtsconſulent mit einem förmlichen Ruck in ſeinem Spaziergang inne, und ſchien ſich heftig ins Eßzimmer hineinbewegen zu wollen. Doch beſann er ſich gleich darauf eines Andern, fuhr mit der Rechten, wie um ſich zu beſänftigen, von der Stirn herab über ſein ganzes Geſicht und trat dann nahe vor ſeinen Schreiber, indem er demſelben mit der linken Hand das Corpus delicti unter die Augen hielt.

„Wollen Sie mir gefälligſt ſagen,“ ſprach er darauf mit merkwürdig ruhiger Stimme, „was ich hier zwiſchen meinen Fingern halte.“

Der lange Mann blickte hin und antwortete: „Das iſt ein Stückchen Schwamm.“

„Nicht wahr — Schwamm?“

„Ja wohl, Herr Doktor, Waſchſchwamm.“

„So iſt es! — Waſchſchwamm.“

Und dies ſagte er mit erhobener Stimme, indem er den Kopf gegen das Nebenzimmer wandte.

Dort war es mit Einem Male ſtill geworden und dieſen Augenblick benutzte der Schreiber, um ſeine Frage wegen des anzuſtellenden Incipienten zu wiederholen, worauf der Rechtsconſulent, offenbar milder geſtimmt durch das Zeugniß ſeines Untergebenen, demſelben zur Antwort gab: „Laſſen Sie Ihren

Empfohlenen gelegentlich in die Schreibſtube kommen, ich will ihn dort anſehen."

Der lange Mann verbeugte ſich tief und verließ geräuſchlos das Zimmer.

Da der Rechtsconſulent einen Unparteiiſchen gefunden, der ihm vollkommen Recht gegeben, und der dieſes Urtheil mit ſo lauter Stimme geſprochen, daß es die Damen im Nebenzimmer nothwendig hören mußten, ſo fühlte er ſich mit Einemmale zur Verſöhnung geneigt und war im Begriff, ins Eßzimmer zurückzukehren und ſogleich die Hand dazu zu bieten. Hätte nur die unglückſelige Schwiegermutter in dieſem Augenblicke nicht geſagt: „Daß er ſeinem Schreiber ein Stück Schwamm gezeigt, iſt wohl möglich; aber wo er dieſen Schwamm hergebracht, mag Gott wiſſen! Daß im Kaffee kein Schwamm war, dafür will ich meinen Kopf verwetten!"

Als der Rechtsconſulent das hörte, ſtand er erſtarrt, und alle menſchlichen Regungen ſchmolzen aus ſeiner Bruſt hinweg, wie nächtiger Schnee an einem warmen Aprilmorgen. Er trat feſten Schrittes ins Eßzimmer, halb und halb mit der Abſicht, fürchterliche Muſterung zu halten. Doch als er Frau und Schwiegermutter ſah, namentlich die Letztere mit hoch erhobener Naſe, um den Mund einen Zug kühler Verachtung, da zuckte er gelinde mit den Fingern und war im Zweifel darüber, ſollte er heftig losbrechen oder gelinde anfangend ſich in einen tüchtigen Zorn hineinſteigern. Er wählte das Letztere, war aber kaum über den unglückſeligen Waſchſchwamm hinausgekommen, als ihn Mama mit Ernſt und Strenge unterbrach.

„Herr Schwiegerſohn," ſagte ſie aufſtehend und indem ſie mit halb zugeſchloſſenen Augen und herabhängender Unterlippe

auf eine eigenthümliche und sehr bekannte Art mit dem Kopfe wackelte, „Herr Schwiegersohn, es handelt sich jetzt nicht mehr um Waschschwamm oder nicht. Die Sache ist an sich vollkommen gleichgültig. Du lieber Gott (dabei blickte sie schmerzlich in die Höhe), wir sind Ihre Heftigkeiten schon so gewohnt, daß es uns einerlei ist, wegen welcher Kleinigkeit Sie gerade losbrechen. Wissen Sie, Herr Schwiegersohn, losgebrochen muß einmal sein, und wenn Sie gerade nichts loszubrechen haben, so brechen Sie was vom Zaun, um loszubrechen."

Bei dieser Redewendung warf sie einen triumphirenden Blick auf ihre Tochter, schüttelte aber dabei ihre Hand heftig gegen den Eidam, um ihn zum Schweigen zu veranlassen, und fuhr fort: „Ja, Herr Schwiegersohn, es handelt sich nicht mehr um die bewußte Kleinigkeit."

Der Rechtsconsulent, der sich ordentlich duckte unter diesem heftigen Wörtersprudel, blickte seine Frau an, welche mit schmerzlicher Ergebung hinzusetzte: „Ja, Christian, das hättest du nicht thun sollen. Wenn wir uns auch viel von dir gefallen lassen, und uns gern in deine Launen fügen — Gott! und wir müssen uns in viele deiner Launen fügen —"

„In unzählbare," sagte die Schwiegermutter.

„So hättest du doch das nicht thun sollen," fuhr die Frau fort.

„Ja, ums Himmels willen, was denn?" fragte fast bestürzt der Rechtsconsulent, indem er in seinen Gedanken hastig um Sekunden, Minuten, Stunden, ja, Tage zurückwühlte, um etwas zu finden, worauf diese Rede passen könnte.

„Er fragt noch!" sagte groß die Schwiegermutter.

„Gewiß, so kann man nicht leben," meinte die Frau,

wobei ſie wie gekränkt und getäuſcht den Kopf ſchmerzlich bewegt in die Hand ſinken ließ.

Der Rechtsconſulent wußte nichts Beſſeres zu thun, als ein Bild des höchſten Erſtaunens darzuſtellen, indem er beide Hände ausſpreizte, den Mund etwas öffnete, die Augen weit aufriß und mit dem Kopfe ſchüttelte.

„Was in der Familie geſchieht, Herr Schwiegerſohn," fuhr die Großmutter nach einer augenblicklichen Pauſe fort, „das bleibt in der Familie und iſt, wenn es auch unſere Herzen tief verwundet hat, für die äußere Welt doch ſo gut wie nicht geſchehen. Aber was ſoll man von einem Manne denken, der fremde Perſonen, ſeine Untergebenen, zwiſchen ſich und die Familie ſtellt, der ein Unrecht offenkundig macht, das er freilich ſelbſt begangen, der ſich ſelbſt und die Seinigen blamirt, indem er aller Welt zuruft: Seht her, ſo lebe ich in ewigem Zank und Streit mit den Meinigen! — Pfui, Herr Schwiegerſohn! Ich habe viel von Ihnen erwarten können, aber das geht doch über alle Beſchreibung."

Die letzten Sätze hatte ſie ſchneller und mit geſteigerter Stimme geſprochen und auf dieſe Art ihrem Schwiegerſohn kaum ihre Meinung ſo zu ſagen an den Kopf geworfen, als ſie ſich umwandte und ins Nebenzimmer rauſchte und, ſo ſiegreich abziehend, dem Miſſethäter und ihrer Tochter das Feld ließ, welch' letztere aber augenblicklich den Faden des Geſpräches aufgriff und, ehe der Rechtsconſulent zum Worte kommen konnte, hervorſchluchzte: „Ja, Chriſtian, das hätteſt du nicht thun ſollen. Das haben Mama und ich nicht um dich verdient. Gott! ich kann mich ja vor keinem Menſchen mehr ſehen laſſen. Muß man nicht mit Fingern auf mich zeigen? Und dir iſt es nicht genug, daß es Nachbarn und

Dienſtboten erfahren, wie du Frau und Kinder mißhandelſt, nein! du ſorgſt auch in deiner unverſtändigen Wuth dafür, daß es die Stadt und das Land erfahre. O, ich armes, unglückliches, tiefgekränktes Weib!"

Damit fing ſie an zu weinen und ſtürzte ins Schlafzimmer, wo die Kinder nur auf dieſen Moment gewartet zu haben ſchienen, um ein allgemeines Geheul anzuſtimmen, das von der Schwiegermutter in den Zwiſchenpauſen durch entrüſtetes Räuſpern und ſehr bezeichnenden Huſten accompagnirt wurde.

Dieſes war einer von den ſchrecklichen, ſchon öfter dageweſenen Augenblicken, wo das Ungeheuer von einem Rechtsconſulenten im Zweifel war, ob er nicht in der That wirklich zu ſchlecht für dieſe Welt ſei und ſich nach einem Ausweg aus derſelben umzuſehen habe, oder ob er nicht mit geraden Füßen in die Höhe ſpringen, ſich verſchiedene Male im Kreiſe herumdrehen und mit dem Kopfe irgend eine beliebige Thür einrennen ſolle. — Doch entſchied er ſich nach einiger Ueberlegung für keinen dieſer Ausbrüche wilden Zornes, vielmehr dämmerte eine ſtille, aber innige Wuth in ſeinen Blicken auf; er biß die Zähne über einander, legte die Hände auf dem Rücken zuſammen und ſpazierte ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Dieſes Mittel wirkte beruhigend, und als er ſich noch zu größerer Beſänftigung mehrere Male an die Stirn geklopft, konnte er ziemlich gelaſſen ſeinen Hut nehmen, ja, er vermochte es über ſich, draußen auf dem Hausflur, als er des tief entrüſteten Dienſtmädchens, der Babette, anſichtig wurde, und als er bemerkte, daß die Thür ſeiner Schwiegermutter ein wenig offen ſtand, mit zarter Beziehung die ſanfte Melodie zu pfeifen:

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn.

Damit hatte er die nothwendige Faſſung errungen, um ohne Aufſehen bei den Hausleuten drunten vorbeigehen zu können und ſo auf ſeinem Bureau zu erſcheinen, wie es die Welt von einem glücklichen Gatten und Familienvater verlangt. — Doch wehe in ſolchen Augenblicken irgend einem juridiſchen Gegner! Da ſaß er hinter den trüb angelaufenen Fenſtern ſeiner Schreibſtube, eine erzürnte, brummende, aber fleißige Biene, aus vergilbten Aktenbündeln — Gift und Galle zuſammentragend.

Siebtes Kapitel.

Jockey und Gärtner.

Es thut uns außerordentlich leid, daß es uns auch dieſes Mal nicht erlaubt iſt, den Namen der Stadt anzugeben, in welcher dieſe vollkommen wahrhaftige Geſchichte ſpielt; es thut uns das in der That ſehr leid, denn wir haben großen Schaden dabei. Iſt doch der Leſer z. B. des franzöſiſchen Autors viel mehr zu Hauſe und fühlt ſich viel beſſer in die Situation hinein, ſobald unſer glücklicher College anfängt: „Wenn man ſich am Ende des Boulevard des Capucins rechts um die Madelaine herum wendet, ſo kommt man nach wenigen Schritten in ein Gewirre kleiner Gäßchen und Straßen, die mit ihren in der That armſeligen Häuſern ſo auffallend abſtechen gegen die Quartiere des Glanzes, welche wir ſo eben verlaſſen," u. ſ. w. u. ſ. w. Ja, daß wir nicht im Stande ſind, den Schauplatz dieſer Geſchichte ebenſo genau zu bezeichnen, iſt ein Unglück. Es klingt ſo angenehm und ſchön, von einer exiſtirenden Stadt, einer wirklichen Straße, einer noch vor-

handenen Hausthür und einer darauf noch ebenfalls sichtbaren Nummer zu sprechen. Leider aber schieben unsere kleinlichen Verhältnisse für uns arme deutsche Schriftsteller in dieser Richtung zu große Riegel vor; denn selbst unsere großen Städte sind nicht groß genug, um in manchen Fällen eine genau erwähnte Straße und sicher bezeichnete Hausnummer zu vertragen. Wollten wir etwa, was diese Erzählung anbelangt, dieselbe nach Köln verlegen und einen unangenehmen Charakter, setzen wir den Fall, im Hause Hochstraße Nr. 157 existiren lassen — wir wissen in der That nicht, ob es dort nur eine Nr. 157 gibt — so wäre der Eigenthümer dieses Hauses im Stande, uns zu näherer Erklärung auf die hochweise Polizei zu laden, und mit der Polizei, das gestehen wir offen, haben wir nicht gern zu thun, obgleich sich sehr charmante Leute bei ihr befinden sollen.

Wenn wir uns auch in diesem Punkte bis jetzt der größten Discretion befleißigt haben, so ist uns doch schon sehr oft der Fall vorgekommen, daß wir uns, bildlich zu reden, einen Herrn auf den Hals geladen, der zufällig eine große Nase hatte, oder eine Dame mit einer scharfen Zunge, die gern in Kaffee-Gesellschaften zu gehen pflegt. Und namentlich Letzteres kann sehr unangenehme Folgen haben. Wie oft schon haben wir betheuern müssen, dieser und jener Charakter sei nie dagewesen und eine vollkommene Erfindung des Verfassers! Der verständige Leser wird schon begreifen, warum wir beim Schreiben dieses Satzes gelinde hinter der vorgehaltenen Hand husten. Genug, es ist traurig für uns, so eingeschränkt zu sein, und dieser einzige Grund könnte uns veranlassen, später einmal eine Geschichte zu schreiben, die vor ein paar hundert Jahren gespielt; denn da könnte man sich schon gehen lassen, und wäre jeder Controle,

allen Nachweiſungen, ſowie allen unangenehmen Höflichkeiten und angenehmen Grobheiten enthoben.

Für jetzt aber ſind wir in der Gegenwart, und der geneigte Leſer wird uns hoffentlich glauben, daß die Stadt, in der wir uns jetzt gerade befinden, irgendwo ihre Grenzen hat, daß dann alte Thore kommen, die aber nicht mehr wie früher am Rande tiefer Gräben ſtehen, vor ſich ſchwere Zugbrücken mit eiſernen Ketten, daß vielmehr dieſe Zeichen einer früheren finſteren und gewaltigen Zeit jetzt nur noch aus Pietät beibehalten ſind und oft mitten in freundlichen Spaziergängen ſtehen, zum Schein die Straße ſperrend, obgleich rechts und links von ihnen für die ganze Bevölkerung Platz genug iſt, um hinaus zu gehen. In ſo weit behaupten übrigens die alten Thürme noch ihr früheres Recht, indem ſie trotzig mit geſpreizten Beinen auf den gangbarſten Straßen ſtehen, die von der Stadt auslaufen. Eine dieſer Straßen zieht ſich einige hundert Schritte von dem Thorbogen, unter dem ſie entſpringt, entfernt nach der linken Seite, einen Theil der Stadt umkreiſend, als könne ſie ſich nicht vom Anblick derſelben trennen, und beſchreibt ſo einen ziemlichen Bogen um die ehemaligen Stadtmauern, ehe ſie ſich, und wir glauben, mit einem tiefen Seufzer, davon ab und ins freie Land hinaus wendet. An dieſem Bogen nun haben Leute, denen es darum zu thun war, friſchere Luft zu ſchöpfen und doch in der Nähe der Stadt zu ſein, gar hübſche Wohnungen erbaut, die, in oft ſehr großen Gärten liegend, alle Reize von Landhäuſern haben, und es doch wieder ihren Eigenthümern geſtatten, in der kürzeſten Zeit bei allen Vergnügungen der Stadt zu ſein. Dieſe Landhäuſer, bald groß, bald klein, folgen einander in einer langen Reihe und zeugen bald von mehr oder minder großem Reichthum,

ſowie von geringem oder großem Geſchmack ihrer Erbauer. Mitunter liegen ſie anſpruchslos hinter kleinen Gärtchen und ſind alsdann unbedeutende Gebäude, mit einem übermäßig großen Balkon, der auf hölzernen Säulen ruht und ſich im Sommer, wenn Jungfernreben und wilde Roſen ihn umſchlingen, recht artig ausnimmt. Neben ihnen ſieht man vornehme, ernſte und ſtille Gebäude, die ſich im Gefühl ihrer Würde weiter von der gemeinen Straße zurückgezogen haben und dieſe mit Mauern und weitem Gitterthor von ſich abſchließen, während ſie aus ziemlicher Entfernung, halb verſteckt zwiſchen hohen Bäumen, dem ordinären Getreibe da draußen geringſchätzig zuſchauen.

Wenn wir ein paar Minuten auf der Straße fortſpaziert ſind, ſo kommen wir an eines der eben erwähnten Gitterthore, welches weit geöffnet iſt und uns nicht nur einen Blick, ſondern auch im Gefühl unſerer unſichtbaren Eigenſchaften den Eintritt in den dahinter liegenden Garten geſtattet. Dieſer Garten iſt ſehr groß und ſcheint das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Vorn an der Straße iſt das Terrain den materiellen Gewächſen gewidmet, und trotz dem herbſtlichen Anſtrich, den das Ganze hat, ſieht man jetzt noch, wo ſich Gemüſefelder und dergleichen befanden. An dieſe ſtoßen weiter nach dem Hauſe zu immergrüne Tuja-Hecken, hinter welchen die ordinäre Proſa, bei der wir eben vorbeigekommen, aufhört und die Poeſie der Gartenwirthſchaft anfängt. Freilich ſind die hohen Stämme großer Roſenpartien des herannahenden Winters wegen niedergelegt; doch ſieht man deutlich, welche hervorragende Stellung ſie im Sommer einnehmen und wie ſie den Zweck haben, die Ausſicht auf die eben erwähnten nützlichen Anlagen zuzudecken. Hinter dieſen Roſen kommen in

großer Mannigfaltigkeit Blumengruppen der verſchiedenſten Art, das heißt zur Sommerzeit, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit Raſenplätzen untermiſcht, welche von zierlich arrangirten Gebüſchgruppen bedeckt ſind, die, vom niederſten Geſträuch anfangend, ſich bis zu einer koloſſalen Linde, Kaſtanie oder Blutbuche erheben, um drüben wieder ebenſo abfallend an einen Raſenplatz zu ſtoßen oder an neue Blumengruppen, und ſo immerfort — man könnte glauben, bis in die Unendlichkeit hinein; denn der Erfinder dieſer Parkanlage hat dafür geſorgt, daß man von der Einfriedigung derſelben nie etwas gewahr wird, bis man im wahren Sinne des Worts mit der Naſe darauf ſtößt.

Wandeln wir auf dem geraden Wege vom Eingangsthore beſchaulich fort, ſo ſehen wir alle dieſe verſchiedenen Blumengruppen und Gebüſchpartien und endlich auch das reizende Wohnhaus, von weißem Steine aufgeführt, mit Balkonen, Terraſſen, hellen Fenſtern, freundlich und heimlich hervorblickend aus einem Kranze rieſenhafter Bäume, die es auf drei Seiten wie ein grüner Gürtel, wie eine freundliche Umhüllung umgeben, und zwiſchen welchen hindurch das Haus den Blick nach der Stadt zu frei hat. Auf dieſer Seite befindet ſich ein großer Raſenplatz, in der Mitte mit einem Springbrunnen, vor welchem ſich der Weg in zwei Arme theilt, die ſich hinter demſelben an der Hauptthür wieder vereinigen. Rechts führt einer dieſer Arme an die nothwendigen Nebengebäude, Stallungen und dergleichen; links an die Gewächshäuſer, welche mit dem Wohnhauſe durch eine hohe Glasgalerie in Verbindung ſtehen, die zugleich als Wintergarten benutzt wird.

Alles, was man hier im Garten und Park ſieht, zeugt von muſterhafter Ordnung und Reinlichkeit. Die herabge-

fallenen herbſtlichen Blätter ſind ſorgfältig aus den Wegen hinweg und in die Gebüſchgruppen hinein gekehrt, wo ſie, dem ewigen Kreislauf der Natur gemäß, wieder zu derſelben Erde werden, aus welcher ſie emporgeſproßt. Die jetzt leeren Partieen, wo man im Sommer Blumen in tauſendfarbiger Pracht ſieht, ſind theils zum Winterſchlafe vorbereitet, theils ſchon wieder ſauber geebnet und mit ſchützendem Stroh bedeckt, ſo anzeigend, daß hier Hyacinthen, Crocus, Tulpen, Schneeglöckchen in zarter Zwiebelumhüllung ſchlummern und nur auf den erſten Kuß des Frühlings warten, um uns freundliche Vorboten zu ſein einer neuen glücklichen Zeit.

Auch im Gemüſegarten ſind ganze Partien zugedeckt mit grünem Tannenreis, und während ſich unſere heimatlichen Bäume und Geſträuche des kräftigen Winterwetters freuen und die nackten Aeſte nicht ohne Behagen den rauhen Winden darbieten, haben ſich Rhododendron und Azaleen unter ſchützende Strohdecken zurückgezogen und befinden ſich einzeln ſtehende Magnolien unter ihrem warmen Wintermantel.

Auf dem Kieswege, der Raſenplatz und Brunnen umgibt, bemerken wir ein elegant geſatteltes Pferd von hochbeiniger engliſcher Abkunft, das von einem ſehr kleinen Groom mit außerordentlich kurzen Beinen geführt wird. Beide verhalten ſich ungefähr zu einander wie der Affe zum Kameel, und wenn der kleine Reitknecht, die Hände, in denen ſich die Zügel befinden, auf dem Rücken, langſam vorwärts ſchreitet, ſo muß ſich der Kopf des großen Thieres ziemlich weit herabbeugen, um auf die goldene Troddel der blauen Jockey-Mütze ſeines Führers zu ſtoßen. Dabei ſieht das Thier mit ſeinen hellen freundlichen Augen luſtig in die Welt, während der kleine Jockey, der ein ſchon ziemlich altes Geſicht hat, außerordentlich

verdrießlich um ſich blickt. Beide haben Brunnen und Raſenplatz nun ein paar Mal umſchritten, und wenn der Jockey bei dieſem Spaziergange gegen das Haus hinſchreitet, ſo verſäumt er nicht, zu den Fenſtern des Gebäudes hinauf zu blinzeln, wo ſich aber immer nichts ſehen läßt, was er einer fortgeſetzten Aufmerkſamkeit für werth erachtet; denn er wendet ebenſo gleichförmig wieder um, wobei er höchſtens einen Zungenſchlag laut werden läßt, oder die ermunternden Worte: „Vorwärts, Lord, vorwärts!“

Jetzt ſind die beiden wieder einmal in die Nähe der Gewächshäuſer gekommen, deren Fenſter der heute ziemlich angenehmen Luft wegen geöffnet ſind, und wo man einen Gärtner ſieht, der in blauer Jacke und grüner Schürze beſchäftigt iſt, ein Bouquet zu winden. Der Gärtner blickt den Groom an und der Groom den Gärtner, und da der erſtere hierbei ein ziemlich pfiffiges Geſicht macht, ſo ſieht ſich der kleine Reitknecht veranlaßt, ſtehen zu bleiben, worauf der große Lord es ebenſo macht, und nun der Gärtner ſeinerſeits, da er durch ſeine Mienen die Bewegung dieſer wichtigen Geſchöpfe geſtört, es auch für ſeine Schuldigkeit hält, irgend eine geiſtreiche Bemerkung von ſich zu geben.

„Nun, Friedrich,“ ſagte er, „du haſt doch wahrhaftig ein Leben wie Gott in Frankreich. Das wechſelt ab mit Spazierengehen und Reiten; du biſt ein Glückskind. Wenn du noch lange lebſt und recht groß wirſt, da kannſt du es zu was bringen.“

Der Jockey blickte hierauf trotzig den Gärtner an, und nachdem er vor ſich auf den Kies geſpuckt, entgegnete er: „Ich möchte wiſſen, woher es eigentlich kommt, daß Ihr den ganzen

Tag zu ſchlechten Späßen aufgelegt ſeid, ſo daß nie ein ernſtes Wort aus Euch herauskommt."

„O, das iſt ſehr einfach," lachte der Gärtner, „das macht, weil ich mir bei meinen Blumen ein kindliches Gemüth bewahre und mich nicht über jede Kleinigkeit erzürne."

„Und wer erzürnt ſich über jede Kleinigkeit?"

„Na, du, Friedrich, das wirſt du wohl nicht läugnen wollen. Biſt ſonſt ſo ein verſtändiger Kerl; mußt dir das abgewöhnen; es geht keinem Menſchen in dieſer ſchlimmen Welt nach ſeinem Kopf; mir wahrhaftig auch nicht."

„Schon recht, ſchon recht," entgegnete der Reitknecht; „aber Ihr werdet mir zugeben, Andreas, daß man der ewigen Sticheleien ſatt werden muß. Daß ich nicht groß bin, weiß ich, und ebenſo, daß ich leider nicht viel mehr wachſen werde. Aber das mit tauſend Spöttereien auf jedem Stück Brod eſſen zu müſſen, das iſt hart, und das kann ich nun einmal nicht vertragen."

„Richtig, richtig, Friedrich; und danach Jemand dir das Brod ſtreicht, deſto härter iſt es. Ich begreife das wohl, aber du biſt ein verfluchter Kerl, und ich ſage dir, du kommſt doch noch zu deinem Ziel."

„Was für ein Ziel?" fragte halb mürriſch und wie wegwerfend der Jockey; und obgleich er that, als wollte er dem Gärtner den Rücken zukehren, ſo wußte er doch durch einen geſchickten Druck an dem Zügel des Pferdes dieſes eine Bewegung machen zu laſſen, welche ihn, wie ganz unabſichtlich, den Gewächshäuſern um ein paar Schritte näher brachte.

„Ich ſage dir," fuhr lachend der Gärtner fort, „du biſt ein gefährlicher Kerl, und wenn ich der gnädigen Frau ihre Kammerjungfer wäre, ich nähme mich vor dir in Acht. Nicht

wahr, achtzehn biſt du vorüber? Nun, ſiehſt du, Schalk! Und wenn die Nanette gut gelaunt iſt, ſo nimmt dich die Nanette auf den Schooß, als wärſt du noch ein Kind."

Bei dieſen Worten fuhr es wie ein Blitz über die düſteren Züge des kleinen Reitknechts; doch ſagte er gleich darauf wieder ſo finſter wie zuvor: „Und wenn ſie ſchlecht gelaunt iſt, dann ſtehe ich ihr überall im Wege, oder bin gar nicht für ſie auf der Welt."

„Du verlangſt auch zu viel," fuhr vergnügt der Gärtner fort, indem er das angefangene Bouquet weit von ſich abhielt, um den Totaleffekt zu beurtheilen; „wenn man ſchlecht gelaunt iſt, wer von uns hat da nicht ſeine üblen Stunden? Aber ich ſage dir, Friedrich, du kommſt zu was, wenn du's nur pfiffig anſtellſt. Daß ich dein Freund bin, daran wirſt du nicht zweifeln; ich habe es dir oft genug durch die That bewieſen. Wie manche hübſche Roſe und frühe Veilchen haſt du mir abgeſchwatzt! Ich ſage dir, wenn die gnädige Frau einmal dahinter kommt, daß Mamſell Nanette oftmals ſo ſchöne Bouquets bekommt, wie ſie, na, da können wir uns auf ein böſes Wetter gefaßt machen."

Bei dieſen Worten hatte ſich der Jockey, wenn auch langſam, doch ſo weit dem Gewächshauſe genähert, daß er ſich jetzt an das Fenſter lehnen konnte, hinter welchem Andreas arbeitete. Lord trat noch einen Schritt weiter vor, als nothwendig war, ſtreckte ſeinen Kopf zwiſchen die Pflanzen und ſchnüffelte behaglich bei dem friſchen Duft des Grüns.

Der Gärtner war an ſeinem zweiten Bouquet; eines, aus den verſchiedenſten bunten Blumen beſtehend, lag fertig neben ihm. Dies war ſcheinbar prachtvoller als das, mit dem er eben beſchäftigt war; doch ſchien er das zweite mit beſon-

derer Aufmerkſamkeit zu behandeln. Es wurde dies aber auch in der That ein kleines Meiſterwerk; ſehr breit, ſehr flach, beſtand es aus herrlich duftenden Veilchen, in deren Mitte ſich eine einzige eben aufblühende weiße Camellienknospe befand, ſo friſch und dabei von ſo wunderbarem Bau, daß man jetzt ſchon die einzelnen Blättchen erkennen konnte, wie ſie ſich zauberhaft durch einander wanden, im Mittelpunkt mit Gelb angehaucht.

„Ueberhaupt haſt du," fuhr der Gärtner nach einer Pauſe fort, „den wichtigſten Dienſt. Was geht nicht alles durch deine Hände! Und wenn ich jetzt wieder von deiner kleinen Figur rede, und daß du wie ein Kind ausſiehſt, ſo will ich dich, weiß Gott, damit nicht ärgern, indem ich ſage, daß das in deinem Geſchäft ein ungeheurer Vortheil iſt. Was Teufel! wenn der Herr Baron einen großen Bengel von Reitknecht irgend wohin ſchickt mit einem Brief, einem Bouqet, ſo wird er natürlich vor die Thür geſetzt, während man lieſt oder empfängt, du aber darfſt im Zimmer ſtehen bleiben; du biſt ein artiger kleiner Kerl; für dich hat man immer was übrig, und da du ein verfluchter, aufmerkſamer Spitzbube biſt, ſo nimmſt du nicht nur das Guldenſtück, das man dir in die Hand drückt, ſondern merkſt dir auch jedes Wort, das geſprochen wird, weißt es zu Hauſe dem Herrn zu rapportiren und bleibſt immer der Hahn im Korb."

Von dem Geſichte des Jockey's war in dieſem Augenblicke aller Mißmuth verſchwunden, und er lächelte ſtill in ſich hinein. Der Gärtner hatte ſein Bouquet beendigt, legte es zu dem anderen, und nachdem er es einen Augenblick betrachtet, fuhr er lachend fort, indem er die Hände auf das Fenſterbrett ſtützte und zu gleicher Zeit dem kleinen Reitknecht feſt in die

Augen blickte: „Friedrich, Friedrich, du biſt vollgeſchrieben wie ein Buch, aber dabei ein verſchloſſener Kerl, der ſeinen Freunden auch nicht das Geringſte ſagt; aber wir ſind doch nicht ſo dumm, wie wir ausſehen, und wenn es auch heißt: all die ſchönen Bouqets wandern in das alte Raubſchloß zur Schweſter der gnädigen Frau oder zu deren Fräulein Tochter, ſo wiſſen wir das doch beſſer. Pfui, Friedrich, wer wird ſo hinter dem Berg halten!“

„Das iſt die lautere Wahrheit,“ entgegnete der Groom, indem er ſeine kleinen Arme über einander ſchlug. „Das kommt alles ins Haus da drüben.“

„Alle dieſe Bouquets, Woche für Woche?“

„Alle.“

„So, ſo! ei, ei!“ ſagte pfiffig lächelnd der Gärtner. „Und wenn dem ſo iſt, ſo erhält das junge Fräulein ein ſchönes großes Bouquet hier, und die Veilchen ſind für die gnädige Frau?“

„Das iſt nun gerade umgekehrt, lieber Andreas,“ erwiderte der Reitknecht mit einem ſehr wichtigen Lächeln. „Das Fräulein bekommt allemal die kleineren Bouquets.“

„Aha, die kleineren,“ meinte nachdenkend und kopfnickend der Gärtner. „So, die kleineren, die immer aus den ſeltenſten Blumen gemacht werden! Ah, ah! So, ſo!“

„Ja, und das Fräulein iſt auch ſehr dankbar dafür, denn ſie behandelt mich ſogar mit einer Artigkeit, woran ſich manche ſehr minder vornehme Dame ein Exempel nehmen könnte.“

Das gab er mit einem kleinen Seufzer von ſich.

„Wie oft kommt ſie zu mir herunter,“ fuhr er darauf fort, „wenn ich bei den Pferden ſtehe, und lobt den Lord, ſowie auch ſogar meinen kleinen Schimmel mit ſehr vernünfti-

gen und klugen Worten! Sie pätſchelt die Pferde mit ihrer kleinen Hand, und die Pferde laſſen ſich das gern gefallen."

„Nun da wird es anderswo auch nicht darauf ankommen, ſich das gefallen zu laſſen," meinte lachend der Gärtner. „Aber wenn in dergleichen Kleinigkeiten deine ſämmtlichen Wahrnehmungen beſtehen, mein lieber Friedrich, dann muß ich doch bekennen, daß du das richtige Zeug nicht haſt, aus dem ein pfiffiger Groom gemacht ſein ſoll."

„Wahrnehmungen," erwiderte einigermaßen verletzt der Andere, „wichtige Wahrnehmungen, wenn man ſie wirklich macht, die wirft man nicht nur ſo von ſich und ſpricht darüber zwiſchen Thür und Angel in der freien Luft."

Bei dieſen Worten warf er einen Blick rings um ſich her, beſonders nach dem Hauſe zu; doch ließ ſich dort nach wie vor nichts ſehen.

Der Gärtner hatte unterdeſſen ſeine beiden Bouquets in die Höhe genommen, betrachtete ſie aufmerkſam mit großer Liebe und ſchien das Geſpräch von vorhin gar nicht mehr anknüpfen zu wollen, ſondern ſagte nur, indem er ſich langſam, wie zum Weggehen, herumwandte: „Ja, ja, wenn du deine Wahrnehmungen für dich behältſt, ſo haſt du eigentlich Recht; ſelbſt eſſen macht fett, und du biſt ſo ein ganz verfluchter Kerl, daß du keines Freundes Hülfe bedarfſt." Dabei ſpitzte er den Mund und fing gleichgültig an zu pfeifen.

„Seht Ihr, Andreas," entgegnete faſt mißmuthig der kleine Reitknecht, „ſo ſeid Ihr faſt immer. Wenn man einmal im Begriff ſteht, ein vernünftiges Wort mit Euch zu reden, da werft Ihr den Kopf in die Höhe und macht Eure widerwärtigen vornehmen Bemerkungen. Wißt Ihr wohl, daß Einen das gar nicht aufmuntern kann?"

„Lieber Freund, ich will dich auch gar nicht aufmuntern," verſetzte der Gärtner. „Du lieber Himmel — Wahrnehmungen! was gehen mich alle Wahrnehmungen an! Thu' ich das Meine, thu' du das Deine, ſo thut ein Jeder das Seine. Das iſt mein Wahlſpruch und damit halt' ich's."

Er machte eine Viertelswendung und zu gleicher Zeit Miene, als wolle er das offenſtehende Fenſter dem kleinen Groom vor der Naſe zuziehen.

„Ihr könnt wirklich unausſtehlich ſein, Andreas," ſagte Jener, „und habt namentlich die ſcheußliche Manier, ehrliche Leute nicht ausreden zu laſſen. Ich wollte Euch ja nur wegen Wahrnehmungen, die ich gemacht, um Rath fragen, was Ihr davon denkt, oder ſo."

„Wenn ich dir dienen kann," ſprach mit einer affektirten Gleichgültigkeit der Gärtner, „ſo laß hören. Du biſt ein ungeheurer Kindskopf — wirſt was Rechtes vernommen haben! Vor allen Dingen aber," unterbrach er ſich, „will ich vorher die beiden Lederfutterale holen, um die Bouquets hinein zu thun, damit wir wenigſtens fix und fertig ſind, wenn der Herr Baron kommt."

Damit trat er in das Gewächshaus zurück und verlor ſich auf ein paar Augenblicke hinter den Stellagen. Der kleine Reitknecht wandte ſich gegen Lord um und drückte ihn an den Zügeln langſam zurück; denn das große Thier mit ſeinem langen Halſe hatte, dem Blätterduft folgend, ſeinen Kopf in das Glashaus geſteckt und bewegte die Lippen vor irgend einem ſeltenen Strauche, als wolle es eifrig anfangen, ihn zu benagen.

Andreas kam zurück, in ſeiner Hand zwei ſchwarzlederne

Futterale, die ungefähr ſo ausſahen, als wolle man Kinderhelme darin aufbewahren.

Der Groom hatte ſich wieder genähert, ſetzte ſich auf die Fenſterbank und bemühte ſich, das Folgende recht leiſe zu ſprechen. „Das war vorgeſtern," ſagte er, „ich führte die Pferde an der Seite des alten Hauſes hinter dem großen Bretterverſchlag auf und ab."

„Ja, es hat dort nichts als verfallene Bretterverſchläge," bemerkte der Gärtner mit einem eigenthümlichen Lachen.

„Da kam unſer gnädiger Herr mit ſeiner Frau Schwägerin herab, und ſie ſprachen eifrig zuſammen. — Er wird es nicht gern zugeben, ſagte ſie."

„Wen meinte ſie mit dem Er?" fragte Andreas.

„Nun, ihren Mann, den alten Baron."

„Aha!"

„Alſo: er wird es nicht gern zugeben, wiederholte ſie mehrere Male. Sie habe ſchon verſucht, ihn zu überreden, aber er meinte immer, er ſehe keinen Grund dazu. Eugenie ſei ganz gut in ſeinem Hauſe, und er halte es nicht für paſſend, ſie in das ihrer Schweſter zu thun. — Verſteht Ihr, Andreas?"

„Ich fange an," erwiderte dieſer, indem er den Finger an die Naſe legte.

„So, Ihr verſteht!" rief der Groom mit dem Ausdruck wahrhaften Erſtaunens; „ich verſichere Euch, ich hab' es nicht verſtanden. Aber es ſchien mir wichtig genug, Euch davon in Kenntniß zu ſetzen, und da ein Dienſt des andern werth iſt, ſo könnt Ihr mich auch ein bischen klar ſehen laſſen."

„Natürlich," ſagte der Gärtner kopfnickend; „und du

wirſt einſehen, Friedrich, wie gut es iſt, wenn man hier und da vertrauliche Mittheilungen macht. — Nun alſo, du kennſt ja drüben das traurige Hausweſen, Armuth und Edelſinn, wie man zu ſagen pflegt; und dabei ein Stolz und Hochmuth, der gen Himmel ſchreit. Daß es für die Herrſchaft in dem alten Raubſchloß ſchon traurig genug iſt, ſich ſo durchſchlagen zu müſſen, das wird dir einleuchten; daß aber ein junges ſchönes Mädchen, wie Fräulein Eugenie iſt, einen ſolchen Zuſtand unerträglich finden muß, das kannſt du dir am Ende auch denken. Sie hört oft genug von Vergnügungen reden, an denen ſie nicht Theil nehmen kann, ſie ſieht andere junge Damen, mit denen ſie aufgewachſen, vornehm und reich gekleidet, und muß ſich behelfen, ſo gut es immer geht. Und dann iſt auch noch Anderes in dem Hauſe da, was das arme Fräulein, wenn ſie einmal dahinter kommt, ganz complet unglücklich machen muß. Und ich ſage dir, ſie kommt dahinter; denn was ſo ein junges Mädchen nicht ſieht, das fühlt ſie; du kannſt mir glauben, ich habe viel in der Welt erfahren und gehört: — das unverdorbene Herz eines jungen Mädchens fühlt dir durch eine Hauswand hindurch, und es liegt ihr in den Gliedern, wenn im Nebenzimmer etwas Unrechtes geſchieht. — Verſtanden, wenn ſie einmal aufmerkſam geworden und in ein gewiſſes Alter kommt."

„Ja, ja," meinte der Groom, indem er ſich ſo lang als möglich ſtreckte und eine wichtige Miene anzunehmen verſuchte; „ja, in dem Haus mag Manches paſſirt ſein."

„Und paſſiren," ergänzte Andreas. „Ich ſage dir, der Kammerdiener, den ſie hat — eigentlich Kammerdiener, Bedienter, Alles in Allem — das iſt ein ganz verfluchter Kerl."

„Den hätte ich ſchon lange ſpazieren geſchickt, wenn ich der alte Baron wäre," meinte der Groom mit majeſtätiſchem Stirnrunzeln. Und darauf blies er die Backen auf, um ſeinem Geſichte ein Anſehen zu geben.

„O, lieber Freund," fuhr der Gärtner fort, „um ſpazieren zu ſchicken, muß man die Thürklinke in der Hand haben und ſich nicht immer in der Zimmerecke verbergen müſſen, wie der alte gnädige Herr. Und dann kannſt du verſichert ſein," ſprach er mit leiſer Stimme, „daß die Frau Baronin da drüben lieber das ganze Haus, Mann und Kind ſpazieren ſchicken ließe, als den Herrn François."

„Aha, jetzt begreife ich auch," meinte der kleine Reitknecht nach einem kleinen Stillſchweigen, „warum unſer gnädiger Herr mit dem Monſieur François oft ſo eigenthümlich verfährt. Ich ſage Euch, er iſt hier bei uns gegen den Stallbuben höflicher, als dort gegen den allgewaltigen Kammerdiener."

„Ich begreife das; aber es wird ihm nicht viel nützen. Um dich aber wegen des Geſpräches hinter dem Bretterzaun aufzuklären — wohlverſtanden, damit du deine langen Ohren nach der richtigen Seite hin offen hältſt, — ſo wiſſe denn, daß unſere gnädige Frau und auch der Herr Baron Fräulein Eugenie gern hieher nehmen möchten, um ſie ſtandesgemäß erſcheinen zu laſſen und es vielleicht ſo möglich zu machen, daß ſie ſpäter einmal ſich gut verheirathet."

„Ah!" machte Friedrich, dem ein helles Licht aufzuflammen ſchien. „Welche von beiden Schweſtern iſt denn älter?" fragte er nach einer Pauſe, „unſere gnädige Frau oder die da drüben?"

„Unſere gnädige Frau iſt älter," verſetzte der Gärtner mit einem leichten Seufzer.

„Und Beide waren ſehr reich?" fragte der Groom weiter.

Der Gärtner blies den Athem von ſich, wobei er die Augen aufriß, und dann ſagte er: „Unmenſchlich reich, Beide. Wir aber hier hielten das Unſrige zu Rathe, während es drüben zu allen Fenſtern, Thüren und zum Schornſtein hinausflog."

„Es iſt das doch eine verkehrte Welt," philoſophirte der Groom nach einer Pauſe. „Unſer gnädiger Herr, der doch um mehrere Jahre jünger iſt, heirathet die ältere Schweſter, und der alte Baron drüben die jüngere."

„Dem iſt es auch ſchlecht genug bekommen," erwiderte der Gärtner, ſetzte aber gleich darauf in ganz anderem Tone hinzu: „Du, mache dich fertig, man kommt. Gehe nur mit deinem Pferde, ich will die Blumenbouquets ſchon auf deinen Klepper aufſchnallen!"

Der kleine Reitknecht rutſchte auf dieſe Weiſung, ohne ſich umzuſehen, von der Fenſterbank hinab, faßte den Zügel von Lord etwas feſter und begab ſich eilig nach dem Hauſe zurück. Dort hatte ſich mittlerweile die Hausthür geöffnet, und ein großer, ſchön gewachſener Mann, breitſchultrig, etwas ſtark, doch mit einer zierlichen Taille, war auf die Treppe getreten. Er trug einen dunkeln, ziemlich langen Paletot, den er bis oben zugeknöpft hatte, und zog eben an ſeinen Handſchuhen, wobei er eine ſchwere engliſche Reitpeitſche mit ſilbernem Knopfe unter dem Arme hielt. Er hatte ein angenehmes, etwas ſtarkes Geſicht, krauſes blondes Haar, einen eben ſolchen Bart, der aber künſtlich vollkommen horizontal nach beiden Seiten hinaus dreſſirt war. In der geöffneten Thür ſtand eine Dame

in ſchwarz ſeidenem Kleide, feſt in einen großen Shawl gewickelt; ſie war einfach mit einer Morgenhaube coiffirt, offenbar aber um mehrere Jahre älter als der blonde Mann auf der Treppe draußen. Sie machte ebenfalls Miene, hinaus zu treten, doch drückte ſie der Herr ſanft zurück, wobei er mit einer angenehmen, klangvollen Stimme ſagte: „Bleibe zurück, mein Schatz, es iſt in der That ein bischen kühl, ich ſpürte einen ſcharfen Wind.“ Dabei hob er den Kopf in die Höhe und ließ den Luftzug, der von Norden kam, einen Augenblick über ſein Geſicht ſtreichen, ſo daß ihm das blonde Haar emporgelüpft wurde.

„Bleibſt du lange aus, George?“ fragte die Dame, worauf er entgegnete: „Ich kann das ſo ganz genau nicht beſtimmen. Sollte es mir übrigens nöthig erſcheinen, anderswo zu diniren, ſo laſſe ich es dir vorher durch Friedrich, der mit den Pferden zurückkommt, ſagen. Adieu, mein liebes Kind.“ Damit wandte er der Thür den Rücken und blickte ſo ruhig und gleichgültig vor ſich hin, als ſei er vollkommen allein in der Welt.

Unterdeſſen war Friedrich mit dem langbeinigen Lord am Fuß der Treppe erſchienen und hatte das Pferd kunſtgerecht hingeſtellt, ſo daß ſein Herr nur den Fuß aufzuheben brauchte, um in den linken Steigbügel zu treten. Als er dies that, hängte ſich der kleine Groom an den rechten Steigbügel, und zwar ſo kräftig, daß ſich ſeine beiden kleinen Beinchen vom Boden erhoben. Lord ſtand wie eine Mauer, und der große blonde Herr ſchwang ſich zierlich und elegant in den Sattel, worauf er eine Cigarrendoſe hervorzog, eine Cigarre nahm, dieſelbe mit einem Zünder langſam und bedächtig in Brand ſetzte, und dann im Schritt um den Raſenplatz mit dem Braunen gegen das Gitterthor davon ritt.

Der kleine Groom war mitlerweile mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit zwiſchen den Wirthſchaftsgebäuden verſchwunden, und als er gleich darauf wieder zum Vorſchein kam, ſaß er hoch auf ſeinem kleinen Schimmel. Klein war das Thier im Verhältniß zum voranſchreitenden Lord, immer aber noch ein Rieſenpferd für den unbedeutenden Reitknecht. Doch ſaß er nicht ſchlecht auf ſeinem Sattel und ſah in der That nicht ſo übel aus in den engen Reithoſen, den Stiefeln mit gelben Kappen und dem elegant gemachten dunkeln Livree-Rock. Um den Leib hatte er einen gelben Riemen, welcher dazu diente, einen zuſammengefalteten grauen Plaid feſtzuhalten, und zwar auf dem Rücken an der Stelle, wo der Infanteriſt ſeine Patrontaſche zu tragen pflegt. Die beiden Blumenfutterale hingen zu beiden Seiten des Sattels, wo ſich ſonſt die Piſtolenholſtern befinden. Friedrich hatte den Hut keck auf das rechte Ohr geſetzt, und da ſich Lord mit dem Herrn ſchon am Gitterthor befand, als der Groom den Raſenplatz umkreiste, ſo hielt letzterer es aus dieſem Grunde für nöthig, ſeinen Schimmel in einen kurzen Galopp zu verſetzen. Ob auch noch ein anderer Grund vorhanden war, ſich ſo als tüchtiger Reiter zu zeigen, können wir nicht mit Gewißheit angeben; nur ſo viel wollen wir verrathen, daß in dieſem Augenblicke die Kammerjungfer der gnädigen Frau oben am Fenſter erſchien, um — friſche Luft zu ſchöpfen.

Achtes Kapitel.

Eugenie.

Der große blonde Mann, dem das ſchöne Landhaus und der hübſche Garten gehört, welch letzteren er ſo eben auf ſeinem hohen Engländer verlaſſen, war der Baron George von Breda. Einſt als Rittmeiſter bei den königlichen Küraſſieren der „wilde George" genannt, hatte er übrigens, wie guter Wein, ziemlich frühzeitig ausgegohren und war, um uns ſo auszudrücken, zu einem klaren und verſtändigen Getränke geworden, mit recht vielem inneren Gehalte, aber ohne ſprudelnde Eigenſchaften. Es ließ ſich angenehm mit ihm umgehen, ſeine Freunde konnten ſich auf ihn verlaſſen, und er half Jedem gern, wenn er nämlich erſt einmal in Bewegung geſetzt war. Früher außerordentlich ſchlank, faſt dünn, war er zu Anfang der Dreißiger, in denen er ſich jetzt befand, ſtärker geworden und hatte mit dieſem äußeren Umfange eine ziemliche Gemächlichkeit angenommen, die erſt überwunden ſein wollte, ehe man ihn recht zum Handeln brachte. Zog er aber

einmal für irgend eine Sache, die ihm recht und gut dünkte, so wurde er wieder ganz Küraſſier und machte auf die Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenſtellten, einen ſo unwiderſtehlichen Choc, daß er meiſtens für ſich oder ſeinen Schützling Alles niederwarf und eine freie Bahn brach.

Ziemlich unbegütert, hatte man es begreiflich gefunden, daß er, ein ſchöner und ausgezeichneter Offizier, ſeine jetzige Frau, die, wir können das nicht verſchweigen, vielleicht zehn Jahre älter war, aber ein außerordentliches Vermögen beſaß, geheirathet hatte. Erleben wir doch faſt täglich ähnliche, für uns oft ganz unbegreifliche Fälle. Auch den Kameraden und näheren Bekannten von George von Breda erſchien dieſe Heirath vollkommen paſſend; denn er war im Punkte weiblicher Bekanntſchaften ſelbſt in ſeiner wilden Zeit immer außerordentlich zurückhaltend geweſen; man konnte ihm keine Liebſchaften nachſagen, und wenn er in Geſellſchaften und auf Bällen war, ſo ſah man den jungen Offizier adorirt von älteren Damen ſeiner Bekanntſchaft, denn gegen dieſe benahm er ſich in der That aufopfernd. Er konnte ſich Stunden lang mit Geheimräthinnen oder verwittweten Baroneſſen aufs Angelegentlichſte unterhalten; ja, wenn er tanzte, ſo geſchah das meiſtens nur, um ältlich gewordene Schönen, deren Schifflein auf eine trügeriſche Balluntiefe oder eine Sandbank gerathen war und ſitzen zu bleiben drohte, wieder flott zu machen.

Mit der Baronin, ſeiner Frau, lebte er vortrefflich. Er behandelte ſie aufmerkſam, achtungsvoll, hatte ſich aber gleich zu Anfang der Ehe auf einen ſolchen Fuß mit ihr zu ſetzen gewußt, daß er unumſchränkter Herr ſeiner Zeit und ihres Vermögens war. Doch trieb er mit dieſer Herrſchaft durchaus keinen Mißbrauch, er war weder ausſchweifend, noch ver-

ſchwenderiſch, noch geizig; ja, man mußte ihm nachrühmen, daß er ein vortrefflicher Haushalter ſei, denn er verwaltete das Vermögen, welches ihm ſeine Frau zugebracht, trotzdem, daß ſie auf einem ziemlich großen Fuße lebten, ſo muſterhaft, daß er jährlich bedeutende Erſparniſſe zurücklegen konnte. Wie ſchon früher bemerkt, war er ſeiner Freunde Schutz und Hülfe, und man konnte bei verwickelten Angelegenheiten dieſen und jenen der jungen Herren ſagen hören: „Mein Rath iſt, du gehſt zu George und trägſt ihm die Sache vor. Findet er nichts Faules daran und verſpricht er dir ſeine Hülfe, ſo haſt du halb gewonnenes Spiel. Denn wenn George ſeine Schraube anſetzt, dann kommt er durch; darauf kannſt du dich verlaſſen.“

Daß ein ſo eigenthümlicher und vortrefflicher Charakter ſeine Schattenſeiten haben mußte, verſtand ſich von ſelbſt. Wer ihn nicht näher kannte, hielt ihn für über alle Maßen hochmüthig und für einen Menſchen, der die Welt nur ſo von oben herunter betrachtet; und daran war ſein ſchroffes Aeußere, ſeine aufrechte militäriſche Haltung mit ſtolz erhobenem Kopfe und ſehr hoch getragener Naſe ſchuld. Einer allzu großen Zuvorkommenheit gegen Fremde pflegte er ſich nicht zu befleißigen; es war ihm läſtig und unbequem, neue Bekanntſchaften zu machen, und er hielt ſich dieſe häufig durch ein ſteifes, faſt unangenehmes Weſen fern.

So ritt er dahin; Lord ging im Schritte, und der Baron führte mit der linken Hand nachläßig die Zügel, während er mit der Rechten zuweilen die Cigarre aus dem Munde nahm. Der Weg führte auf der großen Straße eine Zeit lang an den ſchon früher erwähnten Landhäuſern vorbei, die in großer Mannigfaltigkeit die Stadt umgaben. Wo ſich aber die

Chauſſee von der Stadt entfernte, hörten auch dieſe zerſtreut liegenden Wohnungen auf, und als der Baron die letzten derſelben hinter ſich gelaſſen, ſetzte er ſein Pferd in Trab und folgte auf dieſe Art der ſich rechts wendenden, ſanft anſteigenden Landſtraße.

Bald hatte er eine kleine Anhöhe, die vor ihm lag, erreicht, und blieb dort einen Augenblick halten, um einen Blick rückwärts auf die Stadt zu werfen, die in Qualm und Dunſt unzähliger Schornſteine, ſowie im Morgennebel, der noch nicht ganz verſchwunden war, vor ihm ausgebreitet da lag. Dort ſah er auch ſein Haus und erkannte es an einer kleinen rothen Fahne, welche von dem hohen Dache flatterte. Eigentlich ſchien ihm dieſes Betrachten der Stadt Nebenſache zu ſein; denn der Blick, welchen er hinabwarf, war außerordentlich gleichgültig; es war Gewohnheit von ihm, hier oben bei ſeinen Ritten eine kleine Weile anzuhalten; auch dieſes Mal dauerte dieſer Aufenthalt höchſtens ein paar Sekunden, worauf er Lord wieder vorwärts gehen ließ, in raſchem Trabe ſeine Straße verfolgend, die von hier abwärts führte, einem weiten Thale zu, mit ſo dichtem und hohem Buſchwerk bedeckt, daß man es wohl einen Wald hätte nennen können.

Unten in dieſem Thale angekommen, verließ er die Straße, die auf der anderen Seite abermals eine Anhöhe erſtieg, um darauf zu verſchwinden, und lenkte links in einen ziemlich verwahrlosten Weg ein, der durch das oben erwähnte Thal führte. Es war dies eine Straße, einſt breit angelegt, auch mit Waſſergräben verſehen, welch letztere aber im Lauf der Zeiten nicht nur einestheils ganz verſchwunden waren, ſondern auch anderntheils ſich durch angeſammelten Regen ein neues Bett in der Straße ſelbſt geſucht und dieſe allmälig dadurch

verengt hatten; auch umgeworfene Bäume waren bald rechts, bald links liegen geblieben, hatten ſich in den nach und nach eingeweichten Grund dieſes Weges eingeſenkt und waren dann von der freundlichen Natur gleich dieſem mit grünem Mooſe überzogen worden, oder nährten zur Sommerzeit allerlei Schling- und Schmarotzer-Pflanzen, die luſtig aus ihnen emporwuchſen, um nach beſtem Willen und Vermögen den Weg zu kreuzen.

Was dieſe Straße eigenthümlich, faſt traurig machte, waren ehemalige Ruheplätze, unter den überhängenden Zweigen hochſtämmiger Bäume angelegt, die jetzt ſo gar ruinenhaft und wehmüthig ausſahen; denn die ſteinernen Bänke dieſer Ruheplätze waren theils gar nicht mehr vorhanden, theils verwittert und von ihren Unterlagen herabgeſtürzt.

Der Baron folgte dieſem Waldwege eine kleine halbe Stunde ſo ſchnell wie möglich und erreichte alsdann ein ehemaliges Parkthor, das vollkommen zu den eben erwähnten Ruheplätzchen paßte und einen würdigen Schluß zu dieſer verwahrlosten Straße bildete. Vor demſelben befand ſich eine gewölbte ſteinerne Brücke, die über einen ehemals breiten Graben führte, deſſen Wände aber auch mit der Zeit eingeſtürzt waren und nur noch ein ſchmales Bett voll ſumpfigen, ſtehenden grünen Waſſers zeigten, in dem ſich die überhängenden grünen Zweige kaum abſpiegelten. Das Thor beſtand aus zwei großen, maſſiven Steinpfeilern, die vielleicht einſt mit einem Gitter verſchloſſen geweſen waren, wovon aber jetzt nichts mehr zu ſehen war. Auch hatten dieſe Steinpfeiler in beſſeren Tagen das Wappen des Hauſes getragen, und noch jetzt ſah man auf dem rechten Pfeiler einen ſchildhaltenden Löwen, dem aber der Kopf und die Vordertatzen fehlten.

Dabei war es so stille rings umher, daß man hätte glauben können, man betrete die Grenzen eines zauberhaften Reiches. Auf dem breiten Fahrwege, der hinter dem Thore wieder anfing, war vom ehemaligen Steinkörper der Straße auch nicht die geringste Spur mehr zu sehen; Moos, Gras und Schlingpflanzen von hüben und drüben hatten sich freundlich die Hände gereicht und sich nachbarlich vereinigt. Als der Baron so dahin trabte, hörte man die Hufschläge von Lord nicht auf den Boden schallen, sondern es klang so dumpf und hohl, als führte der Weg über ein mit Erde bedecktes Kellergewölbe. In dem Park, der hinter dem Thore anfing, sah man uralte, hochstämmige Bäume, und ihre eigenthümliche Stellung unter einander zeigte wohl an, daß sie einst nach einem bestimmten Plane gepflanzt worden und eine vielleicht zierliche Anlage gebildet hatten; jetzt aber sah das Ganze aus wie ein ziemlich öder ausgehauener Wald, und denselben Eindruck machte die Stille rings umher, die durch nichts unterbrochen wurde, als durch das heisere Gekreisch des Raubvogels, der von den nicht weit entfernten Bergen über das Thal dahin strich.

Bald änderte sich übrigens in etwas die Scene. Bei einer Biegung des Weges hörte die Wildniß des Parkes einigermaßen auf; man sah vor sich einen breiten Rasenplatz, mit zwei Reihen hoher Bäume eingefaßt, die einst den großen Fahrweg zum Schlosse, das man am Ende dieser Allee liegen sah, begrenzt hatten. Von dieser ganzen Fahrstraße war jetzt nichts mehr übrig als ein schmaler Fußweg; rechts und links zwischen den hohen Bäumen erblickte man abermals Zeugen ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren Statuen aus Stein, Götter, Menschen und Thiere darstellend; aber sie, die

einſt dem gut erhaltenen Parke gewiß zur Zierde gereicht hatten, blickten jetzt in ihrer Verſtümmelung aus dem wuchernden Graſe ſo befremdet und ſonderbar hervor, daß ſie jemandem, der nicht darauf vorbereitet war, einen kleinen Schrecken hätten einjagen können. Sie paßte ſo gar nicht mehr hieher, dieſe reſpektable feine Geſellſchaft, theils kopflos, theils mit herabgefallenen Armen und verſtümmelten Füßen. Am beſten hatten ſich die Thiere erhalten; da waren von wilden Beſtien Löwen und Tiger, von Hausthieren Pferde und Kühe, und dieſe letzteren, die der Künſtler ruhend dargeſtellt, hatten ſich noch am dauerhafteſten erwieſen.

Der Baron, der dieſen Anblick ſchon unzählige Mal gehabt hatte, konnte ſich trotzdem nicht enthalten, lächelnd nach beiden Seiten zu ſchauen, indem er ſein Pferd langſamer gehen ließ. Jetzt trat auch das Schloß unter uralten mächtigen Bäumen deutlicher hervor. Es war ein mäßiges, viereckiges Gebäude, aus zwei Stockwerken beſtehend, von denen das erſte auf den vier Ecken Erker hatte, die in Form von Thürmen über das Dach hinaus ragten. Welche Gedanken und Erinnerungen den Reiter beim Anblick des kleinen Schloſſes beſchleichen mochten, ſind wir nicht im Stande anzugeben und können nur ſo viel der Wahrheit gemäß berichten, daß er ſeinem Pferde die Zügel ließ, indem er die linke Hand auf den Sattelknopf ſtützte und träumeriſch zu Boden blickte. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er ein fröhliches Lachen überhört hatte, das hinter ihm erſcholl, als er in die Allee mit den Steinfiguren eingebogen war. Plötzlich aber ſchrak er aus ſeinen Phantaſien empor, da er hörte, wie ſich das Pferd Friedrichs gegen alle ſonſtige Gewohnheit im Galopp näherte. Er ſchaute um ſich, doch war ein einziger Blick genügend, um ihn zu

veranlaſſen, ſein eigenes Pferd herumzuwenden; denn hinter ihm drein kam in kurzem Galopp freilich das Pferd des kleinen Reitknechts, doch ſaß eine Dame quer im Sattel, die mit luſtigem Zungenſchlage den Schimmel zu ſchnellerem Laufe anfeuerte.

„Da kann man ſehen," rief ſie ſchon von Weitem, „daß Onkel George nie an uns denkt. Biſt du doch am Eingange der Allee ſo nahe an mir vorbei geritten, daß ich dich hätte mit Blumen werfen können, wenn ich welche gehabt hätte. Pfui, Onkel George, das iſt nicht ſchön. Aber du ſiehſt meine Anhänglichkeit an dich, denn ich bin dir gleich ſo ſchnell nachgeeilt, wie ich konnte."

„Ja, ja, das ſeh' ich freilich, du Wildfang," entgegnete der Baron mit einem außerordentlich freundlichen Geſichte. „Ich glaube faſt, du biſt auf Amazonenart über meinen kleinen Friedrich hergefallen und haſt ihn aus dem Sattel geworfen."

„Nein, nein, er rännte ihn gutwillig, als er ſah, wie ſehr es mir darum zu thun war, dir nachzueilen. — Sonſt vielleicht" —, ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, „aber es iſt dem Kleinen kein Leides geſchehen. Dort kommt er."

Sie winkte mit dem Kopfe rückwärts nach dem Groom, den man in einiger Entfernung ſo eilig herantraben ſah, als es ſeine kurzen Beinchen erlaubten.

Die junge Dame hatte unterdeſſen den Schimmel dicht an den großen Engländer gebracht und legte jetzt ihre feine weiße Hand auf den Arm des Barons, blickte ihm ſchmeichelnd in die Augen und ſagte: „Guten Morgen, lieber Onkel George. Wie geht es dir und was macht die Tante?"

Das Mädchen mochte achtzehn Jahre alt ſein. Sie war von ſchlankem, untadelhaftem Wuchs, zu dem der edel geformte

Kopf mit dem jugendlich frischen Gesichte vollkommen paßte. Ihr Haar war dunkelbraun, ebenso ihre großen leuchtenden Augen. Ueberaus reizend war ihr Mund mit den frischen rothen Lippen, hinter welchen hervor eine wahre Pracht von weißen Zähnen glänzte, wenn sie lachte. Und sie lachte häufig, bald über dies, bald über das, jetzt indem sie versicherte, wie außerordentlich sie sich freue, daß Onkel George heute doch noch gekommen sei; dann, indem sie mit einer Haselnuß-Gerte, die sie in der Hand trug, eine komische Verbeugung nach irgend einer kopflosen Göttin machte; nun, während sie mit ihrer kleinen Hand auf die beiden Leder-Futterale an ihrem Sattel klopfte, dann wieder, indem sie auf den kleinen Groom wies, der wie ein Frosch durch das Gras hüpfte und die außerordentlichsten Anstrengungen machte, um nicht gar zu weit zurück zu bleiben.

So langten die Beiden vor dem Schlosse an. Dasselbe hatte vornen an der Eingangsthür einen ehemals gepflasterten Hof, der aber jetzt ebenfalls zu einem Rasenplatz, untermischt mit kleinen Steinpartieen, geworden war; eine halbrunde, zwei Fuß hohe Mauer schloß ihn auf dieser Seite ein und bildete mit zwei Pfeilern in Obeliskenform eine Eingangspforte. Hinter derselben stand ein kleiner, alter, gebückter Mann, der sich um die Ankommenden nicht viel zu bekümmern schien, wenigstens schaute er nicht ein einziges Mal in die Höhe, sondern betrachtete aufmerksam einen kleinen Scherben, den er in der Hand hielt. Er beschaute denselben von allen Seiten, hob ihn auch zuweilen in die Höhe und klopfte mit den gekrümmten Fingern daran. Der Klang, den das irdene Gefäß von sich gab, schien ihn zu erfreuen, und erst als er diesen mehrere Male gehört, ließ er die Hand sinken und blickte dem heranreitenden Paare entgegen.

„Siehſt du, Onkel George," ſagte das junge Mädchen, „Papa hat ſo eben wieder ein ganz bedeutendes Geſchirr gefunden. Er wird dir gleich ſagen, woher es ſtammt. Drüben haben ſie eine Lehmgrube aufgedeckt, und da hab' ich ihm geholfen, und ſchon ganze Schürzen voll Ziegel und Scherben herüber getragen."

Der Baron ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe, und dicht bei dem alten Herrn angekommen, ſchwang er ſich aus dem Sattel, worauf er ſeiner Begleiterin die Hand reichte, die nun ebenfalls leicht und gewandt auf den Boden ſprang. Der alte Herr hielt ſeine beiden Hände und alſo auch das Geſchirr, welches ihn beſchäftigte, auf den Rücken und bewillkommte ſeinen Beſuch mit einem freundlichen Kopfnicken. Es war, wie ſchon bemerkt, ein kleiner und dabei ſehr magerer Mann, ziemlich nachläßig angezogen; ſeine einſt ſchwarz geweſene Kleidung ſah etwas roſtig aus und zeigte hier und da erdfarbene Streifen, und wenn wir dabei ſagen, daß der alte Herr in ſeiner guten Zeit ein eifriger Numismatiker geweſen, der in dieſem Fache reiche Sammlungen beſeſſen, ſo mag vielleicht dieſe Leidenſchaft daran ſchuld geweſen ſein, daß der ganze Kopf mit den wenigen Haaren, beſonders das fahle Geſicht, einen Grünſpanſchimmer hatte und dem Portrait eines ehemaligen Kaiſers oder Gelehrten auf einem halbverwitterten, uralten ſilbernen Schauſtücke frappant ähnlich ſah.

„Einen Fund gemacht, Schwager?" fragte der Baron. „Das müſſen Sie mir zeigen." Dabei ſah er ſich aber nach ſeinem Reitknechte um, der noch ziemlich weit zurück war. In dieſem Augenblicke kam aus einem Nebengebäude ein junger Mann, mit ſehr kokettem und affektirtem Gange. Obgleich er keine Livree trug, ſo ſah man doch an ſeinem Anzuge in dieſer

Morgenſtunde, dem ſchwarzen Fracke und der weißen Halsbinde, ſowie an ſeinem ganzen Weſen, namentlich an der Art, wie er den Kopf trug, daß er zur dienenden Claſſe gehöre; und gerade da er dies durch einen elegant nachläßig ſein ſollenden Gang und ſeine Haltung zu verdecken ſuchte, trat es nur um ſo ſchärfer hervor.

Der Baron hatte ihn nicht ſo bald erblickt, als er ihm zurief: „He, François, Sie ſehen vielleicht, daß Niemand da iſt, meine Pferde zu halten, bis Friedrich kommt. Wollen Sie wohl die Freundlichkeit haben, einen Augenblick hieher zu kommen?“

Dieſe außerordentlich höflichen Worte waren aber in ſo befehlendem Tone geſprochen, daß ſie Monſieur François veranlaßten, eine halbe Wendung gegen den Baron zu thun, aber auch nur eine halbe; dann lenkte er augenblicklich um und rief herüber: „Ich werde dem Herrn Baron im Augenblick Jemanden ſchicken.“

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, ſelbſt zu kommen,“ ſprach nun der Baron mit lauter Stimme, „ſo würden Sie ſich jedenfalls eine Unannehmlichkeit erſparen. Ich erſuche Sie darum.“

„Er wird nicht kommen,“ ſagte das junge Mädchen, und dabei funkelten ihre Augen eigenthümlich und ſie preßte die zuckenden Lippen zuſammen, ſo daß es faſt erſchreckend anzuſehen war, wie ſich ihr gutes liebes und freundliches Geſicht in dieſem Augenblicke verändert hatte. Es leuchtete dabei ein ſo tiefer Haß, eine ſolche Entſchloſſenheit aus demſelben hervor, daß man hätte glauben können, im nächſten Momente geſchähe etwas ganz Außerordentliches.

„Machen wir keine Umſtände," ſprach begütigend der alte Herr, „übergeben Sie mir die Pferde und ſpazieren Sie mit Eugenien voraus."

Dabei erhob er die eine Hand, um die Zügel zu faſſen; doch machte der Baron mit dem rechten Arme eine leichte abwehrende Bewegung, ohne übrigens ihn oder das junge Mädchen anzuſehen; vielmehr blickte er mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdruck nach dem ſogenannten Kammerdiener, der ſich durch dieſen Blick und die entſchloſſene Haltung angezogen fühlen mochte; wenigſtens wandte er ſich abermals gegen die Gruppe am Thore herum. Mit einem Male beſchleunigte er aber ſeine Schritte, denn unter der Thür des Schloſſes erſchien eine Dame, die befehlend mit der Hand hinausdeutete und ihm zurief: „Schnell, François, warum beeilen Sie ſich nicht?"

Jetzt kam auch der kleine Groom herangekeucht, und als er ſah, daß François ſich den Pferden nähern wollte, ſtürzte er athemlos mit einem Sprunge auf dieſelben los und riß dem Andern ſo zu ſagen die Zügel aus der Hand. Das junge Mädchen hatte ſich abgewandt und legte nun ihren Arm in den des Barons, worauf alle Drei über den Hof gingen und in das Schloß traten.

Das Veſtibül hinter dem Eingange war eine traurige Fortſetzung des Waldweges und des Parkes; die Wände, einſt gemalt und mit Wappenſchildern verſehen, zeigten an kahlen Stellen und langen weißfarbigen Streifen unbefugte Feuchtigkeit, die den Weg durch das ſchadhafte Dach und die ſchlechten Fenſter geſucht und gefunden. Die Scheiben der letzteren waren theils erblindet, theils gar nicht mehr vorhanden; und da, um den Windzug abzuhalten, manche Fenſterläden geſchloſſen waren,

ſo hatte dieſes weite Vorhaus ein ungemein trübſeliges, ja, troſtloſes Ausſehen.

Die Dame, welche an der Thür erſchienen war, bewillkommte den Baron ebenfalls aufs freundlichſte, und da er ihr ſeinen Arm anbot, ſo trat das junge Mädchen zu ihrem Vater, legte ihren Arm um ſeinen Hals und ſtieg hinter den beiden Anderen ebenfalls die Treppen hinan. Oben ſah es in ſo weit ſchon wohnlicher aus, als man hier noch keine ſo offenbaren Spuren der Zerſtörung durch Wind und Wetter erblickte. Daß das Haus durch lange Vernachläßigung überhaupt gelitten hatte, bemerkte man auch hier an den unebenen Fußböden, ſo wie an den Thüren und Fenſtern, die wie verquollen waren und nicht mehr recht in ihre Einfaſſung paſſen wollten. Je mehr man ſich aber dem Zimmer der Frau vom Hauſe näherte, um ſo mehr verlor das alte Gebäude von dieſem Charakter der Vernachläßigung, und nachdem man die Vorzimmer mit ebenen Fußböden durchſchritten, von denen eines ſogar mit einem freilich verſchoſſenen Teppich bedeckt war, kam man in ein paar Gemächer, wo man das Schalten und Walten einer weiblichen Hand ſah, und die ſich ausnahmen, wie ein angenehmer Kern in einer rauhen, zerriſſenen Schale. Hier erblickte man ziemlich ordentliche Teppiche, Holzlambriſen mit wohlerhaltenen Tapeten, ein Kamin mit freundlich loderndem Feuer, und all die kleinen unnöthigen Sachen, welche, ohne daß man ſie gebraucht, doch für den, der ſie hat, durchaus nothwendig ſind.

Freilich ſtammten alle dieſe Sachen, wie das ganze Ameublement, Seſſel und Fauteuils in den verſchiedenſten Geſtalten, aus einer früheren Zeit her, und Eines paßte wenig zum Andern, gab dem Ganzen aber eben dadurch den Anſtrich einer ma-

leriſchen Unordnung, die man in den kleinen Salons unſerer Damen findet und gern ſieht.

Das Gemach, wo ſich die Frau des Hauſes am Kamin niederließ und den Gaſt bat, neben ihr Platz zu nehmen, lag auf der hinteren Seite des Schlößchens und hatte ein einziges großes Fenſter, das auf eine in ihrer Wildniß reizende Waldpartie ging. Dort im Hintergrunde ſtanden die uralten hohen Bäume dichter beiſammen, und wo ſich Wege unter ihnen zeigten, ſchlichen ſich dieſelben wie verſtohlen durch das Dickicht und waren wenige Schritte von ihrem Anfang durch die laubenartig zuſammen hängenden Zweige ſchon nicht mehr ſichtbar. Unmittelbar an dieſe Seite des Hauſes ſtieß ein ehemaliger kleiner Blumengarten mit einem vertrockneten Springbrunnen, eine Art Terraſſe, die mit vielleicht zwei Fuß hoher Brüſtung an den maleriſchſten Punkt dieſer Anſicht führte, einen kleinen See nämlich, der das Haus von der Waldpartie trennte.

Dieſer See war eine von jenen ſo melancholiſchen und doch lieben Waſſerflächen, in die man gern träumend hinabblickt und die ſich eine rege Phantaſie ſo leicht mit den verſchiedenſten Geſtalten bevölkern kann. Die Ufer waren theilweiſe mit Schilf eingefaßt, zwiſchen dem das Waſſer in einzelnen Punkten hervor leuchtete. Seine Ränder ſchillerten wegen der naheſtehenden, jetzt im Winter durch dicht geſchlungenen Epheu bedeckten Baumſtämme gleichfalls in grüner Farbe, welche gegen die Mitte zu, wo das Bild des blauen Himmels klar auf den ruhigen Waſſerſpiegel fiel und aus ihm freundlich zurückſtrahlte, heller und glänzender und ſo klar wurde, daß das leiſeſte Wölkchen, welches oben am Himmel dahin zog, unten im Waſſer wieder erſchien. In einer kleinen Bucht lag ein Nachen unbeweglich ſtill, wie die ganze Natur rings umher, ſo ſtill, daß man hätte

glauben können, jetzt werde irgend ein majeſtätiſcher Hirſch aus dem Walde treten, um ſeinen Durſt in den klaren Fluten zu löſchen.

Das junge Mädchen war einen Augenblick hinter dem Fauteuil des Barons geſtanden, hatte ſich aber, als dieſer mit der Frau des Hauſes ein Geſpräch begann, zu ihrem Vater begeben, der ans Fenſter getreten war und wieder aufmerkſam das kleine irdene Gefäß betrachtete, das er in der Hand hielt, bald hineinſah und bald mit den Aermeln da und dort putzte und abwiſchte.

„Siehſt du, Eugenie," ſagte der alte Herr nach einer Pauſe mit großer Befriedigung, „das iſt das koſtbarſte Gefäß, welches ich ſeit langer Zeit gefunden, ja, faſt das werthvollſte, welches ich in meiner Sammlung habe."

Als er das ſprach, ſchmiegte ſich Eugenie ſo liebevoll an ihn und öffnete ihre großen glänzenden Augen ſo weit vor Aufmerkſamkeit und Erſtaunen, daß man wohl ſah, ſie empfinde deutlich die Freude ihres Vaters und glaube ihm aufs Wort, daß der Schatz, den er gefunden, wirklich ſo koſtbar ſei.

„Iſt es recht alt, Papa?" fragte ſie, nachdem ſie einen ziemlich altklugen Blick auf das Gefäß geworfen.

„Sehr alt, mein Kind, außerordentlich alt. Ich werde darüber nachſchlagen, um mit Gewißheit zu erfahren, ob es von den Römern, von den Celten oder Germanen ſtammt."

„Und wir geben ihm einen ſehr ſchönen Stand," fuhr das junge Mädchen freundlich fort. „Du ſchneideſt wieder ſo einen kleinen hölzernen Unterſatz, und ich überziehe ihn dir mit violettem Sammt; ich habe noch davon."

Der alte Mann hielt das kleine Gefäß in ſeiner Hand,

blickte aber bei den Worten ſeiner Tochter über daſſelbe hinaus, durch das Fenſter, über den See, über den Wald hinweg, weit, weit in unendliche Fernen und lächelte dabei recht wehmüthig.

„Ja, ja, mein Kind," ſagte er dann nach einer Pauſe, „wir werden es ſehr ſchön aufſtellen, auch numeriren, und dazu ſchreiben, wo wir es gefunden. Aber," ſetzte er ſeufzend hinzu, „das iſt denn auch Alles."

„Wie ſo Alles, Papa?"

„O, ich meine nur, da wird es dann ſtehen auf ſeinem violetſammtnen Unterſatz, einſam und allein, und Niemand wird kommen, um es zu betrachten. Siehſt du, meine liebe gute Eugenie, das iſt ja die Freude und der Stolz von uns Sammlern, daß wir unſere Schätze zeigen können."

Das ſchöne Mädchen nickte mit dem Kopfe, als wenn ſie ſagen wollte: „Ich verſtehe."

„Früher," fuhr der alte Mann fort, — „viel früher, als ich noch ein ſchönes Münz-Cabinet hatte, und ſo manches Andere noch, da verging faſt kein Tag in der Woche, wo nicht Jemand kam, der mit großer Aufmerkſamkeit meine Schätze betrachtete und mir Complimente darüber machte. Jetzt iſt das ganz anders geworden, o, ganz anders!"

„Mein guter, guter Papa!" antwortete Eugenie mit leiſer Stimme und lehnte ſchmeichelnd ihren Kopf an ſeine Schulter.

Darauf ſetzte der alte Mann behutſam das Gefäß auf die Fenſterbank, legte alsdann die Hand auf das weiche, ſchwellende Haar ſeines Kindes und hob den Kopf etwas in die Höhe, um ihr in die klaren Augen zu ſehen. Er ſchüttelte mit dem Kopfe, und auf ſeinem Geſichte war tiefe Traurigkeit, ja, faſt Schmerz zu leſen, als er ſprach: „O, meine Eugenie,

du verſtehſt es nicht, wie ſchmerzlich es für mich iſt, daß Niemand, ſo gar Niemand kommt, um das Schöne und Gute zu betrachten, was wir ſtill und verborgen unter uns hegen und pflegen."

Was unterdeſſen der Baron mit der Frau des Hauſes geſprochen, ſind wir nicht im Stande, ganz genau anzugeben; denn ſie führten ihr Geſpräch ziemlich leiſe. Doch mochte der Inhalt deſſelben wichtiger ſein, als eine Unterhaltung über gewöhnliche Tagesereigniſſe; die Dame ſchüttelte auf das Achſelzucken des Barons zuweilen ziemlich heftig mit dem Kopfe und preßte auch bei eindringlichen Worten, die er ihr ſagte, die Lippen feſt über einander. Erſt als der alte Herr mit dem jungen Mädchen das eben Erwähnte ziemlich laut ſprach, ohne daß es von den Anderen beachtet worden wäre, erhoben auch dieſe ihre Stimmen mehr und mehr, und man hörte den Baron zu ſeiner Nachbarin ſagen: „Aber ich verſichere Sie, Schwägerin, es iſt großes Unrecht von Ihnen, ſie hier ſo in der Wildniß — verzeihen Sie mir den Ausdruck — feſthalten zu wollen. Ein junges Mädchen muß die Welt ſehen und von ihr geſehen werden; und eine beſſere Gelegenheit dazu gibt es doch wahrhaftig nicht, als wenn Ihre Schweſter, meine Frau, ſich anbietet, Eugenie wie an Kindes Statt anzunehmen."

Bei dieſen Worten hatte ſich die Dame in den Fauteuil zurückgelegt, ſich einſchmiegend in die Kiſſen deſſelben. Sie blickte in das ſpielende Kaminfeuer, und nur zuweilen, während der Baron ſprach, wandte ſie ihm wie im Blitz ihre Augen zu und ſah ihn mit einem forſchenden, ſeltſamen Ausdrucke an.

Daß dieſe Dame um mehrere Jahre jünger war als ihre Schweſter, die Baronin von Breda, wiſſen wir bereits; und daß ihr Kopf intereſſanter, ja, um vieles ſchöner war, müſſen wir dem Leſer ſagen; trotzdem aber ſah ſie, namentlich in

Augenblicken der Abſpannung, deren ſie ſehr viele hatte, faſt älter aus. Einſt mußte ſie in der That ſehr ſchön geweſen ſein; ihre Geſichtszüge waren fein, der Teint, einſt blendend weiß, jetzt freilich von einer krankhaften Bläſſe; dazu hatten die Augen einen unbeſchreiblich müden Blick, und wenn ſie trotzdem noch ziemlich glänzend ausſahen, ſo kam das wohl daher, weil ſie eingefaßt waren mit einem krankhaften, dunkeln, faſt bräunlichen Kreiſe.

Sehr häufig brachte dieſe Frau ihre weiße, fein geformte, nur ſehr magere Hand an die Stirn und fuhr alsdann leicht über ihre Augen, als ſchmerze ſie das Tageslicht, oder als wolle ſie ſich ſelbſt ermuntern.

Nachdem der Baron ausgeredet, ſtützte ſie ein paar Sekunden den Kopf in die Hand, indem ſie dieſe wie einen Schirm vor ihre Augen hielt, und entgegnete nach einer kleinen Pauſe, ohne ihre Stellung zu verändern: „Und was mache ich in dieſer Wildniß, wie Sie eben ganz richtig bemerkten, wenn mich das Mädchen verläßt? O, glauben Sie mir, George, ſo einſam ohne ſie zu leben, — ich könnte das unmöglich aushalten. Gewiß, ich könnte nicht.“

„Alſo iſt es ſchon, wie ich vorhin geſagt,“ erwiderte der Baron. „Sie halten das Mädchen nur aus Egoismus zurück.“

„Ja, wenn Sie die Liebe einer Mutter zu ihrer Tochter Egoismus nennen, ſo haben Sie Recht.“

Der Baron ſchüttelte ſonderbar lächelnd mit dem Kopfe.

„In dieſem Falle möchte ich es faſt Egoismus nennen,“ ſprach er; „denn — Sie verzeihen mir die offenherzige Rede — Mutterliebe pflegt ſich nicht in einem einzigen Punkte zu zei-

gen, ſondern ſorgt im Allgemeinen für das Beſte ihrer Kinder."

„Sie wiſſen, George," entgegnete die Dame nach einer augenblicklichen Pauſe, „daß ich nicht im Stande bin, mit Ihnen zu ſtreiten. Sie ſind mir überlegen, und —"

„Sie fühlen dagegen, daß ich vollkommen Recht habe."

„O ja," erwiderte erregter die Frau des Hauſes; „o ja, Sie haben Recht, vollkommen Recht; ich will Ihnen das am allerwenigſten leugnen. Wiederholen Sie mir auch, mein Widerſtreben, Eugenie von mir zu geben, ſei keine Liebe zu dem armen Mädchen, nennen Sie es meinetwegen Egoismus; ich will Ihnen ſogar zugeben, es iſt Egoismus; aber dagegen ſage ich Ihnen zum hundertſten Male: ich kann das Mädchen nicht von mir laſſen, ich kann nicht, gewiß, ich kann nicht."

Der Baron zuckte mit den Achſeln und blickte mit einem leiſen Seufzer in die Gluth des Kaminfeuers.

Sie fuhr fort: „Verſtehen Sie mich, George, wenn ich Ihnen ſage, ich kann nicht. Iſt es Ihnen in Ihrem Leben nie begegnet, daß Sie eine abergläubiſche Furcht hatten, im Falle Dieſes oder Jenes geſchehe, treffe ſchweres Unglück auf Ihr Haupt? — Sie werden mir in meinem Falle vielleicht entgegnen," ſprach ſie wehmüthig lächelnd, „daß hier in dieſem Hauſe etwas mehr Unglück gerade nicht von Belang wäre; ich will mich alſo anders ausdrücken. Haben Sie nie ein Weſen um ſich gehabt, das Ihnen wie ein Schild erſchien gegen die Schläge des Schickſals, die Sie zu zerſchmettern drohten? Wie ein Schutzgeiſt, vor deſſen Anblick, vor deſſen ſchirmender Hand ſich das Unglück zurückzog und, wenn es Sie auch drohend umlagerte, doch nicht über Sie herzufallen wagte? — Ein ſolcher Schutzgeiſt iſt mir Eugenie. Wenn ſie in meiner Nähe iſt,

ſo kann ich mit Innigkeit zurückdenken an die ſchöneren Tage, die einſt geweſen; wenn ſie ſich nur momentan von mir entfernt, ſo iſt es, als verdichtete ſich die Luft um mich, als umgäben mich trübe Nebel, aus denen zuckende Hände nach mir griffen. O, das iſt ſchrecklich!"

Bei dieſen Worten ſenkte ſie den Kopf tief herab und drückte beide Hände vor das Geſicht.

„Ihre erregte Phantaſie iſt allerdings ſchrecklich," erwiderte der Baron von Breda, „aber vielleicht beherrſcht Sie dieſes unangenehme Gefühl nur für die erſten Stunden und Tage. Ja, ja, das kann nicht andauernd ſein, wenn Sie Eugenie heiter und glücklich wiſſen. — Und, Frau Schwägerin, glauben Sie mir, es iſt Ihre Schuldigkeit, etwas für das arme Mädchen zu thun. Was ſoll ſie hier in der Oede, inmitten dieſes verfallenen Parkes, dieſes einſamen Hauſes?"

„Laſſen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken, mich daran zu gewöhnen," entgegnete die Frau des Hauſes nach einem längeren Stillſchweigen; „für jetzt kann ich und will ich Eugenie nicht von mir laſſen. Wer will beſtimmen, was die nächſte Zeit bringt? Kann nicht die nächſte Sekunde ſchon unſer Schickſal ändern?"

„Es iſt aber ein eigenthümlicher Troſt, darauf zu warten und zuzuſehen, bis uns irgend ein Ereigniß fortſchiebt. Ich habe es nie ſo gehalten, ich griff immer friſch in das Leben hinein und befand mich wohl dabei."

Mittlerweile war der alte Herr mit Eugenien, vielleicht aus Discretion, um dem Geſpräche ſeiner Frau mit dem Baron freien Lauf zu laſſen, ins Nebenzimmer gegangen, von wo er aber in dieſem Augenblicke zurückkehrte, gefolgt von François

der auf einem Präſentirbrett einige Platten trug, welche das beſcheidene Frühſtück der Familie bildeten.

„Onkel George wird mit uns frühſtücken!“ rief das junge Mädchen, die an dem Bedienten vorbei eilig aus dem Nebenzimmer in den Salon ſprang. „Freilich nicht ſo compendiös, wie bei ſich zu Hauſe, dafür aber heute in unſerer Geſellſchaft, was, wie ich hoffe, auch ſchon Einiges werth iſt.“

Monſieur François, der Kammerdiener, befand ſich augenſcheinlich in einer ſehr ſchlechten Stimmung; er rollte mit mehr Lärm als gerade nöthig war, einen kleinen Tiſch aus der Ecke des Zimmers vor den Kamin, ſtellte einen Stuhl vor Fräulein Eugenie, und überließ es dagegen dem alten Herrn, ſich ſelbſt einen zu holen; doch ſprang das junge Mädchen ihrem Vater eilfertig zu Hülfe, nicht ohne auf den Diener abermals einen jener Blicke zu werfen, die wir ſchon vorhin vor dem Schloſſe an ihr bemerkten.

Der Baron von Breda that durchaus nicht, als gewahre er die geräuſchvolle Art, mit welcher der Bediente den Tiſch hin und her rückte, das Tiſchtuch auflegte und die Platten nicht darauf hinſetzte, ſondern mit einer außerordentlich widerwärtigen Manier vor die Umſitzenden hinſchob.

Wie Eugenie vorhin ſagte, ſo war das Frühſtück allerdings ſehr einfach, eine Taſſe Thee, Butter, Brod und etwas kaltes Fleiſch; doch wäre das vollkommen genug geweſen, um bei etwas mehr Heiterkeit der Theilnehmer eine fröhliche Stimmung hervorzubringen; ſo aber lag es ſeit dem Eintritte des Dieners wie ein kalter Hauch über den Anweſenden; die Baronin preßte die Lippen auf einander, und wenn dabei auch ihr Mund zu lächeln verſuchte, ſo ſah man doch an dem unruhigen Umherzucken ihrer Augen und dem eigenthümlichen

finſteren Ausdruck derſelben, daß ihr Kopf keine freundlichen Gedanken hegte. Der Baron von Breda ſprach mit dem alten Herrn und Eugenien über ganz gleichgültige Dinge und ſchien außerordentlich ruhig geſtimmt; wir ſagen: ſchien; wer ihn genau kannte, wußte ſich die Art zu deuten, mit der er ſeinen langen blonden Schnurrbart wiederholt mit der Hand zu beiden Seiten des Geſichts hinausſtrich. Eugenie blickte auf ihren Teller und ſchaute nur zuweilen forſchend ihren Vater an oder auch den Baron, wenn er mit ihr ſprach. Am unbefangenſten war aber wohl der alte Herr, der ruhig ſeinen Thee trank und, während er ſein Butterbrod aß, von der neu entdeckten Lehmgrube erzählte, die ihm eine Ausbeute von ſeltenen Gegenſtänden der verſchiedenſten Art verſprach. Das kleine irdene Gefäß hatte er von der Fenſterbank ſorgfältig auf einen Tiſch geſtellt, der in der Mitte des Zimmers ſtand, und während er von ſeinem Funde ſprach, unterließ er es nicht, zuweilen ſehr innige Blicke dort hinüber zu ſenden. Auch Eugenie ſchaute häufig nach der kleinen Vaſe, aber mit einem beſorgten Ausdruck in den Blicken, denn François, der dort am Tiſche mit ſeinem Geſchirr hantirte, kam der kleinen Koſtbarkeit oft gar zu verdächtig nahe.

„Wenn Sie auf ſo reiche Beute hoffen," meinte der Baron, „ſo muß in der Nähe der Lehmgrube ein alter Begräbniß- oder Lagerplatz geweſen ſein."

„Auf das Letztere weiſen alle Spuren hin," entgegnete eifrig der alte Herr. „Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen ſchon früher einmal bei unſeren Spaziergängen im Walde die ſehr deutlichen Spuren der alten Römerſtraße zeigte, die ſich durchs Thal zieht. Nun gut, wenn Sie an dem Punkte, wo ſie für uns verſchwindet, ihre muthmaßliche Richtung fortführen, ſo

treffen Sie gerade auf meine koſtbare Lehmgrube. — François, etwas Waſſer!"

François ſchien durchaus nicht zu hören.

„Weiter rechts von dem eben erwähnten Punkte," fuhr der alte Herr fort, „haben wir vor ein paar Jahren die prachtvoll erhaltenen römiſchen Gräber gefunden, von deren Ausbeute ich, leider, leider! den beſten Theil an die Regierung abgeben mußte, da dort genau an jener Stelle die herrſchaftlichen Waldungen an unſern Park ſtoßen. Mit einiger Spitzfindigkeit hätte ich freilich beweiſen können, daß die koſtbaren Gräber noch zu meinem Territorium gehörten; aber," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „man will ſeine Nachbarn nicht zu Feinden machen, und mit großen Herren iſt bekanntermaßen ſchlecht Kirſchen eſſen."

Schon bei den letzten Worten hatte der alte Herr ſein Glas ſeitwärts vom Tiſche gegen François gereicht und wiederholte nun ſeinen ſchon vorhin ausgeſprochenen Wunſch um etwas Waſſer.

Der Bediente klapperte aber ſo außerordentlich lebhaft mit ſeinen Tellern, daß man bei einiger Harthörigkeit ſeinerſeits vielleicht hätte vorausſetzen können, er habe den zweimal ſo höflich ausgeſprochenen Befehl überhört.

Eugenie, deren Augen zum dritten Mal ſo ſeltſam funkelten, wollte aufſpringen, um das Verlangte für den Vater zu holen; doch legte der Baron von Breda ruhig ſeine Hand auf ihren Arm und ſagte mit ziemlich lautem und gebieteriſchem Tone: „Waſſer!"

Die Frau vom Hauſe huſtete hinter der vorgehaltenen Serviette ziemlich vernehmlich und ſo verſtändlich, daß François ſich bewogen fand, augenblicklich mit einer Caraffe her-

heizueilen und das Glas des Herrn von Breda voll zu gießen. Darauf aber ſchob er dieſelbe Flaſche auf die gleiche inſolente Art, wie früher die Teller, vor den alten Herrn hin und ging mit erhobenem Kopfe, geſpitztem Munde und tänzelndem Gange wieder an ſeinen Nebentiſch zurück.

Warum eigentlich der Baron von Breda ſeine Hand auf dem Arme des jungen Mädchens ruhen ließ, wiſſen wir nicht ganz genau anzugeben; vielleicht fühlte er ein leiſes Zittern in demſelben, und wohl aus dieſem Grunde wandte er ſein Geſicht gegen Eugenie und blickte ſie freundlich, faſt wie bittend an.

Der alte Herr ſchien dieſes Waſſer-Intermezzo entweder nicht verſtanden zu haben, nicht verſtehen zu wollen, oder wenn dies doch der Fall war, keinen Werth darauf zu legen. Er wandte ſich ſogar im nächſten Augenblick abermals an den Bedienten und ſagte nicht ohne Freundlichkeit: „Nehmen Sie mir doch mein kleines Gefäß in Acht. Wenn mir etwas daran geſchähe, ſo wäre das ein unerſetzlicher Verluſt.“

„Ich will es hieher holen, Papa,“ ſprach das junge Mädchen, indem ſie haſtig aufſtand, „Onkel George hat es ja überdies noch nicht genau betrachtet.“

Nun hatte indeſſen Monſieur François die Worte des alten Herrn wahrſcheinlich überhört, auch vielleicht das irdene Gefäß nicht geſehen, oder war der Monſieur François, und wir glauben faſt das Letztere, eine außerordentlich boshafte Creatur; genug, während Eugenie aufſtand, hob er die Teller von dem Nebentiſche in die Höhe und ſtreifte dabei wahrſcheinlich mit der Serviette, die er auf dem Arme trug, an die kleine Vaſe, ſo daß ſie zu Boden fiel und in unzählige Stücke zerbrach.

„Um Gottes willen! das iſt ja ein großes Unglück!“ rief der alte Herr, indem er voll Schrecken in die Höhe ſprang.

Eugenie preßte, während ſie wie erſtarrt ſtehen blieb, ihre bebenden Lippen feſt auf einander; und ſelbſt der Baron von Breda zuckte auf eine eigenthümliche Art zuſammen, worauf er aber einen langen und ſehr feſten Blick auf die Frau des Hauſes warf.

„Das iſt ja eine große Ungeſchicklichkeit, François,“ ſagte dieſe. „Machen Sie, daß Sie hinaus kommen.“

„O nein, Mama,“ rief Eugenie mit zitternder Stimme, „das iſt keine Ungeſchicklichkeit!“

Der Bediente, ohne nur einen Ausdruck des Bedauerns oder Schreckens von ſich zu geben, machte obendrein noch ein hochmüthiges, unverſchämtes Geſicht und hatte ſchon ein paar Schritte gegen die Zimmerthür gethan, als er ſeine Frechheit ſo weit trieb, bei den Worten des jungen Mädchens ſtehen zu bleiben, ſich herumzudrehen und mit kaltem Tone zu fragen: „Was belieben das gnädige Fräulein?“

„Gehen Sie — augenblicklich!“ rief ihm die Frau des Hauſes zu, indem ſie ſich mit blitzenden Augen aus ihrem Stuhle erhob; „ich will hoffen, daß an dieſem Vorfalle nur Ihre grenzenloſe Ungeſchicklichkeit ſchuld iſt.“

„Ein ſo koſtbares Gefäß!“ jammerte der alte Herr, indem er ſich bemühte, die Trümmer aufzuleſen.

Hätte in dieſem Augenblicke François das Weite geſucht, ſo wäre es beſſer für ihn geweſen; ſo aber wollte das Schickſal, daß er ſeinen Kopf ein wenig auf die Seite neigte, verächtlich auf den Boden blickte und die halblauten Worte hören ließ: „O, es gibt dergleichen Scherben noch mehr als zu viel.“

Eugenie hatte die Hand auf den Tiſch geſtützt und ſtand anſcheinend ruhig da, doch war ihr Geſicht mit einer furchtbaren Bläſſe bedeckt, und ihre großen Augen glänzten unheimlich. Kaum hatte François die eben erwähnten Worte vernehmen laſſen, ſo zuckte ſie zuſammen, ſtürzte vor, riß von dem Nebentiſche die ſchwere Reitpeitſche des Barons von Breda an ſich, und ehe Jemand das von dieſem Auftritte erſchütterte und empörte Mädchen zu hindern vermochte, führte ſie mit ihrer vollen jugendlichen Kraft einen ſo furchtbaren Hieb über den Kopf des Unverſchämten, daß quer über deſſen Geſicht augenblicklich eine fingerdicke blutige Schramme ſichtbar wurde.

Die Frau des Hauſes war emporgeſprungen, konnte aber nichts thun, als ihre Hände ausſtrecken, was ſie denn auch ſo heftig that, als ſei ſie hiedurch im Stande, Eugenie zurück zu halten.

Dieſe hatte nicht ſobald ihren Schlag geführt, als die plötzlich aufgeflammte Röthe ihres Geſichtes der vorigen tiefen Bläſſe augenblicklich wich und ſie ihre Hand öffnete, ſo daß die Reitpeitſche zu Boden fiel, worauf das arme Mädchen ſichtlich zu ſchwanken begann und mit einem Schrei des Entſetzens in die Arme ihres Vaters fiel, der auf ſie zuſprang, um ſie zu halten.

Dem Bedienten war eine ſolche Behandlung noch nie zu Theil geworden. Daß er ſämmtliches Geſchirr, welches er in der Hand trug, zu Boden fallen ließ, finden wir vollkommen begreiflich, ebenſo, daß er, als Italiener, ſich blitzesſchnell bückte und nach einem der Meſſer griff, die zwiſchen den Porzellantrümmern lagen. Doch hatte er das Heft deſſelben nicht ſobald erfaßt, als auch ſchon die gewaltige Fauſt des Barons ſeine Finger umſpannte und dieſelben ſo furchtbar zuſammen-

drückte, daß er nicht nur das Meſſer fallen ließ, ſondern ſich auch mit einem lauten Aufſchrei bis auf den Boden niederkrümmte. Es bedurfte jetzt nur noch eines befehlenden Blickes des Herrn von Breda, und François taumelte mehr, als er ging, zur Thür hinaus.

Der alte Herr hatte Eugenie auf einen naheſtehenden Stuhl niedergelaſſen, worauf das Mädchen ſchon nach ein paar Sekunden die Augen langſam wieder öffnete, um ſich blickte und dann, als ſie ſich deſſen, was eben vorgefallen, erinnerte, die Hände vor das Geſicht preßte und laut zu weinen anfing.

„Nach dem, was ſo eben geſchehen," ſagte der Baron von Breda zu der Frau des Hauſes, „wird es Ihnen ſelbſt angenehm ſein, wenn ich meinen Reitknecht nach Hauſe ſchicke und einen Wagen kommen laſſe, um Eugenie — wenigſtens für einige Zeit zu ihrer Tante zu bringen."

Statt aller Antwort nickte die Mutter mit dem Kopfe, und der alte Herr, der die Worte ſeines Schwagers ebenfalls gehört, winkte zuſtimmend eifrig mit der Hand.

Daß hierauf das Beiſammenſein der Familie nicht viel Erquickliches mehr bot, brauchen wir dem geneigten Leſer nicht zu ſagen, dürfen aber, um im Laufe unſerer Geſchichte keine Lücke entſtehen zu laſſen, nicht verſchweigen, daß der kleine Friedrich nach erhaltenem Befehl ſeinem Schimmel die Sporen gab und in geſtrecktem Galopp durch den einſamen Park und den verwahrlosten Waldweg nach der Stadt zurückkehrte; ferner daß er, während zu Hauſe ein leichtes Coupé eingeſpannt wurde, den Gärtner auf die Seite nahm und ihm, während er ſich wichtig das Kinn ſtrich, rapportirte, François

ſei ihm mit einer außerordentlich ſchönen Schmarre im Geſicht erſchienen, und er müſſe jetzt wieder nach dem alten Waldſchloſſe zurückeilen, um das gnädige Fräulein hieher zu holen. Dann ſchwang er ſich wieder auf ſeinen Schimmel und hatte beim Hinausgaloppiren abermals das Glück, von der Kammerjungfer der gnädigen Frau erblickt zu werden.

Der Gärtner ſchaute dem abfahrenden Wagen gedankenvoll nach, nahm bedächtig eine Priſe und ſagte, indem er den Deckel ſeiner Doſe zuklappte: „Das gnädige Fräulein kommen alſo doch hieher! — So, ſo! — ei, ei!“

Neuntes Kapitel.

In der Schreibstube.

Die Schreibstube des Herrn Rechtsconsulenten Plager befand sich zu ebener Erde in demselben Hause, wo der lange Schreiber wohnte. Die Fenster derselben gingen in den Hof, den wir neulich zur Nachtzeit durchschritten, und wenn wir denselben jetzt bei Tageslicht betrachten, so müssen wir gestehen, daß er damals in finsterer Nacht nicht viel öder und trostloser aussah als heute. Alle Rückseiten der umliegenden Häuser schienen sich hier Rendezvous gegeben zu haben, um die allergewöhnlichsten, allerprosaischsten Geschäfte des täglichen Verkehrs abzumachen. Dabei waren diese hinteren Häuserreihen von einer solchen Unregelmäßigkeit, daß man hätte auf den Glauben kommen können, die verschiedenen Baumeister haben einander zum Aerger nur so sich völlig widersprechende Giebel, Fenster und Thüren gebaut. Im Lauf der Zeiten hatte man hier und da einen Erker oder einen Alkoven angeflickt, der dann der Hausseite ganz das Ansehen gab, als habe

ſich an der betreffenden Stelle eine unförmliche Geſchwulſt angeſetzt. Dazu kam eine Muſterkarte der verſchiedenartigſten Rinnen und Abzugsröhren in Holz, Erde und Metall, von denen aber viele defekt waren, und aus dieſem Grunde rechts und links einen feuchten Ausſchlag hervorriefen, in welchem hier und da ein Pflänzchen ſein kümmerliches Daſein friſtete. Von einer Verputzung dieſer Hausſeite war durchaus nicht die Rede, und ſo ſah man denn ein wahres Chaos von Holzwerk alle Wände in ſo durch einander laufenden und ſeltſamen Linien bedecken, daß es Einem bei längerem Hinſehen ganz ſchwindelig werden konnte.

Die ſchon vorhin erwähnten eigenſinnigen Giebel richteten ſich ſo drohend gegen einander auf und blickten ſich mit ihren ſchwarzen Fenſterlöchern ſo grimmig an, daß man auf die Vermuthung einer geſchwornen Feindſchaft unter ihnen kam und ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, ſie würden einſt in einer Mitternachtsſtunde wüthend auf einander losſtürzen und im grimmigſten Vertilgungskampfe nicht eher ruhen, als bis ſie alle mit einander zerſchmettert drunten im Hofe lägen, ein formloſer Haufen von Balken und Steinen.

Was dieſem grauen und ſchmutzigen Hofe eine freundliche Verzierung verlieh, war die überaus zahlreiche an Schnüren aufgehängte Wäſche, und wenn man die vielen Farben derſelben, die rothen, blauen, grünen, gelben und weißen Lappen mit einiger Phantaſie betrachtete, und ſah, wie der eingedrungene Wind ſie ſpielend emporhob, ſo konnte man träumen, es würde in einem der finſteren Häuſer irgend ein Feſt gefeiert, zu welchem daſſelbe, wie ein Kriegsſchiff im Hafen, ſämmtliche Flaggen aufgezogen.

Der Boden des Hofes in ſeiner Unebenheit, die aus zu-

ſammengetretenen Kehrichthaufen und Schuttüberreſten entſtanden war, mit halb verfaulten Balken und Brettern und zuſammengefallenen Fäſſern, wo ein eiſerner Reif mit zwei aufrechtſtehenden Dauben wie das Gerippe eines ehemaligen Weinfaſſes ausſah, paßte vollkommen zu ſeiner Umgebung. Daß die anſtoßenden Gemächer, deren Fenſter hieher gingen, gerade keinen Ueberfluß an Freundlichkeit hatten, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl nicht zu ſagen, ebenſo wenig, daß das Bureau des Herrn Plager überhaupt hiervon keine rühmliche Ausnahme machte. Im Gegentheil war es eines der finſterſten Löcher in dem ganzen Gebäude, und Madame Plager mit ihrer Frau Mutter hatte es ſinnig aus dem Grunde gewählt, weil, wie ſie behauptete, die Arbeit noch einmal ſo raſch von Statten gehe, wenn das Auge durch keine äußeren Eindrücke beunruhigt und von dem Papier abgezogen würde. Und in dieſer Beziehung hatte ſie trefflich gewählt; denn in dem Hofe regte ſich gar nichts Lebendiges, als vielleicht eine lauernde Katze oder eine vorüberhuſchende Ratte. Vögel ließen ſich hier kaum ſehen, und wenn einmal ein neugieriger Spatz von draußen hereinkam, ſo flog er augenblicklich erſchrocken wieder empor und verkündigte wahrſcheinlich ſeiner Verwandtſchaft: Aber da unten habe ich einen ſchauerlich ſtillen und ſchmutzigen Hof geſehen. Da möchte ich nicht einmal ein geſtohlenes Neſt beſitzen — pfui Teufel!

Das Bureau des Rechtsconſulenten beſtand aus zwei Gelaſſen, eines war das Privat- und Sprechzimmer des Chefs, das andere die Schreibſtube. Im erſten herrſchte einiger Luxus; da ſtand nämlich ein altes, ſchmutziges Sopha, und über demſelben hing ein halbblinder Spiegel; die übrigen Möbel waren, wie in der Schreibſtube, aus gewöhnlichem Tannen-

holze, auf dem ſich aber, wie auf ähnlichen Schulutenſilien, im Lauf der Zeiten ein bräunlicher Schmutzüberzug angeſetzt hatte.

Der erſte Schreiber des Rechtsconſulenten, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon in den vorigen Kapiteln gemacht, befand ſich vor einem Stehpulte, auf dem ein großer Aktenſtoß lag, den er langſam durchblätterte und daraus Auszüge zu machen ſchien. Obgleich wir ihn dem Leſer bereits in aller Form vorgeſtellt, auch ſein Aeußeres ſo gut als möglich beſchrieben, ſo vergaßen wir doch bis jetzt, ſeinen Namen zu nennen. Dieſer klang etwas fremdartig, — eine Bemerkung, die der Träger deſſelben mit großem Stolze und gern hörte; er pflegte alsdann zu ſagen, das kalte Deutſchland, in dem er jetzt verurtheilt ſei, ſchlechte Prozeßakten zu concipiren, zu escarpiren und zu copiren, ſei ja nicht ſein Heimatland, ſondern fern im Süden das ſchöne Spanien ſei es, wo ſeine Wiege unter blühenden Orangenbäumen geſtanden. Larioz, ſo pflegte er zu ſagen, iſt dort ein Name von beſtem Klang, und wenn man von Jaen nach Granada reitet, ſo bewundert man die leider ziemlich verfallene Stammburg dieſes Geſchlechtes, einen mächtigen Bau, von deſſen Thurme man die Beſitzungen der Familie, wie ſie einſt beſtanden, nicht überſehen konnte. Wenn der Schreiber auch gewöhnlich mit „Herr Larioz" angeredet wurde, ſo nahm er es doch durchaus nicht übel, wenn Jemand, der ſeine Herkunft kannte, ihn Don Larioz nannte; ja, er pflegte dabei gnädig zu lächeln und konnte in guter Laune hinzuſetzen: „Wenn meine Vorfahren anders gewirthſchaftet hätten, ſo brauchte ich nicht meinen Hut vor dem Herrn Plager abzunehmen, ſondern ſtände mit bedecktem Haupte vor dem König von Spanien."

Etwas seitwärts von dem Stehpulte befand sich ein kleiner Tisch mit einem Stuhle, auf dem unser Freund Gottschalk saß, der mit der Copie eines Aktenstückes hätte beschäftigt werden sollen. Wenigstens lag besagtes Aktenstück neben ihm, er hatte vor sich einen Bogen Papier, auf dem auch bereits einige Zeilen zu sehen waren; doch hatte er die Feder neben sich gelegt und lauerte, wie die Katze auf eine Maus, nach einer müden Fliege, die auf dem Tischrande herumspazierte. Es gelang ihm auch, das unglückliche Wildpret einzufangen, doch mochte er dabei etwas zu roh zu Werke gegangen sein, genug, die ohnedies lebensmüde Fliege starb zwischen seinen Fingern.

Diese außergewöhnliche Beschäftigung war indessen von dem langen Schreiber nicht unbemerkt geblieben, und dieser hatte langsam sein Lineal genommen und patschte seinem kleinen Zögling, ehe dieser sich dessen versah, tüchtig auf die Finger.

Gottschalk blickte in die Höhe, und obgleich er den getroffenen Daumen zum Munde führte, so war doch auf seinem Gesichte nicht die Spur eines Erschreckens zu lesen, vielmehr lachte er schelmisch und sagte: „Das hat gepatscht!"

„Allerdings hat es gepatscht!" meinte der lange Schreiber, „und es kann noch viel stärker patschen, wenn du, statt ruhig zu arbeiten, beständig deine Kindereien treibst; und diesmal hast du doppeltes Unrecht begangen: erstens hast du deine Schreiberei liegen lassen, und zweitens ein harmloses Thier erdrückt, das dir durchaus nichts zu Leide gethan."

„Ich glaube, es ist dieselbe Fliege," sagte der Kleine mit pfiffigem Lächeln, „die schon lange um meine Nase geflogen ist."

„Wenn auch, ſo brauchſt du ſie nicht zu tödten. Denk einmal, wie es dir gefallen würde, wenn du zum Beiſpiel draußen auf dem Felde herumſpazierteſt — und die Fliege kann deine Naſe ja möglicher Weiſe auch für ein Feld anſehen — wenn du dich alſo auf deine Art vergnügteſt, und es erſchiene plötzlich ein Rieſe, der es dir gerade ſo machte, wie du jener unſchuldigen Fliege!“

Das ſprach Don Larioz durchaus nicht im Tone des Scherzes, vielmehr blickte er dabei ſehr ernſt an die Decke, während er die breite Fläche des Lineals an ſeine Wangen drückte.

„Aber es gibt keine Rieſen mehr,“ erwiderte keck der Knabe.

„Das iſt noch gar nicht ausgemacht,“ fuhr der Schreiber fort; „im Gegentheil wirſt du dich erinnern, daß ich dich vorgeſtern mit mir in jene Bude auf dem Markte nahm, wo ſich das Rieſenweib ſehen ließ, eine ſtattliche Perſon. Ich habe auch meine gehörige Länge, aber als ich neben ſie trat, mußte ich wahrhaftig an ihr hinaufblicken.“.

„Da war aber viel Betrug dabei,“ meinte Gottſchalk; „ich habe mir das von einem Bekannten erklären laſſen. Das Rieſenweib hatte Sohlen unter den Stiefeln von wenigſtens ſechs Zoll Dicke, und darüber hingen ihre Kleider ſo herab, daß man nichts davon ſehen konnte. Ja, die in den Meßbuden ſind ſchlau und führen die Leute an, wo ſie können.“

Dieſe Bemerkung Gottſchalk's hatte offenbar einen unangenehmen Eindruck auf Herrn Larioz gemacht, er ſtützte den Ellbogen auf das Stehpult, legte ſein ſpitzes Kinn darauf und blickte nachdenklich in den trüben Hof.

„Wenn du Recht haſt,“ ſagte er nach einer Pauſe, „ſo

iſt es ſehr traurig, und es kann mich betrüben, daß ſo viel Betrug in der Welt herrſcht. Es wäre eigentlich recht ſchön, wenn es noch ſo etwas Außergewöhnliches, wie Rieſengeſchlechter, gäbe; die Welt iſt ſo proſaiſch und trocken geworden, daß es Einem ordentlich wohl thäte, hier und da unter den Alltagsmenſchen einem ſo gewaltigen Kerl zu begegnen."

„Ich würde mich fürchten, und viele andere Menſchen auch. Das wäre eine ſchöne Wirthſchaft, wenn es Rieſen gäbe, die nur die Hand zuzumachen brauchten, um unſer eins zu erdrücken!"

„Die meiſten Rieſen hatten edle Herzen," ſagte träumeriſch der Schreiber.

„Ich kann Ihnen aber verſichern, Herr Larioz," fuhr Gottſchalk fort, der viel zu froh war, plaudern ſtatt arbeiten zu dürfen, um das angefangene Geſpräch ſo bald wieder fallen zu laſſen, „daß es mit dem ſogenannten Rieſenweib falſch war; mein Freund, der mir das erzählte, ſah durch die Bretterwand hinein, wie ſie ihre Stiefel mit den dicken Sohlen anzog; auch war der Fußboden erhöht, auf den ſie ſich ſtellte. Ja, das iſt nun einmal ſo in der Welt: Einer führt den Anderen an, und wer's am beſten kann, der hat den Nutzen. So ſagte Meiſter Schwörer, wenn er gut gelaunt war."

Der Schreiber ſchüttelte den Kopf und erwiderte: „Wenn es ſo iſt, wie du ſagſt, mein lieber Gottſchalk, ſo hätte man das Rieſenweib unterſuchen und, wenn ſie wirklich das Publikum auf ſo unverantwortliche Weiſe betrogen, der Polizei Anzeige davon machen ſollen, damit ſie geſtraft würde."

„Da hätte man aber viel zu thun, Herr Larioz, wenn man ſich um aller Leute Sachen bekümmern ſollte! Dergleichen geſchieht ſo viel in der Welt, daß man gar nicht fertig

würde; und wenn ich mir erlauben darf, es Ihnen zu ſagen, ſo iſt es wahrhaftig ſchon genug, wenn man ſich in Acht nimmt, daß man ſelbſt nicht angeführt wird. Da kann ein Jeder ſehen, wie er fertig wird."

„Du haſt da erſchreckliche Grundſätze, die ich noch zu verbeſſern hoffe," fuhr der Schreiber fort, und dabei ſtellte er ſein Lineal vor ſich auf das Pult, wie irgend ein alter gemalter General es mit dem Commandoſtabe zu machen pflegt. „Siehſt du, ich hielte es für die ſchönſte Beſchäftigung, die einem Menſchen zu Theil werden könnte, der, unabhängig, reich, es ſich als Aufgabe ſtellte, das Unrecht, das in der Welt geſchieht, ſo viel als nur immer möglich wieder gut zu machen. Du haſt doch gewiß von alten Rittern geleſen, die ſich damit beſchäftigten, böſe Zauberer, Drachen und Rieſen zu bekämpfen, gefangene Jungfrauen zu beſchützen und dergleichen heilſame Sachen mehr zu thun. Leider gibt es aber keine Drachen und Zauberer mehr."

„Nein, Drachen nicht, wie damals, feuerſpeiende und mit langen Schwänzen, aber ſonſt ſind noch Drachen genug da; der Meiſter Schwörer nannte die Meiſterin oft einen Drachen."

„Ich ſehe, wir fangen an, uns zu verſtehen. Da es jetzt keine Drachen mit langen Schwänzen mehr gibt, ſo müßte man alſo ſolche Drachen zu bekämpfen ſuchen, die ihren Nebenmenſchen durch giftige Reden und allerlei Unthaten das Leben ſauer machen."

Gottſchalk, der ſich etwas darauf einzubilden ſchien, daß ſeine Anſicht von den Drachen nicht verworfen wurde, ſetzte ſich ſo breit wie möglich an ſeinen Tiſch und entgegnete: „Es wäre aber gewiß ein undankbares Geſchäft, Herr Larioz, ſich

darum zu bekümmern, was andere Menſchen Unrechtes thun. Die Meiſterin ſagte oft, und ich habe es mir gemerkt: Wo es dich nicht juckt, da kratze nicht. Menge dich nicht in anderer Leute Sachen, und wo die Leute ſchmutzige Wäſche waſchen, da geh vorbei und ſieh dich gar nicht um."

„Da hatte die Meiſterin von ihrem Standpunkte Recht," ſagte der Schreiber; „aber ſchön wäre es doch, wenn Jemand es ſich zur Lebensaufgabe machen wollte, das Unrecht, wo ſolches geſchähe, unnachſichtlich aufzudecken und die Betreffenden zur Strafe zu führen. Ein ſolcher Mann müßte mit der Achtung der ganzen Welt belohnt werden."

„Ja; er könnte aber auch zuweilen ſeine Prügel kriegen," ſagte Gottſchalk mit großem Ernſte; „ich habe das erlebt. Wenn ſich der Meiſter und die Meiſterin handgreiflich zankten, da hatten wir einen Obergeſellen, der wollte ſich auch hineinmiſchen und fing damit an, allen Beiden Unrecht zu geben. Meinen Sie, daß ſie das geglaubt hätten? Gott bewahre! Ein Wort gab das andere, und zuletzt nahm der Meiſter die Elle zur Hand, und die Meiſterin behalf ſich bei dem Streite mit ihren zehn Fingern."

„Du magſt Recht haben," warf der Schreiber gleichgültig hin, „daß dergleichen Undank vorkommt, denn wenn man ſich einem Drachen nähert, ſo muß man am Ende auf Alles gefaßt ſein; aber —" fuhr er nach einer ziemlich langen Pauſe fort, und dabei blickte er durch die trüben Scheiben in den Hof und über denſelben in das benachbarte Haus hinein, und wenn man ſeinem ſtieren Blicke Glauben ſchenken wollte, weit, weit in unabſehbare Fernen hinaus, „es iſt noch ein anderes Kapitel, mit welchem ſich die damaligen Ritter ſo gern befaßten — der Schutz edler Frauen, und als Retter zu er-

ſcheinen hülfloſen und in den Feſſeln des alltäglichen Lebens ſchmachtenden Jungfrauen. Das wäre eine ſchöne Aufgabe, wer ſie löſen könnte!“

Die letzte Rede ſchien Gottſchalk nicht verſtanden zu haben; auch ſah er bedenklich und ſeufzend die vier Zeilen an, die auf dem vor ihm liegenden Bogen prangten und die ſich von ſelbſt nicht vermehren wollten; er mochte auch an Herrn Plager denken, der es liebte, die Arbeiten des neuen Schreiberlehrlings zuweilen zu unterſuchen, und dabei erinnerte er ſich ſehr anzüglicher Redensarten, ſowie auch unterſchiedlicher Püffe, die bei derartigen Gelegenheiten ſchon gefallen waren, weßhalb er ſeufzend nach ſeiner Feder griff, die Spitze derſelben von allen Seiten betrachtete, um dann auf dem größtmöglichen Umwege damit zum Dintenfaſſe zu fahren. Ehe er aber daſſelbe erreichte, fiel ihm ein, die Dinte könnte des Umrührens bedürfen, weßhalb er nothwendiger Weiſe aufſtehen mußte, um ein Stückchen Holz zu ſuchen und damit die ſchwarze Flüſſigkeit in Bewegung zu ſetzen.

So waren denn glücklicher Weiſe wieder einige Minuten vertrödelt, und da es oft im Menſchenleben Tage gibt, wo ſich ein unangenehmer Moment an den andern reiht, ſo geſchah es jetzt, daß, als Gottſchalk wirklich ſeine Feder eingetunkt hatte, nun die Uhr auf dem benachbarten Kirchthurme Zehn ſchlug, zu welcher Zeit dem Schreiber eine halbe Stunde vergönnt war, um ſich mit einem Stücke Brod zu reſtauriren.

Auch Herr Larioz hielt dieſe Zeit ziemlich pünktlich ein, doch legte er erſt beim achten Schlage ſein Lineal auf den Aktenſtoß, um dann mit auf den Rücken gefalteten Händen an das Fenſter zu treten und in den Hof zu ſchauen.

„Der Tiger kommt heute wieder recht ſpät,“ meinte Gott-

schalk, der ebenfalls von seinem Stuhle aufgestanden war und gähnend auf den fast weißen Papierbogen blickte.

„Der Tiger ist sonst immer sehr pünktlich," antwortete der lange Schreiber, — „richtig, dort kommt er auch."

„Ja, da kommt er," sagte freundlich der Lehrling. — „Wissen Sie auch, Herr Larioz," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „daß Sie mir schon lange einmal sagen wollten, warum eigentlich die alte Friedel der Tiger genannt wird? Die hat doch wahrhaftig nichts Tigerartiges an sich, und man könnte sie eher ein altes Schaf nennen."

„Ich glaube, der Doktor hat ihr den Namen gerade des Contrastes wegen gegeben. Auch war sie selbst die unschuldige Veranlassung dazu. Bei dem Herrn Rechtsconsulenten befanden sich ein paar Herren, die wegen eines Pferdekaufs prozessiren wollten. Es sollte von Sachverständigen ein Gutachten abgegeben werden, bei welchem natürlich das fragliche Roß erscheinen mußte. Die alte Friedel war gerade im Zimmer und las Papierschnitzel auf, als einer der Herren zu unserem Prinzipal sagte: Der Tiger wird sogleich in den Hof gebracht werden. Sie hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als zum Doktor hinauf zu laufen, der sich für alle Thiergattungen sehr interessirt, um ihm fast athemlos zu sagen: Herr Doktor, kommen Sie geschwind herunter, sogleich kommt ein Tiger in den Hof! Daher bekam sie denn ihren Beinamen."

Bei diesen Worten trat der Tiger in die Stube.

Bei ihrem Anblick mußte man gestehen, daß für die arme alte Person die Bezeichnung des Knaben richtiger gewesen wäre, als der Vergleich mit jenem flinken, schlanken und schönen Raubthiere. Der Tiger mochte an die sechszig Jahre alt sein, hatte ein ewig betrübtes Gesicht, auf dem sich nur höchst selten ein

Lächeln zeigte, das dann zu ſagen ſchien: Wenn ihr ſo freundlich ſein wollt, mich für ein Lächeln zu halten, ſo will ich mich bemühen, es nächſtens beſſer zu machen. — Das einzig Glänzende in ihrem Geſichte, die Augen mit einbegriffen, war ein braunes Tröpfchen, das ſich zuweilen an der Spitze ihrer röthlichen Naſe zeigte, deſſen ſie ſich aber zu ſchämen ſchien und das ſie ſtets mit dem ſchüchternen Ausrufe: Ach Herr Jemine! wegwiſchte — Der Tiger war Wittwe, hatte alle ſeine Kinder ins Grab ſinken ſehen, überhaupt viel Unglück erduldet, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er ſeinen Kopf gegen die linke Seite geneigt trug, als beuge er ſich vor den beſtändigen Schickſalsſchlägen. Dabei war aber der Tiger ein ſehr gutes, treues und ehrliches Gemüth, ohne alle Falſchheit und Hinterliſt, und trugen dieſe Eigenſchaften dazu bei, ihr ſehr nachläßiges, gar ſchmieriges Aeußeres vergeſſen zu machen. Ihre älteſten Bekannten erinnerten ſich deſſelben Rockes, deſſelben wollenen, hinten geknüpften Halstuches und derſelben Kopfbedeckung — eines Mitteldings zwiſchen Nachthaube und Turban, eigentlich Beides zugleich, denn ſie pflegte die erſtere mit einem einſt roth geweſenen Tuche am Kopfe zu befeſtigen. Dabei liebte der Tiger ſeine Kleidung und trotzte muthig faſt allen Anſpielungen. Wir ſagen: faſt allen; denn eine des Armenarztes hatte ſie doch einſt ſo übel genommen, daß ſie ihm auf ein Haar den Dienſt gekündigt hätte. Der Doktor hatte nämlich eines Tages geſagt: „Tiger, wenn Ihr ſo fortmacht und Euch nicht reinlicher anzieht, ſo erleb' ich es noch, daß, wenn Euch Jemand an die Wand wirft, Ihr zwei Schuhe vom Fußboden kleben bleibt!“ Darüber hatte der Tiger heftig geweint und geſagt: er könne das nicht vergeſſen, er habe ſich im Traume ſo erblickt und es habe ſchrecklich ausgeſehen.

Die alte Frau trat also in die Schreibstube, einen kleinen Korb in der Hand, woraus sie ein Brod hervorholte, sowie eine in Papier eingeschlagene Wurst, das Frühstück des Gehülfen und des Lehrlings. Beide machten sich auch bald darüber her, und wenn auch Tischtuch und Teller fehlten, so that es doch Herr Larioz nicht anders, als daß er einen Bogen Papier auf der Tischecke ausbreitete, darauf den abgerissenen Deckel eines Buches legte und auf diesem die Wurst zerschnitt. Der Tiger schaute zu und wartete geduldig auf das Ende des Frühstücks, da er wohl wußte, daß auch für ihn was abfallen würde.

„Nun, wie gehts denn mit Eurer Wohnung?" fragte der lange Mann, nachdem er ein Stück Brod und Wurst versorgt und dann das Messer mit aufwärts gekehrter Spitze in der Hand hielt. „Habt Ihr's dem Hausherrn tüchtig gesagt und ihn ermahnt, das Dach ausbessern zu lassen? Bei San Jago! Wenn man seinen Hauszins einstreicht, so muß man dafür sorgen, daß es den Hausbewohnern nicht auf das Bett regnet!"

Der Tiger hatte eine Stimme, welche zu seinem kläglichen und verwahrlosten Aussehen durchaus paßte. Seine Reden klangen immer wie ein fortgesetztes Schluchzen, und dann erhob er seine Stimme immer am unrechten Orte, so daß man Fragen zu vernehmen glaubte, wo gar keine hingehörten.

„Ach, du lieber Gott!" sagte er, „was kümmert sich der Hausherr um ein armes Thier, wie ich bin? So, das Dach ist entzwei? hat er mich gefragt, es regnet stellenweise in Eure Kammer? Nun, da weiß ich Euch vorderhand einen guten Rath: stellt Euer Bett nicht dorthin, wo es hinein regnet, denn sonst könnte es naß werden."

„Der Hausherr hat den Teufel im Leib!“ meinte der Schreiber.

„Ja, und da ſagte er noch obendrein,“ — fuhr der Tiger fort, — „ich ſolle mich an ſo ein bischen Waſſer nicht kehren, das ſollte ich ſchon lange gewohnt ſein. Nun iſt das freilich wahr, denn ſo lange ich da oben wohne, jetzt ſchon an die zwanzig Jahre, tröpfelt es von Zeit zu Zeit immer durch das Dach. Ach, du lieber Gott! Aber ſo arg, wie jetzt, war es noch nie.“

„An ſo was mag ſich, wer will, gewöhnen!“ erwiderte heftig Herr Larioz; „man muß dem Hauseigenthümer einmal tüchtig auf ſein eigenes Dach ſteigen.“

„Aber man kann in der Welt doch viel gewohnt werden! ſpricht meine Großmutter,“ — miſchte ſich der Knabe in das Geſpräch, — „wie ja auch die alte Frau zum Aal geſagt hat, indem ſie ihm die Haut abzog.“

„So wollen wir dich einmal in den Regen unter das Dach legen,“ ſagte der Schreiber mit einem mißbilligenden Blicke auf Gottſchalk.

„Auch der Bäcker ſagte ſchon: Gewöhne dich daran, Miez! da fegte er mit der Katze den Ofen aus,“ — murmelte der Knabe in ſich hinein, doch ſo leiſe, daß es ſein Vorgeſetzter nicht verſtand; ſonſt würde ihm das unzeitige Citiren von Sprichwörtern wahrſcheinlich einen neuen Klaps eingetragen haben oder ihm ſein gewöhnlicher Antheil an der Wurſt entzogen worden ſein.

26 MA 59

„Aber er macht's uns auch nicht beſſer!“ fuhr der lange Schreiber fort, nachdem er abermals ſeinem Frühſtück zugeſprochen. „Wenn es auch bei uns gerade nicht hereinregnet,

Der Neue Don Quixote

von

F. W. Hackländer

erscheint in **20 Lieferungen**, die **5 Bände** bilden werden.

Jede Lieferung eleg. geh. zu 7½ Sgr. oder 24 kr. rhein.

Das Werk wird bis Oktober d. J. vollständig in den Händen der Subscribenten sein.

Obgleich **Hackländer's** Name auf dem Titel eines Buches dafür bürgt, daß dasselbe für das Publikum von höchstem Interesse sein werde, und daher jede weitere Empfehlung überflüssig erscheinen läßt, so kann die unterzeichnete Verlagshandlung doch nicht umhin, auf das vorliegende neueste Werk des berühmten Verfassers noch ganz besonders aufmerksam zu machen.

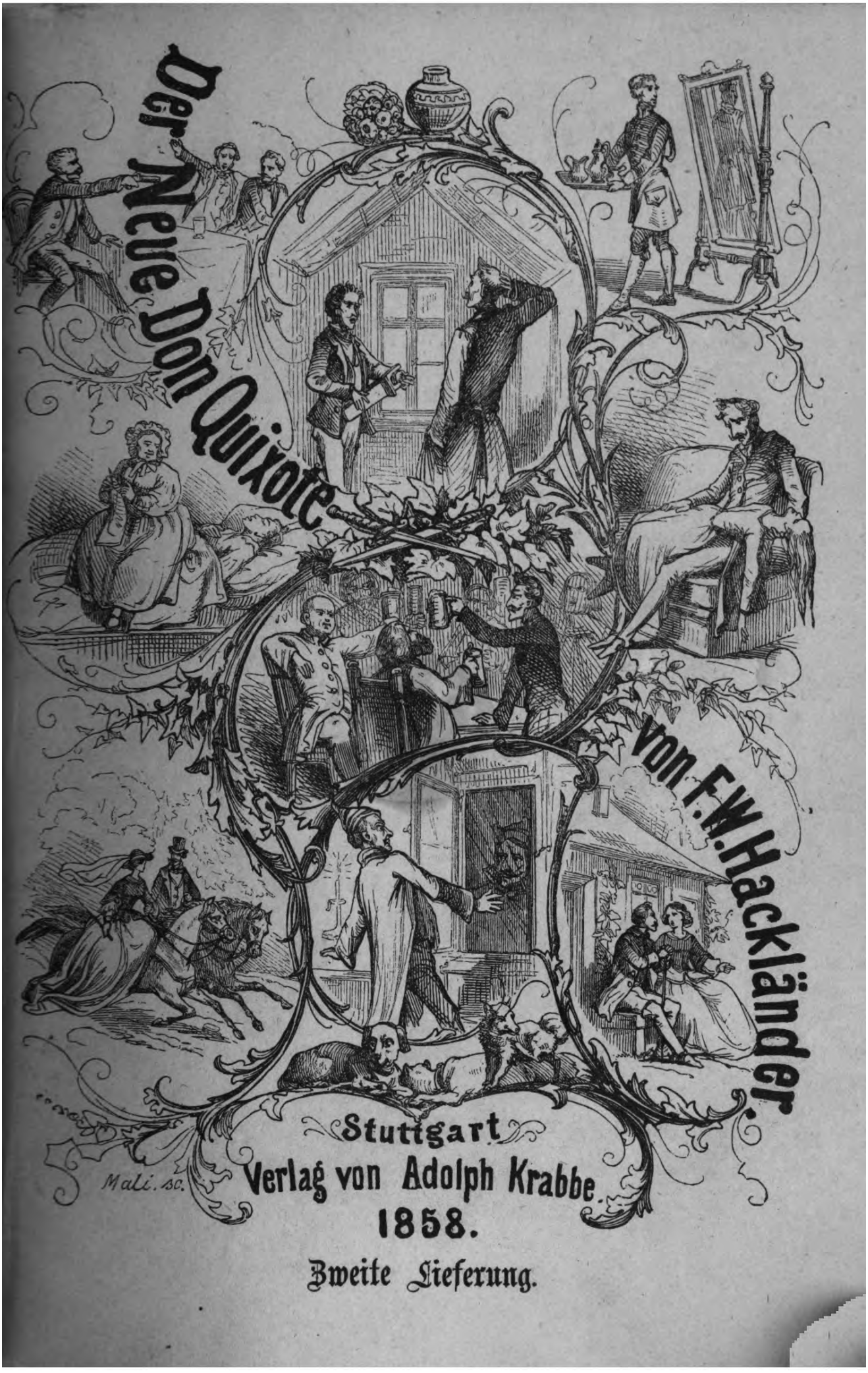
Der Gedanke, einerseits das gegenwärtige Leben der menschlichen Gesellschaft mit all seinen Härten und Vorurtheilen, mit seinem krassen Materialismus, seiner eingebildeten Aufklärung und seinem ebenso übertriebenen finsteren Aberglauben zu schildern; und andrerseits einen Menschen darzustellen, der ehrlich und vorurtheilsfrei, mit einem unüberwindlichen Glauben an das einzig Gute und Rechte gegen dies Leben und diese Gesellschaft ankämpft — mit einem Wort: einen Don Quixote zu schreiben, wie ihn Cervantes in unserer Zeit geschrieben haben würde: — der Gedanke liegt so nahe, daß man sich nur darüber wundern kann, wenn er bisher noch von Niemand aufgefaßt und ausgeführt wurde. Freilich gehört zur Abfassung eines solchen Buches nicht nur, daß man einzelne Gesellschaftsklassen und ihre Verhältnisse kennt, sondern daß man die gesammte Gesellschaft, das gesammte Leben mit scharfem Blick durchdrungen und aufgefaßt habe. Das finden wir nun gerade bei **Hackländer** in einem Maße, wie kaum bei einem andern unserer jetzigen deutschen Schriftsteller, und kein anderer ist wie **Hackländer** dazu geeignet, diesem Stoff mit allen stets sich durchkreuzenden tragischen und komischen Conflikten sein volles Recht angedeihen zu lassen. Wir glauben nicht, daß ein anderer Stoff dem Humor ein solches Feld biete, dem Humor, mit welchem **Hackländer** so reich begabt ist.

Der **Neue Don Quixote** ist **Hackländer's** glücklichster Stoff, und die glänzende Frische der Auffassung und Darstellung, die meisterliche Ausführung beweisen, daß der Verfasser seinem Stoffe gewachsen war.

Stuttgart, im Februar 1858.

Adolph Krabbe.

Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.


Der Neue Don Quixote
von F.W. Hackländer
Stuttgart
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.
Zweite Lieferung.

BRITISH MUSEUM

ſo wackeln doch Fenſter und Thüren, und man verbraucht faſt mehr Holz, als man erſchwingen kann."

„Ich habe es aufgegeben, was zu ſagen," meinte die alte Frau, „denn ſelbſt der Herr Doktor, der doch ſein Wort gut zu ſtellen verſteht, wird ja nicht einmal mit dem Hausherrn fertig. Er hat ſich an den Häuſern verkauft, ſo ſagt der Doktor, aus Aerger darüber trinkt er Abends mehr Wein, als er ſollte, und das will er wieder dadurch hereinbringen, daß er auf dem Dach ein paar elende Ziegel erſpart."

„Dergleichen hat der bankerotte Apotheker auch gedacht," ſprach Gottſchalk mit pfiffigem Lächeln; „denn er ſagte: So muß Reichthum wiederkommen. Damit ſtand er über Nacht auf und verkaufte für einen Kreuzer Läuſeſalbe."

„Und die hat er wohl an dich verkauft, he?" fragte der Schreiber mit finſterem Stirnrunzeln; „Gottſchalk, Gottſchalk, du biſt ein wirklicher Schalk, und es wäre beſſer, man ſchickte dich zu Meiſter Schwörer zurück! So lange du dort unter der Elle geſeufzt haſt, warſt du ein Kopfhänger und haſt nicht gewagt, dein Maul aufzuthun; hier aber, wo man dich mit Liebe behandelt, fließt die Schelmerei beſtändig aus dir heraus."

„Aber ich meinte es ja nicht böſe, Herr Larioz," entgegnete der Knabe mit einem affektirt demüthigen Blicke; „das ſind ſo Sprüchlein, die ich von den Geſellen gehört und die mir immer einfallen."

„Ich wollte, dir fiele was Anderes ein," ſprach ſtreng der Schreiber; „jetzt ſchau deine Arbeit an" — damit zeigte er mit ſeinen langen, dürren Fingern auf den Papierbogen, wo oben die vier Zeilen gegen das ganze weiße Uebrige wie gar nichts

ausſahen; „wenn der Herr Prinzipal nachher kommt, werde ich dir wahrhaftig nicht wieder durchhelfen. — Meinſt du vielleicht, es ſei ſo leicht, ein ordentlicher Schreiber zu werden, obendrein, wenn man die Sache ſo ſaumſelig angreift? Ich kann dich verſichern, Gottſchalk, aller Anfang iſt ſchwer, ſogar bei dem größten Fleiße.“

„Ja, aller Anfang iſt ſchwer,“ ſeufzte wehmüthig der Knabe, „das hat der Bauer auch geſagt, da wollte er die Kuh am Schwanz in den Stall ziehen.“

Dieſes Mal zuckten die Finger des Herrn Larioz nach dem großen Lineal; doch erhob ſich der Lehrling ſo eilig wie möglich und begab ſich an ſeinen Schreibtiſch. Auch tauchte er die Feder nun geſchwinder ein als gewöhnlich und fing mit aller Emſigkeit an zu ſchreiben.

„Es iſt doch ein gutes Bürſchlein,“ ſagte begütigend der Tiger, der den Knaben ſeines harmloſen, heiteren Gemüthes wegen lieb gewonnen hatte und ihm alles Mögliche zu Gefallen that. „Sie werden ſehen, Herr Larioz, aus dem wird noch was Rechtes; freilich, fleißig muß er ſein, recht fleißig.“

„Ja, aber da er nicht fleißig iſt, ſo wird er in den Mühen des ernſten Lebens untergehen und kommt, wenn er nicht recht fleißig wird, auf keinen grünen Zweig.“

„Ja, aber er paßt auf und begreift leicht,“ meinte der Tiger.

„Er begreift, was ihm Spaß macht,“ ſagte Herr Larioz, während er vor ſein Stehpult trat und die Arbeit wieder aufnahm. „Aber ihm fehlt der gehörige Ernſt; ſieht Sie, Frau Friedel, jetzt geben wir ihm die beſten Lehren, und macht er wohl ein ernſtes Geſicht? Schaue Sie ihn ſich an! Da braucht jetzt nur draußen das Allergeringſte zu geſchehen, da braucht zum Beiſpiel nur einer von den bunten Lappen an der Waſch-

leine zu fallen, so wird er in ein lautes Lachen ausbrechen. — Sage mir doch eigentlich, Bürschlein, worüber lächelst du jetzt, he?"

„Ich lächle ja gar nicht, Herr Larioz," erwiderte Gottschalk und machte die furchtbarsten Anstrengungen, ein ernstes Gesicht zu zeigen.

„Ja, ja, ich weiß wohl, du willst keine guten Lehren annehmen; aber ich sage dir, Gottschalk, wenn du so fortmachst, kommst du auf keinen grünen Zweig, sondern gehst unter."

Mochten nun diese Worte für den jungen Menschen etwas so außerordentlich Komisches haben, oder plagte ihn sonst was — genug, er brach los und lachte so laut und fröhlich, daß selbst auf dem harten Gesicht des Schreibers ein Lächeln wetterleuchtete und der Tiger mit lautem Gelächter einfiel. Dabei trat die alte Frau zu dem Knaben hin und patschte ihm auf den Rücken, wie man es bei ähnlichen Veranlassungen kleinen Kindern zu machen pflegt, damit sie bei einem Lachanfalle nicht so sehr außer Athem kommen.

„Lassen Sie ihn gehen, Frau Friedel," sprach wieder ernst der Schreiber, „der Kerl ist unverbesserlich, und ich werde noch stark an ihm herunterhobeln müssen."

Die alte gute Frau beugte sich aber tief zu dem Kopfe des Knaben hinab, so daß ihr runzeliges Gesicht sein frisches lockiges Haar berührte. Dann sagte sie halblaut zu ihm:

„Nicht wahr, du wirst brav, Gottschalk, und lernst tüchtig, daß was Rechtes aus dir wird? Und ich glaube, daß du es zu was bringst; denn ich habe neulich deinetwegen in den Karten nachgesehen, und da stand viel Ehre und Geld. Nicht wahr, du gehst mir nicht unter?"

„Nein, nein, ich gehe nicht unter," versetzte abermals, doch

jetzt verbiſſener lachend der Knabe. „Ich werde mich ſchon bemühen, in die Höhe zu kommen.“ Und darauf ſetzte er flüſternd hinzu: „Fett ſchwimmt oben, ſagte Bartel, da lebte er noch.“

Nachdem der Tiger auf dieſes Intermezzo noch die Schriftzüge Gottſchalks bewundert, auch das übrige Brod und ein paar Wurſtzipfel zuſammengeleſen und eingepackt, ſtrich er dem Knaben noch einmal leicht über den lockigen Kopf, erkundigte ſich, ob Aufträge für ihn da ſeien, verließ dann die Stube und ſchritt durch den melancholiſchen Hof zum Hauſe hinaus.

Herr Larioz arbeitete fleißig an ſeinem Auszuge, und auch Gottſchalk bemühte ſich, tüchtig darauf los zu ſchreiben. Doch war leider heute einer von den Morgen, wo er zu keiner anhaltenden Arbeit kommen konnte; denn kaum hatte er den vier ſchon vorhandenen Zeilen noch ein paar Dutzend zugefügt, als im Nebenzimmer, in der Stube des Prinzipals, eine Stimme laut wurde, die ihn veranlaßte, die Feder ruhen zu laſſen und erſtaunt zu Herrn Larioz aufzublicken. Es waren eigentlich zwei oder mit der des Prinzipals drei Stimmen, die ſich vernehmen ließen und etwas Wichtiges zu beſprechen ſchienen. Die eine Stimme ſagte: „Sie werden mir aber zugeben, Herr Doktor, daß ich vielleicht triftige Gründe habe, meine Anſicht und die des braven Mannes hier zu verfechten. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dem Schwörer eine gelinde Strafe nichts ſchaden kann, daß man ihm ſo zu ſagen wegen des Vorfalles neulich Nacht etwas anhängen ſollte, item, daß wir Alles dazu beitragen müſſen, unſere Klage zu begründen und aufrecht zu erhalten.“

„Aber ich weiß gar nicht, wie da eine Klage zu formuliren wäre.“

„Nun, Sie werden mir zugeben,“ fuhr die erſte Stimme wieder fort, „daß es denn doch ein bischen ſtark iſt, einen armen Buben bei Nacht auf die Straße zu ſetzen und den Teufel zu bitten, daß er ihn hole. Ach, erlauben Sie mir! Wenn das nicht ſtrafbar iſt, da weiß ich überhaupt nicht, warum man in dieſer Welt noch Prozeſſe anfangen ſoll.“

„Das iſt Doktor Flecker,“ ſagte Herr Larioz. „Er ſpricht von dir.“

Jetzt wurde auch die dritte Stimme laut, und bei dem Klange derſelben fuhr der Knabe etwas Weniges zuſammen.

„Ich muß dem Herrn Doktor Flecker Recht geben,“ ließ ſich die dritte Stimme vernehmen; „was Teufel! man jagt keinen Hund Nachts bei Regenwetter aus dem Hauſe. Das ſoll mir der Schwörer, dieſer Kerl, nicht umſonſt gethan haben!“

„Das iſt mein Vater,“ meinte ſchüchtern Gottſchalk.

„Allerdings, da haben Sie Recht,“ hörte man den Rechtsconſulenten ſagen, „und wenn es angeht, können wir den Schneidermeiſter Schwörer wegen Mißhandlung Ihres Sohns belangen.“

„Zu gelinde, viel zu gelinde! Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, das wäre kaum der Mühe werth. Nein, nein! Man muß den Schwörer in ſeinem Glauben zu erhalten ſuchen, der Knabe ſei verſchwunden, und dabei will ich Ihnen zugeben, daß vernünftige Menſchen meinen werden, er ſei Gott weiß, wohin gekommen, verunglückt, meinetwegen von Räubern oder Zigeunern geſtohlen; das iſt mir Alles gleich viel, item, die Sippſchaft des Schneidermeiſters muß in ihrem

Glauben erhalten und bestärkt werden, der Teufel habe ihn wirklich geholt."

Herr Larioz hatte bei dem eben gehörten Gespräche seine Arbeit unterbrochen, hatte gedankenvoll das Kinn in die Hand gelegt und schüttelte augenscheinlich verdrießlich mit dem Kopfe.

„Sie sind sonst ein so gescheidter Mann, lieber Doktor," hörte man den Rechtsconsulenten sagen, „aber dieses Mal haben Sie jedenfalls Unrecht; ich kann Sie versichern, ich wüßte nicht, in welcher Art ich eine Klage wegen Teufelholens anstellen sollte; ich müßte ja fürchten, mich völlig lächerlich zu machen. Und dann, wenn man die Sache ruhig betrachtet, so hat der Knabe irgend eine Veranlassung gegeben zu der übeln Behandlung, die ihm zu Theil geworden."

„Dieses Mal nicht," vernahm man die Stimme des Jägers, Herrn Brenner. „Zu Anfang, als mein Gottschalk in die Lehre kam, war es mir gelungen, dem Meister Schwörer die Livreen meiner Herrschaft zu verschaffen, damals lieferte er noch gute Arbeit. Als er sich aber nicht lange darauf mit seinen jetzigen stillen Freunden verband, da wurde die Arbeit immer schlechter, meine Kameraden klagten mit Recht übe die mangelhaften Anzüge; ich versichere Sie, Westen und Hosen waren zu kurz und zu enge, auch mit der heißen Nadel genäht; und der Herr Baron von Breda nahm ihm die Arbeit ab. Von dem Augenblicke an war mein Gottschalk nichts mehr nutz. Ich weiß wohl, daß der Junge seine Fehler hat, wie jeder Andere, aber es lag klar am Tage, daß der Verlust der Kundschaft aus meinem Gottschalk mit einem Male den bösesten Buben gemacht."

„Sie werden mir zugeben, mein lieber Doktor, daß ſo was unverantwortlich iſt," ſagte der Armenarzt.

„Wenn ich das auch zugeſtehen muß," entgegnete der Rechtsconſulent, „ſo werden Sie mir dagegen einräumen, daß ich von meinem Standpunkte aus Ihren Wünſchen nicht nachkommen kann."

„Sollte ſich denn nicht eine kleine Handhabe drehen laſſen können, womit ſich die Sache nach unſerer Anſicht bewegen ließe, mein lieber Herr Doktor? Habt ihr Herren vom Recht doch ſchon ſo viel, was gerade nicht Recht war, möglich gemacht, und wir ſind hier ſo ſehr in unſerem Recht, daß, wie Sie mir zugeben werden, ein klein bischen Unrecht ſchon verzeihlich wäre."

„Das Beſte iſt," hörte man nach einem längeren Stillſchweigen den Rechtsconſulenten ſagen, „wenn wir die Hauptperſon in dieſer Geſchichte, Herrn Larioz, noch ein Mal hörten. Iſt's Ihnen gefällig, meine Herren, ſo treten wir einen Augenblick in die Schreibſtube."

Den Herren ſchien dieſer Vorſchlag in der That zu gefallen; denn im nächſten Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und herein traten die Beſitzer der drei Stimmen, welche man durch die dünne Wand ſehr deutlich vernommen. Doktor Flecker ſchoß mit ſeiner gewöhnlichen Lebendigkeit herein, kniff ſein rechtes Auge vertraulich gegen den Schreiber zu, wobei er bedeutend mit dem Kopfe nickte, und faßte zu gleicher Zeit den Lehrling am Rockkragen, ihn zur Begrüßung ſo freundlich und derb ſchüttelnd, daß die Feder faſt der Hand entfallen wäre. Der Rechtsconſulent ging würdevoll, wie es ſich für einen Mann von ſeiner Stellung geziemte, das Kinn in die Halsbinde vergraben, auf dem Geſichte einen Zug ſtiller Sanft-

muth und Ergebung, den er ſeinen Clienten gegenüber gern anzunehmen pflegte, um für eine umgängliche, ruhige und angenehme Perſönlichkeit zu gelten, einen Zug, der aber zur Wahrheit wurde, ſo oft er ſich ſeines Hausweſens, namentlich ſeiner Schwiegermutter erinnerte. Vater Brenner war eine breitſchulterige, große Perſönlichkeit, mit einem mehr als ſanft gerötheten Geſichte. Dabei aber war er ein wohlgewachſener, hübſcher Mann, vortrefflich im Dienſte und der auch dort eine ſehr gute Figur machte. Es konnte Niemand ſicherer, mit größerer Leichtigkeit, ja, eleganter ſeinem Herrn die geladene Büchſe präſentiren, als der Jäger Brenner. Wenn er hinten auf dem Wagen ſtand, ſo ſah das ſo impoſant aus, daß man hätte fragen können: „fährt dort vielleicht Seine Majeſtät in Allerhöchſt eigener Perſon?“ und wenn er bei der Tafel ſervirte, ſo geſchah das mit einem ſolchen Aplomb und dabei mit einer ſolchen Umſicht, daß die Freunde des Barons Breda dieſen um ſeinen Jäger ordentlich beneideten. Merkwürdig war es aber dabei, daß Herr Brenner, ſobald er Federhut und Bandelier abgelegt hatte und ſich im gewöhnlichen Leben bewegte, ziemlich ſteif und unbeholfen war, und daß es ihm da namentlich wie einem ſchlechten Schauſpieler ging, der zwei Hände zu viel hat und abſolut mit dieſen nichts anzufangen weiß. Dieſe Schüchternheit war ſeltſam an Herrn Brenner, und er, der ſchon Ihrer Majeſtät der Königin ohne Furcht und Tadel ein Glas Waſſer präſentirt hatte, war verlegen, wenn er außerhalb des Dienſtes nur bei etwas höher geſtellten Leuten ins Zimmer treten ſollte. Zu Hauſe war das begreiflicher Weiſe nicht der Fall, und doch pflegte Herr Brenner bei großen Familienſcenen, wo es eine bedeutende Abkanzelung galt, oder wo er ſogar den Verſuch machte, der Großmutter

ſeine Meinung kund und zu wiſſen zu thun, mit Federhut und Bandelier zu erſcheinen.

Jetzt war er alſo der Letzte, der ins Zimmer trat, und nachdem er eine Verbeugung gegen Herrn Larioz gemacht, ſtreckte er ſeine rechte Hand nach Gottſchalk aus, der ſich ihm als gehorſamer Sohn augenblicklich näherte und nun vom Vater Brenner als Verlegenheits-Ableiter benutzt wurde; denn er behandelte ihn als Sache, die man zum Spielen in der Hand hält, man könnte ſagen: als Spazierſtock; denn er umfing mit ſeiner breiten Hand den Kopf des Knaben und drehte ihn zuweilen, wenn er ſeine Meinung abgab, nach allen Seiten herum.

„Da wären wir alſo," ſagte der Armenarzt, „ein vollkommenes und ſehr reſpektables Concilium, das wird Jeder zugeben müſſen, der uns hier beiſammenſieht. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß es vielleicht von Wichtigkeit ſein wird, dem Herrn Larioz — meinem Freunde Don Larioz — als Haupthelden der ganzen Action, als ganz hölliſcher, verfluchter Perſönlichkeit, die Sachlage nochmals ins Gedächtniß zurückzurufen."

Vater Brenner, der nichts dagegen einzuwenden wußte, legte die linke Hand, die er gerade frei hatte, an ſein bärtiges Kinn und nickte mit dem Kopfe.

„Ich halte das für unnöthig," verſetzte der Rechtsconſulent, indem er mit wichtiger Miene ſein Kinn in die Halsbinde vergrub. „Herr Larioz kennt den vorliegenden Fall."

„Ja, und ich erlaube mir, zu bemerken, daß der Fall ſehr wichtig iſt!" rief der Armenarzt, „und Sie werden mir zugeben, daß es nicht unnöthig iſt, dieſes unſerem Freunde, Don Larioz, ins Gedächtniß zurückzurufen. Zum Henker, man läßt

ſich nicht nur ſo für den Teufel halten; und dieſer vortreffliche Freund, der dort ſteht, weiß am beſten, wie erſtaunlich kläglich es war, als der arme kleine junge Menſch ganz durchnäßt in Kälte und Wind vor dem Hauſe herumlief; es war das ein Anblick, der auch das weichſte Herz ſteinhart machen mußte."

Während der Doktor dies mit großem Pathos ſprach, hatte er ganz die Haltung eines Kampfhahns angenommen. Er ſtand da mit geſpreizten Beinen, den Bauch ſo viel als möglich vorgedrückt, die Naſe hoch erhoben und mit beiden Händen in der Luft herumfuchtelnd, wobei er in der Linken den Stock mit dem ſilbernen Knopfe trug. Seine Rede war beſonders an Herrn Larioz gerichtet, von dem er wohl wußte, daß ihm der ganze Teufelshandel äußerſt widerwärtig war, und den er durch ſeine begeiſterten Worte mit ſich fortzureißen hoffte; doch ſchien ſeine Abſicht dieſes Mal durchaus nicht gelingen zu wollen. Der Schreiber hatte ſein Lineal hoch empor genommen und blickte ziemlich finſter in den Hof hinaus.

„Nun, was meinen Sie?" fragte der Rechtsconſulent nach einer Pauſe, während welcher Alle ſchwiegen.

„Ich meine," entgegnete Herr Larioz, „daß die ganze Sache ein unangenehmer Handel iſt, der ſich am beſten dadurch ausgleicht, daß man ihn liegen läßt und ſo nach und nach vergißt."

„Den Teufel auch!" rief der Doktor; „Freund, laſſen Sie mir Ihre gewöhnlichen Phantaſien von Recht und Gerechtigkeit nach Ihrer Art! So kommt man nicht durch die Welt, das kann ich Sie verſichern."

„Ich meine ferner," fuhr der Schreiber, gänzlich unbewegt durch dieſe Exclamation, fort, „daß, wenn Herr Brenner

gegen Meiſter Schwörer wegen unbefugter Mißhandlung ſeines Sohnes zu klagen hat, ich gern bereit bin, ſeine Klage durch mein Zeugniß zu unterſtützen, daß ich aber dagegen mit der ganzen Teufelsgeſchichte nichts zu thun haben will. Bei San Jago! Es hat freilich der Larioz genug gegeben, die den Teufel im Leibe hatten, davon bin ich überzeugt, aber keinen, der Luſt gehabt hätte, ſich mit der Perſon des Höllenfürſten zu identificiren.“

„Kindereien, Kindereien, Kindereien!“ ſchrie der Doktor, und er ſprach dieſes Wort jedes Mal mit lauterer Stimme aus; „Sie werden mir zugeben, beſter Don Larioz, daß ich mir meinen Spaß nicht ſo verderben laſſen darf. Die Sache iſt aufs beſte eingefädelt, Meiſter Schwörer iſt der feſten Anſicht, er habe wirklich den Teufel geſehen, und wollen Sie,“ ſetzte er mit komiſcher Wehmuth hinzu, „dieſem Manne ſeinen guten Glauben verderben?“

„Beſter Doktor,“ nahm der Rechtsconſulent, der beinahe ungeduldig zu werden begann, das Wort, „Sie ſehen, wir Männer vom Fache finden, daß der Sache keine rechtliche Handhabe zu drehen iſt. Sie haben ſich nun einmal in die Teufelsidee hinein verbiſſen, aber wir können die Sache nach Ihrer Idee unmöglich unterſtützen. Wollen Sie eine Klage — Brenner contra Schwörer, Mißhandlnng des jungen Menſchen betreffend, ſo ſtehen wir mit allen unſeren Kräften zu Befehl. Da iſt aber die Grenze, und ich verſichere Sie, ich könnte wahrhaftig in die Lage kommen, mich lächerlich zu machen, wenn ich mich in eine ſolche Teufelsgeſchichte einließe, von der ich voraus weiß, daß ſie nicht durchzuführen iſt. Vielleicht,“ ſetzte er mit Würde hinzu, wobei ſein ganzes Kinn in der Halsbinde verſchwand, „finden Sie einen Winkeladvoka-

ten, der die Sache annimmt, Sie um Ihr Geld bringt und dann ſitzen läßt. Aber wenn Sie den Rath eines guten Freundes annehmen wollen, beſter Herr Doktor, ſo —"

„Das iſt alles recht gut und wohl," rief der Arzt, der ſich während der Rede des Advokaten wie eine Wetterfahne gedreht hatte, um alle Anweſenden der Reihe nach zu betrachten, „das iſt vortrefflich geſprochen; aber Sie kennen jenes Volk nicht! Nur wenn wir ſie mit ihrer Teufelsfurcht anpacken, iſt was aus ihnen herauszupreſſen. Kommen wir ihnen aber mit einer ganz gewöhnlichen Klage auf den Leib, ſo wette ich Hundert gegen Eins, ſie ſind gerade ſo pfiffig wie wir, und wir können mit langer Naſe abziehen."

„Und das wäre das Beſte," ließ ſich der Schreiber vernehmen, „wenn das Recht nicht auf unſerer Seite iſt."

„Das Recht, lieber Freund, das Recht!" rief der Doktor mit komiſcher Entrüſtung, wobei er ordentlich in die Höhe ſprang; „Sie ſollten mir eigentlich nicht erlauben, daß ich Ihnen bemerke, das Recht läßt ſich drehen, wie eine wächſerne Naſe, aber es iſt leider Gottes ſo. Was wollen Sie mit Ihrem Recht! Aber ich kenne Ihre Anſichten, und mit dieſen werden Sie doch hundert Mal anſtoßen. Sie halten die ganze Welt für ehrlich und werden bei dem Glauben verbleiben, bis man Sie mehrere Mal donnermäßig über den Löffel barbirt hat, und wenn das einmal recht tüchtig geſchehen iſt, dann werden Sie nach Gott ſchreien und — Ihrem ganz ergebenſten Diener."

Damit wandte ſich der Doktor um und machte Miene, wie im Zorne, das Zimmer verlaſſen zu wollen. An der Thür aber drehte er ſich auf dem Abſatze herum, machte ein

pfiffiges Gesicht und rief, wie um eine letzte, vielleicht günstige Entscheidung zu hören: „He?“

Vater Brenner hatte bedeutend mit dem Kopfe geschüttelt, und auch ihm wollte das Benehmen des Schreibers nicht einleuchten. Er strich sich mit der Hand über den Bart, schob Gottschalk wie zum Schutze einen Schritt vor sich hin und wollte mit einer feierlichen Rede gegen das Stehpult avanciren, war jedoch sehr froh darüber, daß der Doktor abermals das Wort nahm.

„So ist denn nichts zu machen?“ sagte dieser. „Ich hätte das nimmer von Euch gedacht, Don Larioz. Nun gut, ich gehe meinen eigenen Weg und will schon sehen, was ich für meine armselige Person allein herausschlagen kann. Aber Eines werden Sie mir zu bemerken erlauben: lassen Sie mich meinen Weg gehen und kommen Sie mir nicht in die Quere. Es ist mir ja nicht um meinetwillen, sondern hauptsächlich um Sie selbst zu thun. Sie kennen jenes Volk nicht, und wenn Sie, gerade und ehrlich, wie Sie sind, mit demselben zu thun kriegen, so kommen Sie in Schaden, darauf können Sie Gift trinken — meinetwegen einen ganzen Schoppen Blausäure. Item, jetzt bin ich fertig.“

Der Rechtsconsulent schien hoch erfreut, daß der Doktor wirklich fertig sei; denn die Unterredung hatte ihm schon viel zu lange gedauert. Trotzdem aber machte er zum Abschiede ein freundlich lächelndes Gesicht, sagte etwas von sonst in allen Dingen gern zu Diensten stehen, von thätiger Rechtshülfe, unbedingt Vertrauen verdienen, und was dergleichen Phrasen mehr sind, und manövrirte dabei so glücklich mit Complimenten und Wendungen, daß sich der Armenarzt und Vater Brenner im nächsten Augenblicke unter der Thür befanden. Hier aber blieb der Letztere stehen, und da er an dem Thürpfosten

einen ſoliden Anhaltspunkt gefunden hatte, ſo zeigte er ohne allzu große Verlegenheit auf ſeinen Sprößling, und ſagte dabei: „Und der Herr Doktor ſind mit meinem Kleinen da zufrieden? Glauben Sie, daß er ſich zum Schreiber eignet? Es ſollte mich wahrhaftig freuen; denn ich ſelber habe das Schneiderhandwerk all mein Lebtag nicht ausſtehen können. Nur meine Alte meinte, es ſei erſprießlich, wenn der Kerl da ſeinen Geſchwiſtern baldigſt die Kleider flicken könnte.“

Der Rechtsconſulent verſicherte, es werde ſich ſchon machen, er habe alle Hoffnung dazu, und dann ließ auch Vater Brenner ſeinen Thürpfoſten fahren, worauf er augenblicklich im dunkeln Gange draußen verſchwand. Doch hörte man ſeine tiefe Stimme noch zurückrufen: „Alſo, Oculi, halte dich brav, und mach' mir keine Schande!“

Der kleine Armenarzt war im halben Zorne davon geeilt, doch war er viel zu gutmüthig und hatte ein zu verſöhnliches Gemüth, um das Haus in Feindſchaft mit ſeinem alten Freunde verlaſſen zu können. Deßhalb kehrte er auch im Hofe wieder um, trat an die trüben Fenſterſcheiben der Schreibſtube und klopfte heftig daran, und als der Schreiber lächelnd geöffnet, rief er hinein: „Freund Larioz, Ihr werdet mir zugeben, daß Ihr einen verdammt harten Kopf habt. Und ich habe es doch ſo gut mit Euch und dem Knaben gemeint! Na, denken wir vorderhand nicht mehr daran, und laßt mich machen! Aber kommt mir nicht in meinen Weg, das rathe ich Euch wohlmeinend; denn wenn Ihr in meinen Weg kommt, ſo werde ich zornig, und der Doktor Flecker in ſeinem Zorn iſt eine gar gefährliche Perſönlichkeit. Addio, caro amico!“

„Addio!“ erwiderte lachend Don Larioz; dann ſchüttelten ſich Beide die Hände, und der kleine Doktor, die gefähr-

liche Persönlichkeit, hüpfte wie eine Bachstelze aus dem Hofe hinaus.

Draußen an dem halbzertrümmerten Thorflügel stand Vater Brenner; er hatte die linke Hand unter das Kinn gelegt, schien über etwas nachgedacht zu haben, und sagte nach einer Pause: „Herr Doktor, mit den vornehmen Advokaten ist es nichts. Ich kenne einen stillen Entenmaier, der sich der Sachen armer Leute gern annimmt."

„Lieber Freund," versetzte der Doktor, indem er seine beiden Hände, wie beschwörend, emporhob, „lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem stillen Entenmaier; ich fürchte selbst, daß in der Sache auf dem Wege Rechtens nichts zu machen ist, weil der da drinnen sie nicht übernehmen wollte; denn wenn Einer mit dem Teufel umzugehen weiß, so ist es der Rechtsconsulent Plager."

Bei diesen Worten lächelte er eigenthümlich und eilte in die nächste Gasse hinein. Vater Brenner aber blieb einen Augenblick gedankenvoll stehen, und da er aufblickend gewahrte, daß er sich in der Nähe eines Weinhauses befand, so fiel er dort ein, um sich nach den gehabten Strapazen zu einem kühlen Trunke zu verhelfen.

Unterdessen schrieb Gottschalk drinnen in der Stube fleißiger als vorher an seinem Bogen, wogegen Herr Larioz zerstreut schien und seine Auszüge nicht mehr so emsig machte, wie früher; ja, er nahm zuweilen die Feder quer in den Mund und blickte gedankenvoll in den Hof hinaus. Er schien lange etwas zu überlegen und endlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein, worauf er zu sich selber sagte: „Ich muß dem Meister Schwörer beweisen, daß ich nicht der Teufel bin."

Zehntes Kapitel.

Eine Teufelsbeschwörung.

Bei Meister Schwörer war es noch herkömmlich, daß, so viele von den Gesellen Platz hatten, mit ihm unter einem Dache wohnten; dabei war dieses unter dem Dache wohnen wörtlich zu verstehen und hatte unter andern Vortheilen noch den Nutzen, daß keiner der Gesellen ein Barometer brauchte; denn wollten sie wissen, ob draußen schönes Wetter sei, so durften sie nur in die Höhe blinzeln und brauchten nicht lange zu suchen, um irgend einen mitleidigen Stern aufzufinden, der zu ihnen hereinflimmerte. Ahnete ihnen aber etwas von Regenwetter, so brauchten sie nur die Hand nach den Dachplatten auszustrecken, und der größere oder geringere Grad von Feuchtigkeit, der an diesen herabtropfte, ließ sie zur Genüge erkennen, ob es ein kleiner Sprühregen sei oder ein festes Regenwetter. Ja, sogar woher der Wind blies, war hier oben deutlich zu unterscheiden; denn wenn er aus Westen kam, so seufzte der

alte Dachladen in ſeinen Angeln, blies er aber aus Norden, ſo klapperten die Dachplatten wie ein Pochwerk.

In einer Nacht, wo, dem unaufhörlichen Gewinſel des Dachladens nach zu urtheilen — derſelbe machte nämlich die verzweiflungsvollſten Anſtrengungen, ſich von einem Schließhaken loszureißen, und wenn das nicht gelang, ſo pfiff und heulte er wie ein Hund an der Kette — der Wind aus Weſten kam und ein tüchtiges Regenwetter zwiſchen die Dachplatten hereinjagte, wo der alte Schornſtein des Hauſes ſich mit in das Geſpräch der wilden Geiſter draußen miſchte, aber feierlich, beruhigend im Vergleich zu dem tollen Gezänk der andern, wo ſämmtliche Bretter-Verſchläge auf dem Dachboden knarrten und ſtöhnten und wo der Klang der Glocken, wenn ſie hoch vom Thurme die Stunde anſchlugen, vom Sturmwind zerriſſen wurde, ſo daß ſie nur noch in zitternden Tönen weiter hallen konnten, in einer ſolchen Nacht lag der Elberfelder in ſeinem Bette, und da er zufälliger Weiſe nicht ſchlafen konnte, ſo ließ er vor ſeinem inneren Geſichte die Erlebniſſe der vergangenen Tage vorübergehen. Der Elberfelder hatte bei ziemlich zerrütteten Nerven eine außerordentlich regſame Phantaſie. Er war einer von den Menſchen, denen es als eine pure Unmöglichkeit erſcheint, ſtill und zufrieden ihrem Berufe nachzugehen; er hatte vielmehr die unglückliche Neigung, dieſen Beruf immer nur als Nebenſache zu betrachten und ihn ſo weit als thunlich ſeinen Leidenſchaften unterzuordnen. Schon als Lehrling war ihm die Erlernung ſeines Handwerks Nebenſache geweſen, und wenn er davon etwas erlernte, ſo brauchte er das nur, um ſeine Schelmenſtreiche auszuführen. Er beſaß damals eine außerordentliche Fertigkeit, Katzen wegzufangen, ihnen den Balg abzuſtreifen, dieſen präpariren zu laſſen und alsdann, zu Pelz-

decken verarbeitet, zu verkaufen. Als er Geſelle wurde, warf er ſich auf das liederliche Leben, namentlich auf den Tanz ohne Maß und Ziel, und da war der Elberfelder eine genannte und bekannte Perſönlichkeit. Zu ſeinem Bedauern reichten aber ſeine Körperkräfte für ein ſolches Treiben nicht lange aus, der Elberfelder wurde ſchwach im Kopf und wackelig in den Beinen, und wenn ihn auch der Ruf zur Schlacht, das heißt die Geige zum Galopp, noch immer unwiderſtehlich mit fortriß, ſo war das doch nur noch wie ein Schattentanz, und er mußte die Kränkung erleben, daß ihm eine ſeiner Geliebten, die handfeſte Köchin eines ſtillen Hauſes, bei mehreren Gelegenheiten und mit voller Indignation ſagte: „Elberfelder, ich kenne Ihn gar nicht mehr, Er kann ja gar nichts mehr leiſten!“

Dieſes Wort der Köchin ſchnitt tief in ſein Herz, und es war ihm wie jene Schrift, die dem hochſeligen König von Babylon auch an einem ſolch wilden Abend erſchien und ihn ebenfalls zur Buße mahnte. Der Elberfelder beſchloß, einen anderen Menſchen anzuziehen, und da vom Erhabenen zum Lächerlichen, ſo wie auch umgekehrt, nur ein kleiner Schritt iſt, ſo warf er ſich in die Arme ſeiner jetzigen Glaubensgenoſſen und wurde aus einem liederlichen Schneidergeſellen ein gnadenerfülltes Werkzeug ſeiner Partei. Doch bewies ſich auch dieſes Geſchäft im Laufe der Zeiten nicht ſo lucrativ, wie der Bekehrte gedacht. Für eine äußerſt angenehme Condition bei einer geſinnungstüchtigen Damen-Kleidermacherin, die aber bei ihrem Geſchäft der männlichen Hülfe ſehr benöthigt war, zeigte er ſich nicht gewandt und ausdauernd genug und mußte entlaſſen werden. Er hatte es darauf verſucht, den unverſchuldet Herabgekommenen zu ſpielen und ſich, als unverſchämter Haus-

armer, vermittelſt des außerordentlich fleißigen Beſuchs aller möglichen Betſtunden zu ernähren; aber hier war die Concurrenz zu groß, und ſo wurde er denn von einem wohlwollenden Mitgliede dem Meiſter Schwörer empfohlen, der, obgleich er damals noch ein tüchtiger und geſuchter Meiſter war, doch ſchon gelinde Anwandlungen von Heuchelei zeigte und bereits begann, ſeine ſichere irdiſche Kundſchaft zu vernachläßigen, auf die unſichere Hoffnung eines Gnadendurchbruchs hin, der ihn ohne Müh' und Arbeit mit allen Glücksgütern dieſer Erde überſchütten ſollte.

Aber auch im Hauſe des Meiſters Schwörer hatte der Elberfelder nicht das gewünſchte ſtille und behagliche Aſyl gefunden; die Meiſterin war ein hartes Gemüth, eine Ungläubige, die den frechen Satz aufſtellte: zuerſt heiße es arbeiten, und dann erſt könne man ſich zur Erholung ein Gebet gönnen; eine Frau, die lieber dafür ſorgte, daß ihre Kinder ein gutes Hemd auf dem Leibe hatten, als daß nackte Negerknaben Gott weiß, wo, in Hinterindien, von ſanft geſinnten Miſſionären in chriſtliche Behandlung genommen wurden; eine Frau, die das Miſſionswerk in ihrem eigenen Hauſe beginnen wollte, und deßhalb Subjecte, wie den Elberfelder über alle Berge wünſchte, eine Frau, die verſtockt genug war, ihrem Mann eine Scene zu machen, weil ſie nicht zugeben wollte, daß er, ſtatt die nothwendigen Schulbücher für ſeine Kinder zu kaufen, ſich mit dem ſauer verdienten Gelde bei einer Geſellſchaft zur Verbreitung von Tractätlein betheiligte, — kurz, eine brave und rechtſchaffene Frau. Aber eben deßhalb war ſie dem Geſellen ein Dorn im Auge, und er dachte ſchon ſeufzend daran, ſich eine andere Condition zu ſuchen. Da kam ihm die Teufelsgeſchichte des Meiſters Schwörer, um uns eines unziemlichen Ausdrucks zu

bedienen, wie ein gefundenes Freſſen. Daß er den Meiſter Schwörer aus allen Kräften in ſeiner Anſicht beſtärkte, er habe wirklich den Teufel geſehen, verſteht ſich von ſelbſt; er erzählte ihm ſchaudervolle Geſchichten von ähnlichen Viſionen, die er ſelbſt gehabt, und hoffte dabei zuverſichtlich, dieſer erſte Beſuch des Böſen habe nur den Zweck gehabt, das Terrain zu ſondiren, um ſich im Hauſe irgend einer armen Seele zu bemächtigen. Darauf hatte der Elberfelder alſo geſprochen: „Meiſter, Ihr ſeid Familienvater, ein würdiger Mann und eine feſte Stütze der Gemeinde," hatte auch mit vieler Sachkenntniß fortgefahren: „Ich bin doch ein ganz miſerabler Sünder, und wenn ſich der Teufel mit der Seele eines armen Schneidergeſellen begnügen wollte, ſo würde ich mich gern ſeinen Angriffen bloßſtellen, in der feſten Ueberzeugung, daß es einigen unter den Freunden baldigſt gelingen würde, den Teufel aus mir zu bannen und ihn dahin zurückzuweiſen, woher er gekommen."

Darauf war der Geſelle wie tiefſinnig geworden, und ob Alles bei ihm vollkommene Heuchelei war, oder ob ſein Verſtand wirklich durch fortgeſetzten ſchlechten Lebenswandel einiger Maßen gelitten, wiſſen wir nicht genau anzugeben, glauben aber das Erſtere; genug, als er in jener Nacht, wo der Sturm heulte und der Regen auf den Dachplatten raſſelte, wachend auf ſeinem Lager ruhte, begann er ſich einzubilden, derſelbe Teufel, der dem Meiſter erſchienen, ſei nun wirklich in ihn ſelbſt gefahren, und ſpielte demgemäß ſeine Komödie ganz vortrefflich. Er ſtöhnte ſo laut und vernehmlich, daß er ſeinen Mitgeſellen und auch den neuen Lehrjungen ein paar Mal aus dem Schlafe weckte und alsdann über ein unerklärliches Leiden klagte, das mit irgend einer gewöhnlichen Krankheit durchaus keine Aehnlichkeit habe. Am andern Morgen ließ er

den Meister heraufbitten, und was die Beiden dabei verhandelt, wäre vielleicht tiefstes Geheimniß geblieben, wenn nicht der andere Geselle aus übergroßer Sorge für den von ihm gehaßten heuchlerischen Kameraden an der Bretterwand gehorcht hätte.

Meister Schwörer erschien nach einiger Zeit ziemlich verstört wieder in der Wohnstube, seufzte tief und zog seinen schwarzen Rock an, um das unerhörte Ereigniß einigen seiner gläubigen Freunde mitzutheilen. Zu gleicher Zeit aber berichtete der zweite Geselle der Meisterin, der Eberfelder, der droben in der Kammer liege, habe behauptet, denselben Teufel im Leibe zu haben, der dem Meister Schwörer in jener Nacht erschienen. Wir können hier nicht verschweigen, daß dieser neue Spektakel im Hause Madame Schwörer so alterirte, daß sie dem zweiten Gesellen und dem Lehrjungen vollkommen freie Hand ließ, um ihrerseits den Versuch anzustellen, ob es nicht möglich sei, den Teufel aus dem Elberfelder auch ohne die gewöhnlichen Mittel auszutreiben. Obgleich sich die Verfahrungs-Art der freundlich gesinnten Kameraden — sie wurde angewandt vermittelst eines Eimers Wasser, eines nassen Handtuchs und eines Paars elastischer schwerer Pantoffeln, mit welch letzteren er zur Linderung seiner Leiden auf einem unaussprechlichen Theile seines Körpers frottirt wurde — bei der Hartnäckigkeit des Besessenen als vollkommen unwirksam erwies, so hatten sich doch die Teufels-Austreiber für die Unterbrechung ihrer nächtlichen Ruhe und für vielerlei sonstige Unbill gerächt. Der Elberfelder aber litt Alles ganz geduldig und stimmte sogar während der Procedur einen Lobgesang an, der nur zuweilen durch ein Geheul unterbrochen wurde, wenn ihn einer der Pantoffeln zu heftig traf, welches Geheul aber nach der

Verſicherung des Beſeſſenen von dem Dämon herrührte, den er im Leibe hatte.

Uebrigens hatte der Elberfelder in Betracht der windigen und kalten Dachkammer vollkommen richtig ſpekulirt; denn ſchon am erſten Tage ſeiner Krankheit wurde er, freilich nach einer heftigen häuslichen Scene zwiſchen Meiſter und Meiſterin, in einer Stube des erſten Stockes warm und behaglich untergebracht und dort von theilnehmenden und gleichgeſinnten Freunden eifrig befragt und unterſucht. Die ganze Geſchichte hatte dem Meiſter Schwörer, als ſie ruchbar wurde, ein außerordentliches Anſehen gegeben, und es fanden ſich fromme Seelen genug, die den Verſuch machten, den Teufel aus dem Schneider hinweg zu beten. Aber mehrere Tage lang war das alles vergeblich. Die Sache nahm ihren wohlbekannten Verlauf. Der Teufel zeigte ſich in dem Beſeſſenen bald nachgiebig, bald widerſpänſtig, und wenn er gut gelaunt war, ſo erzählte er von den Freuden und Leiden der Hölle, wobei er eine unglaubliche Phantaſie entwickelte; hatte er dagegen ſeine ſchlechten Augenblicke, oder waren verdächtige Perſonen in der Nähe, ſo erging er ſich in ſehr unzarten Redensarten und geberdete ſich überhaupt ſo unanſtändig, wie ſich ein Teufel nur geberden kann.

Bei allem dem lebte der Schneider herrlich und in Freuden, und der Teufel war wirklich im Hauſe des Meiſters Schwörer eingekehrt. Dieſer konnte ſich gar nicht mehr von dem Lager trennen, auf welchem der Elberfelder den größten Theil des Tages ruhte; er vernachläßigte ſeine Kundſchaft immer mehr, die Werkſtätte verödete, die Geſellen und der Lehrjunge ſpielten auf dem Schneidertiſche Solo oder ſangen Lieder, die zu den Geſängen im unteren Stock durchaus nicht paſſen wollten.

Das Haus war in zwei feindliche Theile gespalten, und die kleinen Plänkeleien, die früher schon zwischen Meister und Meisterin herrschten, waren jetzt zu einem Krieg entbrannt, mit großen Schlachten, Belagerungen und nächtlichen Ueberfällen. Wenn der Meister aus dem Hause ging, so mußte er Sorge dafür tragen, daß das Zimmer im ersten Stock, wo sich der Elberfelder befand, sorgfältig verschlossen war; denn die Kameraden des letzteren wollten nun einmal zum Heile des Besessenen nicht ablassen, ihr Mögliches zu versuchen, um den Teufel aus ihm zu treiben. Da sich ihnen auch noch ein freundlicher Schlossergehülfe beigesellt hatte, so nützte es dem Meister nichts mehr, die Thür sorgfältig zu verschließen, und die Verschworenen drangen trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei ihrem Kameraden ein, um die Procedur mit Wassereimer, nassem Handtuch und Pantoffeln zu erneuern.

Endlich hatten die Freunde des Meisters den Mann gefunden, der es unternehmen wollte, den Teufel auszutreiben, und es war dies ein alter verlumpter Weinhändler, der in seinem Geschäft das Unglück gehabt hatte, selbst sein bester Kunde gewesen zu sein, und der sich darauf aus Rache an dem Weine dem Schnappstrinken ergeben hatte. In schwachen Augenblicken hatte er merkwürdige Visionen, trieb auch Schatzgräberei, und da er nebenbei von der Natur mit einem guten Maulwerk begabt war, auch beständig vom Geist inspirirt, so verstand er es, so salbungsvolle Reden zu halten, daß er in großes Ansehen kam und endlich so weit unterstützt wurde, um das einträgliche Geschäft eines Betsaalhalters gründen zu können, bei welchem er sich außerordentlich wohl befand. Die scheinheilige Versammlung fand sich in diesem Saale ein, neben dem er in einem Nebengelasse schlief.

Bevor aber die Austreibung des Teufels vor sich gehen konnte, stellte der Weinhändler, Herr Quabbler, noch einige unerläßliche Bedingungen, von denen die hauptsächlichste war, daß ihm von der Hand des besessenen Schneiders ein neuer schwarzer Anzug gefertigt würde, den er bei der feierlichen Handlung zum ersten Male tragen wollte. Das Tuch zu diesem Anzuge sollte von schwarzen Böcken gewonnen sein, im Fall dies aber nicht leicht aufgetrieben werden könne, so dürfe man sich auch mit der Wolle von weißen Schafen behelfen. Nur müsse das Tuch unmittelbar in der Wolle gefärbt sein und müsse die zu einem so feinen Geschäft nothwendige Feinheit haben. Die Kosten dieses Anzuges trugen natürlich die Freunde, welche sich für die Austreibung des Teufels interessirten. Zwar machte der Schneidergeselle Einwendungen gegen die Selbstanfertigung dieses Kleides, wobei er den triftigen Grund anführte, der Teufel habe dann, als in ihm sitzend, ja auch nothwendiger Weise Theil an diesem Geschäfte, wurde aber überstimmt, nahm endlich Herrn Quabbler das gehörige Maß und begab sich seufzend an die Arbeit.

Daß er sich hierbei nicht übereilte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; aber trotzdem wurde die Kleidung eines schönen Abends fertig, und am anderen Tage sollte das Haus und der Elberfelder von dem Teufel befreit werden.

Daß diese absonderlich wichtige Handlung nicht ohne Ausschmückung mit Speise und Trank vor sich gehen konnte, versteht sich von selbst. Wenn es auch nicht in der Macht des Schneidermeisters lag, hiermit ein Zweckessen zu vereinigen, so bemühte er sich doch, einen Zweck-Kaffee zu veranstalten, was ihm aber nicht ohne große Schwierigkeiten gelang.

Madame Schwörer hatte nämlich feierlich erklärt, wenn

ſie auch nicht im Stande ſei, dieſem Unfug in ihrem Hauſe zu ſteuern, ſo wolle ſie doch nichts dazu beitragen, daß droben gejubelt und geſchlemmt werde, während ſie mit ihren Kindern drunten kaum das ſchwarze Brod habe. Dabei hatte ſie mit den ziemlich roſtigen Schlüſſeln von Speiſekammer und Porzellankaſten geraſſelt und nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß der Weg dorthin nur über ihre Leiche gehe.

Sie war im Allgemeinen eine brave und ruhige Frau, und, abgeſehen von unumgänglich nothwendigen häuslichen Scenen, auch nicht beſonders erregbaren Gemüthes; je näher aber der Tag des Zweck-Kaffee's und der Teufelsaustreibung kam, deſto unruhiger wurde Madame Schwörer; es litt ſie lange Zeit weder in der Stube, noch in der Werkſtatt, ſie ſchien eine Luſt daran zu haben, ihre Nägel zu betrachten oder große, ſtarke und biegſame Stöcke; und ſpäter verſicherte der benachbarte Schuſter, Madame Schwörer habe ihn um jene Zeit mit ſeltſamen Gefühlsausdrücken gefragt, was er für ſchmerzhafter und wirkſamer halte, den Schlag mit einem buchsbaumenen Ellenmaße oder mit einem Knieriemen.

Unter ſolchen Umſtänden wäre der Zweck-Kaffee wahrſcheinlich in die Kohlen gefallen; doch hatte Meiſter Schwörer eine Schweſter, die ebenfalls ſehr viel auf Betſtunden und noch mehr auf Kaffeegeſellſchaften hielt. Sie übernahm es, das Ganze zu arrangiren, und traf ihre Maßregeln auch ſo gut, daß an dem beſtimmten Nachmittage der Tiſch in zierlichſter Ordnung eine mächtige Kaffeekanne zeigte, auch Rahm, Zucker, Bretzeln, Anisbrod, Mannheimerlen, und wie alle die ſchönen Sachen heißen, die zu einem vollkommenen Kaffee ſo nothwendig ſind, wie der Wind zum Orgelſpielen. Zur

Feierlichkeit waren einige fromme Seelen eingeladen, die in banger Erwartung umherſaßen und es für eine glückliche Idee hielten, daß vorher der Körper mit Kaffee und Mannheimerlen erquickt werde, bevor der Geiſt ſich anſchicken müſſe, vielleicht allerlei Erſchreckliches und Grauenhaftes zu ſehen.

Herr Quabbler war eine fette, unterſetzte Perſönlichkeit mit doppeltem Doppelkinn, einer röthlich braunen Geſichtsfarbe, beſtändig grinſenden Mundwinkeln, die ein Maul einrahmten, welches wie eine weitklaffende Wunde ausſah und alles zu verſchlingen drohte, was in ſeine Nähe kam. Dabei glänzten die Lippen beſtändig von Fett und Saft, und wenn ſie ſich ſchloſſen, ſo brachten ſie fortwährend ein unwillkürliches Schmatzen hervor. Die Naſe des Herrn Quabbler war äußerſt gering und zeichnete ſich unterhalb nur durch eine bedeutende Ablagerung von Schnupftabak aus. Augen waren ſo gut wie gar keine vorhanden, wenigſtens verſchwanden ſie faſt gänzlich unter den vorquellenden Backen, und da der Beſitzer noch obendrein die Gewohnheit hatte, ſie, wenn er ſprach oder aß, häufig zu ſchließen oder zu verdrehen, ſo blieb, wie geſagt, von ihnen nichts mehr übrig, was der Rede werth geweſen wäre. Auf ſeinem dicken Kopfe hatte er ein ſchwarzes, grau melirtes, ſtarkes und ſtruppiges Haar, welches in beneidenswerther Fülle hinten hinabreichte bis zu einem ſtierähnlichen Halſe; um dieſen Eindruck zu ſchwächen, pflegte ſich derſelbe aber meiſtens in Falten zu legen, wie der eines kleinen, wohlgenährten Kindes.

So ſtand Herr Quabbler in dem neuen Anzuge, feſtlich anzuſchauen, vor dem Kaffeetiſche, und während er beide Hände auf dieſen ſtützte, hatte er das Geſicht gegen die Zimmerdecke erhoben, den abwärts gekehrten Augen zum Trotz,

die so in den Reizen von Bretzeln und Brod wühlten, daß seine Mundwinkel fett gesalbt erschienen.

Die Schwester des Meisters Schwörer war eine ziemlich große, starke Person mit finsterem Blicke und einem sehr bösen Maule. Sie war die Wittwe eines kleinen Beamten, der ihr neben einer Pension noch ein ziemliches Vermögen hinterlassen hatte, so daß sie ganz sorgenfrei leben konnte. Ihre Zeit theilte sie ein in Betstunden-Besuchen, Kaffeetrinken und Schreiben von anonymen Briefen. Im letzteren Punkte bedachte sie namentlich junge Paare, die in der nächsten Zeit vor den Altar treten wollten. Da schrieb sie alsdann den Eltern der Braut, wie man nicht begreifen könnte, daß eine geordnete Familie einen so leichtsinnigen und liederlichen Menschen in ihr respektables Haus aufnehmen möge. Dabei sprach sie durch die Blume von armen Verlassenen, von Thränen der Verzweiflung, von unschuldigen Würmern, und unterzeichnete sich: „Jemand, der es gut mit der Familie meint." Der Mutter des Bräutigams dagegen schrieb sie ungefähr Folgendes: „Ist es denn möglich, daß Sie, eine so umsichtige und kluge Frau, noch nichts erfahren hätten von dem Verhältnisse der Braut Ihres Sohnes mit dem Lieutenant N, — ein Verhältniß, das in seinen Folgen hätte schrecklich werden können, wenn — — — — Doch," fuhr der Brief nach diesen Gedankenstrichen fort, „gibt es Leute, die mehr Glück als Verstand haben. — Glauben Sie einer wohlmeinenden Freundin," schloß sie alsdann, „und bedenken Sie wohl, was Sie thun. Noch ist es Zeit."

In gleicher Weise bedachte sie Braut und Bräutigam direkt und besuchte nicht selten die Häuser, welche diese ano-

nymen Briefe erhalten, um ſich an den Thränen ihrer Schlachtopfer zu ergötzen.

Zu der Beſchwörung hatte Frau Wendeling — ſo hieß die eben Erwähnte — eine Freundin mitgebracht, die durch Verkettung ſeltſamer Umſtände eine alte Jungfer geblieben war und es nun liebte, eine Trauerweide oder geknickte Lilie zu ſpielen. Ihr Kopf hing beſtändig demüthig nach der einen Seite, die Unterlippe, um ein Gleichgewicht herzuſtellen, nach der anderen, Arme und Beine ſchlotterten ordentlich, und ſo ſah der ganze Körper gerade ſo aus, als ob ſie, nach Art gewiſſer Marionettenpuppen, an einer unſichtbaren Feder hinge. Dabei pflegte ſie fortwährend den Mund zu öffnen und, ehe ſie ſprach, nach Luft zu ſchnappen, wobei dann der überflüſſig eingezogene Athem, in der jungfräulichen Bruſt zu einem Seufzer verwandelt, hinter jedem Worte wieder erſchien.

Frau Wendeling liebte die Jungfer Schlapperbach wohl dieſes Contraſtes wegen, und auch, damit die Leute ſagen möchten, ſie, die Wendeling, müſſe doch, trotz ihres böſen Maules, ein gutes, umgängliches Gemüth haben, denn wie könnte ſie ſonſt ſo harmoniren mit einem ſanften Weſen, wie die Schlapperbach?

Die weiteren Aſſiſtenten bei der Feierlichkeit waren ein Herr Müller, ein Herr Meier und ein Herr Fiſcher, drei fromme, verkannte Männer; denn vom Erſten ſagte die böſe Welt, er leihe gegen wucheriſche Zinſen auf Fauſtpfänder; das Spezereigeſchäft des Zweiten nannten ſchlimme Zungen ein Spitzbübereigeſchäft, bei dem alles Maß zu klein und alles Gewicht zu leicht ſei, wo Waſſer unter die Butter geknetet, Sand und Steine unter die Roſinen gethan uud wo falſche Gulden- und Kronenthalerſtücke nicht auf den Laden-

tiſch genagelt würden. Was den Dritten, den Bäcker Fiſcher, anbelangte, ſo war es ihm eigentlich noch nie bewieſen worden, daß ſein Brod zu naß und ſeine Semmeln zu klein ſeien; doch klagte man ihn mit vollem Rechte großer Unterlaſſungsſünden an, welche darin beſtanden, daß er als Hauptgauner am Tage vor dem Brodaufſchlage es unterließ, das nothwendige Brod backen zu laſſen, um alsdann am anderen Morgen das über Nacht theurer gewordene Mehl beſſer verwerthen zu können.

Herr Quabbler hatte alſo die Hände auf den Tiſch geſtützt, wobei ſeine Finger ausſahen wie zehn dicke Würſtchen, die, wo ſich die Gelenke befanden, kunſtreich unterbunden ſchienen. Obgleich ſein Geſicht noch immer nach oben gekehrt war, ſo blickten doch ſeine Augen nach wie vor auf den dampfenden Keſſel, und während er ſeinen Mund zuweilen leiſe ſchmatzend ſchloß, ſchien ſeine Naſe ſehr beunruhigt zu werden von den aufſteigenden ſüßen Düften.

Herr Quabbler wollte ſprechen, denn er bewegte ſeine rechte Hand feierlich über die aufhorchende Verſammlung.

„So ſind wir denn hier bei einander," ſagte er mit einer fetten, etwas heiſeren Stimme, „um im Namen des Himmels ein ſegensreiches Werk zu vollbringen. Daß wir arme, niedrige Sünder ſind, wird keiner von uns Allen bezweifeln, und eben weil wir arme, niedrige Sünder ſind, voll Selbſterkenntniß und Bewußtſein unſerer Schwäche, ſo wird Niemand in ſeinem Herzen anders fühlen, als ich, wenn ich nun hiermit ſage: Es iſt die wahre und aufrichtige Selbſterkenntniß, welche uns arme, geringe Sünder antreibt, zu erklären, daß es nothwendig iſt, zuerſt den gebrechlichen, irdiſchen Leib zu ſtärken, damit ſich alsdann der Geiſt frei erheben kann

über die befriedigte, traurig materielle Maſſe. So langet denn zu, Brüder und Schweſtern, und Jeder ſtärke ſich mit einem heimlichen Gebete, daß es ihm gelingen möge, den Geiſt zu erheben, daß es ihm ermöglicht ſei und daß er ſich wappnen könne mit den Waffen des Glaubens gegen die Idee des Anundfürſichſeins und Andersſeins."

Darauf nun ſcharten ſich die Brüder und Schweſter um den Tiſch, und Jeder aß und trank an und für ſich ſo viel, als möglich war, und ſtopfte in ſich hinein, daß es nicht anders ſein konnte, als ſie lebten wirklich des feſten Glaubens, miſerable Sünder zu ſein, die ſehr vieles Kaffee's und ſehr vieler Bretzeln und Mannheimerlen bedurften, um die Materie wie einen böſen Kettenhund zu bändigen, damit das gefeſſelte Thier nicht ſchnappe nach den Waden des aufſteigenden Geiſtes.

Den Helden des Tages beſorgte Jungfer Schlapperbach und brachte ihm viel ſüßes Getränk und mürbes Backwerk, wobei ſie erſchrecklich ſeufzte bei dem Gedanken, daß der zarte junge Menſch mit den anmuthig glühenden Augen wirklich vom Teufel beſeſſen ſei. Da ſie aber eine rege Phantaſie hatte und als alte Jungfer berechtigt war, immer noch zu hoffen, ſo hoffte ſie allerlei und erging ſich in Möglichkeiten und verlor ſich ſo in Muthmaßungen, daß ſie, als Frau Wendeling, ihren ſtieren Blick bemerkend, ſie fragte: „Woran denkt Sie, Schlapperbachin?" — verwirrt zur Antwort gab: „Ach, wie kann man einem jungen Mädchen ſo verfängliche Fragen thun!"

Nachdem nun Kaffee und Backwerk ziemlich verſchwunden, auch der Bäcker Fiſcher mehrmals auf ſeine Uhr geſchaut, wiſchte ſich Herr Quabbler ſein großes Maul ab und erhob

nun nicht nur das Gesicht, sondern auch die Augen von den leeren Tellern nach der Zimmerdecke.

Wir halten es für überflüssig, die Rede, die er nun hielt, aufzuschreiben. Doch steigerte er sich in eine solche Begeisterung hinein, malte auch die Hölle mit ihren Strafen und der ewigen Verdammniß so fürchterlich aus, indem er namentlich aufs erschrecklichste einen beständig unbefriedigten Durst hervorhob, daß Müller, Meier und Fischer in wahre Zerknirschung verfielen und glühende Faustpfänder, umhertanzende zu leichte Gewichte und Teufel zu erblicken glaubten, die hohnlachend grinsten und heulend ausriefen: Zu leicht ist das Brod, zu leicht, zu leicht! Als sich nun hierauf gar der Elberfelder, wie vom bösen Geiste emporgeschnellt, vom Sopha erhob, in die Reden des Beschwörers einfiel und mit außergewöhnlichem Unsinn und schrecklichen Erzählungen dessen Reden zu bekräftigen anfing — dabei bediente er sich zuweilen der für Uneingeweihte gänzlich unverständlichen Sprache der Dämonen, welche mit dem Tuten eines Hornes Tu—ta—ti—te —tu oder mit dem Bellen eines Hundes Wa—we—wi—wo—wau die frappanteste Aehnlichkeit hat, während sich zu gleicher Zeit sein Haar ordentlich emporsträubte und sein Mund schäumte — da begann selbst das harte Gemüth der Frau Wendeling nach und nach weich zu werden, und sie hatte eine Vision, als sei sie gestorben und werde an der Himmelsthür zurückgewiesen, wobei Petrus ihr kaltblütig versicherte, sie sei ein anonymer Brief und in den himmlischen Räumen nicht bestellbar.

Die arme Schlapperbach seufzte, daß es herzbrechend war. Sie seufzte über ihre verlorene Jugend und ganz im Geheimen darüber, daß sie sich nur Unterlassungssünden vorzu-

werfen habe. Nur ein einziges Mal erſchien in ihrer düſteren Phantaſie, wie ein zuckender Blitz, ihr eigenes weißes Nachtgewand, das ein junger Mann mit profanen Blicken betrachtet hatte, aber ein junger Mann von oberflächlicher Gemüthsart, denn er hatte ſich nur um die äußere Hülle bekümmert, ohne dem innewohnenden Kern auch nur einen Blick zu ſchenken. Vorbei, vorbei!

Unterdeſſen nahte ſich der große Augenblick. Der beſeſſene Schneider bekannte ſich zu der Idee, es ſei ihm in dieſem Augenblicke gerade zu Muthe, als würde ihm eine Katze, die in den Hals hinabgekrochen ſei, rückwärts am Schwanze wieder herausgezogen. Herr Quabbler war groß in dieſem Augenblicke. Seine braunrothe Geſichtsfarbe ſpielte ins Bläulich-Violette; er ſchloß ſeinen Mund gar nicht mehr, ja, die ſich immer mehr ſteigernden Beſchwörungsformeln ſchienen unmittelbar aus ſeinem Bauche aufzuſteigen. Er hob die Hände gegen den zuckenden Schneider, und als er nun das große Wort ausſprach: Praecipio in nomine Domini, vade, Satana! da — — ſprang die Thür auf, und Madame Schwörer erſchien in ſehr unlieblicher Geſtalt. Ohnehin durch das Treiben in ihrem Hauſe aufgeregt, hatte ſie vor dem Zimmer Einiges von dem geſprochenen Unſinn erlauſcht und geberdete ſich allerdings etwas auffallend. Ihre Haube hatte ſich durch das haſtige Eintreten verſchoben und ſaß ihr auf dem Kopfe, wie der Hut einem betrunkenen Handwerksburſchen; den linken Arm hatte ſie in die Seite geſtemmt, und in der rechten Hand trug ſie das oben erwähnte buchsbaumene Ellenmaß. Zu ihrer Erheiterung trug es gerade nicht bei, daß ſich im Augenblicke ihres Erſcheinens die Jungfer Schlapperbach ängſtlich an den Meiſter Schwörer anſchmiegte, vielmehr las ſie ſich dieſe

arme alte Jungfer als erstes Opfer ihrer Wuth aus, faßte sie hinten am Genick, schwang sie wie einen Haderlumpen und schleuderte sie gegen das Sopha, wo sie zusammenknickend auf den befreiten Elberfelder niederfiel.

Darauf nahm Madame Schwörer eine gute Portion Athem, blickte die überraschte Versammlung an und schrie mehr als sie sagte: „So, ihr Teufelspack, ihr wollt böse Geister austreiben? Und weder dazu, noch zu eurem hölliſchen Kaffee wurde ich, die Hausfrau, eingeladen! — Nun, dann wird es euch auch nicht wundern, wenn ich ungeladen erscheine, sehr ungeladen, und euch einlade, euch nach Hause oder meinetwegen zum Teufel zu scheren."

„Weib!" rief Meister Schwörer, der sich wunderbarer Weise am ersten aus seiner Erstarrung erholt hatte, — „Weib, du wagst es?"

„Was wage ich, sauberer Zacharias? Freilich wage ich viel, eine einzelne Frau gegen eine solche Teufelsbrut! Aber ich sage dir, mein Ellenmaß hält aus, und wer obendrein mit meinen zehn Fingern zu thun bekommt, der wird ein paar Tage an mich denken! — — Ist es nicht eine Schande von euch allen?" fuhr sie in erneuter Wuth nach einem festen Rundblicke fort. „Da ist der Herr Meier!" schrie sie mit gellender Stimme, und machte dabei einen tiefen und sehr komischen Knix; „und der Herr Müller!" — abermaliger Knix — „und da Herr Fischer?" — dritter Knix. — „Habt ihr Scham im Leibe? Aber was spreche ich mit euch? Nichts habt ihr im Leibe und in euren Gedanken, als Wucherei und zu leichtes Gewicht. Du Mehldieb!" wandte sie sich speziell an Herrn Fischer.

Nun war diese letzte Aeußerung dem also gekränkten

Bäcker doch etwas zu ſtark. Es ſchien ihm in den Fingern zu zucken, und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht in dieſem merkwürdigen Augenblicke Herr Quabbler, alle Gefahr, die ihm von Ellenmaß und Nägeln drohte, gering achtend, mit aufgehobenen Händen vor die Wüthende getreten wäre, in die Höhe gerichtet, ruhig, groß, erhaben! — —

Geneigter Leſer! Haſt du den Propheten geſehen? Wir meinen den Meyerbeer'ſchen. Erinnerſt du dich einer ähnlichen Scene aus dem vierten Acte, wo der Prophet ſeiner Mutter gegenüber tritt, mit aufgehobenen Händen, ebenfalls ruhig, groß und erhaben, wie Herr Quabbler? Dort ſpricht Jan von Leyden: „Rührt nicht an das Haupt jener Frau; ſeht ihr nicht, daß Wahnſinn ihren Geiſt umflort?" Hier ſprach Herr Quabbler: „Zieht euch zurück, ihr Gläubigen, ſeht ihr denn nicht, daß der Teufel, welcher ſiegreich beſchworen, in den Körper dieſes unglücklichen Weibes gefahren iſt?"

„Ja, ja," rief der Bäcker Fiſcher, indem er einen Schritt zurücktrat, „ſie hat den Teufel im Leibe."

Und der Meiſter Schwörer ſchlug die Hände vor das Geſicht und klagte jammervoll: „O, meine Ahnung! Das habe ich lange vermuthet! — —"

Nun gibt es aber bei den ſchwerſten Gewittern Augenblicke, wo nach furchtbarem Wüthen und Toben der Himmel erſchöpft zu ſein ſcheint, wo die blaßfarbene Maſſe des ſchweren Gewölks bewegungslos über den Häuptern der ängſtlichen Menſchheit droht, wo der Wind nicht mehr im Stande ſcheint, die Bäume in ſeinem Grimm niederzubeugen, ſondern wo die armen erſchreckten Blätter ſich nur zitternd an ihren Stielen bewegen, etwas Entſetzliches befürchtend nach dieſer unverhofften, unheimlichen Ruhe in der Natur. — —

Auch im Zimmer des Meisters Schwörer stand Alles wie erstarrt. Das Gesicht des Herrn Quabbler war anzuschauen wie die bleifarbene, röthlich angestrahlte Wolke; in den Mienen der Madame Schwörer zeigte sich etwas, das einen neuen furchtbaren Ausbruch des Sturmes prophezeite, und die Schlapperbach auf dem Sopha zitterte in den sie schützenden Armen des Elberfelders, wie ein Blatt an seinem Stiele.

Da fuhr ein jäher Blitz hernieder auf das Haupt des unglücklichen Schneidermeisters. Denn in der hinter Madame Schwörer offen gebliebenen Thür zeigte sich jetzt plötzlich eine lange, finstere Gestalt in schwarzem Mantel, unter dem es feuerfarben hervorstrahlte, einen röthlichen Hut auf dem Kopfe, und blickte mit schwarzen, glühenden Augen und einem Zug unbeschreiblicher Verachtung um die zusammengekniffenen Lippen auf die sonderbare Versammlung. Meister Schwörer war in diesem Augenblicke krampfhaft hinter Herrn Quabbler gesprungen, hatte ihn am Rockkragen erfaßt und so heftig nach hinten gerissen, daß dieser Edle das Gleichgewicht verlor und sich nur auf den Beinen zu erhalten vermochte, indem er nach dem Arme des Bäckermeisters Fischer griff und selbst diesen um ein Haar mit zu Boden gerissen hätte.

„Da, da, da ist er!“ schrie Meister Schwörer, „in leibhafter Gestalt, wie er mir neulich Nachts erschien! O, nun sind wir alle verloren!“

Dabei stierte er mit entsetzt aufgerissenen Augen so nach der Gestalt an der Thür, daß alle Anwesenden diesen Blicken folgten, erschrocken davor zurückwichen, und daß selbst Madame Schwörer, die doch nicht an Uebernatürliches glaubte, etwas vor der fremden Erscheinung zurücktrat. Diese machte einen langen Schritt in das Zimmer hinein, und als sie die auffal-

lende Verwirrung auf allen Geſichtern bemerkte, lächelte ſie und nahm als höfliches Phantom den Hut vom Kopfe. Auch war die lange Geſtalt im Begriff, den Mund zu öffnen, um über ihr plötzliches Hereintreten einige paſſende Worte zu ſagen, als an dieſem Nachmittage der Ereigniſſe ſich ein neues begab, welches den gewiß freundlichen Geſinnungen des Eingetretenen plötzlich eine ganz andere Richtung gab.

Weiß der Teufel, welcher Teufel plötzlich in die Schlapperbach hineingefahren war — genug, ſie erhob ſich zitternd vor Alteration vom Sopha, und als ſie den Ausruf des Meiſters Schwörer gehört, dies ſei der leibhaftige Teufel, der ihm neulich erſchienen, rief ſie kreiſchend aus: „Alle Gläubigen ſind berufen, ſich mit der Hölle in einen Kampf einzulaſſen! So will ich denn ſiegen oder untergehen!“

Mit dieſen Worten ſchnellte ſie mit einer größeren Energie, als man ihr je zugetraut hatte, auf den Eingetretenen los, und ehe dieſer ſeinen langen Mantel zurückwerfen konnte, fuhr ſie ihm mit allen zehn Fingern in das Geſicht, und wo dieſe ſeine Wange oder ſeine Naſe berührten, da rieſelte augenblicklich das Blut herab. Daß die Schlapperbach nach dieſem Attentate wie ein Fledermiſch zu Boden und in Ohnmacht fiel, verſteht ſich ganz von ſelbſt; man achtete auch in dieſem furchtbaren Augenblicke nicht weiter auf ſie, und ſie wäre vielleicht bei der nun erfolgenden Scene unter die Füße getreten worden, wenn nicht der dankbare Elberfelder ſie wie ein Kleiderbündel ergriffen und in einen Winkel geſchleppt hätte.

Daß die lange Geſtalt nach dieſem mörderiſchen Angriffe auf ihre Naſe im erſten Augenblick an dieſer herunter ſchielte, verſteht ſich von ſelbſt; doch hielt Meiſter Schwörer dieſes Schielen für einen Anfang hölliſcher Wuth und verbarg ſich

hinter Herrn Quabbler. Dieser, dem das Bluten des vermeintlichen Teufels doch etwas sonderbar vorkommen mochte, hätte sich ebenfalls gern aus dem Bereich von dessen langen Armen zurückgezogen, konnte aber wegen des hinter ihm befindlichen Schneiders, der krampfhaft seinen Rock gefaßt hatte, keinen Schritt rückwärts machen und erwartete deßhalb mit aufgehobenen Händen die Anrede des Fremden.

„Ist das eine Art, ihr Lumpenpack," rief dieser im höchsten Zorn, „einen harmlos Eintretenden zu behandeln? Und hat Keiner von euch, die ihr wie Männer aussieht, den Muth, ein verrücktes Weibsbild festzuhalten? Was den Ausruf jenes tollen Schneiders, der sich jetzt feige verkriecht, anbetrifft, so kam ich ja eben hieher, um ihm in aller Güte zu beweisen, daß ich weder ein Teufel, noch ein Phantom bin. Und wer es nicht glauben mag, daß ich anzufühlen bin, wie jeder andere ehrliche Mensch, der komme in meine Nähe, und es soll mich freuen, seine genaue Bekanntschaft zu machen."

Madame Schwörer hatte mit richtigem Blicke diesen Retter in der Noth erkannt, und da sie sich von der langen Gestalt einen kräftigen Schutz versprach, so zauderte sie nicht einen Augenblick, sondern drang auf ihre verhaßte Feindin, die Wendeling, ein, riß ihr die Haube vom Kopfe, schlug sie ihr ein paar Mal um die Ohren, und als sie sich hierbei umwandte und nun zufälligerweise in die Nähe des Herrn Quabbler kam, führte sie einen so mächtigen Streich nach dessen dicker Wange, daß es laut patschte und der Geschlagene unwillkürlich nach der erzürnten Frau griff.

Dies war nun der Moment, wo die lange Gestalt zum Schutze der Frau eintreten zu müssen glaubte und seinerseits nach der Halsbinde des Herrn Quabbler griff, um ihn zurück-

zuhalten. Dabei rief er aus: „Ein Teufel bin ich in der That nicht, aber ihr ſcheint mir alle den Teufel im Leibe zu haben; und da es wohl nichts ſchaden kann, ihn aus euch zu vertreiben, ſo will ich mit Hülfe meines ſpaniſchen Rohrs an dieſe Arbeit gehen, ihr unſauberes Volk, ihr!“

Alsbald hob ſich auch der Stock der langen Geſtalt und fiel ſo kräftig auf den breiten Rücken des Herrn Quabbler, daß dieſer laut aufſchrie und zurückfahrend den Meiſter Schwörer ſo heftig gegen Herrn Meier andrückte, daß dieſer, um ſich vor dem gewaltigen Stoß zu retten, auf die Seite fuhr. Doch verlor er dabei das Gleichgewicht, ſtürzte auf Herrn Müller, der ſich nun nicht halten konnte und den Kopf voran auf die lange Geſtalt losſchoß. Herr Müller war dabei ein Mann von ziemlichem Muthe, und da es ihn in tiefſter Seele ſchmerzte, ſeinen Propheten ſo behandelt zu ſehen, ſo machte er aus der Noth eine Tugend und ergriff den Eingetretenen am Kragen, um wenigſtens den ſchwachen Verſuch zu machen, ihn zur Thür hinaus zu werfen. Herr Larioz aber ſtand anfänglich wie eine Mauer, ja, wir müſſen geſtehen, daß ſein Auge wie verklärt ausſah, als er nun ſein langes ſpaniſches Rohr wie ein Schlachtſchwert gebrauchte und dabei mit kunſtgerechten Hieben die ganze Verſammlung der Reihe nach bedachte. Doch war er am Ende nicht im Stande, den gewaltigen Anprall der fünf Männer aufzuhalten, weßhalb er ſich fechtend zur Thür zurückzog. Dies gab den Andern Muth, ihm mit Stößen und Schlägen haſtiger zu folgen; ſo wurde er allmälig an die Treppe hingedrückt und fühlte mit einem Male, daß es hinter ihm hinabging. Mit großer Geiſtesgegenwart warf er ſich in dieſem Augenblicke wieder einen halben Schritt vorwärts, erfaßte glücklicherweiſe die Halsbinde

des Herrn Quabbler, und da er diesen kräftig festhielt, der Prophet aber in keiner Weise einen rechten Halt gewährte, so riß er ihn mit sich die Treppe hinab, nicht ohne daß Meister Schwörer gefolgt wäre, der den rettenden Rock seines Vormannes nicht loslassen wollte.

So polterten alle Drei ins Haus hinab, glücklicherweise ohne sich besonderen Schaden zu thun; doch hatte sich Herr Larioz etwas an der rechten Hüfte verletzt. Herr Quabbler kam mit einem leichten Erstickungsanfalle davon, veranlaßt durch die zugedrehte Halsbinde, und nur Meister Schwörer hatte das Unglück, mit dem Kopfe gegen den Treppenpfosten zu fallen, so daß er einen Augenblick wie besinnungslos liegen blieb.

Droben war es indessen nach dem gewaltigen Gepolter todesstill geworden.

Müller, Meier und Fischer dachten schaudernd an drei gebrochene Hälse, und selbst die beiden Weiber vergaßen ihren Zorn; ja, Madame Wendeling, als die Besonnenere, lief ans Fenster, um dort Ausschau zu halten, ob sich keine Polizei blicken lasse; Madame Schwörer aber eilte, nachdem ihr erster Schrecken vorüber war, die Treppe hinab, um nach ihrem Manne zu sehen, der unterdessen von dem herbeigekommenen zweiten Gesellen und dem Lehrjungen wieder auf seine zitternden Beine gestellt worden war. Er bot einen gar kläglichen Anblick, er hielt den Kopf gesenkt, von seiner Stirn tropfte das Blut herab, und sein Gesicht war mit einer erschreckenden Bläße bedeckt. Dadurch verschwand aller Zorn aus dem Herzen der Frau, sie nahm ihn mit dem Ausruf: „Ach, Zacharias, was sind das für schreckliche Sachen!“ in

ihre Arme; und Zacharias ließ ſich nehmen, wie ein kleines unbeholfenes Kind.

Daß Undank der Welt Lohn iſt, erfuhr Herr Larioz. In nichts weniger als freundlichen Ausdrücken verſicherte ihm die Meiſterin, er habe Unglück über ihr Haus gebracht, ſeit ſeinem erſten Erſcheinen an jenem denkwürdigen Abend und dann heute wieder, da er ſchuld ſei, wenn ihr Mann von dem Treppenfall, wie das ſchon häufig vorgekommen, zeitlebens ein Simpel bleibe.

Nur mit Mühe konnte der von Jungfer Schlapperbach Zerkratzte wieder zu ſeinem Hute gelangen, den ihm der Schneiderlehrling wie eine werthloſe Sache die Treppe hinab warf. Im Hausflur wiſchte er ſich nothdürftig das Blut von der Naſe und den Wangen und bedurfte des kräftigen Stützens auf das ſpaniſche Rohr, um nicht gar zu auffallend hinkend nach ſeiner Wohnung zurückzukehren.

Meiſter Schwörer wurde zu Bette gebracht, und ſtatt daß er wie früher die Ermahnungen ſeiner Frau, er ſolle doch einmal von jenen traurigen Geſchichten, die das ganze Hausweſen zu Grunde richten, ablaſſen, mit den kräftigſten Gegenreden zurückgewieſen hätte, nickte er heute ſtumm mit dem Kopfe, ja, zuweilen fuhr ein Lächeln über ſeine trüben Züge, wenn er vor ſich hin murmelte: „Alſo war es wirklich kein Teufel, und ſo hat er auch den Gottſchalk nicht geholt!“

Die Kaffee- und Beſchwörungsgeſellſchaft droben verlor ſich lautlos. Wer zuerſt und zuletzt ging, wird man nie mit Beſtimmtheit angeben können. Müller, Meier und Fiſcher, ſowie auch der Elberfelder müſſen die Stiege hinabgeſchlichen ſein, wie begoſſene Hunde, ebenſo Madame Wendeling und

Jungfer Schlapperbach. Auf der Treppe hatte sich auch nicht der leiseste Tritt vernehmen lassen, und als Madame Schwörer nach einer halben Stunde droben nachsah, fand sie wohl Kaffeetassen, Kannen und Teller zerbrochen am Boden, aber im Uebrigen war die Luft wieder rein von allen unsauberen Geistern.

Elftes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Der Schlag, den Eugenie auf das Geſicht des unverſchämten Kammerdieners geführt, ſchien auf verſchiedene Art das ganze Haus getroffen, es erſchüttert und in Aufregung gebracht zu haben. Um unten anzufangen, ſo zeigte ein kleiner Bauernjunge, der Holz und Waſſer für die Küche zutrug, der Köchin unter einem verſchmitzten Lächeln mit dem Zeigefinger von der Stirn über das linke Auge, die Wange, einen Theil der Naſe bis zum Halſe hinunter, wobei er ſchmunzelnd ſagte: „So hat er's gekriegt — und feſt!“ Die Köchin ſtemmte ihre Arme in die Seiten, indem ſie verſetzte: „Gott lohne es dem gnädigen Fräulein, da hat ſie eine gute That gethan!“

Der alte Baron hatte die Scherben ſeines koſtbaren Gefäſſes mühſam auf dem Boden zuſammen geſucht und war ſeufzend in ſein Zimmer gegangen, um den Verſuch zu machen, die Vaſe wieder zuſammenzuſtellen; doch war das keine ſo leichte Arbeit, und wenn er ſich auch im Anfang unſägliche

Mühe gab, die Stückchen an einander zu paſſen, ſo ſchien er doch bald zu ermüden, und die Finger ſpielten nur noch wie willenlos mit den kleinen Scherben, während er in tiefe Gedanken verſunken, vor ſich hinſtarrte; er konnte das, was vorhin geſchehen, nicht recht mit der Zukunft, wie er ſie ſich vorgeſtellt, vereinigen; Eugenie ſollte das Haus verlaſſen — ſie, die ihn allein noch mit der Welt vereinigte, die den alten Mann bei ſo vielen Gelegenheiten unter ihren Schutz genommen und die mit einer wahren Eiferſucht darüber wachte, daß ihn nicht ein harter Blick, ein unangenehmes Wort verletze, und die, wenn ſolches einmal geſchah, Mittel und Wege wußte, es auszugleichen, wieder gut zu machen — und ſie ſollte das Haus meiden, ihn allein laſſen mit der Baronin, mit — François! Wenn er freilich über die finſteren Klippen dieſer Gedanken hinüber war, ſo glätteten ſich ſeine Züge auf, und er dachte an Eugeniens Glück, und wie auch für ihn ſpäter heitere Tage noch daraus entſpringen könnten. — —

Baron George von Breda war an dem Kaminfeuer allein geblieben, doch hatte er ſeinen Fauteuil gewandt, um bei der ſpielenden Flamme vorbei durch die Fenſterſcheiben in den ſtillen Wald blicken zu können. Schon lange hätte er Eugenien eine angenehmere Exiſtenz gewünſcht, ſchon lange war er entſchloſſen, ihr dieſelbe in ſeinem Hauſe zu bereiten; gab es auch etwas Natürlicheres, als das Kind ſeiner Schwägerin in ſeinem Hauſe aufzunehmen? Seine Ehe war kinderlos geblieben, er erwartete auch keine Nachkommen mehr, und doch ſchwärmte er dafür, ſein Haus mit einem jungen freundlichen Weſen zu beleben; es war ihm zu ſtill und einſam dort, deßhalb hatte er auch ſchon ſeit mehreren Jahren angefangen, die Geſellſchaft ſeiner früheren Freunde und Bekannten aufzuſuchen. Frau von Breda

hatte ein ſtilles, faſt verſchloſſenes Weſen, ſie war gern allein, ſie ſprach nicht viel, ſie liebte es nicht, in Geſellſchaft zu gehen, noch ſolche bei ſich zu empfangen. Das alles gab dem großen, ſchönen Hauſe ein faſt trauriges Anſehen; da waren ganze Appartements, die nur geöffnet wurden, um friſche Luft herein zu laſſen, wenn es der Kammerdiener des Herrn Barons einmal nothwendig fand.

Und dieſe bisher verſchloſſenen, ſo ſtillen Appartements erſchienen dem Träumenden am Kaminfeuer jetzt auf einmal in ganz anderer Geſtalt; die Fenſter waren weit geöffnet, Frühlingswehen und Blumenduft drangen herein, der Hauch der Einſamkeit und der Langenweile, welche in ihnen gebrütet, verſchwand vor dem friſchen herzlichen Lachen des jungen Mädchens. Da ſaß ſie am Fenſter und rief luſtig hinab: Onkel George, Onkel George! und wenn er darauf eilig vom Pferde ſprang, ſo ging er nicht mehr leiſe und bedächtig über den Teppichſtreifen, ſondern er ſprang in drei, vier Sätzen hinauf, daß ſeine Sporen klirrten und daß die Blumen in den jetzt leeren Käſten an der Treppe ſich bewegten und wie freudig nickten. Sie ſprang ihm entgegen, er faßte ihre Hand, hob ihren Kopf an dem weichen Kinn in die Höhe und küßte ſie väterlich auf die Stirn; er plauderte mit ihr ſo luſtig und lachend, wie er es lange nicht mehr gethan, ja, wie er es eigentlich nie gethan — er war ganz anders geworden und führte ein Leben, wie er wohl zuweilen geträumt hatte, daß es ein Menſch führe, der vollkommen glücklich genannt werden dürfe. Aber er, ah! er fühlte in der nächſten Sekunde, daß ſolches Träumen doch nur ein Traum ſei und bleiben müſſe; und als er das gefühlt, geſtaltete er ſeine Phantaſieen anders; auch jetzt waren die Appartements ſeines Hauſes geöffnet, und an den

offenen Fenstern saß Frau von Breda, ihr gegenüber Eugenie, und auch jetzt trat er eiliger, freudiger hinein, als er es sonst wohl zu thun pflegte; er reichte seiner Frau die Rechte, während er die Linke auf das volle dunkle Haar Eugeniens legte. Und dann fragte sie, wo Onkel George gewesen sei, lachte herzlich und unbefangen und plauderte eine Stunde um die andere hinweg, glättete auch eine Falte um die andere auf der Stirn der ernsten Frau, während er nicht müde werden konnte, dem Plaudern des jungen Mädchens zu lauschen.

— — So träumte er; aber wenn er zuweilen aus diesen Träumen auffuhr und sich, umher blickend, ganz wieder der Wirklichkeit überließ, da spielte ein eigenes, ernstes, fast schmerzliches Lächeln um seine Züge; er konnte dann die Lippen zusammenpressen, nachdenklich in die Kamingluth schauen und, wenn dort ein glühendes Holzscheit knisternd zersprang, daß Tausende von Funken emporflogen, auffahren und sagen: „Ich bin nicht das Schicksal, ich habe jenes Ereigniß nicht herbeigeführt, ich habe ruhig gewartet; jetzt aber geschehe, was da will. Und gewiß nur Gutes, dafür bürge ich mir selbst mit meinem festen Willen."

Die Baronin hatte unterdessen Eugenie an der Hand in ihr Schlafzimmer geführt, und obgleich sie anscheinend sehr ergeben und ruhig war, so zuckte es doch schmerzlich um ihren Mund, und sie wandte häufig den Blick ab, um den sonst so klaren, jetzt aber umflorten Augen ihrer Tochter nicht zu begegnen, die häufig sinnend auf ihr ruhten. Die Baronin kannte ihre Tochter und wußte, daß ein einziges Wort der Klage, ein einziges Wort des Leides darüber, daß Eugenie nun vielleicht für länger das elterliche Haus verlassen solle, das junge Mädchen bestimmt haben würde, dem Herrn von Breda zu sagen:

Onkel George, es iſt doch beſſer, wenn ich da bleibe. Deßhalb that die Mutter ſo unbefangen wie möglich, ſprach über Dies und Das, wobei ſie natürlich vermied, jenes unangenehme Ereigniß zu berühren, und ſagte: „Es iſt ſchon lange meine Abſicht geweſen, dem Wunſche der Tante Breda nachzugeben und dich für eine Zeit lang nach der Stadt zu laſſen. Du biſt jetzt erwachſen, die Einſamkeit hier taugt nicht für dich, du mußt die Geſellſchaft kennen und mit Menſchen umgehen lernen. Von einer Trennung kann ja nicht die Rede ſein, in einer Stunde biſt du wieder hier oder ſind Papa und ich bei euch in der Stadt. Gewiß, meine liebe Eugenie," ſprach die Mutter, indem ſie den Kopf der Tochter mit ihren Armen umſchloß, „es iſt mir jetzt lieb, daß es ſo gekommen iſt; der Himmel wird weiter helfen."

Ob das junge Mädchen die Worte ihrer Mutter ſo aufnahm, wie dieſe ſie ſprach, oder ob ſie nicht aus der zuweilen zitternden Stimme einen anderen richtigeren Sinn heraus las, wollen wir nicht weiter unterſuchen; genug, ſie nickte häufig mit dem Kopfe und ſprach: „Ja, Mama, ich will nach der Stadt gehen, wenn ihr es wünſcht, und das Haus der Tante iſt nicht weit von hier, ich brauche keine Stunde, wenn ich einmal eilig da ſein will."

Darauf wollte die Mutter Vorbereitungen treffen und die Sachen Eugeniens in einen Koffer packen, doch beſann ſie ſich eines Anderen und meinte: „Ich kann das dieſen Abend thun und will dir nur, was du für heute nothwendig brauchſt, mitgeben. Dazu bedarf ich deiner Hülfe nicht, liebe Eugenie, und wenn du noch einen kleinen Gang in den Park machen willſt, um dort von den Stellen, die dir lieb und werth ſind, einen vorläufigen Abſchied zu nehmen, ſo habe ich nichts dagegen."

Das ſagte ſie nur, um allein zu ſein, wußte aber in der That nicht, wie ihre Worte ſo vollkommen mit dem Wunſche des jungen Mädchens zuſammen trafen.

Eugenie ſtand am Fenſter und hatte ſchon lange auf die mächtigen Bäume hinabgeblickt, die ihre jetzt ziemlich kahlen Aeſte weit über den Boden ausbreiteten, wo verdorrte Blumen, braune Gräſer und gelbrothes Laub deutlich den ſpäten Herbſt anzeigten. Doch blieben ihre Augen nicht auf der nächſten Umgebung des Waldſchloſſes haften, auch nicht auf dem kleinen dunkeln See, der ſich dort ausbreitete, ſondern ſie verfolgte mit ihren Blicken einen Weg, der jenen umkreiste, ſich dann zwiſchen den Bäumen verlor, noch eine ziemliche Strecke ſichtbar blieb, und zuletzt in einer Niederung verſchwand.

„Wenn du meinſt, will ich ſo thun," ſprach das Mädchen nach einer kleinen Pauſe, wobei ſie forſchend nach ihrer Mutter blickte, die aber das Geſicht abwandte und ſich mit einem kleinen Nachtſacke zu ſchaffen machte.

Statt aller Antwort nickte die Baronin mit dem Kopfe, und Eugenie verließ ſtill das Zimmer.

Als ſie auf einer kleinen Seitentreppe hinunter kam — ſie hatte es ſorgfältig vermieden, bei dem Frühſtückszimmer, wo ſich Onkel George befand, vorüber zu gehen — verließ ſie ſogleich das Haus und wandte ſich ſo um daſſelbe herum, daß weder Herr von Breda noch ſonſt Jemand, der zufällig am Fenſter geſtanden, ſehen konnte, welchen Weg ſie jetzt nahm. Statt gegen den See zu gehen, ſchlug ſie einen Pfad ein, der ſcheinbar von demſelben abführte; ſcheinbar ſagen wir, denn nachdem das junge Mädchen in eine unbedeutende Terrainvertiefung hinabgeſtiegen war, an deren Rand das Waldſchloß lag, und nachdem ſie eine kleine Brücke überſchritten, unter

welcher das Abwaſſer des See's dahin floß, ſtieg ſie wieder aufwärts und befand ſich in kurzer Zeit auf der Fortſetzung jenes Weges, den ſie droben vom Fenſter aus geſehen.

Wie war der Wald ſo ſtill! — ſo ſtill, daß jeder Tritt ihrer feinen Füße ein Geräuſch machte, als ſtampfe Jemand abſichtlich derb auf den Boden, und daß man jedes fallende Blatt zwiſchen den Zweigen vorbei ſtreifen und dann auf den Boden niederfallen hörte.

Es iſt etwas Eigenthümliches um ſo einen herbſtlichen Wald; zahlreiche Echo's, die ſich im Sommer wie unter dem Laub verſteckt hielten, ſcheinen jetzt wach zu werden und neckend ihr Spiel zu treiben mit dem Klang deiner Schritte, mit einem lauten Wort, das du ſprichſt, mit dem Ton einzelner Vogelſtimmen, die hier und da von fern her laut werden. Und wie hat ſich jetzt die Ausſicht erweitert und verändert! Du mußt den Wald, durch den du gehſt, ſchon ziemlich genau kennen, um dich nicht zu verirren; wo früher eine dichte grüne Wand war, da ſiehſt du nun einen graugelblichen Stamm hinter dem anderen immerfort, weit, weit in die Ferne; dein Auge kann nicht bis ans Ende dringen, und das macht dir ein unheimliches Gefühl. Im Sommer umgeben dich ſchützende Laubwände, jetzt iſt rings um dich Alles offen, tauſende von für dich unſichtbaren Augen können hinter jedem Stamme hervor deine Schritte belauſchen.

Auch Eugenie, wie ſie ſo dahin wandelte, ſchien einen ähnlichen Gedanken zu haben; wenigſtens blickte ſie zuweilen rückwärts, wo ihr geübtes Auge kaum noch die Dachſpitzen des elterlichen Hauſes ſah, oder zu beiden Seiten, wo ſich, wie wir vorhin bemerkt, ein Baum neben und hinter den andern ſchob bis weit, weit in die Ferne. Zuweilen blieb ſie auch ſtehen

und lauſchte auf irgend ein Geräuſch, welches hörbar wurde. Doch ſchritt ſie gleich darauf beruhigt weiter; denn was ſie gehört, ergab ſich vielleicht als der Klang einer Axt oder das Bellen eines Hundes.

Wenn ſie ſo darauf hinlauſchte, ſo that ſie dies jedoch durchaus nicht mit dem Zeichen der Vorſicht oder der Angſt — im Gegentheil, die bekannten Waldtöne ſchienen ſie zu freuen, und wenn ſie darauf horchend ſtehen blieb und zuweilen mit dem Kopfe nickte, als wollte ſie ſagen: ach, ich kenne dich, du biſt Das und Das! — ſo hob ſie gleich darauf ihre Hand wie zum Gruß, wie zum Abſchied.

Ja, ſie nahm Abſchied, herzlichen Abſchied von dem Walde, in dem ſie ſo zu ſagen aufgewachſen war, deſſen innerſtes Thun ſie kennen gelernt, deſſen geheimſtes Leben ſie belauſcht, der ihr ein Freund geworden war, ein theilnehmender, verſchwiegener Freund, deſſen ſchönem, gewaltigem Herzen das Kind und die Jungfrau ihre Wünſche anvertraut und der ſie mit Licht und Schatten, mit Vogelſang und Kräuterduft, mit Blumen, Blüthen und murmelndem Waſſer erquickt, beruhigt und getröſtet — ein guter, treuer Freund, mitfühlend wie kein anderer. Deßhalb nahm ſie auch ſo herzlichen Abſchied von ihm; rechts und links ſtreckte ſie ihre Hände aus, um auf Augenblicke zu erfaſſen, was zu erfaſſen war; über die Rinde alter Bäume ſtrich ſie mit der feinen Hand, dürre Blätter und nackte Zweige ließ ſie durch ihre Finger gleiten, und wo ſie am Boden noch etwas von einer Waldblume entdeckte oder friſche Epheublätter an irgend einem alten Steine, da fuhr ſie leicht darüber hin, wie durch dieſe Berührung Abſchied von ihnen nehmend.

Auf einmal blieb ſie ſtehen und horchte nach der linken Seite. Dort glaubte ſie ein für dieſen Wald ſeltenes Geräuſch

vernommen zu haben — das Rollen und Knarren eines Wagens, nicht das Geräuſch eines Holzkarrens, nein, es war wie das feine Klingen und Klirren einer leichten Equipage, begleitet vom dumpfen Rollen der Räder, jetzt im weichen Sandboden gänzlich verſchwindend, dann wieder deutlich werdend, wo der Grund hart oder ſteinig war.

Sie warf lächelnd den Kopf auf die Seite und ſprach zu ſich ſelbſt: „Wie man ſich täuſchen kann! Es iſt gewiß ein Holzwagen, aber meine Nerven ſind aufgeregt, ich phantaſire. Wo ſollte eine Equipage herkommen? — das Coupé von Onkel George? — Kindiſche Gedanken! der Weg zur Stadt liegt gerade hinter mir, und was ich gehört, war zu meiner Linken. Nein, es war ein Holzwagen!“ Das ſprach ſie decidirt und wie Jemand, der bei ſich alle Zweifel niederſchlagen, ſich ſelbſt überzeugen will.

Die Grenzen des elterlichen Beſitzthums hatte Eugenie links hinter ſich gelaſſen und befand ſich auf anderer Leute Grund und Boden — auf fremdem, dürfen wir nicht ſagen, denn das junge Mädchen hätte noch Stunden lang fortwandern können, und ihr wäre noch jeder, ſelbſt der kleinſte Pfad bekannt geweſen, und ſie wiederum von allen Holzhauern, allen Jägern, allen Waldbauern erkannt und freundlich begrüßt worden. Hatte ſie doch in ihrem Alleinſein und bei der Einſamkeit ihres elterlichen Hauſes halbe Tage lang die Wälder durchſtreift, oft mit einem kleinen Gewehre auf der Schulter, das ihr Onkel George einſt mitgebracht und lachend zu dieſem Zwecke überreicht. War ſie doch ſo bewaffnet nicht ſo bald von den Förſtern und Jägern der angrenzenden Reviere geſehen worden, und hatten dieſe ihren Herren von der ſchönen Jägerin gemeldet, als alle, die zu einem Beſuche oder ſonſtigen

näheren Verkehre auf dem Waldſchloſſe durchaus keinen Vorwand oder keine Veranlaſſung hatten, Botſchaften dorthin ſchickten, es würde ſie außerordentlich freuen, wenn Fräulein Eugenie alle rings umher liegenden Jagdreviere als die ihrigen betrachten wollte. Zuweilen war ſie auch dieſen Herren ſelbſt begegnet, hatte einige freundliche Worte mit ihnen gewechſelt und ſich alsdann leicht und unbefangen grüßend entfernt.

Da aber das ſchöne Mädchen merkte, daß dieſe Begegnungen häufiger wurden, als der Zufall es wohl veranlaſſen konnte, ſo wußte ſie es ſo einzurichten, daß ſie Wege fand, auf denen ſie den andern Jagdeigenthümern nur höchſt ſelten noch begegnete. Dazu aber, ſowie überhaupt, brauchte ſie im Waldreviere einen Bekannten, bei dem ſie im Nothfalle ein Unterkommen fand, und der ſich ihrer auch, wenn es einmal noth gethan hätte, aufs bereitwilligſte und thatkräftigſte annahm. Und einen ſolchen guten und zuverläßigen Freund hatte ſie in einem alten Forſtwart gefunden, der früher zur Dienerſchaft ihres Vaters gehört, mit dem Zuſammenſchmelzen der Güter und Waldungen aber in die Dienſte des Grafen Helfenberg übergetreten war, deſſen Ländereien in einem weiten, faſt drohenden Bogen das kleine Waldſchloß mit ſeinem bischen Gehölz umſchloſſen.

Der Forſtwart wohnte eine gute halbe Stunde von dem Hauſe Eugeniens entfernt, in einer Niederung des Terrains, wo jenes Waſſer vorbeifloß, das von dem ſtillen See am Waldſchloſſe her kam. „Wie mich das freut," hatte der Forſtwart oft zu dem jungen Mädchen geſagt, „daß ich hier dasſelbe Waſſer trinken kann, wie ehemals, wenn ich auch anderer Leute Brod eſſen muß!"

„Ja, das iſt ſehr ſchön," lachte das damals noch ſehr

kleine Mädchen, „und wenn ich jetzt nicht zu dir herunter kommen kann, Klaus, ſo werf ich dir Blumen in den See, und dann haſt du auch etwas von mir.“ Daß dieſe Blumen unterwegs zerriſſen hängen bleiben mußten an den Felſen und dem Geſträuch, das ahnte ſie damals noch nicht, wo das Leben ſo glatt und klar vor ihr zu liegen ſchien, und wo ſie weder an wilde Strömung, durch die man erfaßt werden kann, noch an Felſen, die uns hemmend entgegentreten, dachte. Auch Klaus hütete ſich wohl, ihr dieſen guten Glauben zu nehmen, und verſicherte, er freue ſich wie ein Kind auf das herabſchwimmende Blumenbouquet, und das Mädchen ſagte darauf: „Es iſt ſchade, Klaus, daß wir keine Bekannten draußen am Meere haben; denn da alle Bäche, Flüſſe und Ströme in einander fließen und zuletzt dort münden, ſo müßte endlich mein Blumenbouquet ebenfalls daſelbſt ankommen.“

Daran dachte Eugenie, als ſie über den ſtillen, einſamen Waldpfad ſchritt und nun unter mächtigen Bäumen die Hütte des Forſtwartes vor ſich liegen ſah. Hier blieb ſie einen Augenblick ſtehen, drückte wie im Schmerz beide Hände an ihre Bruſt, und es that ihr unendlich weh, daß ſie vielleicht für längere Zeit zum letzten Male hier oben ſtand und daß ſie nun ſo bald nicht wieder in die ſtille Hütte da unten eintreten ſollte. Und wie manche, friedlich einſame, aber liebe Stunden hatte ſie dort verträumt! Wie oft war ſie gekommen, daß der Forſtwart nicht daheim war, alſo Niemand in Zimmer und Haus! Denn ſeine Frau hatte man ſchon lange begraben und Kinder hatte Klaus nie gehabt. Der Hofhund ſchlug wohl leiſe an, wenn ſie das Plankenthor öffnete, aber er hatte nichts Feindliches im Sinne, vielmehr ſprang er freundlich um ſie herum und wedelte ſo zuthunlich, als wollte er ſie einladen, näher zu

kommen und die niedere Hütte mit ihrer Gegenwart zu beehren. Da trat ſie dann auch in die ſtillen Räume und ſah lächelnd umher, welche Unordnung der alte Klaus hinterlaſſen; da konnte ſie für ſich ſo herzlich lachen, daß es laut hinausſchallte, wenn ſie bemerkte, wie das Brod auf der Fenſterbank lag, die leere Kaffeetaſſe auf der Erde ſtand — denn die Katze hatte den Reſt ausgeleckt — und wie das noch vom geſtrigen Regenwetter naſſe Wamms, ſtatt in der Luft aufgehängt zu ſein, zuſammengedrückt auf einem Stuhle lag.

Welche Freude machte es ihr, hier die Ordnerin, die Wirthſchafterin zu ſpielen! Sie ſtellte Alles auf den gehörigen Platz, ſie öffnete das Fenſter, ſie kehrte die Stube und war dabei ſo vergnügt, und ſang Melodien, die ihr ſonſt nie in den Kopf kamen. Sie holte friſches Waſſer am Brunnen und betrachtete ſich ſelbſt lächelnd und voll Freude, während ſie ſo dahin ging mit den beiden Krügen in den Händen; dann pflückte ſie am Bach Vergißmeinnicht und andere Blumen, that ſie in eine Schüſſel, die ſie auf den Tiſch ſtellte, ordnete die Blüthen zu einem Kranze, legte Moos auf die Stiele und begoß das mit Waſſer. Damit waren ihre Arbeiten zu Ende, und ſie ſchaute zufrieden in der reinlichen und geſchmückten Stube umher.

Da war Alles ſo feiertäglich ſtill, die Schwarzwälderuhr pickte, die Sonnenſtrahlen legten einen goldenen Streifen auf den Fußboden hin oder ſpielten im Reflex von dem Bache draußen wie lauter leuchtende Punkte an der Decke; dazu murmelte das Waſſer ſo geheimnißvoll, und zuweilen, wenn ſich ein leichter Wind erhob, rauſchten die dichten Zweige der mächtigen Bäume, welche das Häuschen umſtanden, und erzählten wie von wunderthätigen Waldblumen und Märchen-

gold. Ja, es war hier in der alten, einſamen Jägerhütte ſo märchenhaft wie ſonſt nirgends, und wenn Eugenie wie ſie oft that, das Spinnrad der alten Frau Klaus vor ſich hinſtellte, die Bilderbibel vom Geſimſe nahm und aufgeſchlagen über ihre Kniee legte, wenn Hund und Katze wedelnd und ſchnurrend zur Thür herein kamen und ſich am Boden zu den Füßen des jungen Mädchens hinſchmiegten, und wenn man ſie dann ſo mild und freundlich lächelnd da ſitzen ſah, das klare, leuchtende Auge wohlgefällig vor ſich hinblickend, den Mund leicht geöffnet, um die regelmäßigen Athemzüge durchzulaſſen, welche ſanft ihre Bruſt ſchwellten — ſo war das alles wie die wunderbare Illuſtration zu einem Märchenanfang: — Es war einmal ein alter Jäger, der hatte eine gar liebliche Tochter, die, wenn der Vater in den Wald ging, oft allein zu Hauſe blieb. Da geſchah es denn eines Tages, daß, als ſie ihre häuslichen Geſchäfte beſorgt, ſie ſich zum Ausruhen niederließ, und vom Geſang der Vögel und vom Rauſchen des Windes in den Blättern ſanft in den Schlaf gewiegt wurde.

Das war aber eigentlich kein Märchen, denn ſo war es in der That Eugenien einige Male paſſirt; der Weg durch den Wald, die Hitze des Sommertages hatten ſie ermüdet, und als ſie nun die Stube des alten Klaus in Ordnung gebracht und ſich in einen ſchattigen Winkel geſetzt hatte, entſchlief ſie unter dem Rauſchen der Blätter, unter dem Picken der Uhr und dem Geſchnurre der Katze. Die Katze ſchlief mit ihr, nicht ſo aber der große, ſtarke Hofhund. Wie das Mädchen die Augen ſchloß, öffnete er die ſeinigen, hob den Kopf, ſchaute, ſo weit er konnte, um ſich und horchte fern, fern in den Wald hinaus, ob ſich dort nichts Ungewöhnliches rege. Damals war Eugenie vierzehn Jahre alt und träumte von Sternen und

Waldblumen, die mit einander in Streit gerathen wären, wer von ihnen das Schönſte und Lieblichſte ſei; ja, ſie wandten ſich an das junge Mädchen zur Entſcheidung, und dieſe wollte ſchon lächelnd zur Antwort geben, daß hier im Walde die Blumen und am Himmel die Sterne, jedes an ſeinem Platze das Schönſte und Lieblichſte ſei. Da war es ihr, als höre ſie Knurren und Murren vor ſich, und wie ſie ſchlaftrunken die Augen öffnete, ſah ſie den großen Hofhund aufrecht an der Wand ſtehen, die beiden Tatzen auf die Fenſterbrüſtung gelegt, und zwar, wie ſie im Traume gehört, knurrend und murrend. Wahrhaftig, ſie meinte, ſie träume noch fort, denn vor dem Fenſter ſah ſie den Kopf eines Pferdes, das in die Stube blickte, und dann anfänglich die Hand eines Reiters, der das Rebgewinde aufhob und nun, hell von der Sonne beſtrahlt, erſtaunt und lächelnd das wunderſchöne Kind hier in der einſamen Jägerhütte fand. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr dem Reiter, und dieſer Ausruf ließ Eugenie plötzlich aufſpringen und ſtaunen und horchen. Sie ſtrich über ihre Stirn, als wolle ſie ſich vergewiſſern, daß ſie nicht mehr ſchlafe, und lächelte gleich darauf beruhigt, als ſie die Stimme des alten Klaus vernahm, der draußen mit dem Reiter ſprach. Dieſer hatte ſein Pferd von dem Fenſter zurückgezogen und daſſelbe gegen den alten Jäger gewandt; indeß wenn er auch auf deſſen Reden hörte, ſo drehte er doch den Kopf von ihm ab, ſenkte ihn tief herab und ſchaute forſchend in das Zimmer. Das alles ſah Eugenie mit einem raſchen Blicke, und daß der Reiter ſo hereinſchaute, ſcheuchte ſie in den fernſten Winkel des Zimmers zurück.

Er konnte ſie nicht mehr ſehen, ſie ihn aber wohl, und die Sonne leuchtete ſo auf ihn und ſtellte ihn wie verklärt

unter das dunkle Blätterdach, als habe ſie ihre Freude an ihm und als wolle ſie, daß das junge Mädchen ſich ſein Bild recht feſt einpräge.

Ob das geſchah, ſind wir nicht im Stande, dem geneigten Leſer anzugeben; nur ſo viel dürfen wir der Wahrheit gemäß berichten, daß, ſo wie der Reiter ſich vom Fenſter entfernte, Eugenie mit dem großen Hunde, der ſich an ſie geſchmiegt hatte, näher dahin ging, und daß ſie, jetzt hinausſchauend, ihn ſchon auf der Höhe droben ſah, wie er luſtig hinauf ſprengte — es war eine leichte, ſchlanke Figur, und er ſaß ſchön zu Pferde, das konnte ſie beurtheilen; er hatte ein graues, kurzes Röckchen an und einen grünen Jagdhut mit einem ſtarken Spielhahnfederbuſch.

Ehe er droben zwiſchen den Bäumen verſchwand, wandte er ſich im Sattel noch einmal um und winkte mit der Hand hinab — gegen das ſtille Jagdhaus — an das ſchöne, ſchlafende Mädchen denkend — oder galt ſein Gruß dem freundlichen Thale? — Wer konnte das wiſſen? Wer konnte das ſagen? — Niemand als er, der nun mit ein paar Sätzen ſeines Pferdes zwiſchen den grünen Bäumen verſchwunden war und nie, nie mehr zum Vorſchein kam.

Als Klaus in die kleine Stube trat, ſagte er zu dem jungen Mädchen, nachdem er ſich ehrerbietig für die Sorgfalt bedankt, mit der ſie hier Alles geordnet: „Der draußen hat Sie wohl recht erſchreckt? Es iſt ein wilder Burſch, namentlich wenn er zu Pferde ſitzt; ich erlebe es noch einmal, daß er mir in die Stube hinein reitet. Nun, jetzt geht er fort, und da haben wir ein paar Jahre Ruhe vor ihm.“

„Und wer iſt er denn?“ fragte das junge Mädchen faſt gleichgültig.

„Oh! oh!“ meinte der Jäger, indem er ſich umwandte und eine ziemliche Zeit brauchte, ſein Gewehr an die Wand zu hängen, „es iſt ein entfernter Verwandter von mir, ein Vetter, Jägerburſche beim Grafen Helfenberg — eine wilde Brut, mit der ich eigentlich nicht gern viel zu thun habe. Nun, jetzt geht er ja fort.“

„So, er geht fort,“ ſagte nachdenkend das Mädchen.

„Ja, er geht fort,“ entgegnete kopfnickend der Jäger, „und es iſt gut ſo. Haben Sie nicht zufällig zu Hauſe gehört, daß der junge Graf Helfenberg eine längere Reiſe macht?“

„Ach ja, Papa hat davon geſprochen; er geht nach Italien.“

„Nach Italien, nach Spanien, was weiß ich! Gott ſchenke ihm ein ruhigeres Blut, das wünſche ich ihm von Herzen,“ ſprach der Jäger, indem er beinahe düſter die Augenbrauen zuſammenzog und über ſein graues Haar ſtrich. „Es iſt im Grunde ein guter Burſch, aber wild, wild bis zu allen Exceſſen.“

„Nun, und dein Vetter?“ fragte Eugenie nach einer Pauſe, „was hat der mit der Reiſe zu thun?“

„Ja ſo, mein Vetter, was der damit zu thun hat? Nun, er begleitet ihn, er geht mit ihm — na, das wird eine ſchöne Wirthſchaft werden!“

Weiter ſagte der alte Jäger nichts, und weiter fragte das Mädchen auch nicht; aber ſie vergaß den Augenlick nicht, wie ſie zum Fenſter hinausgeſchaut, und wie ſie, draußen von der Sonne hell beſchienen, das lachende und freundliche Geſicht, von blonden Locken eingerahmt, geſehen.

So waren einige Jahre vergangen, und Eugenie hatte oft das kleine Jägerhaus beſucht, hatte auch das Zimmer dort

häufig in Ordnung gebracht, war auch wohl mitunter eingeſchlafen, wenn ſie erhitzt und vom Gehen ermüdet war; aber eine Erſcheinung wie damals hatte ſie nicht mehr gehabt — jene Erſcheinung, die ſie immer noch nicht vergeſſen hatte. Wohl fragte ſie auch zuweilen den alten Klaus nach ſeinem Vetter und wollte wiſſen, ob er Nachricht habe, wie es ihm auf ſeinen Reiſen ergangen; doch pflegte der Jäger mit den Achſeln zu zucken und zu ſagen: „Man hört wohl hier und da etwas von ihnen, aber es iſt nicht, daß man ſich darüber freuen kann.“

„Und werden ſie bald wieder kommen?“

„Ja, es heißt ſo. — Meinetwegen blieben ſie ſchon noch eine Zeit lang weg.“

Da ging eines Tages das Mädchen wieder nach der Niederung mit der kleinen Hütte, und als ſie auf der Höhe ſtand, wo man auf den Bach und die breitäſtigen Bäume hinabſchauen konnte, an derſelben Stelle, wo damals der junge Reiter verſchwunden war und wo ſie jetzt am heutigen Morgen ſich abermals befand, ſah ſie den alten Klaus vor der Hütte, aber er war nicht allein, ſondern er ſprach mit Jemand, der im Sonnenſcheine auf der Bank vor dem Hauſe ſaß, während er ſelbſt Eugenien den Rücken zuwandte. Beſuch war hier etwas Ungewohntes, deßhalb blickte ſie auch aufmerkſam hin, und als ſie an dem Unbekannten ein graues Röckchen wahrnahm, ſowie einen grünen Jagdhut, da ging ſie in ihren Gedanken um ein paar Jahre zurück und gedachte des Reiters, den ſie im Sonnenlichte geſehen. Sie war im Begriffe, umzukehren — weßhalb, wußte ſie eigentlich ſelbſt nicht — da hatte der Unbekannte ſie entdeckt, er ſagte zu Klaus einige

Worte, ſo daß ſich dieſer nun herumwandte und zu dem Mädchen aufblickte.

Sollte das der Vetter des alten Jägers ſein, der ja von den Reiſen zurückerwartet wurde? — Es war nicht gut möglich, und obgleich der da unten ein graues Röckchen trug und einen grünen Jagdhut, ſo war das doch eine ganz andere Erſcheinung. Wohl gedachte ſie noch des Reiters, der ſo flüchtig aufwärts geſprengt, der ſich ſo leicht im Sattel gewandt — und doch, wie ſie näher trat, wie der junge Mann ſich mühſam erhob, wie er lächelnd den grünen Jagdhut abnahm und nun im blendenden Sonnenlichte vor ihr ſtand, da war es ihr gerade, als finde ſie in der Figur und im Geſichte des Unbekannten etwas, das ſie an den Reiter von damals erinnere. — Schrecklich! Sie blickte faſt verlegen auf Klaus, der achſelzuckend ſagte:

„Da iſt mein Vetter wiedergekommen, es iſt ihm auf den Reiſen ſchlecht ergangen. Das gnädige Fräulein werden ſich ſeiner kaum noch erinnern.“

Zweifelnd ſchaute Eugenie empor und fragend, als wünſche ſie eine nähere Auskunft, vor der ihr aber doch ſelbſt graute; denn es konnte nicht anders ſein: das war der Reiter von damals, er ſelbſt, und doch wieder ſo ſchrecklich anders!

Mühſam hatte ſich der Vetter des Jägers von der Bank erhoben, indem er ſich auf einen Stock ſtützte, den er in der rechten Hand trug, und während er dieſe Anſtrengung machte — denn es war eine Anſtrengung für ihn — huſtete er leiſe, aber mehrere Male nach einander und ſo hart und ſchwer, daß ſich auf ſeinen bleichen, eingefallenen Wangen eine plötzlich aufflammende Röthe zeigte; dabei lächelte er faſt traurig und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Ja, Vetter Klaus hat

Recht, es iſt mir auf meinen Reiſen nicht beſonders gut ergangen. Nach einem unglücklichen Sturze mit dem Pferde blieb ich eine kalte Nacht hindurch im Freien liegen, und das hat mir nicht gut gethan."

Eugenie ſtand wie betäubt und verwirrt; das Bild des raſchen, hübſchen Reiters war in ihren Gedanken freilich ziemlich verblichen, und nur zuweilen, wenn ſie ſich in dem alten Jägerhauſe befand und in das Sonnenlicht hinausſchaute, war es friſch und lebendig vor ihre Seele getreten. Nach und nach wäre es ausgelöſcht worden, und ſie hätte es vergeſſen, wie man ſo Vieles vergißt; aber jetzt trat alles wieder ſo klar vor ſie hin, als erwache ſie aus ihrem Schlummer und als ſprenge er dort die Anhöhe hinan. Und während ſie ihn friſch und geſund dort verſchwinden ſah, ſtand er jetzt in Wirklichkeit krank und elend ihr zur Seite. Das entlockte ihr ein recht ſtilles, trauriges Lächeln; ſie neigte den Kopf etwas, und während ſie mit der Hand über ihr Haar fuhr, ſprach ſie: „Es thut mir recht leid, Sie ſo wiederzuſehen. — Aber ich bitte, ſetzen Sie ſich nieder," fuhr ſie raſch fort, als ſie bemerkte, daß abermals eine Röthe auf ſeinem Geſichte leuchtete.

„Ja, ſetz dich nieder," meinte auch Klaus mit beſorgter Stimme. „Das gnädige Fräulein iſt ſo gut, daß ſie das gewiß nicht übel nimmt. — Ich habe nur um Entſchuldigung zu bitten," ſetzte er hinzu, nachdem alle Drei einen Augenblick geſchwiegen, „daß ich eigentlich ſchuld daran bin, daß Sie meinen armen Vetter hier gefunden; ich hätte ihn ins Haus gehen laſſen können, und dann wäre Ihnen der Anblick erſpart worden."

Als das der Jäger ſagte, blickte ſein Vetter aufmerkſam, ja, ängſtlich auf das ſchöne Geſicht des jungen Mädchens.

Doch verſetzte dieſe beinahe unmuthig: „Rede doch nicht ſo ſeltſames Zeug; erſtens komme ich zu dir auf Beſuch, und ich meine, es iſt mir immer recht geweſen, was ich hier gefunden; dann aber ſollteſt du mich beſſer kennen und mich nicht für ſo hartherzig halten, daß mir der Anblick deines Vetters deßhalb zuwider wäre, weil ich ihn früher anders geſehen oder ihn mir vielleicht anders vorgeſtellt. — Und wenn ich ihn genau betrachte," fuhr ſie begütigend fort, „ſo — ſo — ſo — ſieht er wohl etwas krank aus, aber das wird vorübergehend ſein, und ich hoffe," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „er wird in nicht gar zu langer Zeit wieder friſch und munter da hinaus reiten."

„Wie ich Ihnen für dieſe Worte genugſam danken ſoll," hatte hierauf der Vetter des Jägers geſagt, „weiß ich nicht; aber das kann ich dem gnädigen Fräulein verſichern, daß keiner meiner Bekannten mich ſo lieb und freundlich willkommen geheißen; und deßhalb wollen mir das gnädige Fräulein verzeihen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie ſehr, ach, ſehr hochſchätze und verehre."

Nach dieſen Worten hatte der kranke Mann eine Bewegung gemacht, als wolle er die Hand Eugeniens ergreifen, um ſie zu küſſen; doch mochte ihm das Unpaſſende hiervon augenblicklich eingefallen ſein — genug, er zog ſich bitter lächelnd zurück und ſtarrte darauf finſter vor ſich nieder.

Klaus begann nach einer Pauſe wieder: „Mein Vetter wohnt in der Stadt in einer kleinen engen Gaſſe, wo nicht viel gute Luft hin kommt; er hat begreiflicher Weiſe ſeinen Dienſt aufgeben müſſen, bis — er wieder hergeſtellt ſein wird. Dazu hat ihm nun der Doktor vor allen Dingen die friſche Waldluft angerathen, und deßhalb beſucht er mich und wird

auch häufig kommen, wenn — das gnädige Fräulein nichts dagegen hat."

„Du ſprichſt wunderlich, Klaus," verſetzte Eugenie, „was kann und werde ich dagegen haben, wenn Jemand zu dir kommt? Und wenn dem wirklich ſo wäre, würde ich ſo hartherzig ſein, einem Kranken die gute Luft zu mißgönnen? — Gewiß, ſo gern ich komme, ſo würde ich doch augenblicklich wegbleiben, wenn ich mir denken könnte, daß mein Beſuch dir und deinem Vetter in irgend etwas hinderlich wäre."

„Das kann und wird nie der Fall ſein," entgegnete der Letztere eifriger, als man es ihm zugetraut hätte. „Wenn ich mir erlaube, im Gegentheil hinzu zu ſetzen, ſo bitte ich dafür um Verzeihung; aber das gnädige Fräulein ſind als ſo gut und freundlich bekannt, daß es Jedem wohl thut, der das Glück hat, Sie zu ſehen."

„Ja, das muß ich bekräftigen," ſagte der alte Jäger. „Von den Thieren will ich gar nicht reden, denn da iſt es bekannt, daß die biſſigſten Hunde dem gnädigen Fräulein ſchmeicheln; aber wir haben noch unangenehmere und unverträglichere Geſchöpfe unter den Menſchen, namentlich hier im Walde unter den Wildſchützen; und ſelbſt denen fährt ein freundliches Wetterleuchten über die finſteren Züge, wenn ſie das gnädige Fräulein nur von Weitem durch den Wald daher kommen ſehen."

So war es geweſen, als Eugenie den Vetter des Jägers nach ſeiner italieniſchen Reiſe wieder geſehen; und darauf ſah ſie ihn öfter; denn wegen der friſchen Waldluft hielt er ſich meiſtens in dem kleinen Jägerhauſe auf, und wenn er auch nebenan im Gehölze war oder auf den ſeitab liegenden Wieſen, ſo kam er doch immer mit langſamen Schritten und ge-

beugt an ſeinem Stocke daher, ſo oft das junge Mädchen die Waldhütte beſuchte.

Anfänglich hatte ſeine Gegenwart wohl etwas Störendes für ſie gehabt; ſie mochte oder konnte nicht ſo frei in dem Häuschen wirthſchaften, wenn er draußen vor der Thür ſaß; bald aber gewöhnte ſie ſich daran und erlaubte ihm ſogar, ihr, wie er bat, kleine Dienſte zu leiſten, ſo das Herbeiholen von Waſſer und Blumen, das Wegſchaffen welker Blätter, wenn ſie einen neuen Kranz gemacht hatte für das Bild der Frau des Jägers, das in der Stube am Ehrenplatze unter dem kleinen Spiegel hing.

Nach und nach begann ſie ſogar, ihm, wenn er ſo einſam und traurig, mit trüben Blicken vor ſich hinſtarrend, auf der Bank ſaß, irgend eine Frage zu ſtellen, deren Beantwortung ihn nöthigte, mehr als Ja und Nein zu ſagen. Und als ſie das einmal angefangen, erſtaunte ſie, denn ſie bemerkte, daß der Vetter des Jägers Klaus mehr gelernt habe und weit mehr wiſſe, als man ſonſt gewöhnlich bei Leuten ſeines Standes findet. Dabei brachte er ſeine Antworten auf eine gar ungezwungene Art vor, frei, überlegt und doch wieder voll Ehrerbietung gegen das junge Mädchen, die, von hohem Stande, ſich herabließ, mit ihm, dem armen Jägerburſchen, zu ſprechen. Zuweilen fragte Eugenie auch wohl Einiges über die Reiſen in Italien, und da erſtaunte ſie mehr und mehr, wenn er ſich oft gehen ließ, ſeine Eindrücke erzählte, Gegenden durch eine lebhafte Schilderung friſch und wahr vor ihre Augen zauberte, ja, ſogar hier und da von Muſeen und Gallerieen ſprach, wobei er dann wie entſchuldigend hinzuſetzte: „Das gnädige Fräulein werden ſich verwundern, daß ich, ein einfacher Diener, von dergleichen ſpreche; doch bin ich mit dem

Grafen erzogen worden, habe zuweilen an ſeinen Lehrſtunden Theil nehmen dürfen, und er war ſo freundlich, mich während der Reiſe überall, wo es nur möglich war, mit hin zu nehmen."

So wurde manche halbe Stunde zwiſchen den Beiden verplaudert, wobei der Vetter des Jägers auf der Bank ſaß, Eugenie aber, an den Stamm der mächtigen Buche, die das Häuschen beſchattete, gelehnt, neben ihm ſtand. Wer die Beiden ſah, konnte ſich eines Gefühls des tiefſten Mitleidens für den armen Menſchen nicht erwehren, der zuſammen gebeugt auf der Bank ruhte, ſchnell und doch ſo mühſam athmend, daß jeder Zug an ſeinen Schulterblättern auf dem Rücken ſichtbar war. Dabei huſtete er kurz und trocken, und ſeine weiße durchſichtige Hand ſpielte wie krampfhaft oder nervenerregt mit dem Stocke, der neben ihm lag. Sogar mit deſſen Hülfe konnte er ſich nur mühſam von der Bank erheben, und dennoch meinte man jeden Augenblick, ſeine zitternden Kniee müßten ihm auf einmal den Dienſt verſagen.

Man brauchte nicht, wie Eugenie, ihn vor Jahren gekannt zu haben in voller Kraft der Jugend, um heute den Anblick ſeines Geſichts wahrhaft bejammernswerth zu finden; die ſchönen, edlen Züge von damals blickten freilich noch durch, aber wie ein Traumbild, gänzlich ſchattenhaft, wie etwas, das mit Nächſtem ganz verſchwinden wird. Nur die Augen allein hatten etwas von ihrem früheren Glanze behalten, aber es war kein wohlthuendes Feuer, das in ihnen ſtrahlte; etwas wild Glühendes, Fieberhaftes lag darin, namentlich in Momenten, wo der junge Mann ſich unbeachtet wußte und das ſchöne Mädchen betrachtete.

Seine Tracht war einfach, ohne ärmlich zu ſein; er

ſchien einen grauen Jagdrock zu lieben und einen grünen Hut, wie er ihn damals getragen; denn ſo erſchien er immer. Wenn man daneben das junge Mädchen ſah, ein friſches Bild der Geſundheit, mit leuchtenden Blicken aufknospend wie eine junge Roſe, ſo begriff man wohl das Mitleid, mit dem ſie ſich des armen jungen Mannes annahm, das Gefühl ihres Standes, ihrer Geſundheit, ihres körperlichen Reichthums gegenüber ſeiner Verlaſſenheit, ſeiner gänzlichen Armuth.

— — An dieſe vergangenen Zeiten dachte Eugenie, als ſie nun das kleine Jägerhaus vor ſich liegen ſah, und eine Zeit lang droben ſtehen blieb, ehe ſie hinabſtieg. Es war ihr faſt ebenſo ſchwer, von dieſem kleinen ſtillen Winkel Abſchied zu nehmen, wie von dem elterlichen Hauſe. Und wohl mit einigem Rechte; denn das Waldſchloß zu beſuchen, dazu fand ſich Zeit und Gelegenheit genug, weniger vielleicht einen Spaziergang zum alten Klaus zu machen; denn davon hätte ſie mehr oder weniger ſprechen müſſen, was ſie bis jetzt — wir müſſen geſtehen, ohne eigentliche Urſache — immer vermieden.

Langſam ſtieg das junge Mädchen hinab, und es war ihr nicht unlieb, daß ſie den alten Klaus an der Thür ſtehen, ſo wie deſſen Vetter an ſeinem gewöhnlichen Platze auf der Bank ſitzen ſah.

„Heute hätten wir Ihren Beſuch nicht erwartet," meinte freundlich lachend der alte Jäger, „denn ich habe erfahren, daß Beſuch auf dem Schloſſe iſt; Herr Baron von Breda ſind hingeritten."

Eugenie nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ja, der Onkel iſt da, und das iſt eigentlich die Urſache, warum ich

heute hieher gekommen bin. Onkel Breda will mich mit ſich nach der Stadt nehmen, und ehe ich das thue, konnte ich nicht unterlaſſen, hier von — dem kleinen Hauſe Abſchied zu nehmen.

Bei dem Worte „von" blickte ſie aber den Jäger an, ſo wie ſie auch ihre klaren Augen einen Moment auf dem Kranken ruhen ließ, der bei ihrer Rede leicht zuſammenzuckte und darauf in das vorgehaltene Schnupftuch huſtete.

„So, ſo, das gnädige Fräulein gehen nach der Stadt?" erwiderte Klaus ziemlich raſch und mit ausdrucksvollem Tone. — „Und auf lange?"

„Das kann ich ſelbſt noch nicht ſagen, aber ich glaube wohl, auf lange," verſetzte das junge Mädchen. „Onkel George hat ſchon oft davon geſprochen, es ſei beſſer für mich, ein wenig in Geſellſchaft zu kommen und das Leben der Stadt kennen zu lernen; ja, ſchon lange hat man darüber geſprochen, und endlich — hat es ſich ſo gemacht."

Bei dieſen letzten Worten verdüſterten ſich ihre ſonſt ſo klaren Züge ein wenig, und ſie preßte die Lippen auf einander.

Der Kranke ſagte kein Wort, blickte auch nicht einmal in die Höhe, huſtete aber hart und trocken in nicht allzu großen Zwiſchenräumen.

Der alte Jäger ſchlug die Arme über einander, lehnte ſich an den Thürpfoſten und meinte dann nach einer Pauſe mit einem faſt unmerklichen Streifblick auf ſeinen Vetter: „Nun ja, es war vorauszuſehen, daß das gnädige Fräulein nicht immer hier in dem Walde bleiben könne; es mußte ſo kommen, und der Herr Baron von Breda iſt ein ſehr braver Herr und hat ein ſchönes und angeſehenes Haus. — Herzlich

aber freut mich's und auch gewiß den Vetter da, daß das gnädige Fräulein noch ſo lieb und freundlich waren, hier von unſerer armen Wirthſchaft Abſchied zu nehmen. Nicht wahr, es freut dich auch?" wandte er ſich an den Kranken.

Dieſer hob den Kopf in die Höhe, ſeine Züge waren faſt noch bleicher als gewöhnlich, und während ſeine farbloſen Lippen zuckten, glänzten ſeine Augen auf eine ungewöhnliche Art; doch verſuchte er zu lächeln und ſagte: „Ich würde mich noch herzlicher über die große Ehre gefreut haben, welche das Fräulein meinem Onkel erzeigt, aber Sie müſſen mir ſchon verzeihen, daß ich meine Freude heute nicht recht an den Tag zu legen vermag — denn ich leide furchtbar — gerade heute Morgen."

Dieſe Worte ſtieß er kaum vernehmbar zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor.

„Meine Bruſt ſchmerzt mich ſo ſehr, und zuweilen iſt es mir, als wäre der Athemzug, den ich jetzt thue, mein letzter — als müſſe das alles — alles — nun mit einem Male aufhören," ſetzte er nach einer Weile hinzu.

Das Mädchen blickte theilnehmend, ja, ergriffen und traurig auf den jungen Menſchen nieder, der wie kraftlos in ſich zuſammengeſunken war, dabei aber die linke Hand erhob, als wolle er andeuten, er habe noch etwas zu ſagen.

Deßhalb ſchwiegen auch die beiden Anderen, und man hörte kein Geräuſch als das Murmeln des Baches und das leiſe Zirpen eines Vogels in den nackten Zweigen.

„Der Abſchied, den das gnädige Fräulein heute von uns nimmt, iſt für mich wohl nur um kurze Zeit zu früh. Verzeihen Sie mir, daß ich rede, wie ich vielleicht nicht reden ſollte. Wenn der lange, finſtere und traurige Winter hinter

uns liegt, ſo kommt das Frühjahr — freundlich dem Einen, traurig dem Anderen. Und das Letztere für mich. Denn wenn meine lieben Wälder wieder anfangen grün zu werden, wenn die Blumen empor ſproſſen, ſo geht es mit mir zu Ende — das fühle ich deutlich — und daß ich es fühle, iſt gerade kein Schmerz für mich. Nur hätte ich gehofft, wenn unſer eins hoffen darf, — verzeihen Sie mein Wort, gnädiges Fräulein, — Sie, die mir freundlich und tröſtend wie ein Engel erſchienen ſind, im nächſten Frühjahr hier nochmals wieder zu ſehen. Nicht wahr, Sie verzeihen mir? Hat doch Jemand in meiner Lage ſchon das Recht, offener zu ſprechen. Ja, ich hatte gehofft, Sie noch einmal zu ſehen, ehe vielleicht Alles hier für mich vorbei iſt; das wäre ein Abſchied, wie ich ihn mir gewünſcht, und ich wäre dann hinüber gegangen, während die Bäume grün werden, während die Blumen anfangen zu blühen, und hätte denken können, von Zeit zu Zeit wären Sie dann in das alte Jägerhaus gekommen, hätten nach mir gefragt und vielleicht zu Klaus geſagt: Er hat doch zu früh ſterben müſſen — es iſt ſchade."

Während der Kranke mühſam dieſe vielen Worte ſprach, blickte er zu Eugenien in die Höhe, ſeine Züge umſpielte ein ſchmerzliches Lächeln, und ſeine Augen, anſtatt wie gewöhnlich im wilden Feuer zu brennen, nahmen einen unbeſchreiblich weichen und angenehmen Ausdruck an.

Der alte Jäger kratzte mit ſeinen Fingern heftig auf den Aermeln des groben Jägerwammſes, und während er ſich auf die Lippen biß, hoben ſich ſeine Augenbrauen auf eine ungewöhnliche Art in die Höhe.

Eugenie hatte die Hände gefaltet, ſtill, unwillkürlich, und da ihre Nerven von der häuslichen Scene heute Morgen

noch immer tief ergriffen waren, so war es leicht begreiflich, daß bei diesem Anblicke und diesen Worten einige leichte Thränen von ihren Wimpern tropften. Nach einer langen Pause, peinlich für alle Drei, schüttelte sie leicht den Kopf und sagte: „So muß man nicht sprechen; wer die Hoffnung aufgibt, gibt sich selber auf. Wenn es Sie gefreut hat, mich hier zuweilen zu sehen, so wird es Ihre Freude nicht vermindern, wenn ich Ihnen sage, daß ich gern, recht sehr gern hieher kam. Freilich kommt der harte Winter, aber wie Glück auf Leiden, folgt ihm auch der liebe, schöne Frühling — auch gewiß schön für Sie. Wer weiß, welch gute Aenderung in Ihrer Gesundheit eintritt! — Gewiß, es muß eine gute Aenderung eintreten, und dann verspreche ich Ihnen, daß Sie mich beim ersten Grün, bei den ersten sprossenden Blumen hier wieder finden werden."

„Und was das gnädige Fräulein verspricht," fügte der Jäger mit tiefer Stimme bei, „das pflegt sie zu halten, darauf kann ich schwören."

Der Kranke hatte sein Gesicht in beide Hände vergraben und nickte mehrmal mit dem Kopfe, ehe er versetzte: „Liebe, Glaube, Hoffnung sollen uns ja begleiten, und die beiden letzten fühle ich in meiner Seele; aber der Winter ist hart, und wenn ich auch geglaubt, ihn gut durchzubringen, so war es doch nur, weil ich gehofft, — und das ist jetzt alles vorüber. — — — Es ist nicht die erste Täuschung, wird auch nicht die letzte sein." — Er hob seinen Kopf in die Höhe, versuchte zu lächeln, und fuhr fort, seine Stimme gewaltsam anstrengend: „Und bei alle dem haben Sie mich froh und glücklich gemacht. Wie danke ich Ihnen — mein gnädiges Fräulein — mein Fräulein Eugenie!"

Es durchzuckte ſie eigenthümlich, als der Kranke ſo zum erſten Male ihren Namen ausſprach; auch blickte ſie beinahe ängſtlich um ſich, als ſie mit bewegter Stimme ſagte: „Jetzt muß ich nach Hauſe; Onkel George wird mich erwarten. — Alſo hoffen Sie auf ein gutes Frühjahr, und ich will dagegen glauben, daß ich Sie wohler und vergnügter wiederſehe. — Adieu, Klaus, du kommſt gewiß bald nach der Stadt, mich zu beſuchen.“

Damit reichte ſie dem alten Jäger beide Hände, die dieſer tief gerührt ergriff und ſich darauf hinabbeugte, indem er murmelte: „Gewiß, ſobald ich kann, komme ich nach der Stadt.“

Eugenie wandte ſich zum Weggehen, ohne auf den Kranken noch einen Blick zu werfen, wogegen ſie mit dem Kopfe raſch mehrere Male ihm zunickte; kaum hatte ſie aber einige Schritte gemacht, ſo kehrte ſie zurück und reichte ihre Rechte dem kranken Manne hin, der ſich ehrfurchtsvoll mit einem leuchtenden Blicke erhoben hatte, mit ſeinen weißen, faſt durchſichtigen Fingern ihre warme, friſche Hand ergriff und es wagte, einen kaum fühlbaren Kuß darüber hinzuhauchen.

Darauf flog Eugenie, ohne ſich umzublicken, die Höhe hinan und verſchwand zwiſchen den Bäumen auf derſelben Stelle, wo damals der kecke Reiter verſchwunden war, derſelbe kecke Reiter, der jetzt wie ein Schattenbild vornübergebeugt neben der kleinen Hütte ſtand, die Hände gewaltſam ausſtreckend, als vermöge er es, das flüchtige Mädchen zurückzuhalten.

Wohl mehrere Augenblicke ſtand er ſo, dann fuhr er mit der Rechten über das Geſicht, biß wie in wüthendem Schmerze die Zähne über einander, wandte ſich gegen den alten Jäger,

der tief aufſeufzend daſtand, und fragte mit funkelnden Augen: „Hätteſt du damals treu und ehrlich an mir gehandelt, damals, als ich jene Anhöhe hinaufſprengte, ſo müßteſt du deine unnütze Büchſe von der Wand geriſſen, mich getödtet oder ſchwer verwundet haben. — Ah verflucht! wer Alles voraus wiſſen könnte! Mich hätte friſch und geſund der Tod ereilt, oder ich wäre langſam in deiner Hütte geneſen, — verpflegt von ihrer Hand. — Ah verflucht!“

Nach dieſen Worten ſchlug er beide Hände vor das Geſicht und fiel auf die Bank nieder, ſo plötzlich und willenlos, daß Klaus entſetzt hinzu ſprang und den Kranken in die Arme nahm. Sein Kopf ſank zurück an die Schulter des treuen Freundes, ſeine Züge waren todtenbleich, aber ruhig, und auf den feſt verſchloſſenen bleichen Lippen ſtand ein einziger klarer Blutstropfen.

„Mein armer, unglücklicher Herr!“ ſagte tief erſchüttert der alte Jäger. — „Gott ſei ihm gnädig!“

Zwölftes Kapitel.

Ein gemiſchter Thee.

Die Rechtsconſulentin, Madame Plager, hatte mehrere Bekannte zu einem gemiſchten Thee eingeladen — wir ſagen: gemiſchten Thee, nicht, als ob dieſer in Wirklichkeit vielleicht aus ſchwarzem und grünem beſtanden, mit einer Zuthat von Vanille und Zimmt, wie es in der Stadt, in welcher unſere wahrhafte Geſchichte ſpielt, zuweilen Mode war, ſondern, weil erſtens die Geſellſchaft, welche zu dieſem Thee eingeladen wurde, eine gemiſchte war, aus Herren und Damen beſtehend, und auch, weil das, was bei dieſem Thee gereicht wurde, in verſchiedener Hinſicht gemiſcht genannt werden konnte; denn nach dem Thee mit Backwerk wurde ein förmliches Nachteſſen gegeben.

Geneigter und vielgeliebter Leſer! du biſt ſchon verſchiedene Male mit uns zum Kaffee und zum Thee gegangen, und wenn es nicht der Lauf dieſer Geſchichte gebieteriſch verlangte, nochmals eine Einladung an dich ergehen zu laſſen, ſo würden wir uns nicht unterſtanden haben, dich wieder zu bemühen, in

der Furcht, dir in dieſer Hinſicht nicht mehr viel Neues mittheilen zu können.

Die Wohnung des Rechtsconſulenten Plager kennen wir bereits; wir haben, um damit von hinten anzufangen, ein großes Schlafzimmer, daneben ein Wohnzimmer, ferner einen ſogenannten Salon, ein Eßzimmer und ſchließlich ein Kinderſpielzimmer, worin ſich auch das Bett der Großmutter befindet. Der Salon, ſowie das Wohn- und Eßzimmer ſollen für den heutigen Thee gerüſtet werden; wir ſagen: werden; denn obgleich es bereits Nachmittags vier Uhr iſt, ſo herrſcht doch noch in den drei genannten Zimmern ein förmliches Chaos ohne ein freundlich hervorblickendes Land, das auf eine ſpätere gänzliche Abklärung hoffen ließe.

Um dieſe Zeit verfügte ſich Herr Doktor Plager meiſtens von ſeiner Schreibſtube in die Wohnung, um dort ſeinen Kaffee zu nehmen. Als er dies auch heute that, begann er noch auf der erſten Treppe ſich feierlichſt zu geloben, daß nichts, was da oben geſchehen könne und nicht geſchehen ſei, im Stande ſein ſolle, ihn aus ſeinem ſtoiſchen Gleichmuthe zu bringen, ſelbſt nicht die wahrſcheinlich noch unangezogenen und ungezogenen Kinder — denn da es Feiertag war, hatte der Schulzwang nichts über Madame und Babette vermocht. Er gelobte ſich, daß er kalt bleiben wolle beim Anblicke der verehrten Schwiegermutter, bei dem bekannten Aufziehen ihrer Mundwinkel, beim ſanften Schließen ihrer Augen, bei dem Erheben ihres Kopfes, ja, bei ihren oft nichts weniger als freundſchaftlichen Reden. Er wollte es nicht ſehen, ſelbſt wenn Babette gerade im Begriffe ſei, mit ſeiner Haarbürſte ihre eigenen Schuhe einzuſchmieren oder dergleichen Sachen mehr zu thun, wo ein gänzliches Mißkennen deſſen, was man dieſem oder jenem Haus-

haltungsgeräthe ſchuldig ſei, oft zu den unangenehmſten Conflicten führte.

Aber der Rechtsconſulent hatte Unrecht, ſich das ſchon auf der unterſten Treppenſtufe zu verſprechen. Durch eben dieſes Gelöbniß vergegenwärtigte er ſich aufs genaueſte, was er alles droben finden könne und werde, dadurch regte er ſeine Nerven auf, und bei aufgeregten Nerven hat ſich ſelbſt der charakterfeſteſte Menſch nicht immer vollkommen in ſeiner Gewalt.

Herr Plager ſtieg alſo die Treppen hinauf, und als er gegen ſeine Wohnung kam, fand er ſeine beiden Sprößlinge in der That in nicht untadelhaftem Anzuge auf der Treppe ſitzen und ſich mit kindlichem Spiele ergötzen. Dieſes Spiel beſtand darin, daß Fritzchen des Vaters große Papierſcheere in der Hand hatte und beſchäftigt war, dieſelbe auf einem ſehr feinen Schleifſteine zu ſchleifen; daß aber Stein und Scheere hierbei nicht gut wegkamen, verſteht ſich von ſelbſt, obgleich Louiſe bedeutend nachhalf, indem ſie den Stein fleißig einölte, zu welchem Zwecke ſie eine Küchenlampe neben ſich ſtehen hatte, der ſie mit einem kleinen Halstuche der Mama das Oel entnahm und dabei mehr auf den Boden tropfte, als auf den Stein kommen ließ.

Herr Plager fühlte ſeine Vorſätze wanken, als er die Arbeit der beiden Kinder ſah; doch bezwang er ſich, befahl ihnen, das Spiel aufzugeben und hinein zu gehen; ja, er nahm eigenhändig die mißbrauchten Geräthſchaften und trug ſie, ohne ein Wort zu ſagen, in die Küche, wo er eine Putzfrau, die zur Aushülfe da war, erſuchte, alles das, ſoweit es ſich thun ließe, wieder zu ſäubern.

Darauf trat er ins Zimmer.

Daß ſich ein Eßzimmer einige Stunden vor einer Soiree nicht im aufgeräumteſten Zuſtande befindet, iſt erklärlich, und ſo gern der Rechtsconſulent einen freien Kaffeetiſch geſehen, mochte er doch heute um Alles in der Welt nichts ſagen, als er bemerkte, daß Babette wenigſtens ein Drittel von demſelben in Beſchlag genommen hatte, um eine Menge von Taſſen für den heutigen Abend zu ſpülen. Er grüßte Frau und Schwiegermutter ſo freundlich, als es ihm möglich, und wenn auch die beiden Kinder, die ſich hinter ihm ins Zimmer ſtahlen, außerordentlich verdrießliche Geſichter machten, ſo hatte doch Niemand Luſt, nach der Urſache zu forſchen. Ein Gang durch die übrigen Zimmer indeſſen, den er thun mußte, um ins Schlafzimmer zu kommen, machte es nöthig, daß er ſich ſehr an ſeinen Vorſatz erinnerte, ruhig zu bleiben, es möge geſchehen, was da wolle.

In Wohnzimmer und Salon ſah es troſtlos aus, da ſtanden auf Tiſchen und Stühlen Torten, Backwerk aller Art, Stearinkerzen, kaltes Fleiſch, und dazwiſchen lagen Staubbeſen, Waſchſchwämme, gebrauchte Kämme in ſüßer Eintracht. Der Salon ſchien zur Kleider-Garderobe umgewandelt worden zu ſein; an den Fenſtern hingen Röcke und Kleider, unnennbares Unter- und Oberzeug aller Art, erſteres mit langen Schnüren, die ſich bis in die Mitte des geräumigen Zimmers ſchlängelten und das Durchgehen ordentlich gefährlich machten. Auf den Stuhllehnen balancirten künſtliche Blumen und Hauben, und mitten in dieſer Pracht ſtanden ein paar große Pfannen mit Compot, welches ſich hier zur Abkühlung befand.

Als der Rechtsconſulent dem Schlafzimmer zuſchritt, glaubte er an die Unmöglichkeit einer Steigerung dieſes Zuſtandes des Appartements. Aber es war eine Steigerung möglich; ſie war

gewiß nur mühſam zu erreichen, aber Madame Plager und Frau Mutter hatten ſie erreicht. Das Schlafzimmer befand ſich in einem Zuſtande, als ſei es eben erſt von räuberiſchen Horden verlaſſen worden; da ſtreckten alle Commoden troſtlos die geöffneten Schubladen von ſich, da ſperrten alle Schränke wie im Jammer ihre breiten Mäuler auf, da war kein Schloß uneröffnet, da war kein Gelaß, wo nicht der halbe Inhalt deſſen, was zurückgeblieben war, maleriſch über die Ränder bis auf den Boden herabhing.

Faſſung! ſprach Herr Plager zu ſich ſelber, indem er mit den Augen zwinkerte und, als er gerade an dem Spiegel ſtand, die rechte Hand auf die Bruſt zwiſchen Weſte und Hemd ſchob. Doch gab er dieſe majeſtätiſche Attitude wieder auf, denn ſie erſchien ihm für den gegenwärtigen Augenblick zu herausfordernd. Faſſung! ſprach er nochmals, es gibt ja nicht jeden Tag einen gemiſchten Thee!

Damit ging er zurück ins Eßzimmer und ſetzte ſich am Kaffeetiſche an ſeinen Platz, der ihm aber durch Babette mit ihren Taſſen gar ſehr verkümmert wurde. Vielleicht hatten ſich durch das, was er geſehen, einige Wolken auf ſeiner hohen Stirn gelagert, vielleicht war ſein Lächeln, mit dem er die freundlich ſein ſollenden Worte begleitete: „Nun, ihr macht ja gewaltige Vorbereitungen!“ ein gezwungenes und ſchmerzliches; genug, die Schwiegermutter huſtete leicht und warf einen Blick auf ihre Tochter, welche letztere alsdann ſagte: „Ja, wenn man große Geſellſchaften gibt, ſo muß man ſich einige Stunden vorher ſchon etwas gefallen laſſen, und es iſt das bei allen übrigen Leuten gerade ſo.“

„Man läßt ſich auch gern etwas gefallen,“ verſetzte gütig

der Rechtsconſulent, „wenn nachher die Sache nur gut und glänzend ausfällt.

„Woran der Herr Sohn gewiß zweifeln," antwortete die Schwiegermutter, „wie an ſo vielem, was wir unternehmen."

„Im Gegentheil, Mama," erwiderte Herr Plager mit ſeiner unverwüſtlichen Gutmüthigkeit. „Ich bin davon überzeugt, daß, was Sie in Ihre Hand nehmen und gut durchführen wollen, auch gewiß gut durchgeführt wird."

Die alte, würdige Dame ſah den Hausherrn bei dieſen Worten forſchend an, ob ſich nicht ein Zug des Spottes oder der Bitterkeit auf dem Geſichte deſſelben zeige; aber von allem dem war glücklicher Weiſe nichts zu ſehen, Herr Plager lächelte faſt glückſelig, er trank mit Behagen ſeinen Kaffee, er tunkte eine mürbe Bretzel ein, ja, er trieb die Selbſtverläugnung ſo weit, daß, als Babette ihm einen Waſſerſpritzen über den Aermel ſandte, er dieſen gleichmüthig abwiſchte und die großen Worte ausſprach: „Wie viele Taſſen! Werden die alle am heutigen Abend gebraucht? — Das iſt ja eine ungeheure Arbeit!"

„Ja, es iſt viel Arbeit, Herr Doktor," entgegnete das Dienſtmädchen, wobei ſie den Kopf affektirt von einer Seite auf die andere wandte.

„Sehr viel Arbeit," meinte auch die Schwiegermutter.

„Ja, davon habt ihr Männer keine Idee, was wir armen Weiber zu eurer Unterhaltung und zu eurem Vergnügen geplagt ſind."

„Zu unſerem Vergnügen? Ei, ei!" ſprach der Rechtsconſulent, indem er die Augenbrauen hoch empor zog und den Mund ſpitzte.

Die Schwiegermama nickte majeſtätiſch mit dem Kopfe.

„Nun, das wirſt du doch wohl nicht abſtreiten wollen, lieber Mann," ſagte Madame Plager, beſtärkt durch einen bezeichnenden Blick ihrer Mutter, „daß wir uns rein zu deinem Vergnügen aufopfern. Was brauchen wir eigentlich Geſellſchaften? Ich kann dich verſichern, eine Frau, die ihr Hausweſen in feſter Ordnung halten muß, wie ich das meinige, kann eigentlich gar nicht daran denken, Geſellſchaften zu geben. — Da die armen Würmer, das ſind eigentlich meine Geſellſchaft. Aber was thut man nicht dem Manne und dem Hausfrieden zu Lieb!"

„Ja, man thut ihnen viel zu Lieb," fügte die Schwiegermutter mit ſtrengem Blicke hinzu.

Der Rechtsconſulent dachte an ſeine Treppenvorſätze und war ein Muſter der Geduld und Sanftmuth. Hiob konnte gegen ihn in dieſem Augenblicke als ein heftiger, jähzorniger Charakter betrachtet werden. Er lächelte ſtill in ſich hinein und ſagte: „Sei's darum, wenn ihr uns Männern durch eure Arbeiten viel Vergnügen macht, ſo danken wir euch auf's herzlichſte."

Babette hatte ihren Herrn noch nie ſo geſehen und blickte verwundert in die Höhe, um einem gleichen Blicke der Schwiegermutter zu begegnen, welchen dieſe ihrer Tochter zuſandte. Das Dienſtmädchen aber war ein „Racker," und als ſie ſah, daß Herr Plager ſanft wie ein Lamm war, rumorte ſie in ihrem Kübel herum, daß ſich ſogar einige Spritzen bis zur Kaffeetaſſe des Hausherrn verloren.

Dieſer ſchluckte einige Male, wie ein Karpfen in ſeinen letzten Nöthen auf trockenem Sande zu ſchlucken pflegt. Doch ſpielte gleich darauf ein himmliſches Lächeln über ſeine Züge, er kam ſich wie ein geſchundener Märtyrer vor, dem die Palme

einer göttlichen Belohnung winkt. Hätte er nur in dieſem Momente den Kübel nicht ſo feſt ins Auge gefaßt, in welchem Babette ihre Taſſen ſpülte. Er ſchien dieſes Gefäß zu erkennen, und trotz all ſeiner guten Vorſätze lagerte ſich plötzlich eine finſtere Wolke des Unmuthes auf ſeine Stirn. — „Das iſt doch nicht —?“ fragte er mit erregten Blicken.

Die Schwiegermutter lächelte eigenthümlich, als wollte ſie ſagen: Paßt auf, jetzt geht's los! Er hat ſo lange geſucht, bis er etwas gefunden! — während ihre Tochter fragte: „Was meinſt du denn? was ſoll ſein?“

„Der Kübel da,“ fuhr Herr Plager finſter fort, „hat mir eine ungeheure Aehnlichkeit mit dem Waſch- und Fußkübel der Kinder.“

Unſere Wahrheitsliebe zwingt uns, zu erklären, daß der Rechtsconſulent Recht hatte und daß es wirklich daſſelbe Geſchirr war, von dem er argwöhnte, ja, die feſte Ueberzeugung hatte, es müſſe dies ſein.

Doch zog bei dieſer Aeußerung die Schwiegermutter ſo langſam und nachhaltig ihre Achſeln in die Höhe, daß man ſich fürchtete, ſie nächſtens über dem Kopf erſcheinen zu ſehen. Madame Plager dagegen zuckte zuſammen und lächelte wehmüthig, als wollte ſie ſagen: Darum hat er ſo lange den Sanften geſpielt, um uns nun mit einem Male gänzlich nieder zu drücken!

„Aber wie kannſt du ſo etwas nur denken,“ ſagte ſie, nachdem ſie ſich mühſam Faſſung errungen. — „Den — pfui, ich wage es gar nicht einmal auszuſprechen! — zum Taſſenſpülen zu gebrauchen!“

„Und glauben denn der Herr Doktor, daß ich das thun würde, einen ſolchen Kübel zum Spülen zu gebrauchen? —

O, Herr Doktor, wir wiſſen auch, was ſich ſchickt, wir haben in ſehr vielen anſtändigen Häuſern gedient."

Aber es war daſſelbe Geſchirr, und der Hausherr zitterte faſt vor Aufregung. Er hätte nur zu ſagen brauchen: So bringt mir den wirklichen Fußkübel her, ich will ihn ſehen — oder er hätte nur Fritzchen entſcheiden laſſen dürfen, das ſeltſam lächelnd und aufhorchend neben Babette ſtand und mit ſeinen kleinen Fingern auf die Reifen des Geſchirrs tippte; — er hätte das thun können, aber er that es nicht. Der gegenwärtige Augenblick war der größte und erhabenſte ſeines ganzen Lebens. Er überdachte, wie ein Streit zu jetziger Stunde ihm den ganzen Abend verderben müſſe, wie dieſer Streit außerordentlich heftig werden würde und wie er dann morgen und die nächſtfolgenden Tage alle kleinen Verſehen, die heute Abend vorkommen konnten, verſchuldet haben würde, da ein unterdrücktes, zerknirſchtes weibliches Gemüth nicht mit Ruhe und Liebe an ſeine Arbeit gehen kann. — Er ſchwieg nicht nur, er ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Irren iſt menſchlich, auch ich könnte mich vielleicht geirrt haben." Er beachtete es nicht einmal, als die Schwiegermutter groß und erhaben ſprach: „Ja, Herr Sohn, Sie haben ſich geirrt; ſo lange ich die Augen offen habe, wird ein Fußkübel nie zum Taſſenausſpülen genommen werden, darauf können Sie ſich verlaſſen!" — ſondern er gelobte ſich im Stillen, heute Abend in ſeinem eigenen Hauſe aus den Taſſen, die Babette geſpült, keinen Thee zu trinken.

Damit erhob er ſich, um wieder nach ſeinem Bureau zurück zu kehren.

Noch überraſchter als vorhin ſahen ſich die drei Frauen-

zimmer an und konnten es nicht begreifen, daß auch dieſes Ungewitter, ohne ſich zu entladen, vorübergezogen war.

Der Rechtsconſulent aber trieb ſeine Selbſtverläugnung ſo weit, daß er im Bewußtſein, groß gehandelt zu haben, und milde geſtimmt durch die Ueberwindung ſeiner ſelbſt, den Verſuch machte, ſeine Frau auf die Stirn zu küſſen, und dies auch ausführte, trotzdem dieſe ſonſt nicht unſchöne Stirn von einer ſchief ſtehenden Haube und einem Haarbüſchel verunziert wurde, und obgleich ſich Fingermale von Ruß und Staub darauf zeigten. Der Schwiegermutter eine Hand zu reichen, war ihm beim beſten Willen nicht möglich, ſonſt hätte er das, dem Hausfrieden zu Lieb, auch noch gethan; aber dieſe Dame hatte einige Bäckereien beſorgt, und nicht die Zeit gefunden, ihre Hände von Mehl und Teig zu reinigen.

Er pätſchelte ſeine Kinder auf den Kopf, und das aus wirklicher väterlicher Zärtlichkeit und Zuneigung. Was könnt ihr armen Dinger dafür, ſprach er zu ſich ſelber, daß ihr eigenſinnig ſeid und euch nicht wollt gehörig waſchen und anziehen laſſen, auch daß ihr gern mit eures Vaters Papierſcheere, mit Schleifſtein und Oellampe ſpielt! Das hat alles leider Gottes ſeine Urſachen.

Damit ſtieg er die Treppen hinab, und wenn er auch auf der erſten Stufe noch ungehört gewaltig ſeufzte, ſo hatte doch Herr Plager eine glückliche Natur, die leicht vergißt, und mit jedem Schritte abwärts rollte ihm ſo zu ſagen ein Stein vom Herzen.

Die Drei blieben allein zurück und ſchauten einander eine Weile an.

Die Großmutter ſprach zu den Kindern: „Ihr dürft ins

Schlafzimmer ſpielen gehen; aber das ſage ich euch, wer mir von Torte oder ſonſtigen Kuchen das Geringſte anrührt, mit dem werde ich ſehr hart umgehen."

„Das iſt erſtaunlich," meinte Madame Plager.

„Unbegreiflich!" die Schwiegermutter.

„So waren der Herr Doktor lange nicht geſtimmt," ſagte Babette, indem ſie ſpöttiſch ihre Naſe emporzog. „Ja, wer weiß!"

„In der That unbegreiflich," bemerkte die Schwiegermutter abermals. „Der Mann hat ſich total verwandelt."

„Ja, ſo ſanftmüthig habe ich ihn mein Lebtage noch nicht geſehen," verſetzte Madame Plager.

„Total verwandelt," fuhr die alte würdige Dame fort, „oder —"

„Was — oder, Mama? — Vielleicht ſieht er endlich ein, daß er uns bisher immer Unrecht gethan, uns zu hart behandelt, und will es nun wieder gut machen. — Meinſt du nicht auch ſo, Mama?" ſetzte Madame Plager forſchend hinzu.

„Nicht ſo ganz meine ich das," entgegnete die Schwiegermutter. „So ein Mann fühlt nie, daß er Unrecht hat, und wenn er es wirklich fühlte, gibt er es auf keine Weiſe zu."

Babette ließ Taſſen und Spüllappen ruhen und ſchaute die alte Dame mit einem Blicke der Bewunderung an, als wollte ſie ſagen: „Das iſt eine Frau, die verſteht's!" Und gleich darauf lächelte ſie ſo unbeſchreiblich pfiffig, daß es ſelbſt der Rechtsconſulentin auffiel; doch war dieſe zu beſchäftigt mit dem Oder, welches vorhin die Mutter ſo beſtimmt ausgeſprochen, um auf das Dienſtmädchen zu achten, weßhalb ſie denn auch fortfuhr: „Du meinſt alſo nicht, er fühle ſein Unrecht,

Mama? Warum könnte er denn plötzlich ſo verwandelt ſein? Du wollteſt vorhin etwas ſagen."

„Allerdings, ich wollte nur bemerken, daß ein Mann, der ſich ſo plötzlich und auffallend ändert, — ſelbſt wenn er ſich zum Guten ändert," ſetzte ſie mit ſcharfer Betonung hinzu,— „ſeine Gründe dazu haben muß; entweder will er was erreichen — oder —"

„Nun, Mama, oder —? Ich habe dieſes Oder ſchon zweimal gehört; was willſt du damit ſagen?"

„Oder," fuhr die würdige Frau mit unerſchütterlicher Ruhe fort, „ein ſolcher Mann, der ſich plötzlich zum Beſſern ändert — hat ein ſchlechtes Gewiſſen."

„Ah, Mama!" ſeufzte die Rechtsconſulentin beſtürzt, „das wäre ja erſchrecklich!"

„Erſchrecklich oder nicht," ſprach die Mutter, „aber es iſt wahr." — Dabei blickte ſie triumphirend auf Babette, die, obgleich ſie eifrig Taſſen abtrocknete und von dieſem Geſchäft durchaus nicht aufſchaute, doch ſo unaufhörlich mit dem Kopfe nickte, als habe ſie das von einer chineſiſchen Pagode gelernt.

„Gerechter Gott!" ſagte die Rechtsconſulentin kleinlaut, „ſoll denn immer mehr Unglück über mich armes Weib hereinbrechen? Ein ſchlechtes Gewiſſen, das wäre das Allerfürchterlichſte! Denn worin kann ſo ein Mann gegen ſeine Frau ein ſchlechtes Gewiſſen haben, als in unerlaubtem Umgang mit —"

„Als in unerlaubtem Umgang mit —" ſprach würdevoll die Schwiegermutter.

„Mit —" ſagte Babette und ſandte einen Blick gen Himmel, als frage ſie dort oben an, ob es ihr erlaubt ſei, ein unwürdiges Stillſchweigen zu brechen.

„Habe ich das verdient?“ ſprach Madame Plager tief betrübt; „kann der Mann es wohl verantworten, mich ſo zu hintergehen, mich, ſeine Frau, die Mutter ſeiner Kinder, mich Preis zu geben dem Geſpötte der Welt, daß man die Achſeln zuckt, wenn man mich ſieht — Mama, kann ich das leiden? Können wir das leiden?“

„Nein, das können und wollen wir nicht leiden,“ verſetzte ſtreng die Schwiegermutter; „es iſt hart, über ſo etwas zu ſprechen, aber wenn man durch das unverantwortliche Betragen eines Mannes einmal gezwungen wird, davon zu ſprechen, ſo muß man es nachdrücklich und ausführlich thun. — Babette,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „zieh' Sie kein Maul, als wenn Sie heulen wollte! Da hat ſich was zu heulen! Auch Ihr kann noch was Aehnliches blühen, wenn Sie ſich einmal verheirathet. — Das iſt unſer Loos hienieden.“

Aber Babette heulte trotz dieſer Ermahnung; ſie fuhr mit den Händen an ihre Augen, doch da dieſe Hände aus dem Kübel kamen, ſo ſind wir zu der Annahme berechtigt, daß es mehr Spülwaſſer war als Thränen, was über ihre dicken Backen herabfloß. „Ach,“ heulte ſie, „man kann ja nicht immer glauben, was die Welt ſagt; die Welt ſpricht ſo ungeheuer viel Böſes, und mir hat man lange in die Ohren flüſtern können, was man gewollt hat, ich habe immer geſagt: Nein, das iſt nicht wahr, — da kenne ich meinen Herrn beſſer, es iſt Alles erlogen, Alles, Alles!“

Die Rechtsconſulentin wollte ſprechen, doch legte die Mutter ihr die Hand auf den Arm, winkte bedeutſam mit den Augen und fragte dann: „Und was iſt alles erlogen? Will Sie wohl ſo gut ſein, uns das zu ſagen?“

„Du lieber Gott!“ rief Babette mit erkünſtelter Ueber-

raſchung. „Habe ich etwas geſagt, Frau Doktorin? Habe ich etwas geſagt, Madame Weibel? Nein, ich habe gewiß und wahrhaftig nichts geſagt. Nicht wahr, ich habe nichts geſagt? Was hätte ich auch ſagen ſollen!“

„Sie ſoll Ihrer Herrſchaft ſagen, was Sie weiß,“ ſprach die Schwiegermutter in ſehr ſtrengem Tone. „Mach' Sie uns keine Faxen! Daß hinter Ihrem Geflenne etwas ſteckt, das kann ein Kind ſehen. Alſo heraus mit der Sprache, Babette! Sie weiß wohl, daß ich mit mir nicht ſpaßen laſſe.“

„Aber was ſoll ich ſagen, wenn ich nichts weiß? Das iſt ja erſchrecklich! Wenn man alles wieder erzählen wollte, was die Leute ſprechen, ja, da hätte man viel zu thun, und davon darf man ja doch nur die Hälfte glauben.“

Abermals wollte die Rechtsconſulentin ſprechen, doch wieder ließ ſie ſich durch einen Blick ihrer Mutter beſchwichtigen, einen Blick, der zu ſagen ſchien: „Laß mich nur machen, das geht alles ſeinen gewieſenen Weg.“

„Alſo, die Leute ſagen doch etwas?“ wandte ſie ſich darauf an das Dienſtmädchen; „ſo wollen wir wiſſen, was die Leute ſagen, und meinetwegen die Hälfte davon glauben.“

„Aber ich habe es nicht geſagt,“ klagte Babette, „das werden Sie mir bezeugen, Madame Weibel, und auch, daß ich den Leuten entgegnet habe: Das iſt ſchändlich und abſcheulich! daß ich ihnen —“

„Nur zu, nur zu!“ ſprach unerbittlich die Schwiegermutter. „Was ſagen die Leute?“

„Ja, wegen dem kleinen Abſchreiber, den der Herr Larioz auf Veranlaſſung des Herrn engagirt.“

„Was? wegen des Abſchreibers? was faſelt die Perſon?“ ſagte die Schwiegermutter mit einem Geſichte, in dem ſich

etwas getäuſchte Erwartung malte. „Was wollen ſie mit dem kleinen Abſchreiber?“

„Mit dem wollen ſie freilich nichts,“ fuhr Babette ermuthigter fort, „aber er hat eine Familie.“

„Hörſt du, er hat eine Familie!“ klagte Madame Plager. „O, Gott, eine Familie! Am Ende gar Schweſtern, für die man ſich intereſſirt.“

„So iſt es, Frau Doktorin; aber ich habe nichts geſagt. Er hat eine Schweſter, die noch ſehr jung iſt, eine Schweſter von ungefähr achtzehn Jahren, ein ſehr ſchönes Mädchen und ein ſehr freundliches Mädchen. Augen hat ſie im Kopf, Madame Weibel, wiſſen Sie, von den gewiſſen lebhaften Augen!“

Die Schwiegermutter blickte triumphirend auf ihre Tochter, während ſie mit dem Kopfe nickte. Sie brauchte jetzt Babette nicht mehr zu ermuthigen, denn da dieſe einmal die erſte Scheu überwunden hatte, ſo lief ihr die Rede wie eine ſchmutzige Regenwaſſergoſſe von den Lippen.

„Ja, die Leute ſagen,“ fuhr ſie fort, „der kleine Gottſchalk ſei nichts weniger als ein Abſchreiber, und das habe Herr Larioz auch dem Herrn deutlich genug geſagt, aber der Herr habe darauf beſtanden, den jungen Menſchen, der früher ein Schneiderlehrling geweſen, auf das Bureau zu nehmen; natürlich der ſchönen Schweſter zu Lieb — ſo ſagen die Leute — die auf das Bureau gekommen ſei, um den Herrn freundlich zu bitten, was er ihr nicht habe abſchlagen können, weil ſie gar ſo ſchön ſei und ihn gar ſo freundlich gebeten, und die nun häufig komme — die ſchöne Schweſter nämlich — um ſich nach dem Befinden ihres — Bruders zu erkundigen. Sehr häufig komme ſie — ſo ſagen die Leute — und gehe in das Bureau des Herrn, natürlicherweiſe, da dieſer nur allein wiſſe,

ob man mit dem neuen Abſchreiber zufrieden ſein könne — ſo ſagen die Leute. — Und es hat mir ſchon viel Kummer gemacht, und ich habe mich genug dagegen gewehrt und bleibe bei meiner Behauptung, daß man von dem, was die Leute ſagen, immer nur die Hälfte glauben kann."

„Mit Ihrer Hälfte!" entgegnete die Schwiegermutter mit finſterem Stirnrunzeln. „Als wenn da nicht ſchon der hundertſte Theil mehr als zu viel wäre! — Siehſt du es wohl," wandte ſie ſich an ihre Tochter, „darum war er wie ein Ohrwürmchen, darum hat er nicht den Muth, ſeine Krallen wie gewöhnlich zu zeigen, ſondern macht ein Pfötchen wie eine falſche Katze! O, es iſt unverantwortlich!"

„Wie man ſo heucheln kann!" klagte die Rechtsconſulentin, „ſo ein ſchlechter Mann! — Und wie heißt die miſerable Familie?"

„Brenner — Jäger Brenners," verſetzte eifrig Babette. „Und das Mädchen iſt achtzehn Jahre alt."

„Iſt das nicht eine Sünde, ſo ein junges Mädchen!" —

„Ja, es iſt eine Sünde," ſagte erhaben die Schwiegermutter; „aber wir wollen ihrer nicht theilhaftig werden, das verſichere ich euch."

Glücklicherweiſe polterte es in dieſem Augenblicke ſo nachdrücklich im Salon, daß Madame Plager erſchrocken auffuhr und nach ihren Kindern lief, auch klirrte es wie von zerbrochenen Taſſen, und man vernahm einen Aufſchrei des Schreckens. Fritzchen und Louiſe hatten ſich das harmloſe Vergnügen gemacht, mehrere Flaſchen Wein zu entkorken und Stearinkerzen in die Hälſe zu ſtecken. Sie hatten ein ähnliches Verfahren ſchon einige Mal im Kinderzimmer geſehen, wenn gerade kein Leuchter zu finden war, und freuten ſich der gelungenen Nach-

ahmung. Dabei aber hatten ſie ein Tiſchchen umgeworfen mit verſchiedenen Tellern und Gläſern, die nun zerbrochen am Boden lagen.

Die Rechtsconſulentin erhob in gerechtem Zorne die Hand, um ihre Sprößlinge zu züchtigen, doch verhinderte Madame Weibel, die ihr nachgeeilt war, ſie daran, indem ſie mit ihrer bewährten Unparteilichkeit ſagte: „Keine Uebereilung, Emilie! Was können die Kinder dafür, daß du aufgeregt biſt? — An ihn denke, der uns keine ruhige Minute gönnt, für ihn ſpare deinen Zorn oder deine Verachtung.“

Die Uhr ſchlug fünf, und es war Zeit, mit Eifer daran zu gehen, um aus dem unergründlichen Chaos in Salon, Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer etwas Präſentables herzurichten. Wenn Madame und Frau Mutter übrigens angriffen, ſo gab es ein Stück; denn ſie beobachteten bei dieſem Angreifen ein ſehr ſummariſches Verfahren; was gerade in der Nähe einer Schublade oder eines Schranks umher lag, das mußte in dieſe Gelaſſe hinein, es mochte im Gefühl des gänzlichen Nichtpaſſens wollen oder nicht. Freilich waren dafür in weniger als einer Viertelſtunde alle Schubladen und Thüren zugeſchnappt; wenn man aber am andern Tage ans Ausräumen kam, ſo fand man Stiefel und Stiefelknecht bei dem Weißzeug liegen, halb ausgerauchte Pfeifen des Herrn Doktors bei den Chemiſetten und geſtickten Aermeln der Frau, Hüte und Hauben auf Leuchtern und Lichtern aufgeſtellt und dergleichen Verirrungen mehr, die an ſich ziemlich unſchuldig und harmlos, dabei aber eine Quelle fortgeſetzten Zankens und Unfriedens waren.

Wenn verſöhnliche Gemüther nach gehabtem Kummer einige Zerſtreuung haben, ſo löst ſich ihr Schmerz in ſtille

Wehmuth auf, und ſie ſind ſehr gern zum Vergeſſen geneigt. Harte, verdroſſene Charaktere dagegen, wie die der Schwiegermutter und der Madame Plager — wir können denſelben dieſe Eigenſchaften leider nicht vorenthalten — beſtärken bei irgend welcher Arbeit, die Andere vergeſſen läßt, immer mehr ihren Unmuth und finden bei Allem, was ſie thun, eine Anſpielung darin, was mit dem, der ihnen Kummer verurſacht, auch vielleicht vorzunehmen wäre. So nahm die Schwiegermutter keinen Stuhl bei der Lehne, um ihn an ſeinen Platz zu rücken, ohne dies mit einem glinden Knuff zu thun, wobei ſie ſich ihren theuren Schwiegerſohn vors innere Auge brachte — „könnte ich dich doch auch ſo knuffen! — warte nur!“ Da wetzte ſie kein Meſſer, ohne ſich bei dem Knirſchen deſſelben ihrer allezeit fertigen und ſcharfen Zunge zu erinnern und ſich auf den für ſie wollüſtigen Augenblick zu freuen, wo die heute erfahrene Miſſethat gründlich ans Tageslicht gezogen werden ſollte! Da ſchob ſie kein Holz in den Ofen, ohne ſich mit wahrem Frohſinn der vielen Luſtfeuerwerke zu erinnern, die ſie ſchon im Hauſe angezündet, da betrachtete ſie mit kannibaliſcher Luſt das Jagdgewehr über dem Bette des Rechtsconſulenten und ſteigerte dabei ihre Freude über den endlich Ertappten ſo, daß ſie nicht unterlaſſen konnte, ein altes Lied vor ſich hinzubrummen:

Heidi, heida, hei luſtig iſt die Jägerei
Allhier auf grüner Haid,
Allhier auf grüner Haid!

und dann ſetzte ſie, während ſie ein Sophakiſſen mit flacher Hand tüchtig patſchte, um es vom Staub zu reinigen, hinzu: „Na, warte nur, die Jägerei wollen wir dir tüchtig anſtreichen.“

Die Rechtsconſulentin war ſchon elegiſcher und deßhalb

weicher geſtimmt; ſie breitete weißes Tafelzeug über die Tiſche und dachte an das Glück und den Segen der hellleuchtenden Unſchuld; ſie wickelte Papiere um die Stearinkerzen, und ſie hatte ihre eigenen Gedanken dabei, wie der offenbar gewordene Fehltritt ihres Mannes nun wohl dazu geeignet ſein würde, denſelben gänzlich um den Finger zu wickeln; ſie entkorkte die Bouteillen, wobei ihr der Spruch einfiel, daß im Weine Wahrheit ſei — ach, und ſo viel Trug in dem Herzen eines Mannes!

Unterdeſſen hatten Mutter, Tochter, Babette und die Arbeitsfrau nach dem Ausdruck der Letzteren wie die Neger geſchafft. In dem vorhin erwähnten Chaos zeigte ſich endlich als feſter Kern der Haupttheetiſch mit dem Waſſerkeſſel, Thee- und Milchkannen und einer ganzen Schlachtordnung von Torten und Gebackenem. Das Andere gab ſich leichter; das Speiſezimmer, durch eine ſpaniſche Wand in zwei Hälften getheilt, diente zum Buffet für die Herren, deſſen Thüren geſchloſſen blieben, bis ſpäter zum großen paſſenden Augenblicke; dann wurden in Salon und Nebenzimmer noch einige Nebentiſche gedeckt, Sopha und Stühle gerückt, und als die Uhr ſechs ſchlug, überſchaute die Schwiegermutter ihr und ihrer Tochter Werk und fand es gelungen und des Hauſes Plager würdig.

„Ach," ſeufzte die Rechtsconſulentin, „wenn man das doch ohne den tiefen Kummer im Herzen anſehen könnte!" Und darauf zogen ſich Mutter und Tochter hinter die ſpaniſche Wand zurück, um ihren äußeren Menſchen mit dem feſtlich geſchmückten Appartement in Einklang zu bringen.

Zu gleichem Zwecke verarbeiteten Babette und die Arbeitsfrau Fritzchen und Louiſe im Eßzimmer, wobei der mehrfach erwähnte Kübel wieder eine ſolche Rolle ſpielte, daß ſich Fritz-

chen, das unnachſichtlich abgeflößt wurde, im Zorn über dieſe ſchonungsloſe Behandlung mit der geballten Fauſt gegen ſeine Peinigerin wandte und zu ihr ſprach: „Laß nur den Papa nach Hauſe kommen, ich will ihm ſchon ſagen, daß du mich mit dem Spülwaſſer gewaſchen haſt!“ — eine Anklage, bei welcher Babette wie erſtarrt war und zur Putzfrau bemerkte: „Da ſieht Sie, was das für ein böſer Bube iſt.“ Und mit leiſer Stimme ſetzte ſie hinzu: „Der wird gerade wie ſein Vater, immer Händel ſuchend und mit nichts zufrieden.“

Als der harmloſe Rechtsconſulent gegen halb ſieben Uhr abermals die Treppen ſeiner Wohnung hinaufſtieg, geſchah dies im Bewußtſein ſeiner bewieſenen Sanftmuth und mit den Gefühlen desjenigen, der feſt überzeugt iſt, zu Hauſe fröhliche und zufriedene Geſichter zu finden. Doktor Plager trat ſchmunzelnd auf den erleuchteten Vorplatz, er hängte dort ſeinen Paletot in eine finſtere Ecke und ging mit einem freundlichen „Ei, ei!“ in den von vielen Kerzen feſtlich beleuchteten Salon.

Das Geſicht der Schwiegermutter, die mit hoch gehobener Naſe bei ihm vorüber rauſchte, wollte ihm indeſſen nicht beſonders gefallen, ebenſowenig wie die Attitude ſeiner Frau, welche in einem Fauteuil ſaß, den Kopf in die Hand gelegt hatte und nur leicht und gemeſſen nickte, als er mit einem heiteren „Guten Abend!“ ins Zimmer trat. Doch beachtete er es nicht beſonders, indem er an die viele Arbeit dachte, die es gekoſtet haben müſſe, um aus dem Chaos, das er vor ein paar Stunden verlaſſen, dieſe nun in der That ſauberen Zimmer herzuſtellen; auch drängte ihn die Zeit, weßhalb er ſich, ohne viel zu fragen, nun ebenfalls hinter die ſpaniſche Wand zurückzog, um ſeine Toilette zu beendigen.

Es war übrigens keine Kleinigkeit, zwiſchen dem Wuſt von Kleidern, Unterröcken, Stiefeln, Strümpfen und dergleichen einen kleinen Platz zu gewinnen, wo es ihm möglich war, ſeine Alltagskleider mit dem ſchwarzen Frack zu vertauſchen. Endlich war indeſſen auch er gerüſtet und trat händereibend und ſich auf den Abend freuend, wie er ſagte, in den Salon zurück.

Die Schwiegermama ſtand mit finſterem Blick am Ofen und ſchien ſich die Hände zu wärmen, wobei ſie wie in ein weites Nichts hinausſchaute und die Worte des Rechtsconſulenten gänzlich überhört zu haben ſchien.

Madame Plager dagegen antwortete nur durch einen tiefen Seufzer.

„Ihr habt auf jeden Fall ſehr viel Arbeit gehabt," fuhr der Rechtsconſulent nach einer Pauſe fort; „ja, gewiß viel Arbeit, ich ſehe das, denn die Umwandlung hier iſt ganz außerordentlich. Wirklich, Mama, außerordentlich!"

Die Schwiegermutter blitzte ihn an, dann ſprach ſie mit harter Stimme: „Ja, die Umwandlung muß dem Herrn Sohn gewiß ungeheuer erſcheinen von der grenzenloſen Unordnung, die ja bei uns immer herrſcht, in einigermaßen erträgliche Reinlichkeit."

„Habe ich etwas von Unordnung geſagt?" fragte verwundert der Rechtsconſulent.

„Dieſes Mal nicht."

„Nun, dann wollen wir auch dieſes Mal von was Anderem reden. Gewiß, Emilie, ich mache dir mein Compliment, man könnte glauben, zu Grafen oder Fürſten zu kommen. Und du ſelbſt," fuhr er fort, indem er ein paar Schritte gegen den Fauteuil machte, „ſiehſt in der That ſehr gut aus, vor-

trefflich. Blau ſteht dir überhaupt gut, und dazu der dunkle Kopfputz — ſehr ſchön, ſehr ſchön!"

Er legte ſeine Hand auf ihren Arm, doch machte ſie eine faſt unmuthige Bewegung und ſtand auf, um, wie ſie trocken ſagte, in der Küche nach dem ſiedenden Waſſer zu ſehen.

Dieſes Mal war die Verwunderung des Rechtsconſulenten ſchon größer, und es wollte ein gelinder Aerger bei ihm aufſteigen, doch bezwang er ſich, wandte ſich gegen das Fenſter und ſummte die erſten Takte irgend eines Liedes vor ſich hin.

Da klingelte es draußen, Babette öffnete die Glasthür, ſagte „Guten Abend!" man hörte Mäntel rauſchen, Ueberſchuhe ablegen, dann wurde die Thür geöffnet und es erſchienen mit einem Male zwei Schweſtern der Rechtsconſulentin, die Frau Kaufmann Springer und die jüngſte der Weibels, Clementine, eine junge Dame von vielleicht Vierundzwanzig, gut gewachſen, rund, mit einem friſchen Geſichte, ſo daß ſie wirklich hübſch genannt werden konnte.

„Guten Abend, Mama — guten Abend, Emilie!" ſagten Beide. Madame Springer ſetzte auch hinzu: „Guten Abend, Schwager!" Clementine dagegen begnügte ſich mit einem flüchtigen Kopfnicken.

„Wir wären ſchon früher gekommen," ſagte Letztere, „aber bei uns gibt es immer zu thun; man weiß gar nicht, wo man anfangen ſoll, bis man nur an ſich ſelbſt denken kann. — Nun, wir ſind doch noch die Erſten. Aber hübſch habt ihr's gemacht, das muß man ſagen! Und ſo bald fertig, das thut dir keine Frau nach."

„Ja, Emilie verſteht's," meinte Madame Springer. „Sehen Sie, Schwager, was Sie an der Schweſter für eine

Hausfrau haben; ſo kann ich nie die Gäſte empfangen, das muß mein Mann thun oder Clementine, denn ich werde nie fertig."

„Das iſt wirklich erſtaunlich," ſprach Herr Doktor Plager mit einem Anflug von Ironie, „obgleich Sie doch an Clementinen die große Hülfe haben. — Nun, das iſt aber gleich," fuhr er begütigend fort, „dafür haben wir die Frau Schwiegermutter, die heute das Unmögliche geleiſtet hat."

„Er will damit ſagen," bemerkte Emilie mit ſchwacher Stimme, „daß viel dazu gehört, um in unſerem Hausweſen eine gewiſſe Ordnung herzuſtellen. O, ich muß das täglich ein Dutzend Mal hören!"

„Hundert Mal," ſagte betonend die Schwiegermutter, wobei ſie aber um eine Million den Hausherrn nicht angeſehen hätte.

Madame Springer indeſſen, die dieſe kleinen Reibereien ſchon gewohnt ſchien, änderte kluger Weiſe das Geſprächsthema, indem ſie fragte: „Ihr habt viele Leute eingeladen, nicht wahr?"

„Sehr viele," entgegnete Madame Plager; „ich weiß wahrhaftig nicht, ob wir Platz genug haben."

„O, wir werden, wir werden," meinte händereibend der Rechtsconſulent. „Geduldiger Schafe gehen viel in einen Stall, und ich halte es für angemeſſen, bei ſo einem großen Abfütterungstage einzuladen, was die Hauswände nur zu umfaſſen vermögen."

„So möchte ich dieſe Geſellſchaft aber doch nicht angeſehen wiſſen," ſagte Madame Weibel; „wenigſtens ſind wir anderer Meinung."

„Apropos, Schwager," ſprach Madame Springer, nach-

dem ſie von ihrer Schweſter Clementine leiſe am Kleide gezupft worden war, „wegen des polniſchen Grafen wird es doch wohl eine kleine Confuſion geben.“

„Daß ich mir nicht denken könnte,“ verſetzte der Hausherr unbefangen.

„Natürlicher Weiſe hat er ihm keine Einladung zugeſchickt,“ ſagte Emilie.

„Natürlicher Weiſe keine,“ bemerkte Fräulein Weibel, indem ſie das Näschen empor zog; „wir haben es ja gewünſcht!“

„Und deßhalb gibt es gerade leider eine Confuſion; denn der Springer hat geglaubt, wenn er um eine Einladung für dieſen ausgezeichneten Fremden bitte, ſo würde das genug ſein, und hat darauf bauend denſelben gebeten, mitzukommen; er bringt ihn ſpäter hieher.“

„Er bringt ihn hieher? — Ach, Frau Schwägerin,“ ſagte der Rechtsconſulent, „das iſt mir nicht lieb!“

„O, daran hat Niemand gezweifelt,“ ſprach Madame Plager achſelzuckend, „war es doch unſer Wunſch!“

Der Hausherr ſchüttelte den Kopf, und wer ihn genau kannte, ſah an der Art, wie er den Mund zuſammenzog, während er die Augenbrauen tief herabſenkte, ſowie an einer gewiſſen Röthe ſeiner Stirn, daß ein Gewitter im Anzuge war. Wie erwünſcht wäre in dieſem Augenblicke der Schwiegermutter ein kleiner Ausbruch geweſen! Ihr Blick war wahrhaft erſchreckend, mit dem ſie ſeine Züge muſterte; es war, wie die im Laubwerk verborgene wilde Katze auf das Wieſel ſieht, das ihr zur Beute werden ſoll.

Doch es erfolgte kein Ausbruch. — Ruhe, Ruhe! ſprach der Rechtsconſulent zu ſich ſelber, nur heute keine Scene!

Laßt uns ſehen, ob wir den heutigen Abend ohne Streitigkeiten verbringen. — Alſo wartete die Schwiegermutter vergeblich, und daß ſie vergeblich wartete, wurde nicht auf Rechnung ſeiner Sanftmuth geſchrieben, ſondern mit bezeichnenden Blicken gegen die Tochter auf Conto des Gottſchalk Brenner und Schweſter.

Doktor Plager fuhr nach einer Pauſe fort: „Eure Wünſche zu erfüllen, iſt mir immer ſehr angenehm, und ich hätte auch durchaus nichts einzuwenden gegen den ſogenannten polniſchen Grafen —"

„Schwager Springer hat ſeinen Paß geſehen," ſagte Fräulein Weibel mit einem verächtlichen Blick aus ihren ſonſt ſo hübſchen Augen. „Es iſt der Graf Czrabowski, ein ſehr liebenswürdiger und gebildeter Mann — ſehr anſtändig. Aber ich weiß wohl, man muß andere Eigenſchaften haben, um dem Herrn Schwager genehm zu ſein."

„Allerdings," entgegnete der Angeredete mit einem wahren Lammsgemüthe, „ich liebe auch noch andere Eigenſchaften an den Leuten, mit denen ich Bekanntſchaft machen ſoll. Man läßt ſich da in Geſchichten ein, von denen man nicht weiß, wie ſie auslaufen, und es iſt einmal meine Anſicht, daß man dergleichen Sachen keinen Vorſchub leiſten muß; iſt man doch in hieſiger Stadt wie toll auf einen hergelaufenen Fremden. Läßt ſich irgendwo ein wackerer Herr Müller, Herr Meier oder Herr Fiſcher vorſtellen, da forſcht man nach, ob da durch zehn Generationen rückwärts nichts vorgefallen iſt, worüber ein Dutzend alter Kaffeeſchweſtern oder ſonſtiger dummer Weiber ihre Schupftabaks-Naſen rümpfen können; kommt aber ſo ein lumpiger Fremder an, Herr Baron oder Graf ſo und ſo, der mit rechter Unverſchämtheit auftritt und ſich gleich bei der erſten

Viſitte ſo benimmt, daß ihn ein anſtändiger Familienvater zur Thür hinaus complimentiren ſollte, ſo iſt das feine Bildung, vielleicht der Brauch des Landes, von wo er gerade herkommt, und deßhalb charmant und unwiderſtehlich. — O, wir kennen das! Ihr kennt's aber auch; und trotzdem wird's nicht beſſer. — Apropos, Frau Schwägerin," wandte er ſich an Madame Springer, da er ſah, daß die vier Damen ihn ſprachlos anſtaunten, „allerdings beliebten Fräulein Clementine zu ſagen, daß ſie den Paß des würdigen Grafen eingeſehen. Wie iſt es denn mit den Kreditbriefen? Was ſagt Herr Springer davon? Hat er ſolide auf euer Haus? — Glaube nicht, glaube nicht! Hat freilich verſprochen, wie ich gehört, die Kreditbriefe kämen nach, und hat bis dahin einen Vorſchuß gewünſcht — hahaha! Kämen nach die Kreditbriefe! Ja, was da nachkommt, wiſſen wir; was nachkommt, ſchlägt die Ferſen wund, ſagt ein altes Sprichwort. — Hahaha!"

Clementine Weibel zuckte mit dem Ausdrucke der tiefſten Verachtung ihre Achſeln, und nachdem ihre Mutter geſagt: „Ihr Lachen iſt gerade nicht ſehr erfreulich, Herr Schwiegerſohn!" meinte die junge Dame:

„Der Herr Schwager haben freilich noch nie Herz für irgend welches Unglück empfunden und begreifen nicht, daß ein anſtändiger Menſch, daß eine edle Seele leichter in augenblickliche Verlegenheiten gerathen kann, als ein alltäglicher Menſch, der nur auf das Zuſammenſcharren bedacht iſt."

Sie begleitete ihre Worte mit einer ſehr bezeichnenden Handbewegung, die übrigens der Rechtsconſulent nicht ſah, da er ſich in dieſem Augenblicke nach dem Tiſche wandte, um das Licht der Stearinkerze von einer ſehr großen Schnuppe zu befreien, die es verdunkelte.

„Aber laſſen wir dergleichen Reden," ſagte er bei dieſem Geſchäft. „Gleich kommen Gäſte, und wir müſſen und wollen ihnen heitere Geſichter zeigen. Clementine iſt, wie immer, undankbar gegen mich. Ich habe bei meinen Einladungen ſehr auf ſie Rückſicht genommen, der junge Fabrikant hat mir mit wahrhaftem Entzücken zugeſagt, daß er kommen werde."

„Hörſt du's, Mama," ſprach das Mädchen mit jenem unbeſchreiblichen Geſichtsausdrucke, der ein beleidigendes Bedauern über den ſchwachen Verſtand des Betreffenden ausdrückte, „was er für mich gethan! Er hat den Schilder eingeladen! Als wenn ich mir aus dem Schilder nur ſo viel machte!" Damit knippte ſie die Nägel ihres Daumen und Zeigefingers der rechten Hand zuſammen. — „Nur ſo viel!"

„Das glaube ich faſt," verſetzte ernſt Herr Plager, „und ich begreife es am Ende; Herr Schilder iſt ein ruhiger, geſetzter Mann ohne großes Maulwerk, trägt auch keinen herausfordernden Schnurrbart oder Gott weiß, welches Band im Knopfloch, und hat vor allen Dingen ſolide und ernſte Abſichten."

„Hörſt du es nun wieder?" rief Fräulein Weibel, indem ſie ſich rauſchend herum wandte und ihrem Schwager einen ſehr böſen Blick zuwarf. „Weil er ſolide Abſichten hat, mag ich ihn nicht! Alſo — — wir lieben das Unſolide!"

„Davon und namentlich von dem wir iſt durchaus keine Rede," entgegnete ruhig der Hausherr. „Ich wollte nur ſagen — und über das, was ich ſagen wollte, werde ich kein Blatt vor den Mund nehmen — daß ſo eine ruhige, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, hausbackene Verbindung, wie die mit Herrn Schilder, ſehr wenig nach dem Geſchmack mancher jungen Dame und auch nach dem unſerer theuren Schwägerin

Clementine iſt. Aber," fuhr er nach einer Pauſe, als Alle ſchwiegen, fort: „ich halte es für ſehr unrecht, eine Sache, die man ſchon hat vorangehen laſſen, wieder auf einmal abbrechen zu wollen. Herr Schilder iſt ein ſehr ruhiger junger Mann, und er ſagte mir neulich im Vertrauen, er hoffe, die Sache würde ſich arrangiren, denn Fräulein Clementine ſcheine ihm nicht ganz abgeneigt."

„Woraus ſchließt er das?" fragte heftig die junge Dame, indem ſie ſich erröthend gegen ihren Schwager umwandte.

„Nun, das ſchließt er vielleicht aus allerlei Zufälligkeiten auf dem letzten Balle, bei Spaziergängen und ſonſtigen Begegnungen, im Theater, oder was weiß ich, wo ſonſt noch!"

Fräulein Clementine Weibel mußte in der That in dieſem Punkte ein nicht ganz ruhiges Gewiſſen haben, denn ſie warf den Kopf affektirt in die Höhe und entgegnete: „Du lieber Gott, was ſich dieſe Leute nicht Alles einbilden! Es wird einem doch wahrhaftig erlaubt ſein, rechts oder links zu ſchauen, wie es einem gut dünkt! Oder meinen der Herr Schwager nicht ſo?" ſetzte ſie ſpöttiſch hinzu; „ſoll ich vielleicht jedesmal um Erlaubniß fragen, wie und wohin ich mich drehen ſoll, was ich ſagen muß, ja, was mir zu denken erlaubt iſt?"

Der Rechtsconſulent betrachtete die Sprecherin einen Augenblick kopfſchüttelnd und lächelnd, dann ſagte er: „Glaube mir etwas, Clementine, ich bin herzlich froh, daß du mich über keinen der angegebenen Punkte um Erlaubniß zu fragen haſt."

Damit ging er ins Nebenzimmer, um ſich ſein vergeſſenes Taſchentuch zu holen.

Die Schwiegermutter blickte ihm mit ſehr erhobener Naſe

nach und wollte ſchon eine giftige Rede hinter ihm drein ſchleudern, als Madame Springer beſänftigend ſprach:

„Laß es gut ſein, Mama; da wir unter uns ſind, ſo wird mir Clementine nicht übel nehmen, wenn ich ſage, daß ſchon etwas Wahres an dem iſt, was er behauptet. Der Schilder iſt nicht nur eine gute, ſondern ſogar eine vortreffliche Partie. Du weißt ſehr wohl, Clementine, daß wir wenig Vermögen beſitzen, und haſt es ſchon oft genug geſehen, wie es jungen Mädchen geht, die aus Laune eine gute Partie von der Hand weiſen.“

„Ach ja,“ ſeufzte Clementine, „wohl weiß ich das! Ich habe auch nicht im Geringſten etwas gegen den Schilder, wenn er nur nicht ſo fade blonde Haare hätte!“

„Das iſt allerdings ein großes Unglück,“ ſagte Madame Weibel in gedehntem Tone, wobei ſie ihre jüngſte Tochter ſcharf fixirte. „Fades blondes Haar — wenn man ſonſt ein anſtändiger junger Mann iſt! Glaubſt du vielleicht, ich hätte an deinem Vater — Gott habe ihn ſelig — nur eine ſolche Kleinigkeit auszuſetzen gehabt, oder andere Weiber wären nicht zufrieden, wenn es nur fade blonde Haare wären, die ſie an ihren Männern genirten?“

„O, wie wahr!“ ſeufzte Emilie.

„Mama hat Recht,“ ſprach beiſtimmend Madame Springer.

„Aber mein Herz, Mama, das muß doch auch für ihn ſprechen! — Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?“

Bei dieſen Worten lachte Madame Springer laut hinaus; ſelbſt über die trüben Züge der Rechtsconſulentin kroch ein kleines Lächeln.

„Von Liebesglanz, mein Kind,“ ſagte darauf die Frau des Banquiers, „mußt du nicht träumen, das ſteht in den

Büchern und bleibt dir immer unverwehrt nachzuleſen; das Leben aber iſt ernſt, und es verlohnt ſich ſchon der Mühe, etwas für ſich zu thun. Sei deßhalb geſcheidt! Du weißt, Springer iſt gewiß kein Enthuſiaſt und ohne Vorurtheil für Dieſen oder Jenen; aber wenn er von Schilder ſpricht, da nickt er beifällig."

In dieſem Augenblicke wurde draußen die Klingel etwas heftig gezogen; man hörte auf dem Vorplatz ſchwere Tritte, auch Säbelklirren, und nachdem Babette die Thür geöffnet, traten zwei Lieutenants auf einmal in den Salon.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Seelen und Ein Gedanke.

Es war gewiß keine Viertelstunde vergangen nach dem Eintrittte der beiden sehr pünktlichen Lieutenants, als beinahe die ganze eingeladene Gesellschaft um die Theetische, welche in Salon und Wohnzimmer aufgestellt waren, einträchtig bei einander saß. Die Namen aller derer zu erfahren, die hier versammelt waren, würde für den geneigten Leser langweilig sein, und wäre überdies auch nicht im Stande, den Gang unserer Geschichte wesentlich zu fördern. Glaube man daher nur unserer Versicherung, daß es ein Thee war, wie viele dergleichen Thee's auch: man trank, man aß, man zerschnitt Kuchen mit der gleichen Leichtigkeit, wie den guten Namen des Nächsten; man versüßte einander das Leben durch Darreichen der Zuckerdosen, während man bei sich selber dachte: „O, könnte ich dir doch Herz und Tasse voll Wermuth gießen!"

Im Salon war der Tisch für die älteren Damen und Herren, da saßen Hof-, Kanzlei- und Regierungsräthinnen in

ſtiller Majeſtät, Frauen angeſehener Kaufleute und Gattinnen von Aerzten mit großer Praxis. Die betreffenden Männer befanden ſich auch dabei, aber ſie wandten ſich bald hierhin, bald dorthin, ſprachen mit dieſer oder jener Dame ihrer Bekanntſchaft, und nahmen ſich aus, wie vom Winde bewegte Bäume und Geſträuche zwiſchen ernſten, zackigen und unbeweglichen Felspartien. Mancher dieſer ehrwürdigen Felſen war freilich noch mit freundlichem Grün und Blumen geſchmückt, andere aber ſahen ſchon recht verwittert und ausgewaſchen aus und zeigten durch allerlei Sprünge und Furchen ihr reſpektvolles Alter.

Wie durch Zauberei verſchwand die dem Auge ſo wohlthuende Symmetrie der Theekannen und Taſſen, der Torten und des Backwerks. Die Tafel ſtellte in kurzer Zeit ein Schlachtfeld vor, auf dem es heiß zugegangen; ganze Zucker-Batterien waren demontirt, geſchlagene Taſſen-Bataillone hatten Löffel bei Fuß genommen; von Bretzel-Schwadronen ſah man nur noch einzelne zerſtückelte Glieder, und große Torten befanden ſich im Zuſtande eroberter Schanzen mit zerſtörtem Pfahlwerk, klaffenden Breſchen und traurigen Ueberreſten des einſt ſo runden und wohlgefälligen Walles.

Aber auch andere Breſchen und andere Wunden waren ſchon geſchlagen worden, und von den ſtarren Felſenkronen herab wehte öfters ein ſo ſchneidender Wind, daß arme Blümchen im Thale zuſammenknickten und verdorrten. Die ehelichen Geſträuche mochten denn auch dieſen Wind zuweilen zu anzüglich und ſcharf gefunden haben — genug, ſie hatten ſich einer nach dem anderen in das Nebenzimmer verpflanzt, wo die jüngere Generation thronte, und wohin auch wir uns ſpäter zu begeben die Ehre haben werden.

Es gibt bei jeder Thee- und Kaffee-Gesellschaft Gesprächs-Themata, die sich mit einer entsetzlichen Regelmäßigkeit folgen und die wie gemacht sind, um der rollenden gefräßigen Zeit zur willkommenen Speise zu dienen. Zuerst wird das Feld der freundlichen Nachrede im Allgemeinen durch Stadt- und Tagesneuigkeiten bebaut, man streut den bösen Samen des „Man sagt," oder „Haben Sie auch schon gehört?" in empfängliche Herzen; man sieht daraus ein Pflänzchen erwachsen, welches befruchtet und gedüngt mit vielen heuchlerischen „Unmöglich," oder „Es muß wohl so sein," oder „Das war vorauszusehen," zum stattlichen Giftbaume und zum Verderben ganzer Generationen heranwächst. Man geht darauf ins Spezielle über, nimmt einzelne Familien und Fälle vor, knickt einen guten Namen oder einen Ruf, der bis dahin untadelhaft war, und läßt erst ab, wenn nichts mehr zu thun, als um die gefallenen Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit einen frohlockenden Reigen zu tanzen.

Gibt es gutmüthige Seelen in der Gesellschaft, so lenken diese das Thema auf ein anderes Opfer; man führt das Theater in die Arena und läßt Stücke und Künstler zerfleischen. Ein äußerst dankbares Feld findet sich auch in der Klage jeder Hausfrau über die Dienstboten, und wenn das betreten und durchgepflügt wird, so fühlen bis jetzt ganz schüchterne Zuhörerinnen, daß ihre Zeit gekommen, um ebenfalls ein vollwichtiges Wort zu sprechen.

„Haben Sie denn auch schon von der merkwürdigen Geschichte gehört, die mit dem Schneider Schwörer geschehen sein soll?" fragte eine kleine Regierungsräthin mit beweglichem Wesen und sehr freundlichen Augen. „Eine ganz eigenthümliche Geschichte! Mein Mann hat sie vor einigen Tagen vom

Caſino mit nach Hauſe gebracht. Haben Sie davon gehört, Frau von Weibel?" wandte ſie ſich ſpeziell an die Mutter der Hausfrau.

„Wir hören wenig der Art," ſagte die würdige Dame mit einem Blicke auf Emilie; „mein Schwiegerſohn iſt leider zu beſchäftigt, um viel dergleichen zu erzählen."

Glücklicher Weiſe hatte der Rechtsconſulent vor ein paar Minuten einen Beſuch im Nebenzimmer gemacht und entging ſo dem ſtechenden Blicke ſeiner Schwiegermutter.

„Ah, mit dem Schwörer!" ſprachen ein paar andere Damen, und machten dabei ſo befriedigte Mienen, daß man ihnen deutlich anſah, ſie wüßten um die Geſchichte, während andere ſich erwartungsvoll vorbeugten und die Hälſe ſtreckten.

„Wer iſt Schwörer?" fragte eine dürre Juſtizräthin, die am oberen Ende der Tafel präſidirte und in dieſem Augenblicke wie das Bild der Gerechtigkeit ausſah. Sie hielt einen Apfel am Stiele ſchwebend zwiſchen den Fingern der linken Hand, während ſie in der Rechten ein langes Tafelmeſſer ſchwenkte.

„Schwörer iſt ein Herrenſchneider," entgegneten mehrere Stimmen, „und — der — es war vor einiger Zeit —"

Doch hatte die Regierungsräthin ein viel zu gutes Organ, verbunden mit großer Zungenfertigkeit, um ſich dieſe köſtliche Geſchichte nehmen zu laſſen, weßhalb ſie ihre Stimme erhob und berichtete, daß Meiſter Schwörer allerdings ein Herrenkleidermacher ſei, dem in einer gewiſſen Nacht der Teufel erſchienen ſein ſolle.

„Mehrere Teufel," verbeſſerte ſie eine ſchüchterne junge Frau in aller Unſchuld, da ihr eine gute Freundin von mehreren Teufeln erzählt, die dem Schneidermeiſter erſchienen ſeien.

„Es iſt an Einem genug," ſagte mit beſtimmtem Tone die

Gerechtigkeit am oberen Ende des Tiſches. „Erzählen Sie weiter, Frau Regierungsräthin.“

„Alſo es war in einer gewiſſen Nacht,“ fuhr dieſe fort, „da kann der Meiſter Schwörer, der ein frommer Mann ſein ſoll, nicht ſchlafen, liest im Geſangbuch und denkt an Dies und Das, als ſich auf einmal die Zimmerwand aus einander thut und dort der Teufel erſcheint mit zwei Pferdefüßen, ungeheuer langen Hörnern, glühenden Augen, feurigem Athem, und ihm entgegen brüllt: „Ich bin gekommen, um dich zu holen!“

„Ah! dummes Zeug!“ ſprach die Juſtizräthin, die an keinen Teufel mit Hörnern und Pferdefuß glaubte.

„Nein, nein, Frau Regierungsräthin!“ riefen nun die Stimmen der Damen, die bis jetzt aus Reſpekt vor der oben thronenden Gerechtigkeit geſchwiegen, „ſo war es doch nicht — es war ganz anders!“

„Mir hat es mein Mann ſo erzählt,“ entgegnete die Andere. „Es ſei der leibhaftige Teufel geweſen, der ihn habe holen wollen.“

„Das bringt man dem armen Meiſter Schwörer auf,“ lispelte eine blaſſe Kaufmanns-Wittwe, von der man im Geheimen ſagte, daß ſie eifrig die Betſtunde beſuche und ſich ſtark nach einem zweiten Manne umſehe.

„Nun, mir kann's recht ſein!“ lachte luſtig die Erzählerin.

„Wer weiß die Geſchichte genau?“ fragte die Juſtizräthin, worauf mehrere Stimmen antworteten: „Ich glaube, daß ich“ — „Mir wurde ſie von guter Hand erzählt“ — „Jemand, der ſie von Meiſter Schwörer ſelber hat, ſagte mir —“

„Die beſte Quelle haben wir vielleicht bei der Hand,“ ſprach die blaſſe Kaufmanns-Wittwe mit einem ſüßen Lächeln,

indem sie sich umschaute. „Wenn der Herr Doktor Plager so freundlich sein wollte —"

„Mein Mann?" fragte Emilie verwundert. „Was kann der mit Meister Schwörer zu schaffen haben?"

Das Organ der blassen Kaufmanns-Wittwe hörte sich ziemlich schwach an; doch wenn sie so mit sanfter Stimme sprach, so that sie das so bestimmt, so fest, so unaufhaltsam, so mit dem Ausdrucke Jemandes, der durchaus nicht gewillt ist, sich unterbrechen zu lassen, daß man ihr das Wort gab.

„Es handelt sich eigentlich," sagte sie, „um einen kleinen Lehrling des Meisters Schwörer."

„So ist es! — Richtig!" — bekräftigten ein paar andere Stimmen.

„Aber es ist etwas vom Teufelholen dabei," sprach die Regierungsräthin kopfnickend, „das lass' ich mir nicht nehmen. Wenn ich auch den Anfang nicht richtig erzählt habe, die Fortsetzung wüßte ich ganz genau; es kommt später eine Teufelsbeschwörung vor, die ganz schauerlich ist."

Die Kaufmanns-Wittwe zuckte fast unmerklich zusammen, dann erwiderte sie: „Es ist allerdings eine etwas unbegreifliche Geschichte."

„In der Ordnung! in der Ordnung!" rief die Justizräthin. — „Also, der Lehrling — ?"

„Ja, ein Lehrling," fuhr die Kaufmanns-Wittwe fort, — „ein kleiner Taugenichts, der nie zur rechten Zeit nach Hause kam und deßhalb schon oft ohne Erfolg abgestraft worden war."

„Und wie hieß dieser Lehrling, wenn ich Sie unterbrechen darf?" fragte Madame Weibel.

„Gottschalk, wenn ich nicht irre, Gottschalk Brenner," ver-

ſetzte die Andere, „von einer etwas verrufenen Familie. Sein Vater iſt herrſchaftlicher Jäger; von der Mutter der Frau munkelt man allerlei.“

Der Blick, den in dieſem Moment Madame Weibel ihrer Tochter zuſandte, konnte, obgleich er mit einem Lächeln verbrämt war, ein fürchterlicher Blick genannt werden. — Hörſt du, Emilie? ſprach dieſer Blick, da haben wir's! Jetzt gib nur Achtung!

Der Bube kam eines Tages wieder ſpät nach Hauſe und vor die geſchloſſene Thür, und mußte dort im Regen ſtehen.

„Wie ihm geſund war,“ meinte die Schwiegermutter.

„Endlich klopfte er ans Fenſter, und Meiſter Schwörer in ſeiner Gutmüthigkeit will ihm gerade den Hausſchlüſſel hinaus reichen, wobei er ihm noch eine Ermahnung hält und dabei ſagt: wenn er in ſeinem Leben ſo fortmache, ſo werde er ſpäter gewiß einmal dem Böſen verfallen — und wie er das ſagt, da —“

„Mir grieſelt's!“ ſprach eine ſehr alte Jungfer aus dem Honoratiorenſtande.

„Da erſcheint auf einmal vor dem Fenſter eine räthſelhafte Geſtalt in einem rothen Mantel, emporgeſträubtem, wie flammendem Haar, leuchtenden Augen und ſonſt noch allerlei, was dazu gehört. Die Geſtalt krallt die Finger nach Meiſter Schwörer, worauf er zurücktaumelt, das Fenſter ſchließt und überzeugt iſt, er habe den Teufel geſehen.“

„Und der Knabe?“ fragten mehrere Stimmen.

„War in dem Augenblicke, als die Geſtalt erſchien und wieder verſchwand, nicht mehr zu finden.“

„Das iſt eben das Unbegreifliche,“ bekräftigte wichtig die Regierungsräthin, „daß der Bube ſeit jener Stunde nicht mehr

zum Vorſchein gekommen iſt. Das allein hat mich an der ganzen Geſchichte erſchreckt."

„Um ſo etwas ſollte ſich aber die Polizei bekümmern," meinte die Gerechtigkeit oben am Tiſche.

„Es iſt nicht ſo arg, es iſt nicht ſo arg," ſprach lächelnd die blaſſe Kaufmanns-Wittwe. „Allerdings war der Knabe für den Augenblick verſchwunden, aber er hat ſich wieder gefunden und lebt; darüber können ſich die verehrten Damen beruhigen. — Liebe Emilie, wo iſt Ihr Mann? Er ſoll uns Auskunft darüber geben; denn ſo viel ich gehört, hat er den kleinen Gottſchalk auf die Schreibſtube genommen."

„Herr Rechtsconſulent! — Herr Rechtsconſulent! — Herr Doktor Plager!" tönte es von mehreren Seiten des Tiſches.

Die Schwiegermutter ſaß da, finſter anzuſchauen; ihre Blicke kreuzten ſich Blitzen gleich mit denen ihrer Tochter Emilie. Sie war durch das, was die blaſſe Kaufmanns-Wittwe erzählt, aufs tiefſte gekränkt. Was! ihr Schwiegerſohn hatte es gewagt, einen Schreiber ins Haus zu nehmen, der im Geruch ſtand, als habe ſchon einmal der Teufel den Verſuch gemacht, ihn zu holen, — einen Buben aus einer verrufenen Familie, der obendrein eine ſchöne Schweſter hatte? Solche Leute engagirte er in ein Haus, wo nur Mägde geduldet wurden aus vornehmen Häuſern, mit den beſten Leumunds-Zeugniſſen verſehen? — O, das war niederdrückend!

Auf den allgemeinen Ruf beeilte ſich übrigens der Hausherr, aus dem Nebenzimmer hervorzukommen, und er that das händereibend und ſchmunzelnd.

Es war dem Rechtsconſulenten ſchmeichelhaft, von ſo vielen Stimmen dringend verlangt zu werden. Die vielen Stimmen wollten alle auf einmal anfangen, ihn zu examini-

ren, als die Juſtizräthin oben am Tiſche ihr ſpitzes Kinn erhob und das Schwert der Gerechtigkeit — die Wage war längſt verſpeist — ſo Aufmerkſamkeit fordernd, ſchwang, daß Alles verſtummte.

„Es handelt ſich da," ſagte ſie, „um eine Geſchichte von einem Lehrling, den der Teufel geholt haben ſoll, worüber Sie, beſter Herr Doktor, uns die richtige Auskunft nicht verſagen werden."

Das Antlitz des Herrn Plager verfinſterte ſich bei dieſen Worten ein wenig, er warf einen raſchen Blick auf Schwiegermutter und Frau, und es war ihm unangenehm, dieſe Geſchichte, von der er früher nie etwas erzählt, hier vor deren Ohren erörtern zu müſſen. Doch ſuchte er ſo gut als möglich über dieſe Klippe zu kommen, indem er verſetzte: „O, das iſt nicht der Mühe werth, — ein Zuſammentreffen von unbedeutenden Zufälligkeiten! Ich weiß übrigens die Sache nicht einmal ganz genau, und wenn Sie die beſte Quelle wollen, ſo will ich meinen Sekretär, Herrn Larioz, rufen," — damit machte er eine bezeichnende Handbewegung nach dem Nebenzimmer, — „der das Glück gehabt hat, bei jener Geſchichte den Teufel vorſtellen zu dürfen."

„Alſo war es kein wirklicher Teufel?" ſagte eine Stimme im Tone getäuſchter Erwartung.

Und eine andere meinte: „Aber wie kann man Herrn Larioz für einen böſen Geiſt anſehen?"

„Wollen Sie ihn ſelber darüber hören?" fuhr der Rechtsconſulent fort, der froh war, die Sache von ſich abwälzen zu können.

Doch die Schwiegermutter ſprach in leiſem, aber beſtimmtem Tone:

„Das wird gewiß nicht die Absicht der verehrten Damen sein."

„Das ist in der That überflüssig," warf die blasse Kaufmanns-Wittwe dazwischen. „Nicht wahr, die Sache verhält sich, wie ich gesagt?"

„Allerdings, es ist so etwas daran," entgegnete Herr Plager.

„Und der kleine Lehrling ist auf Ihrem Bureau?" fragte die Justizräthin.

„Ich habe ihn zum Abschreiben genommen," antwortete der Hausherr. „Ein armer kleiner Mensch, schreibt eine ordentliche Hand. Herr Larioz hat ihn mir dringend empfohlen."

Während das der Rechtsconsulent sagte, blickte er auf die Schwiegermutter, um deren Lippen ein fatales Lächeln spielte.

„Sie kennen die Familie des jungen Menschen?" fragte eine Kanzleiräthin die Kaufmanns-Wittwe.

„Was man davon kennen kann," entgegnete diese achselzuckend. „Der Vater ist ein herrschaftlicher Jäger, die Mutter ist die Tochter einer gewissen Kammerfrau einer Gräfin — einer Gräfin — der Name fällt mir gerade nicht ein, — von der man allerlei spricht."

„Ist es so, Herr Schwiegersohn?" fragte Madame Weibel in einem ganz besonderen Tone.

„Damit kann ich wahrhaftig nicht dienen," erwiderte der Gefragte; „ich habe mich um die Familie nie bekümmert. Wie gesagt, Herr Larioz hat mir den jungen Menschen vorgeschlagen, ich habe ihn angenommen — das ist das Ganze."

„Und hat er Geschwister?" fragte Madame Weibel. Und diese Frage klang dem Rechtsconsulenten wie ein leicht hinrol-

lender Donner, der ſich plötzlich an einem klaren Frühlingstage hören läßt.

„O, freilich hat er Geſchwiſter!“ lächelte die Kaufmanns-Wittwe, „unter Andern eine wirklich auffallend hübſche Schweſter; ich habe ſie ſchon geſehen; ſie beſorgt weibliche Handarbeiten.“

Bei der Erwähnung der ſchönen Schweſter flog ein leichtes Lächeln über die hölzernen Züge der Juſtizräthin; Madame Weibel huſtete in ihr Taſchentuch, und Emilie ſagte verwirrt zu einer Nachbarin:

„Iſt Ihnen nicht vielleicht noch ein Stückchen Torte gefällig, Frau Oberreviſorin?“

Gleich darauf ſchwebte ein Engel durchs Zimmer, wie man zu ſagen pflegt, oder ein Polizeidiener, denn ſo war es dem Rechtsconſulenten plötzlich zu Muth, der nun mit einem Male anfing, die merkwürdigen Geſichter ſeiner Frau und Schwiegermutter zu begreifen.

Madame Springer aber, die ebenfalls in den Zügen ihrer theuren Anverwandten geleſen, fühlte Mitleid mit ihrem Schwager und warf einen anderen tüchtigen Brocken in die Unterhaltung.

„Ich habe geſtern meiner Köchin aufgekündigt,“ ſagte ſie; „die Perſon trieb gar zu dumme Sachen. Schon mehrmals hatte ich bemerkt, daß ſie Morgens mit ganz mehligem Geſicht in der Küche war, und als ich das Stubenmädchen darüber befragte, ſagte mir dieſe, Katharine ſchmiere ſich jeden Abend das Geſicht mit Gänſefett ein und reibe es dann mit Mehl wieder ab, um einen guten Teint zu bekommen.“

„Nun ſehe einer an!“ rief die Juſtizräthin. „Es iſt doch über alle Beſchreibung!“

„Das ist aber noch nicht Alles," fuhr die Frau des Banquiers fort, „und deßhalb allein hätte ich sie vielleicht nicht weggethan; als ich sie aber zur Rede stellte, gab mir die Person zur Antwort, sie sei freilich nicht reich genug, um sich Goldcream zu kaufen. Hat man je so etwas gehört?"

„Es ist über alle Beschreibung!" lispelte die Kaufmanns-Wittwe; „wo das mit den Dienstmädchen hinaus will, mag der liebe Gott wissen."

Der Rechtsconsulent indessen segnete im Stillen den Einfall der Köchin seines Schwagers, sich mit Gänseschmalz und Mehl einzureiben, da ihm die Erzählung dieses Vorfalls Veranlassung gab, sich sachte ins Nebenzimmer zu verlieren, wo die meisten seiner Leidensgefährten und Collegen wie alte Krystalle um den Tisch der jungen Generation angeschossen waren und sich hier wohl sein ließen, und wo es auch bei Weitem lustiger war als drinnen bei der Felspartie.

Hier schien von weiblichen Theilnehmerinnen nur geduldet zu sein, was sich noch des Mädchennamens erfreute, natürlich dem Alter nach in sehr weiten Grenzen; es lag ein Drittel Menschenalter zwischen der jüngsten und der ältesten der hier anwesenden Damen. Es erlaubt uns die Delicatesse nicht, näher auf die Altersverhältnisse selbst einzugehen.

Fräulein Clementine Weibel hatte sich, als wolle sie bescheiden sein, mit ein paar Bekannten von dem großen Tische hinweg an ein Nebentischchen gezogen, wo sie den Thee für beide Zimmer zubereitete. Doch waren ihr die angenehmsten jungen Männer dorthin gefolgt und hatten somit den ersten Platz gebildet, der doch der letzte hätte sein sollen.

Von unseren Bekannten sehen wir mit einigem Erstaunen

den Schreiber des Rechtsconſulenten, Herrn Larioz, der bei ſolch' großen Gelegenheiten ebenfalls gebeten wurde und wie immer, mochte er ſein, wo er wollte, zu Hauſe, im Bureau, auf der Straße oder in Geſellſchaft, eine außerordentlich anſtändige, ja würdevolle Figur ſpielte. Wir müſſen aber dabei nicht glauben, als ſei der Schreiber nur wie jeder andere Gaſt geladen geweſen — im Gegentheil, durch das Recht, in der Geſellſchaft ſein zu müſſen, hatte er auch kleine Verpflichtungen übernommen: er regierte mehr oder minder als eine feine Art Haushofmeiſter, er nahm einer Dame ihren Teller ab, um ihn auf das Nebentiſchchen zu ſetzen, er ging mit gravitätiſchen Schritten an die Thür, um Babette zu veranlaſſen, daß ſie friſches Waſſer hereinbringe, er zog die Moderateurlampen auf, wenn ſie in ihrem Glanze nachließen, er verſchwand auf halbe Stunden gänzlich, und dann finden wir ihn im Kinderzimmer wieder, wo ein einziger Blick, das leiſeſte Wort hinreicht, um Fritzchen und Louiſe aus dem wildeſten Rumoren zur tiefſten Stille zu bringen. Obgleich Herr Larioz den Kindern nie ein hartes Wort geſagt, ſo hatten ſie doch einen faſt unbegreiflichen Reſpekt vor ihm; ſchon daß er in der Nähe war, vermochte ſie, ihre Spiele weniger lärmend einzurichten, weßhalb dann auch beſonders aus dieſem Grunde der Schreiber bei keiner größeren Feſtlichkeit vergeſſen wurde.

Herr Larioz war im untadelhaften ſchwarzen Frack; ſein kurz geſchnittenes Haar trug er aufwärts geſtrichen, die Enden ſeines Schnurrbarts waren ſtark in die Höhe gedreht, und auf ſeinem langen Geſichte mit dem dunkeln, fremdartigen Teint lag wie immer eine gewiſſe Feierlichkeit, man könnte ſagen: ein melancholiſcher Ausdruck, der beſtändig bei ihm ſichtbar wurde, wenn er ſich in Geſellſchaften befand, wie die heutige im Hauſe

ſeines Principals, wo ſo viele Worte geſprochen wurden, die weder ernſtlich gemeint, noch zu irgend Jemandes Nutzen oder wahrem Vergnügen waren.

Wenn Herr Larioz ſo da ſtand in ſeiner ſtattlichen Größe, den Kopf hoch erhoben, ſo machte er den Eindruck einer vornehmen Perſönlichkeit, und wenn er ſich herumwandte, hätte man verſucht ſein können, nach dem Ordensſtern auf ſeiner Bruſt zu ſchauen. Er hatte ſich aus der Unterhaltung zurückgezogen und ſtand an eines der Fenſter gelehnt, wo er ruhiger Beobachter deſſen war, was ſich vor ihm begab. Da blickte er dann kopfſchüttelnd in viele der kleinen Intriguen hinein, die ſich vor ſeinen Augen abſpielten; da ſah er, wie die Blicke hinüber und herüber flogen, trafen und zu zünden ſchienen, wie der betreffende Er, in der Abſicht, recht ſchmachtend und angeregt auszuſchauen, oft ein höchſt albernes Geſicht zog, und wie Sie nach einem verwüſtenden Blick auf die gewiſſe Art ihre Augen niederſchlug, um es dann aus den Winkeln derſelben hervorblitzen zu laſſen, wobei ein ſtiller Seufzer zu ſagen ſchien: Ich hab' dich verſtanden.

Auch Finger- und Zeichenſprache bemerkte er, er ſah das geſuchte Berühren zweier Hände, die ſich eine unſchuldige Taſſe Thee reichten oder einen harmloſen Teller mit Backwerk, und er erfuhr die verſchiedenen Wirkungen davon: er ſah, wie ſie im erſten Augenblicke mit der Hand zurückzuckte, während ſie bei der zweiten Berührung gar nicht wähleriſch genug ſein konnte im Ausſuchen irgend eines Backwerks. Er verſtand auch das an ſich ganz unſchuldige Umſchlingen einer Stuhllehne mit ihren Folgen; er fragte ſich ſelbſt: Wird die Dame mit den weißen Schultern bei der ganz unwillkürlichen Annäherung zurückweichen, oder wird ſie ſich feſter in ihren Seſſel

ſchmiegen, ohne es dabei zu unterlaſſen, einen gegenüberſitzenden Gegenſtand mit ihren Blicken zu bombardiren? Wenn das Letztere geſchah, ſo lächelte er wie ſpöttiſch in ſich hinein, faßte an ſein Herz und ſprach zu ſich: Gnade Gott dem wirklich Fühlenden, der in dieſes wilde Chaos hineinfällt, um von Augen, Lippen, Zungen, Händen und Mienen zerfleiſcht zu werden!

Auch Herr Schilder war da, den Herr Larioz bei einer früheren Gelegenheit hatte kennen und ſchätzen gelernt. Heute Abend aber ſchien derſelbe keine Sekunde Zeit zu haben, um ſich mit etwas Anderem zu beſchäftigen, als mit dem kleineren Theetiſch, den ſeine Blicke beſtändig umflatterten, wie die arme Mücke das ſtrahlende Licht. Herr Schilder war allerdings ein wenig hellblond, hatte auch gerade kein ſehr ausdrucksvolles Geſicht, dafür aber hübſche klare Augen, die, ſowie ein angenehmes Lächeln des Mundes, große Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit verriethen. So gewandt er auf ſeinem Comptoir und in ſeiner Fabrik war, ſo wenig wußte er ſich mit jener ſichern Unbefangenheit, die wir elegante Tournure nennen, auf Bällen, in Theegeſellſchaften und andern Soireen zu bewegen. Auch die hier herrſchende Converſation, die tauſenderlei Variationen über die Schönheit des heutigen Abends und die Häßlichkeit des geſtrigen Wetters konnte er ſich durchaus nicht angewöhnen; er ſchämte ſich, mit einer ganz gewöhnlichen banalen Phraſe an eine junge Dame heran zu treten, er überlegte vorher, um ihr etwas Geſcheidtes, etwas Anſprechendes zu ſagen, und wenn ſie nun nicht ſo erwiderte oder ihre ganze Antwort auf das gewiſſe eigenthümliche Lächeln beſchränkte, ſo verlor er leicht die Contenance, man blickte einander ein paar Sekunden lang an, man vernahm ein paar Ja oder Nein,

und dann wandte ſich die junge Dame zu ihrer Nachbarin, um derſelben zuzuflüſtern, wenn Herr Schilder unterdeſſen in Verlegenheit abgezogen war: „Es iſt ſchade, man kann mit ihm gar nicht reden, er iſt zu hölzern.“ Auch tanzte der Unglückliche nicht, wußte wenig von Geſellſchaftsſpielen, noch weniger vom Theater, da er keine Zeit hatte, das letztere zu beſuchen, und wurde deßhalb von der Mädchenwelt, wenn auch für eine gute Partie, doch für ziemlich unbedeutend gehalten.

Die Mütter dagegen ſahen Herrn Schilder ſchon mit ganz anderen Augen an. Aber was ſind die Augen einer Mutter? — proſaiſch, kalt, berechnend! Eine Mutter denkt nur an die Zukunft ihrer Tochter, ſieht, ob ein junger Mann derſelben eine ſorgenfreie Exiſtenz machen kann, ob er von bravem und ſolidem Charakter iſt. — Das ſind aber alles unbedeutende Nebenſachen in den Augen mancher jungen Mädchen. Wie er tanzt, wie er eine Converſation führt, vor allen Dingen wie er ausſieht! Ob er ſein Halstuch auf nachläßig elegante Art zu knüpfen verſteht, und hauptſächlich, ob er im Verdacht ſteht, ſchon vielen Mädchenherzen gefährlich geworden zu ſein — das zieht an, das beſticht!

Es war ſchade um Herrn Schilder, daß er nicht einen guten Freund hatte, der ihn aufmerkſam machte auf die Fehler, die er zeigte, und auf die Vorzüge, die er hätte beſtrebt ſein ſollen, ſich anzueignen. Es war ein guter Stoff in ihm vorhanden, um allem, was ihm mangelte, nachzuhelfen. Ein blonder Schnurrbart wäre bald da geweſen; hübſche Zähne hatte er auch, und mit ſeinem ſchlanken, wohlgewachſenen Körper hätte er es in kurzer Zeit dahin bringen können, ſelbſt ein vortrefflicher Tänzer zu werden.

Wenn er auch zur Intimität des kleineren Theetiſches

nicht zugelaſſen war, ſo widmete ihm doch Fräulein Clementine Weibel, eingedenk der Ermahnungen ihrer Mutter und ihrer Schweſter, größere Aufmerkſamkeit, als er ſich ſonſt wohl zu erfreuen gehabt hätte, und ließ deßhalb ſein Herz vor Freude ſtärker ſchlagen.

Die junge Dame verſtand es, mit ihren Blicken zu wuchern; ſie hatte dunkle, glänzende Augen und wußte damit den naturgemäßen Gebrauch zu machen; alle Variationen des Auf- und Niederſchlagens waren ihr geläufig, und wenn ſie zu Jemand ſagte: „Darf ich um Ihre Taſſe bitten?“ ſo konnte das durch die gehörige Begleitung die größten Hoffnungen erregen, oder auch alle Wünſche mit einem Male niederſchlagen. Und nicht nur, daß ſie am heutigen Abend dem Herrn Schilder einige ermunternde Blicke zuſandte, wenn ſie ihm irgend etwas anbot, nein, ſie ſchaute auch ſonſt wohl im Laufe des Geſprächs nach ihm hinüber mit dem unverkennbaren Ausdruck ihres Auges, das ſagen wollte: Wenn ich auch hier mit Andern ſpreche, ſo wäre es mir doch faſt lieber, in deiner Nähe zu weilen. Ja, einige Mal trat ſie auf ihn zu, reichte ihm irgend eine Kleinigkeit, wobei ihre Hand die ſeinige berührte oder ſie mit ihrem Kleide ihn ſtreifte, nicht ohne alsdann faſt erſchrocken ihn um Verzeihung zu bitten. Da aber dieſe Blicke und Berührungen der jungen Dame wie Funken waren und ſich ſein Herz im Zuſtande eines ſehr trockenen Zunders befand, ſo flammte er ſo in Liebe auf, daß die Gluth ſeine etwas bleichen Wangen färbte und ſein Athem zuweilen ziemlich ſchwer ging.

Das alles bemerkte Herr Larioz von ſeinem Standpunkt am Fenſter aus, und da er ſonſt noch mehr bemerkte, ſo trug das nicht dazu bei, ſeine ſehr geringe Freundſchaft für Fräulein Clementine Weibel zu verſtärken; er bemerkte nämlich, daß ſie

zu gleicher Zeit, wo ſie ſo viele Zeichen der Innigkeit mit Herrn Schilder wechſelte, ſich mit Worten und Geberden mit einem jungen Offizier zu ſchaffen machte, der ihr an dem kleinen Tiſchchen zur Seite ſaß, und daß ſie nicht weniger einen Maler bedeutend ermuthigte, der ſich freilich an den großen Tiſch, aber ſo geſetzt hatte, daß er, um uns eines gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen, Fräulein Clementine Weibel mit ſeinen Augen verſchlingen konnte. Ja, wenn das Auge zu dergleichen fähig wäre, ſo hätte von der jungen Dame bald nichts mehr übrig geblieben ſein müſſen, ſo unverwandt und hartnäckig ſtarrte der langhaarige Künſtler herüber.

Der Lieutenant ſaß, wie ſchon bemerkt, zur Seite der Angebeteten des Herrn Schilder, und ſein Schmachten war ein hartnäckiges zu nennen. Zuweilen lächelte er mit einem nichtsſagenden, faſt blödſinnigen Geſichtsausdruck, und dann gab auch ſie im gleichen Moment irgend ein Zeichen von ſich, eine zuſammentreffende Bewegung; entweder blickte ſie plötzlich neben ſich, oder ſie lächelte ebenfalls, aber ſehr beruhigt, oder ſie ſagte vielleicht zu ihrer Nachbarin: „Morgen gehe ich ins Theater, ich freue mich recht ſehr darauf.“

Woher dieſe Bewegungen kamen, konnte Herr Larioz unmöglich mit Gewißheit beſtimmen, denn er ſah von den beiden jungen Leuten nur die obere Hälfte, die untere wurde von Tiſch und Tiſchtuch verdeckt.

Mag eine Theegeſellſchafts-Converſation anfänglich noch ſo animirt geführt werden, es gibt doch Augenblicke, wo eine Erſchlaffung ſämmtlicher Geiſteskräfte einzutreten ſcheint. Wenn es auch hier aufopferungsfähige Weſen genug gibt, die ſich mit Leib und Seele in die Converſation werfen, die aus ihren Herz- und Gehirnkammern die letzten Körnchen ſuchen und her-

beibringen, um ſie auf dem Taubenſchlag der allgemeinen Unterhaltung zu opfern, ſo gehört doch immer etwas Neues dazu, um dieſe nicht gänzlich erlahmen zu laſſen — ſei es ein jeu d'esprit oder ein ſonſtiges geiſtloſes Pfänderſpiel.

Auch hier bei dem gemiſchten Thee des Rechtsconſulenten gab es ſchon Augenblicke, wo die Felspartien ſtarrer und ſchweigſamer dazuſitzen ſchienen, wo keine murmelnden Bächlein mehr herab floſſen, wo man ſelbſt keinen gierigen Raubvogel mehr erblickte, der um manche kahle Höhe ſchwebend nach irgend einem unglücklichen Thierlein in der Tiefe ſpähte, auf daß er es zerfleiſche. Sogar die Geſpräche bei der jüngeren Generation wollten nicht mehr ſo recht gedeihen wie zu Anfang; ſtatt einer allgemeinen Converſation gab es nur noch einzelne Gruppen, die ſich flüſternd zuſammen unterhielten; ja, man bemerkte ſchon ein unterdrücktes Gähnen, und ſelbſt Fräulein Clementine Weibel, die doch ſelten um eine Rede verlegen war, ſprach nur noch wenig mit ihren Nachbarn, ja, ihre Augen ſchienen müde geworden zu ſein, denn alles, was ſie noch damit leiſtete, war ein gelindes Auf- und Niederſchlagen, höchſt ſelten nur ſah man noch einen verderbenbringenden Seitenblick.

Da tönte die Klingel laut und vernehmlich, und das friſchte ſchon ſämmtliche Lebensgeiſter ein klein wenig auf. Es konnte ja vielleicht etwas Abſonderliches gemeldet werden, was in der Stadt geſchehen, es konnte zu irgend Jemand eine telegraphiſche Depeſche kommen, die willkommenen Stoff zur Unterhaltung bot.

Obgleich es aber in dieſem Augenblicke weder das Eine noch das Andere war, was der Ruf der Klingel verkündete, ſo erſchien doch zum Auffriſchen des gemiſchten Thee's etwas noch weit Zweckmäßigeres. Die Thür öffnete ſich langſam, und herein trat eine fremde Perſönlichkeit, welcher Herr Banquier

Springer folgte und ſie zuerſt dem Kreiſe der älteren Damen als ſeinen Bekannten, den Herrn Grafen Czrabowski, vorſtellte.

Der Herr Graf war ein Mann in den mittleren Jahren, leidlich conſervirt, mit einigem dunklen Haar, einem ſchwarzen, gut gepflegten Schnurrbart und lebhaften, brennenden Augen; er hatte einnehmende Manieren, verbeugte ſich auf ungezwungene, faſt elegante Art vor den Damen, wobei er mit etwas fremdem Accent ſein Vergnügen ausſprach, gegenwärtige Geſellſchaft kennen zu lernen, auch einen Stuhl neben der Juſtizräthin annahm und dieſelbe gewandter Weiſe ſchon im nächſten Augenblicke in ein intereſſantes Geſpräch verwickelt hatte, woran er ſo freundlich war, auch die übrigen Damen Theil nehmen zu laſſen, indem er bald dieſe, bald jene durch eine Frage zu irgend einer Aeußerung veranlaßte.

Man ſah es den Mienen ſämmtlicher aus der Felspartie an, daß ſie mit dem neuen Gaſte nicht unzufrieden ſeien. Hatte er doch etwas ſo unendlich fremdländiſch Intereſſantes, was man hier leider ſo wenig fand! Wie verſtand er es, die Unterhaltung zu drehen und umzuwenden, und dabei wiegte er ſich ſo graziös auf ſeinem Stuhl, wackelte ſo anmuthig mit dem Kopfe — ganz Eleganz, ganz tanzende Bewegung, daß man faſt überzeugt war, es bedürfe nur eines einzigen plötzlichen Geigenſtrichs, und er ſäuſele tanzend durchs Zimmer, dabei immerfort Converſation machend, immer unnachahmlich gewandt, graziös und behende.

Die ſtarre Juſtizräthin zeigte ein Lächeln; freundlich wollen wir es gerade nicht nennen, aber ſie gab, was ſie konnte. Sie hatte dieſes Lächeln ihrem Manne, dem Juſtizrathe, abgelernt; es war wie das Leuchten eines Richtſchwertes.

Die blaſſe Kaufmanns-Wittwe hielt den Athem an bei den

Reden des Fremden, nicht aus Spannung über das, was er ſagte, ſondern weil ſie aus ihrer Praxis wußte, daß es möglich iſt, durch ſtark angehaltenen Athem eine ſanfte Röthe auf die Wangen zu zaubern. Sie miſchte ſich einige Mal mit Glück in das Geſpräch — mit Glück ſagen wir, denn Graf Czrabowski, der von dem ſcharfen Blick ſeiner glühenden Augen jeder der Damen etwas zukommen ließ, ſchien etwas Sympathiſches in ihr zu finden und fixirte ſie zuweilen ſo ſcharf, daß es in ihr klang, wie jene Stelle aus dem Nachtlager von Granada:

Sein Blick, mir zugewendet,
Iſt Blitz und Schlag zugleich.

Ja, ſie fühlte Blitz und Schlag und affektirte ein Zuſammenſinken, wie die vom wilden Sturm überrauſchte und ſchon halb geknickte Lilie.

Das Herz der Madame Weibel hatte Graf Czrabowski durch die ausgeſprochene feſte Ueberzeugung gewonnen, daß ſie die Hausfrau ſei, und ebenſo verband er ſich Emilie durch die Vermuthung, daß er in ihr eine der Töchter des Rechtsconſulenten verehre. Dabei blieb natürlicher Weiſe für Herrn Plager nicht viel Schmeichelhaftes übrig, was das einzig Unpolitiſche in der Handlungsweiſe des ausgezeichneten Fremden war. Der Hausherr hatte ihm ohnedies nur ein ſehr ſteifes Compliment gemacht, und als er die Zungenfertigkeit des Herrn Grafen bemerkte, vergrub er ſein Kinn in der Halsbinde, zwinkerte mit den Augen und ſah in dieſem Moment weder lebensfroh noch glücklich aus.

Auch im Nebenzimmer bei der jüngeren Generation war die Ankunft des intereſſanten Grafen ruchbar geworden. Von achtzehn Damen, die ſich dort befanden, gelang es wenigſtens

vierzehn, durch Anwendung der umständlichſten Manöver einen Blick in den einzigen Spiegel des Zimmers zu werfen; die vier anderen, denen das, ohne zu auffallend zu werden, nicht gelingen wollte, ergaben ſich in ihr Schickſal und ſuchten wenigſtens, ſo viel es möglich war, ſich mit der Hand zu überzeugen, ob Scheitel, Chemiſette und dergleichen mehr noch in beſter Ordnung ſeien. Dabei unterhielten ſie ſich eifrig flüſternd, und die, welche etwas von dem unternehmenden Fremden wußten, gaben das zum Beſten, verſteht ſich von ſelbſt, mit dem nöthigen Zubehör.

Wie wir ſchon früheren Aeußerungen des Fräulein Clementine Weibel entnommen haben, konnte dieſe über den fraglichen Gegenſtand wohl die beſte Auskunft geben; bei zwei Beſuchen, die der Graf Czrabowski bei ihrem Schwager gemacht, hatte er ſich jedes Mal eine halbe Stunde mit ihr unterhalten und ihr dabei zwei Mal die Hand geküßt, einmal beim Kommen, einmal beim Gehen.

Ja, er war deliciös, wirklich intereſſant, ein vollkommener Gentleman! — Fräulein Weibel hatte einige engliſche Romane geleſen. „Er führt eine Converſation," ſagte ſie, „die hinreißend genannt werden kann. — Und wie der tanzen muß, ah!" — Dabei warf ſie einen ſchwärmeriſchen Blick an die Zimmerdecke, genau an die Stelle, wo über einer Hängvaſe mit Epheu ein bedeutungsvoller Kranz von Gänſeblümchen zu ſehen war.

Herr Larioz hatte über dieſen Blick auf ſeine eigene Weiſe gelächelt; Herr Schilder aber war ſchmerzlich zuſammengezuckt und fühlte wohl, daß die ſchönen Stunden des heutigen Abends nun für ihn vorüber ſein würden. Wenn er auch wohl früher einen der gefährlichen Blicke Clementinens beobachtet hatte, die

ſie dem Lieutenant geſpendet oder dem langhaarigen Maler — ſein edles Herz mit den guten und ſoliden Abſichten dachte immer nur an eine Heirath und ſetzte das bei jedem anderen fühlenden Weſen voraus; er hatte ſich ſelbſt achſelzuckend getröſtet, indem er ſagte: Zwiſchen ihr und einem Lieutenant ſteht die unerſchwingliche Caution, und was den Maler anbelangt, ſo iſt das ein Hungerleider, und da hat's gar keine Gefahr. — Aber der Graf Czrabowski, der polniſche Graf Czrabowski, der, Gott weiß welche Güter beſaß mit wahrhaft erſchreckenden Revenuen, der in die Stadt gekommen war, der ſich bei Herrn Banquier Springer hatte vorſtellen laſſen, der heute Abend dieſen gemiſchten Thee beſuchte, bloß um Clementine Weibel zu ſehen, ſie kennen zu lernen, ſie zu heirathen — o, das war mit den geſchilderten Eigenſchaften, mit dem intereſſanten Haarmangel, mit dem kühnen Schnurrbart, den weißen Zähnen und dem untadelhaften Anzuge nach der neueſten Mode ein gefährlicher Nebenbuhler.

Herr Fabrikant Schilder hatte weder Haarmangel, noch Schnurrbart aufzuweiſen, und ſeinem Frack war durch Einſetzung neuer weiter Aermel nur nothdürftig nachgeholfen worden. Es wurde ihm unter der Weſte zu eng, denn er fühlte mit jeder Sekunde mehr und mehr, daß der polniſche Graf Czrabowski eigens von Polen hieher gereist ſei, um Fräulein Clementine Weibel zu heirathen. Wie konnte es auch anders ſein! Glaubte doch der arme Fabrikant nicht anders, als daß ſie, wie ſie ſeinen Augen erſchien, umfloſſen von Schönheit und Liebreiz, auch gerade ſo jedem Anderen vorkommen müſſe. Ach! und iſt ſie nicht ſchön und liebenswürdig? ſprach Herr Schilder zu ſich ſelber; gibt es etwas Reizenderes als den Blick ihrer Augen, namentlich wenn ſie zu mir herüberſchaut, als die

Haltung ihres ſchlanken Körpers, als ihre Art zu reden, als ihre ſüßen, ſüßen Worte, wenn ſie freundlich ſpricht? Und alle dieſe leiblichen und geiſtigen Vorzüge hatte er ſchon als ſein eigen gedacht, glaubte ſchon verſchiedene Ungeheuer in Geſtalt von Lieutenants und Malern, die ihm den Weg zu ſeinem Zauberſchloß verſperrten, beſiegt zu haben, und ſollte nun, ermattet wie er war, einen neuen Kampf eingehen, und zwar mit einem fürchterlichen Drachen!

Und wie ſich Alle auf die Ankunft dieſes Drachens freuten, Alle, Alle, oder ihr wenigſtens erwartungsvoll entgegen ſahen — das bemerkte er an den Augen, die feſt auf die Thür gerichtet waren; ja, Alle ſchauten dorthin — — doch nein, nicht Alle. Wie Herr Schilder ſeine Blicke umherfahren ließ, ſah er ſich gegenüber an die Fenſterbrüſtung gelehnt Herrn Larioz, den langen Schreiber des Rechtsconſulenten, der ihn ſelbſt, Herrn Schilder, einen Augenblick anſchaute, dann aber mit faſt verächtlichem Geſichtsausdruck vor ſich nieder blickte, als wollte er ſagen, was Herr Schilder dachte: „Es iſt doch wohl der Mühe werth, darauf ſo viel Aufmerkſamkeit zu verwenden!“

Dieſer Blick, dieſer Geſichtsausdruck that dem Herrn Schilder ſo wohl, er fühlte, der lange Mann dort am Fenſter war, ihn ſelbſt und Clementine vielleicht ausgenommen, hier unter Larven die einzig fühlende Bruſt.

Vierzehntes Kapitel.

Polniſcher Punſch.

Um die wichtige Epiſode des gemiſchten Thee's, die nun begann, im würdigen Romanſtil einzuleiten, müßten wir ungefähr ſagen: Da öffneten ſich beide Flügelthüren, und hell beſtrahlt von der zahlreichen Wachskerzen blendendem Schein, die Wangen ſanft geröthet von der eben gepflogenen Unterhaltung mit der dürren Juſtizräthin und der blaſſen Kaufmannswittwe, erſchien der ſchöne Pole, Graf Czrabowski, am Eingange des Saales. — Aber wir verſchmähen dergleichen beſtechendes Beiwerk und ſchreiben einfach der Wahrheit gemäß, daß er, den alle Blicke erwarteten, jetzt auf ungezwungene Art in das Zimmer trat, ein ſiegreiches Lächeln auf den Zügen, die Lippen leicht geöffnet, damit man die weißen Zähne ſehen konnte, und darauf mit einem zierlichen Complimente, das wie ein Blitz über ſämmtliche achtzehn Damen dahin fuhr, auf Clementine Weibel zuſchwebte, ihr die Hand

küßte und ſich ganz ungemein freute — ſo ſagte er — ſie endlich wieder zu ſehen.

Sie antwortete durch jene gewiſſe Bewegung junger Damen, die den altmodiſchen Knix verdrängt hat und wobei die Ausführung ſo erſcheint, als würden ſie durch eine Springfeder in die Höhe geſchnellt; dann führte Clementine den Grafen an den größeren Tiſch, wo ſogleich an verſchiedenen Stellen mehrere Lücken entſtanden, um Stühle einſchieben zu können; daß er dabei ihre Hand nicht los ließ, ſah Herr Schilder mit wahrem Ingrimm.

Darauf ſetzten ſich Beide an irgend einer paſſenden Stelle, wo man Stühle einſchob, und nun machte die junge Dame ihren Gaſt in der Schnelligkeit mit dem ganzen Kreiſe bekannt. Alle bemühten ſich, ein ſo gewinnendes Compliment wie nur möglich zu machen, mit Ausnahme des Herrn Schilder, der nur kurz mit dem Kopfe nickte, und des Herrn Larioz, der gar nicht vorgeſtellt wurde.

Letzteren aber fixirte der Graf ein paar Sekunden lang ſehr aufmerkſam, was dieſer aber ganz ungezwungen erwiderte, worauf es einem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen konnte, daß Beide mit dem Reſultate ihrer Betrachtungen nicht ſehr zufrieden zu ſein ſchienen.

Wer kümmerte ſich aber darum in dieſem Augenblicke? War doch der gemiſchte Thee glänzend wieder aufgefriſcht worden, hatte ſich doch die Unterhaltung auf wahrhaft wunderbare Weiſe animirt. Der Graf ſprach rechts und links, über den Tiſch hinüber, ſogar an den kleinen Tiſch hinter ſich, der ſeit Clementinens Weggehen dem Nichts verfallen war. — Und wie wußte er das unbedeutendſte Geſprächsthema auszubeuten; wie gönnte er Jedem ſeinen Antheil daran!

fragte bald da, bald dort, erzählte, ließ ſich erzählen und war dabei ſo blendend und geiſtreich, daß ein junges Mädchen, die im Allgemeinen wenig beachtet wurde, zu ihrer Nachbarin ſagte: „es durchſchauere ſie förmlich, und jetzt fühle ſie erſt, wie ein Mann eigentlich ſein müſſe.“

Die Aermſte hatte freilich bis dahin noch keinen Begriff davon gehabt. Aber auch Andere, die ſchon mehr Erfahrung hatten, wie zum Beiſpiel die blaſſe Kaufmannswittwe, fühlten ſtill ſeufzend daſſelbe und geſtanden ſich, daß ſo ein geheimnißvoller Fremder doch ein ganz anderes Weſen ſei.

Was ſich aber am köſtlichſten bei Graf Czrabowski ausnahm, das war der eigenthümliche Accent, mit dem er ſein ſonſt ſehr geläufiges Deutſch ausſprach. Er ziſchte bei manchem Wort ſo deliciös zwiſchen den Zähnen, er verſetzte die Artikel auf eine ſo wundervolle Art, daß man ihn gar zu gern ſprechen hörte. Ja, ohne unſerer wahrhaftigen Geſchichte vorzugreifen, können wir hier ſchon ſagen, daß die Art, ſo zu ſprechen, wie es der polniſche Graf that, förmlich Mode wurde und man lange noch manchen geckenhaften jungen Menſchen fand, der ſich daſſelbe angewöhnte und nun ebenſo unwiderſtehlich zu ſein glaubte wie der wunderbare Fremde.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo ſich der gemiſchte Thee in ein Souper verwandeln ſollte. Dazu brauchte man den Salon, in welchem ſich die Felspartieen befanden, um hier kleine gedeckte Tiſche aufzuſtellen. Es galt nun vor allen Dingen, die älteren Damen mobil zu machen und ſie in das Wohnzimmer hinein zu treiben, wo unterdeſſen Babette und die Putzfrau durch übermenſchliche Anſtrengungen in kurzer Zeit den großen und kleinen Theetiſch abgeräumt hatten.

Clementine Weibel, die den Wink ihrer Schweſter Emilie,

welche ſich unter der Thür des Salons ſehen ließ, verſtanden, ſchlug ein allgemeines Spiel vor, woran auch die ältere Geſellſchaft Theil nehmen ſollte. Dies bezweckte, dieſelbe aus dem Salon heran zu ziehen, und während ſie dieſem Rufe folgend ſich langſam in Bewegung ſetzte, um zur jüngeren Generation zu ſtoßen, umkreisten hinten Herr Banquier Springer, ſowie der Hausherr die hartnäckig Zurückbleibenden, um ſie nach Art einer Schafherde, wenn auch nicht gerade durch Bellen und Beißen, vorwärts zu treiben.

Nachdem dies gelungen, wurden die Portieren herabgelaſſen, und während darauf im Salon ein unerhörtes Klappern und Klirren von Tellern und Gläſern vor ſich ging, proponirte Clementine Weibel ein allgemeines Geſellſchaftsſpiel und lud den Grafen Czrabowski durch einen zärtlichen Druck auf den Arm ein, ſie dabei zu unterſtützen.

Dieſer war auch ſogleich bereit dazu und rangirte die Geſellſchaft mit ungemeiner Energie in ſo weitem Kreiſe wie möglich, bei dem es aber doch ſo enge herging, daß eine innige Berührung mit den Nachbarn unvermeidlich war. Die blaſſe Kaufmannswittwe hatte es durch Gewandtheit und Ausdauer ſo weit zu bringen gewußt, daß ſie an die rechte Seite des Grafen gepreßt wurde, während dieſer ſelbſt neben dem Stuhle des Fräulein Clementine Weibel faſt ganz verſchwand.

Herr Schilder ſaß auf Kohlen; es kochte eine ganze Hölle in ſeinem ſonſt ſo ſanften Herzen. Er ſah wie ungeheuer vergnügt Clementine war, wie ſie über Alles lachte, ſogar über das, was die Kaufmannswittwe ſagte, die ſie ſonſt nicht ausſtehen konnte; er ſah, wie ſie bei jedem dieſer heftigen Lachanfälle gegen den Stuhl des Grafen prallte, wie ſie dieſen dann

jedesmal um Verzeihung bat, und wie ihr dieſelbe dann auch mit dem ſüßeſten Lächeln gewährt wurde. Er blickte im Kreiſe umher nach einem Freunde, nach einem Helfer, und ſeine Blicke blieben abermals auf dem unbeweglichen Geſichte des Herrn Larioz haften, der hinter dem Stuhle Clementinens ſtand und mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdruck auf das Paar niederſah.

Daß es über alle Beſchreibung heiß in dem Zimmer war, brauchen wir wohl nicht zu ſagen; aber Niemand ſchien von der Hitze ſo angegriffen zu werden, wie der unglückliche Schilder; er athmete mühſam, der Schweiß rieſelte ihm von der Stirn, und dabei war er ſo zerſtreut und nur mit einem einzigen Gedanken beſchäftigt, ſo daß, als ihm ſeine Nachbarin, eine wohlconditionirte Poſtſekretärstochter, im Laufe des Spieles den Grafen Czrabowski ſchenkte, er lauter, als gerade nothwendig war, hinausrief: „Hol' ihn der Teufel!"

Glücklicherweiſe unterbrach wenige Zeit nachher das Oeffnen der Portieren ſeine Tantalusqualen, um ihn anderen und nicht minder grauſamen zu unterwerfen. Das Souper begann, und wie es ſich von ſelbſt verſtand, führte der Graf Clementine Weibel an einen der kleinen Tiſche, und ſo gern Herr Schilder ebenfalls dorthin gefolgt wäre, ſo hatte er doch nicht den Muth dazu; es war ihm noch ein Troſt, daß ſich die blaſſe Kaufmannswittwe von irgend einem Lieutenant ebenfalls dorthin führen ließ; denn er betrachtete dieſe mit richtigem Gefühl als eine Art Hemmſchuh für die Beiden, als ein Etwas, das mit der Wirkung kalten Waſſers dazwiſchen trat, wenn ſich vielleicht im Laufe des verführeriſchen Geſprächs die Köpfe zu ſehr erhitzen ſollten.

Es geſchah übrigens mit dem Gefühle der Verzweiflung,

als Herr Schilder nach einer aufmunternden ſüßen Miene der Frau Rechtsconſulentin den Arm der Sekretärstochter ergriff und dieſelbe mit faſt ängſtlicher Haſt nach einem Tiſche ſchleppte, wo noch zwei Plätze frei waren, von denen aus man aber genau ſehen konnte, was an dem Tiſche, wo ſich der Graf und Clementine befanden, vorging.

Der junge Fabrikant war um ſo unruhiger, als er umherſpähend Herrn Larioz vermißte, von dem er annahm — er wußte eigentlich ſelbſt nicht genau, weßhalb — daß derſelbe mit ſeinen eigenen bitteren Gefühlen über den polniſchen Grafen harmonire.

Der lange Schreiber war aber, wie er das bei Soireen im Hauſe ſeines Prinzipals zur Zeit des Soupers immer zu thun pflegte, in das Schlafzimmer der Kinder gegangen, wo er mit Fritzchen und Louiſen ſein beſcheidenes Nachteſſen einnahm.

Das Souper nahm indeſſen ſeinen gewöhnlichen Verlauf; die Felspartieen leiſteten das Uebermögliche, und man begriff kaum, wie ſie hierzu noch im Stande waren, da ſie noch vor einiger Zeit ſo furchtbare Verheerungen bei dem Theetiſche bewerkſtelligt hatten; die Herren bedienten die Damen und die Damen wiederum die Herren; man trank ſich Geſundheiten zu, und Alle entwickelten einen guten Appetit mit Ausnahme des Herrn Schilder, der nicht nur faſt keinen Biſſen aß, ſondern auch auf die klarſten Fragen die unklarſten Antworten gab. Dabei verwandte er kein Auge von dem Tiſche, an welchem Clementine Weibel ſaß, und wenn er auch nichts Beſonderes dort entdeckte, ſo kam es ihm doch vor, als brauche die junge Dame immer einige Vorbereitungen, wenn ſie ſich erheben wollte, um irgend etwas zu holen.

Nach dem Souper kamen abermals Spiele an die Reihe, und ſpät gegen Mitternacht ſollte die Soiree wie immer mit einem Punſche beſchloſſen werden. Auf die Anfertigung dieſes Punſches baute Herr Schilder einige kühne Hoffnungen; er glaubte darin Vorzügliches zu leiſten und wurde bei den meiſten befreundeten Familien aufgefordert, ſich dieſem Geſchäfte zu unterziehen. Es war das ein Augenblick, fern von dem Geräuſche der Welt in der ſtillen Küche zugebracht, wo ſich ſchon Gelegenheit fand, ein freundliches Wort anzubringen.

Je mehr die Zeit zu Anfertigung des Punſches heran nahte, um ſo näher hielt ſich Herr Schilder bei der Gruppe, wo Clementine Weibel ſaß, an ihrer Rechten der polniſche Graf, an ihrer Linken ein Lieutenant — eine Gruppe, bei der ſich auch die Kaufmannswittwe befand, ſowie Madame Springer, und wo es außerordentlich vergnügt und luſtig zuging.

Nun iſt es aber für Jemand, der ſich in einer gedrückten Stimmung befindet, ſehr ſchwer, luſtig zu ſein. Die harmloſeſten, ja, heiter ſein ſollenden Aeußerungen kommen in ſolchen Augenblicken bitter und gereizt hervor, und ſelbſt das Lächeln, das man auf ſeinen Zügen ſehen läßt, erſcheint mehr wie ein Grinſen der Verzweiflung. Herr Schilder hatte ſonſt ganz gute Einfälle, aber heute wollte kein einziger gelingen; er kam ſich ſelbſt unbegreiflich fade vor und mußte es erleben, daß ſie, in deren Augen er ſo gern geglänzt hätte, ſich von ihm wegwandte, und daß allein der polniſche Graf ihm ein kleines Lächeln zollte, das aber ebenſo gut für ein Lächeln des Mitleids gelten konnte.

Aber bei der Punſchbereitung, das nahm er ſich feſt vor, da wollte er der jungen Dame einige paſſende Worte ſagen.

Mochte der Rechtsconſulent in dem Herzen des Fabrikanten leſen oder mochte er auch die lachende Gruppe gern geſprengt ſehen oder ſonſt ſeine Nebenabſichten haben — genug, er wandte ſich mit dem freundlichen Lächeln, welches die Lippen eines Hausherrn beſtändig ziert, an Clementine Weibel und ſagte ihr ziemlich laut, ob ſie nicht wie gewöhnlich dem Herrn Schilder helfen wolle, ſeinen ſo bekannten und vortrefflichen Punſch zu brauen.

Clementine ſchaute im Kreiſe umher, das heißt ſie wandte nur ihren Kopf, ohne dabei mit den Augen die Blicke des intereſſanten Fremden zu verlaſſen, und ſagte: „Ach ja — mit Vergnügen.“

„Mein Freund, der Herr Schilder,“ ſetzte der Rechtsconſulent händereibend hinzu, „iſt groß in der Anfertigung des Punſches; er muß das Geheimmittel haben, denn wenn wir auch alle ſein Recept kennen, iſt doch Niemand im Stande, dieſes Getränk ſo wohlſchmeckend wie er anzufertigen.“

„Die Uebung, Herr Doktor, die Uebung,“ entgegnete der junge Fabrikant geſchmeichelt. Er fühlte ſich in dieſem Augenblicke überglücklich, doch wenigſtens etwas Anerkennenswerthes für die Geſellſchaft leiſten zu können. Wenn nur einiges Gefühl in ihrem Herzen war, ſo mußte ſie ihm jetzt einen freundlichen Blick ſchenken, um ſo mehr, als ſich nun auch die Lieutenants, ſowie der langhaarige Maler vernehmen ließen und eingeſtanden, daß ſie ſelten etwas Famoſeres getrunken als den Punſch des Herrn Schilder.

Da nahm der herzerobernde Fremde das Wort und ſagte mit ſeiner affektirt ſanften Stimme, welche übrigens von den blitzenden Augen Lügen geſtraft wurde:

„Auch ich werde mich ſehr erfreuen, ein Punſch von Herrn

Schilder's Fabrikation zu trinken — wirklich ſehr erfreuen, das Recept zu kennen; denn bis jetzt habe ich gedacht, wir allein ſeien im Stande, ein Punſch zu machen."

„Das glaube ich auch wohl!" rief eifrig der Maler. „Auf meinen Reiſen (er ſprach gern von ſeinen Reiſen, obgleich eigentlich Niemand wußte, welche Länder er bereist hatte,) traf ich mit vielen Ihrer Herren Landsleute zuſammen, die einige Mal das Ausgezeichnetſte in Punſch leiſteten."

„Polen und Rußland," entgegnete ſtolz der Graf, „ſind eigentlich das Land der Pünſche."

Als er das ſprach, überſchauerte es die blaſſe Kaufmannswittwe, und auch Clementine Weibel fühlte ſich angenehm erregt. — „Pünſche" hatte er geſagt, ach, und er ſprach dieſes Wort ſo deliciös aus! — Pünſche! Es klang das ſo weich, ſo wohllautend und doch wieder ſo melancholiſch. — O, es war ein einziger Menſch, der liebenswürdige Fremde, dachten drei Viertel der anweſenden Damen, und viele derſelben, die ihn das zauberiſche Wort hatten ſprechen hören, ſpitzten ihren Mund und ſagten mit einem himmelnden Blick: „Pünſche — Pünſche!"

Da ſprach die alte ſtrenge Juſtizräthin wohl unbedachter Weiſe die ſchrecklichen Worte: „Es wäre wohl nicht unintereſſant, einmal einen polniſchen Punſch zu verſuchen."

Und alsbald erklang es von allen Seiten: „Ach ja, Herr Graf, ein polniſcher Punſch!"

Junge Damen, die heute Abend noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, mit dem Helden der Geſellſchaft ein Wort zu reden, näherten ſich ihm mit flehend aufgehobenen Händen und ſprachen ſo begeiſtert, als hofften ſie ein Stück-

chen Seligkeit zu erlangen: „Ach, bitte, bitte, beſter Graf, einen polniſchen Punſch!“

„Ein polniſcher Punſch!“ ſagte der langhaarige Maler beiſtimmend.

„Ein polniſcher Punſch!“ meinte die Frau Rechtsconſulentin, da ſie ſah, wie ihr Gemahl finſter die Lippen zuſammenbiß.

„Gewiß, ein polniſcher Punſch!“ ſprach auch Madame Weibel mit dem energiſchen Tone ihrer Stimme.

Und „polniſcher Punſch, polniſcher Punſch!“ klang es wie Hohngelächter der Hölle in den Ohren des unglücklichen Herrn Schilder.

Daß Graf Czrabowski dem allgemeinen Drängen nachgab, verſteht ſich von ſelbſt. Nur Clementine Weibel machte einige beſcheidene Einwendungen — Einwendungen, die den armen Fabrikanten vielleicht wieder etwas hätten aufrichten können, und wie die Liebe ſo gern zum Verzeihen geneigt iſt, ſo ſprach es ſchon in ihm: „O Gott, ſie will keinen polniſchen Punſch, ſie will am vaterländiſchen feſthalten!“ Da ſah er, mit welchen Blicken ſie dieſe Einwendungen begleitete, als ſie ſprach: „Aber, Mama, das geht ja nicht; der Punſch wird in der Küche gemacht, wir können den Herrn Grafen doch nicht in die Küche führen, in die Küche, wo es, wie du wohl weißt, am Abend einer Soiree nicht immer ſo ausſieht, wie es ſollte.“

Darauf nickte der Herr Graf mit dem Kopfe und entgegnete lächelnd: „Ich werde nichts ſehen als“ — der Blick, den er bei dieſen Worten auf das junge Mädchen warf, war wahrhaft mörderiſch — „als — als die Sachen, die wir zu dieſem Punſche gebrauchen.“

Da hierauf die Schwiegermutter befriedigt mit dem Kopfe

nickte, eilte Clementine triumphirend in die Küche, um das Nothwendige herzurichten und dabei in der Geſchwindigkeit ſo viel aufräumen zu laſſen, als nur irgend möglich war. Obgleich ſie dicht bei Herrn Schilder vorbei kam, obgleich dieſer ſie mit ſeinen Blicken bannen zu wollen ſchien, ſah ſie ihn doch gar nicht; ſie dachte nur an die Küche, an den polniſchen Grafen und an den polniſchen Punſch. — Glückliche Clementine!

Wie der junge Fabrikant nach dieſem für ihn ſo entſetzlichen Auftritte aus dem Salon ins Wohnzimmer kam und von dort in das Eßzimmer gelangte, wo die Putzfrau mit Abräumen des Buffets beſchäftigt war, das wußte er eigentlich ſelbſt nicht. Er ging wie in dichtem Nebel und ſtreckte zuweilen ſeine Hände aus, als müſſe er ſich durch das Gefühl orientiren. Auch durch das Eßzimmer ging er und kam an die Thür zum Schlafzimmer der Kinder, die er öffnete und, vielleicht ohne es ſelbſt zu wollen, dort eintrat.

Fritzchen und Louiſe ſaßen an ihrem Tiſche neben Herrn Larioz; dieſer hatte ein großes Buch vor ſich, worin ſich buntgemalte Ritter zu Fuß und zu Pferde befanden, die er den Kindern erklärte. Bei dem Eintritt des Herrn Schilder blickte er in die Höhe und ſchien nicht einmal überraſcht, als er deſſen verſtörtes Geſicht ſah; er nickte bloß mit dem Kopfe und bot dem Eintretenden einen Stuhl, den dieſer auch annahm und ſich ſeufzend darauf niederließ.

„Sind die Geſellſchaftsſpiele vorüber?“ fragte Herr Larioz, worauf der Andere antwortete: „Ja, es iſt Alles vorüber.“

Dieſes „Alles“ ſchien der Schreiber ſo zu verſtehen, wie es Herr Schilder gemeint; denn er wandte ſeinen Kopf hin

und her und ſagte, nachdem er einen langen Blick auf den jungen Mann geworfen: „Ja, ja, die Welt liegt ſehr im Argen; man muß aber nicht Alles ſo ſchwer nehmen.“

„Ja, wenn man's nur leicht nehmen könnte! Es iſt eigentlich närriſch von mir, nicht wahr, daß ich die Geſellſchaft verlaſſe und Sie hier in Ihrer ſtillen Einſamkeit überfalle? Ich weiß auch nicht, wie das gekommen iſt; ich wollte nur dem polniſchen Punſch aus dem Wege gehen.“

„Dem polniſchen Punſch?“ fragte Herr Larioz und blickte in die Höhe.

„Ach ja, Herr Graf Czrabowski thut der Geſellſchaft die Ehre an, in der Küche mit Fräulein Clementine einen polniſchen Punſch zu brauen.“

„Ah ſo, ah ſo!“ erwiderte Herr Larioz und ſchaute gedankenvoll nach der Thür, aber nicht nach der, zu welcher Herr Schilder eingetreten war.

„Tante iſt in der Küche,“ ſagte Louiſe, „da will ich ihr helfen gehen.“

„Ich auch,“ meinte Fritzchen.

Und beide Kinder waren im Begriff, von ihren Stühlen herab zu ſteigen. Der lange Schreiber blickte fragend auf ſein Gegenüber, und Herr Schilder wollte ſchon ziemlich erleichtert ſagen: „Thut das, Kinder,“ als er den Blicken des Anderen begegnete und darin etwas zu leſen ſchien, was er erſt dann verſtand, als Herr Larioz nun mit großer Ruhe ſprach: „Man muß in der Welt klar ſehen, das iſt die Hauptſache — bleibt nur da, Kinder, ihr würdet draußen nur geniren.“

Hätte das jeder Andere im Hauſe geſagt, ſo würden die Kinder erſt recht in die Küche gegangen ſein; aber vor dem

großen ernſten Manne hatten ſie einen ſo außerordentlichen Reſpekt, daß es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um ſie zum Gehorſam zu zwingen.

Wenn Herr Schilder den Blick des Schreibers verſtanden hatte, ſo wußte dieſer auch genau, was die Angſt bedeuten ſollte, mit welcher der Fabrikant nach der Thür ſchaute, die nicht einmal feſt verſchloſſen war und die auf den Hausflur und von da in die Küche führte. Dabei dachte Herr Larioz: Es iſt doch Alles Lug und Trug in der Welt, keine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit mehr zu finden! Habe ich doch ſelbſt geſehen, wie die da draußen zuerſt mit dem vortrefflichen Schilder ſüße Blicke gewechſelt, dann es ebenſo mit ein paar Lieutenants gemacht, ſowie mit dem langhaarigen Maler, und jetzt braut ſie in der Küche einen polniſchen Punſch! — O, über dieſe Welt!

Er blickte, wie er oft zu thun pflegte, vor ſich hin und ſchaute weit, weit in andere Sitten und andere Zeiten. — „Sollte man nicht ſein Schlachtroß beſteigen?“ murmelte er in ſich hinein; „ſollte man nicht ſein gutes Schwert ziehen und, ſich deckend mit dem feſten Schilde, hinein ſprengen in das elende Gewimmel, das da unter unſeren Füßen ſeine unſauberen Fäden zieht? — Ja, bei Gott und San Jago! Das ſollte man thun, aufdecken alle die Heimlichkeiten, ſo viel es möglich iſt, und Lug und Trug zerſtören.“

Darauf athmete er tief auf und ſagte mit ruhiger Stimme: „Ich werde mir in der Küche ein Glas Waſſer holen.“

Herr Schilder nickte befriedigt mit dem Kopfe und folgte dem langen Schreiber mit dankbaren Blicken, der ſich nun langſam erhob, die Thür weit öffnete und hinaus ſchritt.

Unterdeſſen waren Clementine und der Graf Czrabowski

mit der Anfertigung des polniſchen Punſches beſchäftigt. Babette hatte alle Ingredienzien auf den Küchentiſch geſtellt und ſich dann pflichtſchuldigſt entfernt. Die Beiden waren allein in dem halb dunkeln, räucherigen Gemach, und nur dumpf hörte man aus den Geſellſchaftszimmern das Lachen und Plaudern der Gäſte; doch machten dieſe immer noch einen ſolchen Lärm, daß es jedes andere Geräuſch übertönte. Clementine zerſchnitt Orangen, drückte ſie in die Suppen-Terrine aus, und der Graf ſagte: „Ach, welch deliciöſer, wunderbarer Geruch das iſt! Man glaubt im ſchönen Süden zu ſein, in Italien, wandelnd in Myrten- und Orangenwäldern.“

„Sie waren in Italien?“ fragte ſie.

„Ja und nein,“ gab er zur Antwort; dann ſetzte er mit einem Seufzer hinzu: „Ich war allein da, und allein umher irren, ohne ein Herz, das im Stande iſt, uns zu verſtehen, ohne Jemanden, der zu uns ſpricht: Ach, wie iſt das ſo ſchön! — da zählt eine ſolche Reiſe gar nicht.“

„Ach, ich glaube das,“ entgegnete Clementine ſeufzend und wandte ihren Kopf ein wenig herum, worauf ſie faſt erſchrak, als ſie dicht vor ſich die blitzenden Augen des Fremden erblickte.

„Nur zu Zwei kann man genießen,“ fuhr dieſer fort, ſetzte aber gleich darauf in leichterem und gefälligem Tone hinzu: „Warum dieſe Melancholie, die mich ſo oft und ſchmerzlich überfällt, vor Ihnen zeigen, mein ſchönes Fräulein? Was kümmert uns die Vergangenheit, was kümmert uns Italien? Iſt doch die Gegenwart ſo wunderſchön!“

Er ſtand ſehr dicht bei dem jungen Mädchen, als er das ſprach.

„Aber was machen Sie?“ fuhr er nach einer kleinen

Pauſe fort, als er ſah, daß Clementine ihre vom Orangenſaft naſſen Finger an einem Küchenhandtuch abtrocknen wollte. „Welche Verſchwendung, dieſe köſtlichen Tropfen!“

Raſch hatte er ein feines Battiſttuch hervorgezogen und warf es leicht und gewandt über die beiden Hände des jungen Mädchens, ergriff dieſelben und bemühte ſich mit manchem Druck, die Stelle des Küchenhandtuches zu verſehen. Es war das ein etwas gefährliches Manöver, und Clementine athmete tief und ſchwer auf, das Blut ſchoß ihr ins Geſicht und ihre Augen flammten.

Der Graf hatte ſein Tuch ſorgfältig wieder abgewickelt, brachte es dann an ſeinen Mund und ſchien begierig, den Duft der Orangen einzuſaugen. „Sehen Sie,“ ſagte er darauf, „was Sie hinweg werfen wollten, hat mich für mehrere Tage glücklich gemacht — für mehrere Tage, denn noch lange wird mich der Duft dieſes Tuches an einen ſeligen Augenblick erinnern.“

Clementine war unruhig, ihre Hand zitterte, als ſie nun eine der Flaſchen emporhob, um die Flüſſigkeit auf den Orangenſaft und den Zucker zu gießen.

„Ich muß Sie unterſtützen,“ ſprach der Graf mit leiſer, ſchmeichelnder Stimme, „das iſt Ihrer Hand zu ſchwer.“ Damit legte er ſeinen linken Arm um ihre Taille, aber nur in der Abſicht, um mit den Fingerſpitzen ihre Hand zu halten, die wirklich auffallend zitterte.

Die zweite Flaſche goß er ſelbſt in die Terrine, aber mit ſeiner rechten Hand, denn ſein linker Arm war beſchäftigt.

„Wie das betäubend iſt!“ ſagte das junge Mädchen, nachdem ſie ſich einen Augenblick tief auf die ſtark duftende Flüſſigkeit hinabgebeugt. — „Ach, ſo betäubend!“

Auch er war ihrem Beiſpiele gefolgt und hatte den Kopf niedergeſenkt, ſo tief, daß ſeine Lippen ihr Haar berührten.

„O, man kann das nicht lange aushalten," fuhr Clementine fort, nachdem ſie ein paar Sekunden in dieſer Stellung verharrt. „Das verwirrt ordentlich die Sinne. Ah!" machte ſie und warf ihren Kopf heftig zurück. Da er in dieſem Augenblicke nicht das Gleiche that, ſondern nur ſein etwas bleiches Geſicht gegen das glühende des jungen Mädchens wandte, ſo war es von ihrer Seite wirklich ganz abſichtslos und unwillkürlich — wir wollen das wenigſtens annehmen, — daß ſich ihre Lippen fanden und auch ſogar einen kleinen Moment in dieſer Bewegung verharrten.

Da hörten die Beiden eine tiefe Stimme hinter ſich ſagen: „Das iſt alſo ein polniſcher Punſch?"

So überraſcht werden iſt immer eine höchſt mißliche Sache; es gibt da freilich allerhand Auswege, aber ſie ſind nicht immer mit Vortheil anzuwenden; man kann die Sache höchſt gleichgültig nehmen, als habe der, welcher uns überraſcht, mit ſeinen vielleicht ſehr vortrefflichen Augen ſich doch nur geirrt; doch gehört dazu eine außerordentliche Frechheit, die nicht Jeder beſitzt; man kann die Geſchichte in Lachen verkehren; ſie kann es für einen etwas albernen und unziemlichen Scherz declariren; doch bedarf es dazu einer Geiſtesgegenwart, die in dieſem Umfange ebenfalls nicht Jedermanns Sache iſt; man kann mit einem Schrei aus einander fahren, der eine Theil kann ſich flüchten, der andere mit einem gewiſſen bekannten Geſichtsausdruck überraſcht ſtehen bleiben, und das iſt die gewöhnliche Löſung ſolcher verdrießlichen Rencontres; aber es iſt ein bischen compromittirend.

Der Graf und Clementine, eigentlich ſie allein, behan-

delten die Sache auf die letzt angegebene Art; er hätte vielleicht zum ersten oder zweiten Auskunftsmittel seine Zuflucht genommen; da aber das junge Mädchen mit einem lauten Schrei von der Küche in die Speisekammer flüchtete, so blieb ihm nichts übrig, als ziemlich verblüfften Angesichts die strenge Miene des langen Mannes anzuschauen, den er vorhin im Gesellschaftszimmer in der Fensterecke gesehen, und dessen Züge ihm schon damals nicht besonders gefallen.

„Das ist also ein polnischer Punsch, Herr — Graf?“ wiederholte der Eingetretene, indem er mit der rechten Hand den armen Herrn Schilder abwehrte, der sich erregt vordrängen wollte, obgleich er nicht alles gesehen, was der Schreiber erschaut.

Graf Czrabowski hatte übrigens im nächsten Augenblicke seine Fassung wieder gewonnen und versuchte es, sich aus der Affaire zu ziehen. Doch schüttelte Herr Larioz mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck seinen Kopf und sagte: „Das mag anderswo gebräuchlich sein, auf solche Art mit jungen Mädchen Punsch zu brauen; bei uns in anständigen Häusern aber denkt man, es sei sehr frech, sich so zu benehmen.“

„Ja, sehr frech,“ sprach auch zitternd vor Zorn Herr Schilder, der sich nun gewaltsam vordrängte und dicht vor den interessanten Fremden hintrat. — „Sehr frech, ich wiederhole es und will es zehn Mal wiederholen, und so laut als ich kann.“

Leider that er das Letztere in vollem Umfange, so daß sich Herr Larioz veranlaßt sah, ihn um Mäßigung zu ersuchen. Und daran hatte der Schreiber Recht, denn wer bei solchen Veranlassungen anfängt zu schreien, gibt sich eine Blöße, die ein geschickter Gegner gleich zu benutzen versteht.

Und ein ſolcher Gegner war der Herr Graf Czrabowski; er fuhr lächelnd durch ſein Haar, er drehte lächelnd an ſeinem zugeſpitzten Schnurrbart, er ſagte lächelnd: „Das nenne ich Gaſtfreundſchaft, einen einzelnen harmloſen Fremden ſo zu überfallen!“

Hätte nur zuerſt Clementine und nachher Herr Schilder nicht ſo laut geſchrieen! Aber in den Geſellſchaftszimmern war es mit einem Male ſehr ſtill geworden, und jetzt öffnete ſich die Thür vom Salon auf den Gang, und Madame Weibel ſchlich heraus, welcher ihr Schwiegerſohn mit gerunzelter Stirn folgte.

Die Beiden traten in die Küche; Niemand wagte eine Frage zu ſtellen, man ſah ſich erſtaunt an. Herr Larioz ſtand mit hoch erhobenem Kopfe an der Thür, Herr Schilder haſchte nach Athem, während er ſeine beiden Hände krampfhaft ſchloß und öffnete; der Graf ſpielte verlegen mit ſeiner Uhrkette, und Clementine war verſchwunden.

Die Schwiegermutter war die Erſte, welche ihren Mund öffnete und fragte: „Wo iſt meine Tochter?“

Ein paar Sekunden lang antwortete Niemand, dann ſagte Herr Schilder, indem er heftig ſchluckte: „Sie hat ſich, als wir in die Küche traten, dort in die Speiſekammer geflüchtet.“

„Geflüchtet?“ rief Madame Weibel, und ſie legte einen Ausdruck auf dieſes Wort, der offenbar ſagen wollte: „Seit wann findet ſich ein Mitglied der Familie Weibel in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich zu flüchten?“ — Und dann fuhr ſie fort, indem ſie ihre ſpitze Naſe gegen den langen Schreiber richtete: „Was haben Sie eigentlich in meiner Küche zu ſuchen?“

„Was ich dort ſuchte, habe ich gefunden," entgegnete Herr Larioz mit großer Ruhe.

Der Rechtsconſulent hatte bis jetzt kein Wort geſprochen, nur hatte er ſämmtliche Anweſende mit ſtrengem Blicke betrachtet, der ſich aber in einen ängſtlichen verkehrte, als er hinter ſich die Salonthür geöffnet und das Geſicht der blaſſen Kaufmanns-Wittwe ſah, die neugierig heraus horchte.

„Gehen wir hinein," ſprach er eilig, „gehen wir alle hinein — dummes Zeug! Ich bitte, meine Herren, gehen wir hinein!"

„Und Fräulein Clementine?" fragte Herr Schilder einigermaßen zur Unzeit.

„Laſſen Sie meine Tochter, wo ſie iſt," ſagte ſtreng Madame Weibel. „Und Sie," wandte ſie ſich an Larioz, „haben doch wohl gehört, was Ihnen mein Schwiegerſohn befohlen? Machen Sie, daß Sie aus meiner Küche fortkommen, — Sie —!" Dieſes „Sie" war mit einem ſo giftigen Blicke begleitet, daß jeder Andere unfehlbar davor zurückgewichen wäre.

Der lange Schreiber aber, der dieſen Blick kannte und nicht fürchtete, zuckte lächelnd die Achſeln und ſprach zu Herrn Schilder: „Kommen Sie, ſonſt haben wir Beiden noch das größte Unrecht begangen."

„Das haben Sie auch," entgegnete ungemein erbost die Schwiegermutter; denn ihrem geübten Verſtande war es ſchon im erſten Augenblicke klar geworden, um was es ſich handelte. „Was haben Sie an Küchenthüren zu horchen und Andere noch dazu zu veranlaſſen!"

Der Rechtsconſulent, der klüger war und ruhigeres Blut beſaß, als ſeine Schwiegermutter, wollte ſich begütigend ins

Mittel ſchlagen, doch war es zu ſpät. Clementine, die jedes Wort verſtanden hatte, und der es in der Speiſekammer anfing zu eng und unbehaglich zu werden, glaubte den Zeitpunkt gekommen, wo ſie mit einigem Eclat ſiegreich hervorbrechen könne. Und das that ſie denn auch; ſie ſtürzte weinend an den Hals ihrer Mama, indem ſie ſagte: „Ach ja, es iſt nur die helle Bosheit von dem Schreiber, er hat an der Küchenthür gelauſcht und uns abſichtlich erſchreckt. — O, das iſt ſchändlich.“

„Ja, es iſt ſchändlich,“ murmelte der polniſche Graf, der bis jetzt für gut befunden hatte, ſtillſchweigender Zuſchauer zu ſein.

„Ja, ſehr ſchändlich!“ ſprach die Schwiegermutter mit Pathos. „Schändlich über alle Beſchreibung — Sie langer, nichtsnutziger Menſch!“

Es war gut, daß der Rechtsconſulent in dieſem Augenblicke ſeine Hand auf den Arm des Herrn Larioz legte und ihm ernſtlich ſagte: „Ich wünſche jetzt Ruhe, wir wollen das morgen unterſuchen,“ — worauf der Schreiber einen tiefen Athemzug that und ſich dann verneigte.

Leider hatte die Toilette des Fräuleins Clementine Weibel in der rauchigen Speiſekammer einigen Schaden gelitten, was nicht dazu beitrug, die gute Laune der beiden Damen zu erhöhen. Clementine wollte in ein fortgeſetztes Weinen verfallen, was ſich aber der Rechtsconſulent verbat, indem er ſie erſuchte, ihre Toilette ſo gut als möglich zu corrigiren und dann zur Geſellſchaft zurückzukehren. Er zitterte, wenn er daran dachte, daß man drinnen Vermuthungen ſchöpfen könne, oder daß die blaſſe Kaufmanns-Wittwe etwas verſtanden. Deßhalb ſagte er mit ſehr eindringlicher und feſter Stimme, obgleich er ganz

leiſe ſprach, zu Madame Weibel: „Frau Schwiegermutter, Sie mögen zufälliger Weiſe anderer Anſicht ſein, aber ich erſuche Sie dringend, in den Salon zurückzukehren und den Leuten drinnen, die wahrſcheinlich die Köpfe zuſammen ſtecken, irgend etwas Glaubwürdiges zu erzählen. Oder wollen Sie" — ſetzte er mit zuſammengebiſſenen Zähnen hinzu — „morgen ein Stadtgerede haben, das vielleicht der Wahrheit ſehr nahe kommt? — Bitte, ſagen Sie mir ſpäter Ihre Meinung, aber jetzt gehen Sie."

Eine Sekunde lang maß ihn die erzürnte Dame von oben bis unten, und dann ſagte ſie: „Gut, Herr Schwiegerſohn, das Maß iſt überfüllt."

Damit rauſchte ſie hinaus.

„Und Sie, Herr Graf," wandte ſich der Hausherr mit höflichem, aber trockenem Tone an den etwas verblüfft daſtehenden intereſſanten Polen, „darf ich Sie wohl bitten, zur Geſellſchaft zurückzukehren?"

„Wenn Sie mir erlauben, Herr Doktor," entgegnete der Fremde nach einer Pauſe, wobei er den Verſuch machte, einen Blick von Clementinen aufzufangen, die aber kluger Weiſe das Taſchentuch vor die Augen hielt, „ſo ziehe ich mich heute Abend zurück und werde mir morgen erlauben, Sie zu beſuchen, um eine kleine Erklärung über die eben gehabte Scene entgegen zu nehmen."

Er warf den Kopf etwas ſtolz in die Höhe, und Herr Larioz zuckte bedeutſam mit dem rechten Arm. Nach einem abermaligen vergeblichen Verſuche, einen Blick von dem jungen Mädchen zu erhalten, ſetzte er ſeufzend und mit Beziehung hinzu: „Nach dem, was ich heute Abend erlebt, iſt mir Stille und Ruhe angenehm."

Damit machte er dem Hausherrn eine Verbeugung, ging hinaus, ließ ſich von der lauſchenden Babette Paletot und Hut geben und verſchwand.

Zweimal zuckte Clementine zuſammen und ſchien im Begriffe, das Tuch von ihren Augen zu entfernen, um ihm einen Blick nachzuſenden, doch ſiegte ihre Klugheit, und ſie vergrub ihren Kopf noch tiefer in die Hände.

„Wir wollen morgen weiter darüber ſprechen," ſagte alsdann der Rechtsconſulent zu ſeinem Schreiber; „gehen Sie noch eine kleine Weile zu den Kindern oder —"

„Nach Hauſe, ich verſtehe," erwiderte lächelnd Herr Larioz, indem er ſich umwandte, um noch für einen Augenblick in das kleine Schlafzimmer zu treten. Das, was er geſehen und gehört, hatte ihn tief erſchüttert; er hatte es nicht für möglich gehalten, daß man ſo Recht in Unrecht verwandeln könne. Ja, ſprach er ſeufzend, die Welt iſt voll Argliſt und Trug, und es gehört ein langer Kampf und ein kräftiger Arm dazu, um daraus ſiegreich hervor zu gehen. Aber Sieg oder Untergang, das iſt meine Loſung. — Und ich kann einmal dieſem finſteren Getreibe nicht zuſchauen, ohne hinein zu ſprengen und „Licht und Recht" rufend, die Gegner mit geſchloſſenem Viſir nieder zu ſtoßen. — Gott und San Jago werden mir helfen.

Herr Schilder war mit Clementinen allein in der Küche zurück geblieben. Ob der Rechtsconſulent den Fabrikanten abſichtlich nicht in den Salon genöthigt, wiſſen wir nicht anzugeben, aber wir vermuthen es. Er ſtand zwiſchen der Thür und dem Küchenſchranke und betrachtete ziemlich verlegen die Nägel ſeiner Finger; ſie war in der Nähe des Anrichttiſches, wo ſich noch der halb fertige Punſch befand, und ſchluchzte lauter als vorhin. Daneben vernahm man das Ziſchen des

kochenden Waſſers in dem Keſſel auf dem Feuer, der zuweilen vergnügt ſeinen Deckel lüftete, als wollte er ſagen: Schaut nur daher, mein Waſſer kocht ſchon lange, wollt ihr es nicht aufgießen zur Freude der dürſtenden Menſchheit?

Trotzdem, daß Clementine in Schmerz verſunken zu ſein ſchien, hatte ſie doch Faſſung genug, um genau zu überlegen, wie die ziemlich verfahrene Sache noch zum Beſten zu lenken ſei. In Fragen wie die vorliegende verzweifelt ein Mädchenherz ſelten, und auch Clementine ſchöpfte Hoffnung in dem wirklich kummervollen Blicke, mit dem der junge Fabrikant ſie betrachtete, was zu bemerken ihr Raum genug blieb zwiſchen Finger und Schnupftuch. — Was thun? ſich in eine Erklärung einlaſſen? den Feind langſam mit Worten angreifen? — Das konnte vielleicht zu einer augenblicklichen Verſöhnung führen; aber Clementine wollte mehr; ſie fürchtete ſich vor dem Gerede der Welt, ſie ſah den einzigen Weg, auf dem es ihr gelingen konnte, ihre Feinde nicht nur zum Schweigen zu bringen, ſondern auch vor Neid vergehen zu machen. Aber dieſer Weg, der allein zu einem glücklichen Ziel führen konnte, beſtand in einer förmlichen Ueberrumpelung des ziemlich wehrloſen Feindes, und muthig wie ſie war, beſchloß ſie dieſe Ueberrumpelung.

Nach einem lauten Schluchzen und nach einer Attitude, bei der ſie das Geſicht mit empor gehobenen Händen gegen die rauchige Decke der Küche wandte, warf ſie ſich ſchmerzbewegt und wie aufgelöst vor Kummer gegen den erſtaunten Fabrikanten, der die Wahl hatte, ſie entweder vor ſich auf den Boden niedergleiten zu laſſen oder in ſeinen Armen aufzufangen.

— — Er that das Letztere; ja, er that noch mehr: er wandte ſeinen Blick nicht ab, ſondern er ſchaute dem ſchönen Mädchen in die von Thränen glänzenden gefährlichen Augen,

die ſie von unten herauf ſchmachtend auf ihn richtete; auch verſchloß er ſeine Ohren nicht, ſondern er nahm ihre Worte, obgleich ſie ihm wie ein ſüßes Gift erſchienen, in ſein Herz und — — war verloren.

„Und Sie konnten glauben," ſchluchzte ſie mit einem ſehr gut gemachten krampfhaften Zittern ihres Körpers, „was Ihnen ſchlechte Menſchen zugeflüſtert? — Sie, dem ich ſo viele Beweiſe meiner — — Freundſchaft gegeben? — Sie konnten mich verdammen? — Sie, an deſſen Urtheil mir ſo viel liegt? — O, wie iſt die Welt ſo ſchlecht!"

Bei den letzten Worten machte ſie einige ſchwache Anſtrengungen, ſich los zu winden, doch der arme Herr Schilder, wie eine Fliege im Netz der klugen Spinne gefangen und ſich freuend über ſeine Gefangenſchaft, hielt ſie feſt und feſter, ja, er wagte es, ſeinen Kopf hinab zu beugen und ſie auf die Stirn zu küſſen. Wie ſchreckhaft zuckte ſie zuſammen! Wie war ihm dieſes ſchreckhafte Zuſammenzucken ein ſicherer Beweis, daß ſich der lange Schreiber vorhin geirrt und daß dieſes Mädchen nicht im Stande ſei, ſich von einem hergelaufenen Grafen bei der Zubereitung eines polniſchen Punſches küſſen zu laſſen! Ja, er fühlte ſich außerordentlich glücklich, ſein Herz ſchlug ſchneller, und er ſagte mit bewegter Stimme: „Seien Sie ruhig, Clementine, es war ja nur meine Liebe zu Ihnen, die mich hieher trieb, und nur an Sie will ich glauben, wenn ich ſo glücklich ſein darf, Ihre Gegenliebe zu erhalten."

Da wand ſie ſich leicht aus ſeinen Armen, ſchaute ihn mit einem unausſprechlichen Blicke an und liſpelte ſanft erröthend — wir können nicht anders, als uns in dieſem ſchönen Augenblicke des Romanſtyls zu befleißigen — ſie wand ſich alſo aus ſeinen Armen, ihr Blick war unausſprechlich, ſie er-

röthete und lispelte die bedeutungsſchweren Worte: „Sprechen Sie mit meiner Mutter!“

Damit entſchlüpfte ſie ins Nebenzimmer, wo Babette ſchon lange bereit ſtand, um die Toilette der jungen Dame, ſo viel es thunlich war, wieder in Ordnung zu bringen.

Herr Schilder blieb am Anrichttiſche ſtehen; er lächelte vergnügt in ſich hinein, er ſchaute rechts, er ſchaute links, er ſchaute in die Höhe, er ſchaute vor ſich nieder, und als er Letzteres that, blickte er hinab in die Suppenterrine, wo der polniſche Punſch unzubereitet geblieben war. Gott ſei Dank, ſprach er zu ſich ſelber, daß der nicht fertig geworden iſt! Verſuchen wir, ob er an den koſtbaren Ingredienzien nichts verdorben, und wenn wir nichts Verdächtiges finden, ſo machen wir ſiegreich ein harmloſes deutſches Gebräu.

Nachdem er hierauf mit dem Löffel gekoſtet, noch etwas Pomeranzenſaft und Rum dazu gethan, da die Beiden zu viel Zucker hinein gemiſcht, goß er eigenhändig das dampfende Waſſer in die Schüſſel und erfreute ſich hierauf an dem würzigen Duft, der in ſeine Naſe ſtieg.

Der Punſch war fertig, Babette trug ihn ins Zimmer, und Herr Schilder ſchritt hinterdrein, erhaben, im Gefühle ſeines Sieges, ſüß lächelnd, Glück und Freude ſtrahlend.

Die Gäſte, vor allen die blaſſe Kaufmannswittwe, wußten nicht, was ſie glauben ſollten. Wohl hatte man einiges gemurmelt von dem Auftritt in der Küche, was der Wahrheit ziemlich nahe kam, doch war das Ausſehen der Betreffenden ſo ganz anders, als man erwartet hatte.

Der Rechtsconſulent trug ſein gewöhnliches Geſellſchaftslächeln zur Schau, und Madame Weibel hatte Geiſtesgegenwart genug, ein paar vertrauten Freundinnen zu verſichern,

daß man ſich ſelbſt in der geordnetſten Haushaltung nicht immer auf ſeine Mägde verlaſſen könne. „Die Babette," ſagte ſie, „iſt ſonſt wirklich eine ganz brauchbare Perſon, aber ſorgfältig nach den Etiquetten auf den Flaſchen zu ſehen, das hält auch ſie für überflüſſig." — Nur daß der polniſche Graf nicht wieder kam, war die einzige Klippe, an welcher das Lächeln des Hausherrn, ſowie die Geiſtesgegenwart der Schwiegermutter zu ſcheitern drohte.

Glücklicher Weiſe erſchien in dieſem Augenblicke, wie wir ſchon vorhin geſagt, Babette mit der Punſchbowle und Herr Schilder mit freudeſtrahlendem Geſichte; glücklicher Weiſe, wiederholen wir, ging Herr Schilder auf Madame Weibel zu und ſagte ihr leiſe einige Worte, welche die alte würdige Dame mit einigem Erſtaunen, aber mit einem Erſtaunen des Stolzes und der Freude zu vernehmen ſchien. Sie machte ein wehmüthig verklärtes Geſicht, reichte dem jungen Fabrikanten die Hand und ſprach alsdann zur Juſtizräthin, die einigermaßen finſter darein ſchaute und der es durchaus nicht gefallen wollte, daß in einem Hauſe, welches ſie mit ihrer Gegenwart beehrte, unerklärliche Dinge vorkommen ſollten:

„Sehen Sie, ſo ſind dieſe jungen Leute; läßt man ſie nur eine Minute allein, ſo paſſirt immer etwas."

„Es paſſirt etwas?" fragte lauernd die Gerechtigkeit.

„Ja, ſtellen Sie ſich vor, Frau Juſtizräthin," entgegnete Madame Weibel, ſich umſchauend, mit ſo lauter Stimme, daß es wenigſtens ein Dutzend der nah und fern Stehenden hören konnte, „da hat dieſer böſe Schilder den Augenblick benutzt, um meine Tochter Clementine in der Küche um ihr Jawort zu bitten."

„Ah!" machte die Juſtizräthin enttäuſcht, denn auch ſie

hatte eine hoffnungsvolle Tochter, mit welcher der junge Fabrikant ſchon öfters ſehr freundlich geſprochen.

„Ah!“ machte es rings im Kreiſe, und man ſah gezwungenes Lächeln und lange Geſichter. Nur das Ah! der blaſſen Kaufmannswittwe war ein Laut der Freude und klang, als wenn ihr eine Centnerlaſt vom Herzen rolle. — Alſo nicht der ſchöne polniſche Graf!

Dann wurde von allen Seiten gratulirt, und ein wohlgenährter Kanzleidirektor, der Junggeſelle war und eine gute Tafel liebte, ſagte ſchmunzelnd: „Eine Verlobung in der Küche iſt ein gutes Omen; ich werde häufig bei Ihnen ſpeiſen, lieber Schilder.“

Herr Larioz hatte ſich unterdeſſen noch für einen Augenblick in das Kinderzimmer zurückgezogen; er wollte nicht ſo aus dem Hauſe fortſtürzen, wie es der polniſche Graf gethan; er war ſich ſeines Rechtes bewußt, und es kochte in ihm, wenn er bedachte, daß der Trug und die Unredlichkeit dieſer Welt wieder einmal den Sieg davon tragen ſolle. Es that ihm weh, was er erlebt, und er mußte ſich zu einem Lächeln zwingen, als die Kinder freundlich auf ihn zuſprangen und wiſſen wollten, warum man in der Küche ſo laut geſprochen. Ja, obgleich es ihm lieber geweſen wäre, wenn er, um ſeiner düſteren Gedanken Herr zu werden, mit großen Schritten hätte im Zimmer auf- und abſpazieren können, ſo mußte er ſich doch von Fritzchen und Louiſen auf einen Stuhl niederziehen laſſen, um ihnen einige der fabelhaften Geſchichten zu erzählen, die ſie ſo gern hörten und die er auch in ruhigen Augenblicken gern zu erzählen pflegte, von tapfern Rittern, die hoch zu Roß, ihr gutes Schwert in der Hand, ehemals

im Lande umher zogen, um Drachen zu tödten und gefangene Königstöchter zu befreien.

Er hatte gerade eines der eben erwähnten Ungeheuer ſo genau als möglich beſchrieben, als ſich die Nebenthür öffnete und Madame Weibel mit der Rechtsconſulentin eintrat; letztere trug auf einem Teller zwei kleine Gläſer Punſch für die Kinder. Das Auge der Schwiegermutter verfinſterte ſich, als ſie den Schreiber bemerkte, und Madame Emilie ſchien durch ihren eigenthümlichen Blick fragen zu wollen: Verſtehſt du dieſe Frechheit, noch da zu bleiben?

„Herr Larioz erzählt uns eine ſchöne Geſchichte," ſagte Louiſe, die noch nichts von eigenthümlichen Blicken verſtand.

„Gerade als du herein kamſt, Großmama," ſetzte das Bübchen hinzu, „hat er von einem prächtigen Drachen erzählt. Eine ſchöne Geſchichte!"

„Die jetzt wohl aus iſt?" entgegnete Madame Weibel in ſchneidendem Tone.

Worauf Herr Larioz ſehr ruhig antwortete: „Ja, Madame, ſie iſt vollkommen zu Ende."

Damit erhob er ſich, um nach der Fenſterniſche zu gehen, wo ſein Hut ſtand.

Madame Weibel ſchaute ihm mit einem finſteren Blicke nach und meinte, halb zu ihrer Tochter gewandt: „Die Geſchichten in dieſem Hauſe hätten ſchon lange aufhören müſſen, wenn dein Mann ein geſcheidter Mann wäre, oder" — ſetzte ſie achſelzuckend hinzu — „wenn gewiſſe Leute einſähen, wie überflüſſig ſie ſind."

Herr Larioz fuhr ruhig mit der Hand über ſeinen Hut, und verſetzte: „Es iſt aber leider nicht Jedermann gegeben, ſein Ueberflüſſigſein einzuſehen."

„Adieu, Adieu!“ rief die Schwiegermutter, indem ſie mit ihrer Hand heftig gegen den Schreiber winkte.

Dieſer hätte ſich auch unfehlbar zurückgezogen, wenn ſich nicht in dieſem Augenblicke abermals die Thür geöffnet hätte und Clementine, die wahrſcheinlich im Nebenzimmer gelauſcht hatte, mit flammendem Blick eingetreten wäre und zu ihrer Schweſter geſagt hätte: „Du kannſt mir glauben, Emilie, wenn ich in deinem Hauſe nochmals ſolche Menſchen finden muß, wie dieſen da, ſo betrete ich deine Schwelle nicht mehr.“

„Ich war Ihnen wohl hinderlich, mein Fräulein?“ ſprach Herr Larioz mit großer Ruhe.

„Hinderlich?“ rief das junge Mädchen, indem die Röthe des Zorns ihre Wangen bedeckte; „hinderlich? Wie kann mir das hinderlich ſein?“ Dabei machte ſie dieſelbe verachtungsvolle Handbewegung, wie vorhin ihre Frau Mutter. „Wenn mir nicht die paar Worte zu gut wären, die ich an Sie verſchwende, ſo würde ich Ihnen ſagen, daß Sie —“

„Sagen Sie lieber nichts,“ erwiderte der Schreiber, indem er einen einzigen, aber großen Schritt näher trat und Clementine mit ſeinen Augen ſcharf fixirte.

„Ja, ſage es ihm nur!“ rief die Schwiegermutter. — „Ein ſolcher Schleicher und Spion — ein nichtsnutziges Subjekt!“

„Madame!“

„Ein nichtsnutziges Subjekt, das es wagt, meine Tochter zu verdächtigen, während er ſelbſt vor Scham die Augen nicht aufſchlagen ſollte. — Ja, Scham!“ lachte ſie krampfhaft hinaus; „was kennt ſo Einer von Scham!“

„Die verlernt man freilich bei Ihnen, Madame,“ entgegnete der alſo Gereizte, und es war ein Wunder, daß er

nicht noch Schlimmeres ſagte. Doch hatte er mit ſeinen Worten in ein Wespenneſt geſtochen.

„Habt ihr's gehört?“ kreiſchte Madame Weibel, indem ſie auf ihn zutrat. „Habt ihr's gehört? Und das muß ich alte Frau mir von dem Knechte deines Mannes ſagen laſſen!“

Da öffnete ſich abermals die Thür, und haſtig und mit bleichem Geſichte trat der Rechtsconſulent in das Zimmer, die Hände wie flehend erhoben.

„Da kommt der Rechte!“ höhnte die Schwiegermutter, indem ſie eine laute Lache aufſchlug, „jetzt werdet ihr ſehen, wie er ſeinen Helfer in Schutz nimmt.“

„In Schutz werde ich jeden nehmen, dem in meinem Hauſe Unrecht geſchieht,“ entgegnete der Hausherr nach einem tiefen Athemzuge in ſehr leiſem, aber doch verſtändlichem Tone. „Zuerſt aber frage ich euch“ — und dabei zitterte ſeine Stimme — „ſeid ihr denn gänzlich von Gott verlaſſen, hier ſo zu ſchreien und alle Welt aufmerkſam zu machen? — Um des Himmels willen gebt doch Ruhe!“

„Ruhe wird hier nie einkehren,“ rief die Schwiegermutter, „und was die Welt ſagt, iſt mir gleichgültig!“

„Ja, was die Welt ſagt, iſt uns gleichgültig,“ kreiſchte nun auch die Rechtsconſulentin, welche den ganzen Abend die Dulderin geſpielt und nun ins andere Extrem überſprang.

„So ſchreit ins Teufels Namen!“ rief der Rechtsconſulent bebend vor Zorn. — „Larioz, gehen Sie nach Hauſe, wir ſprechen morgen darüber.“

„Ja, er ſoll gehen, das Ungeheuer!“ rief Madame Plager weinend, „er, der mich und meine Kinder, ja, meine ganze Familie unglücklich machen möchte — dein ſchlechter Helfershelfer, dein — o pfui!“

Dabei ſpuckte ſie heftig aus, und der arme Rechtsconſulent, der von den flammenden Blicken der drei Weiber noch das Schlimmſte befürchtete, ſchob ſeinen Schreiber zur Thür hinaus. Doch geſchah das nicht ſchnell genug, um Madame Weibel verhindern zu können, ihnen eines der Punſchgläſer ſammt Inhalt nachzuſenden, wobei ſie ſo glücklich oder ſo unglücklich traf, daß das Glas dem Herrn Larioz allein an den Kopf flog, der Punſch dagegen Herrn und Gehülfen zu gleichen Theilen beſchüttete. In demſelben Augenblicke ſprang Clementine gegen die Thür, drückte ſie mit voller Kraft hinter den Beiden zu und ſchob den Riegel vor.

Der lange Schreiber war auch nicht mehr gleichgültig geblieben; ſeine Hand zitterte heftig, als er nach ſeinem Stock und Paletot griff, und es bedurfte eines bedeutungsvollen Blickes des Rechtsconſulenten, ſowie eines flehentlichen Zeichens des Schweigens nach der Salonthür, um ihn zu veranlaſſen, äußerlich ruhig die Treppen hinabzuſteigen. Dabei aber knirſchte er mit den Zähnen und dachte an Dies und Das, an Kampf und Waffengeklirr, wie ihm jetzt eine tüchtige Klinge in der Hand lieber wäre, als ſein langes ſpaniſches Rohr, wie er es als einen Segen des Himmels anſehen würde, wenn ſich die drei Weiber droben in drei Männer verwandeln wollten, wenn er ſie treffen könnte auf einem freien Plane, um einen der Kämpfer nach dem anderen niederwerfen und ihnen alsdann das Schwert auf die Kehle ſetzen zu können, bis ſie ſprächen: „Ja, wir ſind ein heuchleriſches Gezücht voll Lug und Trug!“

Damit war er die Treppen hinuntergegangen und ſtand nun vor der Hausthür, in der dunklen Nacht weiter denkend: Und ſo würde ich nicht nur die da droben beſiegen und ent-

larven, ſondern alle, die unter der Maske der Heuchelei und Freundſchaft ihren Nebenmenſchen die Tage ſtehlen und das Leben verbittern, — und ſo muß es kommen; ſollte ich auch darüber zu Grunde gehen. — Er blickte bei dieſen Worten in die Höhe, wo aus dem Dunkel klare Sterne ſtrahlten, und fuhr alsdann in ſeinem Selbſtgeſpräche fort: Wenn mir alsdann auch hier unten die Anerkennung fehlt, ſo wird mich doch ein höheres Bewußtſein lohnen.

Als er das geſagt, vernahm er ein Oeffnen des Fenſters droben und eine höhnende Stimme, die herabrief: „Babette wünſcht, wohl zu ſchlafen!“

Doch war es nicht dieſe Stimme allein, die ihn zuſammenfahren ließ, ſondern ein Gefühl, als verfinſterten ſich plötzlich alle ſeine Himmel, und als ſendeten drohende Wolken einen dichten Regenguß herab.

26 MA 59

Bei **Adolph Krabbe** in Stuttgart sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. W. Hackländer:

Erlebtes.

2 Bände 8. Eleg. geh. 1 Rthlr. 18 Sgr. oder 2 fl. 48 kr. Rhein.

In der ihm eigenthümlichen lebendigen, humoristischen Weise und mit der Anschaulichkeit und dem fesselnden Interesse, womit allein die Erzählung eigener Erlebnisse begabt sein kann: führt der Verfasser in diesem neuesten Buch die mannigfaltigsten Bilder an dem Leser vorüber. Es herrscht darin eine Frische, Zartheit und Anmuth, wie keine frühere Gabe Hackländer's sie im höhern Maße dargeboten hat.

Ein Winter in Spanien.

2 Bände gr. 8. (52 Bogen.) Eleg. geh. 2 Thlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. Rhein.

In diesem mit Ungeduld erwarteten Buche bietet der beliebte Verfasser seinen Lesern eine Schilderung seiner Kreuz- und Querzüge durch Spanien, dieses zwar schon oft beschriebene, aber immer noch nicht genug bekannte, romantische und an Contrasten mehr als irgend ein anderes reiche Land. Der gemüthliche Humor, Hackländer's treuer Begleiter auf Reisen sowohl als in der Gesellschaft, hat ihn auch hier nicht verlassen und ist selbst mitten unter den wunderlichsten Abenteuern und ermüdenden Strapazen stets geschäftig, dem Verfasser seine gute Laune und damit auch die Gunst seiner verehrten Leser sich zu erhalten.

Inhalt des ersten Bandes:

Nach Italien. — Von Mailand nach Florenz. — Florenz. — Nach Carrara. — Marseille. — Von Marseille nach Barcelona. — Ein Stiergefecht. — Ein Besuch auf dem Montserrat. — Von Barcelona nach Valencia. — Valencia. — Ein Ritt durch die Mancha.

Inhalt des zweiten Bandes:

Madrid. — Escorial. — Aranjuez. — Toledo. — Ein Ritt nach Andalusien. — Jaen. — Granada. — Nach Cordova. — Sevilla. — Gibraltar. — Ein Stückchen Afrika.

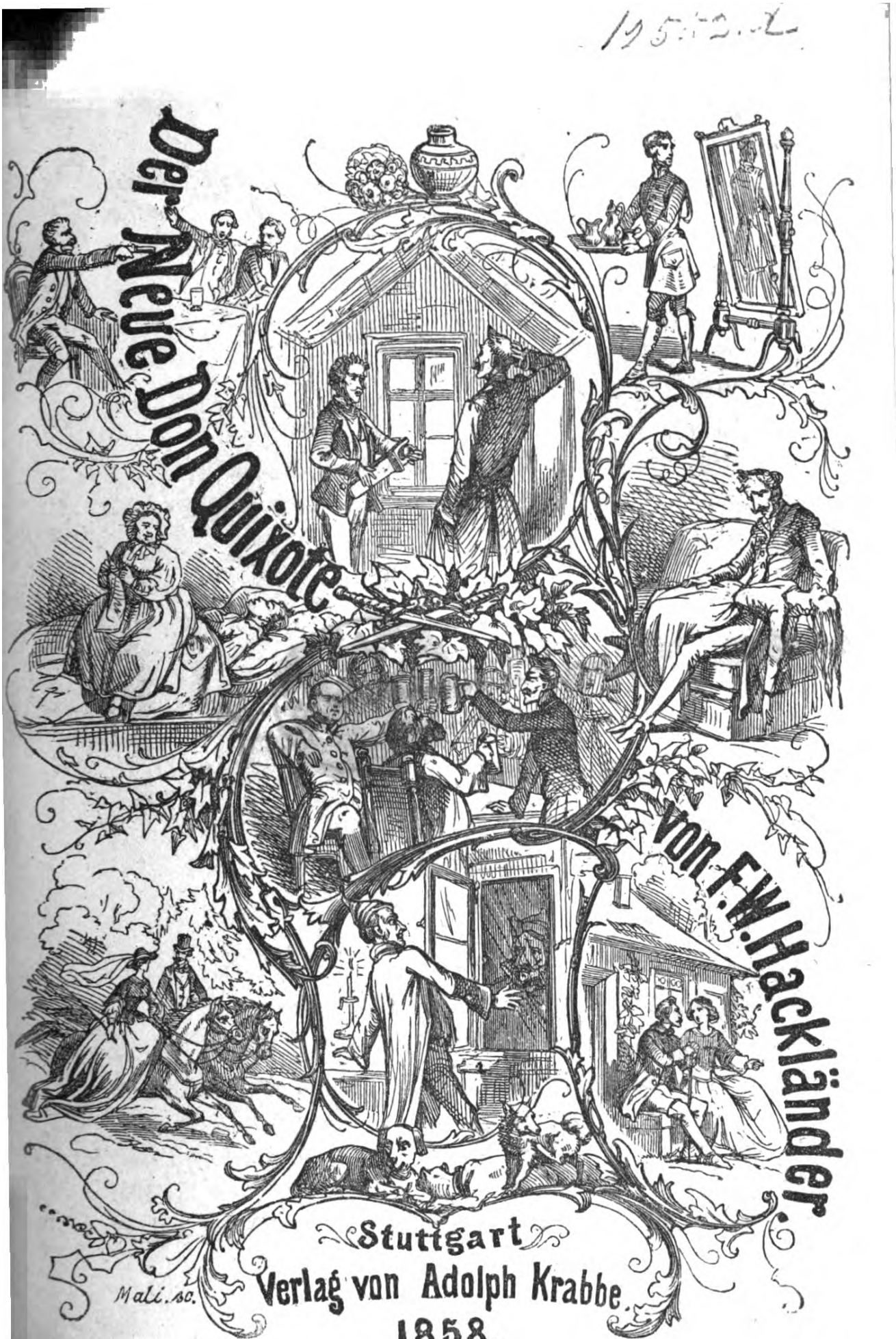
Der Augenblick des Glücks.

Zweiter unveränderter Abdruck.

2 Bände 8. Eleg. geh. 1 Rthlr. 18 Sgr. od. 2 fl. 48 kr. Rh.

Einer Anpreisung bedarf dies neueste Buch Hackländer's nicht; er zeigt auf's Neue sein wunderbares Talent, die Vielseitigkeit und Unerschöpflichkeit des Lebens zur Anschauung zu bringen und immer neu und frisch zu bleiben. Keins von Hackländer's Büchern rechtfertigt mehr als dies neueste, daß das Publikum den Verfasser zu seinem Liebling erklärt hat, was noch zudem der so bald nöthig gewordene zweite Abdruck beweist.

Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.


Der Neue Don Quixote
von F. W. Hackländer.
Stuttgart
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.
Mali. sc.

Fünfte und sechste Lieferung.

BRITISH MUSEUM

Der Neue Don Quixote.

Zweiter Band.

BRITISH MUSEUM

Der

Neue Don Quixote

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Fünfzehntes Kapitel.

In der Schreibstube 1

Sechzehntes Kapitel.

Burggasse Numero Vier 44

Siebzehntes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens 78

Achtzehntes Kapitel.

Eugenie 115

Neunzehntes Kapitel.

Vor fünf Zeugen 161

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl 196

Einundzwanzigstes Kapitel.

Alte Bekannte 235

Seite

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Neffe des Jägers 258

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Don Quixote und Tiger 272

---

26 MA 59

Der Neue Don Quixote.

BRITISH MUSEUM

Fünfzehntes Kapitel.

In der Schreibstube.

Wenn man sich eine Jahreszeit wählen dürfte, um alle seine verdrießlichen Augenblicke dorthin zu verlegen, so müßte das unfehlbar das Frühjahr sein mit seinen freundlichen Morgenstunden, dem blauen Himmel mit den leicht dahin segelnden Wolken, der duftenden Erde voll erwartungsvoll zitternder Kräuter und neugierig aufschauender Blumen. Ja, für den Frühling sollte man sich alle Verdrießlichkeiten des ganzen Jahres aufheben, aber nicht um die schönen Tage desselben damit zu verderben, sondern um vor ihrem Duft und Schimmer alle Traurigkeit verschwinden zu lassen, wie der letzte Schnee vor einer warmen Maisonne vergeht.

Wer an einem Frühlingsabend bekümmert nach Hause geht und schon im Dahinschreiten den eigenthümlichen Geruch des jungen Laubes auf sich einwirken läßt und jenen warmen feuchten Hauch, den die Erde ausströmt und den ein Westwind

uns faſt dunſtig ins Geſicht weht, jenen Hauch, der uns, wenn wir die Augen ſchließen, ſchwarze, aufgelockerte Erde vor unſere Phantaſie zaubert, die erſten grünen Blätter, ziehende Schwalben und die Spitzen von unzähligen keimenden Pflanzen — der fühlt nach und nach die Rinde ſchmelzen, die ſein Herz nicht nur umzieht, ſondern auch ſchmerzhaft zuſammendrückt, und wenn er alsdann in der Nacht feſt und ruhig geſchlafen hat und am Morgen in das lachende Geſicht des jungen, fröhlichen Tages blickt, der vergißt leicht Kummer und Leid, und was ihm geſtern niederdrückend vorkam, erſcheint ihm heute als eine vorübergehende Unannehmlichkeit.

Ja, wer das könnte! Aber für die meiſten der armen Menſchen ſind die Sorgen ziemlich gleichförmig über das ganze Jahr hin vertheilt, und ſchlage einer die finſteren Gedanken ſich aus dem Sinn, wenn er nach einem Abende voll Verdrießlichkeiten am andern Morgen durch die Straßen gehen muß, wo ihm Regen und Schnee ins Geſicht peitſchen, wo er mit der einen Hand ſeinen langen Stock hält und mit der anderen ſeinen Hut beruhigt, der bei jedem Windſtoße allerlei verdächtige Bewegungen macht, um vom Haupte des Dahinwandelnden hinweg vielleicht in irgend eine ſtrömende Goſſe getrieben zu werden!

Auf die eben beſchriebene Art war am anderen Morgen nach jenem gemiſchten Thee Herr Larioz aus ſeiner Wohnung fort und auf das Bureau gegangen, an ſeiner Seite Gottſchalk, der von Näſſe und Wind weniger zu leiden hatte, da er ſich hinter ſeinem Vorgeſetzten hielt und durch die lange Geſtalt deſſelben geſchützt wurde. Das Herz des Schreibers war immer noch tief betrübt, und wenn wir uns am Eingang dieſes Kapitels erlaubten, von einem heiteren Frühlingstage als einer Zeit

zu sprechen, die da im Stande ist, ein trauriges Herz fröhlich zu stimmen, so müssen wir hinzusetzen, daß der rauhe, windige und nasse Herbsttag dagegen die Verstimmung des Herrn Larioz sichtlich vermehrte.

Als die Beiden das Bureau erreichten, fanden sie auf dem Vorplatze den Tiger, der sich bemühte, ein kleines Feuer in dem Ofen anzumachen, welcher im Zimmer des Rechtsconsulenten stand. Wenn die frostige, feuchte Schreibstube der beiden Anderen schon an einem sonnigen Tage wie ein griesgrämiger Alter aussah, den man mit Gewalt zu einem mürrischen Lächeln zwingt, so konnte man heute bei dem niederströmenden Regen, bei dem trostlosen Halbdunkel, welches das Licht des Tages nicht zu verdrängen im Stande war, auf die Idee kommen, über der Eingangsthür würden die bekannten Worte:

Laßt alle Hoffnung hinter euch!

einen passenden Platz finden.

Herr Larioz lehnte seinen Stock in eine Ecke, hängte Paletot und Hut an den hiefür bestimmten Nagel und stellte sich mit über einander geschlagenen Armen an die angelaufenen Fenster. Der Anblick des Hofes war indessen, wir möchten sagen, glücklicherweise, noch trauriger als der im Innern des Zimmers; hatten sich die schwarzen spitzen Giebel in der Nacht wirklich vorwärts gelehnt, oder täuschten Regen und Schnee, der sie dicht verschleierte — genug, man konnte glauben, die umherstehenden alten ruinenhaften Häuser blickten mit Selbstmordgedanken auf die Kehrichthaufen im Hofe. Sogar diese letzteren schienen ein Gefühl ihres Elends zu haben, denn der Regen, der sich oben in den Vertiefungen sammelte, lief wie in

Thränenbächen an ihnen herunter, so daß es aussah, als beweinten sie ihr jammervolles Dasein.

„Das ist doch ein wahres Hundewetter," sagte der lange Schreiber, nachdem er einen Augenblick hinausgeschaut.

Gottschalk, der sich durch einige sehr kunstlose Sprünge, die er hinter dem Rücken seines Vorgesetzten ausführte, zu erwärmen versuchte, näherte sich jetzt ebenfalls dem Fenster und fragte mit einer etwas affektirten Schüchternheit: „Warum sagt man eigentlich Hundewetter, wenn es so stürmt und regnet?"

„Das ist doch sehr einfach," entgegnete verdrießlich Herr Larioz; „weil ein Hund bei solchem Wetter nicht auf die Straße geht."

„Da aber die Menschen es doch thun," sprach der Bube mit einem sehr pfiffigen Gesichtsausdrucke, „so könnte man es ebenso gut ein Menschenwetter nennen."

„Für manche Menschen wäre es allerdings das gehörige Wetter," versetzte finster Herr Larioz und dachte dabei an den gestrigen Abend und sah im Geiste Madame Weibel mit ihren beiden Töchtern auf einem der Kehrichthaufen wie auf einer verwünschten Insel stehen und umsonst die Hände flehend nach Jemand ausstrecken, der sie von da erretten möge.

„Ja, einen Hund sieht man bei solchem Wetter selten auf der Straße," fuhr Gottschalk fort, sichtlich erfreut, daß ihn sein Vorgesetzter nicht zur Ruhe und zum Schreiben verwiesen; „und wenn man je einen sieht, so schleicht er an den Häusern hin und kriecht ins Trockene, sobald er kann."

„Darin hast du wohl deine Studien gemacht?" fragte der lange Schreiber.

„Ich habe mich allerdings viel mit Hunden abgeben müssen," meinte der Knabe; „denn der Vater hatte immer eine ganze

Menge zum Dreſſiren, die im Keller eingeſperrt werden, wo zuweilen auch wir hinkamen, wenn wir unartig waren."

„So, bei euch werden Hunde dreſſirt? — Ich mag die dreſſirten Hunde nicht."

„Ach, die müſſen alle dreſſirt ſein," verſetzte Gottſchalk mit großer Wichtigkeit, „ſonſt taugen ſie nichts. Was würde ein undreſſirter Hund nicht alles für Unheil anſtellen! Er würde ſtehlen und auffreſſen, was er findet."

„Weil das in ſeiner Natur liegt," ſagte der Andere gedankenvoll.

„Er würde einen in die Waden beißen, wenn man ihn hart anführe."

„Natürlich, weil er ein Recht hat, ſich zu wehren," meinte Herr Larioz.

„Er würde auf der Jagd ſich wohl hüten, eine geſchoſſene Ente aus dem Waſſer zu apportiren," fuhr der Knabe, durch die Gegenreden des Andern einigermaßen verwundert, fort.

„Und er hätte Recht, wenn er keine Ente apportirte," ſagte Herr Larioz kopfnickend. „Es liegt das nicht in ſeiner Natur; man hat ſein Naturel gewaltſam verändert, man zwingt ihn, ſich zu verſtellen und anders zu ſein, als er ſein ſollte."

Der Knabe ſchüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Wenn aber alle ſo undreſſirt blieben, das wäre doch wahrhaftig ein Unglück."

„Im Gegentheil, es wäre der reine Naturzuſtand," entgegnete Herr Larioz, wobei er, wie in tiefe Gedanken verſunken, weit, weit hinaus zu blicken ſchien, durch den Regen und durch die Häuſer in unabſehbare Fernen. „Leider, leider iſt Alles Dreſſur," fuhr er nach einer Pauſe fort, „es gibt keine Wahrheit und keine Aufrichtigkeit mehr. Wer wird das glück-

liche Zeitalter erleben, wo die Menſchen ſo ſprechen, wie ſie denken?"

Gottſchalk ſchüttelte abermals mit dem Kopfe und getraute ſich, in ſehr beſcheidenem Tone zu ſagen: „Das ginge doch wahrhaftig nicht an, da würde man ſich ja gegenſeitig ſchöne Grobheiten machen."

„Beſſer das, als Falſchheiten."

„Aber Alles müßte ja aufhören," meinte der Knabe, muthig gemacht durch die Antworten, welche ihm der lange Schreiber zu Theil werden ließ. „Geſtern hat mich der Herr Doktor gepufft, wie er ſagte, weil ich abſichtlich einen Dintenſpritz auf das Papier gemacht. Nun weiß ich aber wohl, daß ich eigentlich gepufft worden bin, weil geſtern der Prozeß Springer contra Baumüller verloren gegangen iſt. So habe ich auch wohl gedacht; hätte ich das wohl ſagen dürfen?"

Nach dieſen Worten blickte der Knabe fragend und mit lächelndem Geſichtsausdrucke zu Herrn Larioz empor, der die Hände auf den Rücken gelegt hatte und einen Augenblick ſchwieg, ehe er ſagte: „Deine Nutzanwendung, mein lieber Gottſchalk, zeugt von einigem Scharfſinn, und ich will dir darauf entgegnen, daß man allerdings ſeine Meinung offen und frei ſagen ſollte, wenn die ganze Welt einverſtanden wäre, es gegenſeitig ſo zu machen, ſich ohne Falſch und Hinterliſt, ohne allen Rückhalt zu behandeln."

„Ah ſo!" erwiderte der Knabe: „das ſcheint aber nicht der Fall zu ſein, denn ſonſt hätte mich der Herr Rechtsconſulent nicht wegen des Dintenſpritzens gepufft, da er doch einzig und allein im Zorn war wegen des verloren gegangenen Prozeſſes."

„Leider! leider!" verſetzte der Schreiber, und dabei ſtützte

er die eine Hand auf die Fensterbrüstung und ließ den Kopf herabhängen. „Leider kann ein Einzelner nicht viel thun und muß sich auf große Kämpfe gefaßt machen, wenn er, allein mit Wahrheit gerüstet, dem Trug und der Falschheit der ganzen Welt entgegentreten wollte. Es wäre ein schöner Kampf," setzte er träumerisch hinzu, „ein schöner Sieg oder ein glorreiches Untergehen. — Vor Allem aber merke dir einen Spruch," fuhr er nach einer Pause im gewöhnlichen Tone fort, „der dir viel nützen kann: Was du sagst, muß wahr sein, aber es ist nicht thunlich, alles zu sagen, was wahr ist."

„Ja, das hat mein Vater auch schon gemeint, wenn er sagte:

Das Maul halten zu rechter Zeit,
Hat weder Narren noch Weise gereut."

„Ja, ja, ich kenne das; dein Vater hat zuweilen sonderbare Uebersetzungen. — Es ist schon gut," ließ sich Herr Larioz abermals nach einer Pause vernehmen, da ihm das Gespräch mit Gottschalk etwas zu weitläufig zu werden schien. Auch wandte er sich seufzend vom Fenster ab, trat vor sein Schreibpult und gab auch dem Knaben durch eine bezeichnende Handbewegung zu verstehen, sich an seine Arbeit zu machen.

Doch hatte, was diese Arbeit anbelangte, Gottschalk heute einen guten Morgen; denn kaum hatte er nach mehrmaligen mühsamen Versuchen das Papier in die richtige Lage gebracht, auch unter vielen untauglichen Federn endlich eine brauchbare gefunden, hatte die Dinte beinahe zu Schaum gerührt und mit fast flehentlicher Geberde nach der Thür gehorcht, ob sich dort nicht vielleicht ein Klopfer vernehmen lasse, den er zurechtweisen könne, als sich mit einem Male die Thür zum Zimmer des Rechtsconsulenten öffnete und dieser selbst heraustrat, seinem Schreiber flüchtig einen guten Morgen wünschte und dann im

Zimmer auf und ab ſpazierte, wie er zu thun pflegte, wenn er übler Laune war oder Berathungen über einen wichtigen Gegenſtand pflegen wollte. Dann legte er gewöhnlich die Hände auf dem Rücken zuſammen, blies die Backen auf, als fühle er ſich durch irgend eine Wärme genirt. Auch liebte er es, nach beſonders decidirten und kraftvollen Aeußerungen ſein Kinn in die Halsbinde zu vergraben und dann, um einen großen Effekt hervorzubringen, mit hoch emporgezogenen Augenbrauen wieder daraus hervorzutauchen.

Gottſchalk ſchmunzelte vergnügt, als er ſeinen Herrn und Meiſter ſo eintreten ſah; denn er rechnete nun mit Sicherheit darauf, hinausgeſchickt zu werden und draußen beim Tiger eine Stunde verbummeln zu können. Um aber dem Anſcheine nach in voller Arbeit geſtört zu werden und das Recht zu haben, über die Unterbrechung ſeines Fleißes ein finſteres Geſicht zu machen, fing er mit einer ſolchen Wuth zu ſchreiben an, daß ſich das Papier ordentlich bäumte und die Feder knarrte und ſpritzte.

Der Rechtsconſulent warf über ſeinen geſpitzten Mund hinweg einen melancholiſchen Blick durch die Fenſterſcheiben, hinter welchen man nichts als Dunſt, Regen und Schnee ſah; er ſeufzte tief auf, barg ſeine rechte Hand auf der Bruſt und ſagte zu Gottſchalk, indem er ſich nach dem fleißig Schreibenden umwandte: „Sieh draußen nach, was die Magd treibt, daß ſie nicht zu viel Holz in den Ofen ſchiebt, und dann ſchau, ob die Ableitungsröhre des Regenfaſſes gehörig geöffnet iſt, daß ich nicht nachher wieder eine Ueberſchwemmung in meinem Arbeitscabinet habe.“

Der Lehrling erhob ſich verdrießlich, daß er ſo in beſter Arbeit geſtört werde, und warf einen Blick der Sehn-

sucht auf das noch ziemlich leere Papier, ehe er hinausging auf den Vorplatz, wo der Tiger beschäftigt war, das kleine Holz in einer Ecke aufzuschichten. Gottschalk schwang sich auf eine leer stehende Kiste, schlenkerte mit den Füßen hin und her, steckte die Hände in die Taschen seiner Hosen und sah stillvergnügt der Arbeit der alten Magd zu.

Drinnen war der Rechtsconsulent noch einige Mal hastig auf und ab geschritten mit zu Boden gesenkten Blicken, dann blieb er wieder am Fenster stehen, seufzte tief auf, blies fast pfeifend den Athem von sich und sagte alsdann: „Das sind schöne Geschichten! — Meinen Sie nicht auch, daß das schöne Geschichten sind?“ fuhr er nach einer Pause fort, als er bemerkte, daß der lange Schreiber nicht von seiner Arbeit in die Höhe sah. „Merkwürdige Geschichten — ganz infame Geschichten! Aber ich will nächstens unter sie treten und fürchterliche Musterung halten! Hat doch diese — Madame Weibel sich erlaubt, mir die ehrenrührigsten Dinge ins Gesicht zu sagen!“

„Ja,“ unterbrach ihn Herr Larioz mit großer Ruhe, „und hat doch Babette sich unterstanden, mir einen Kübel schmutzigen Wassers auf meinen Frack zu gießen.“

„Oh!“ machte erstaunt der Prinzipal. „Und wann das, wenn ich Sie fragen darf?“

„Das geschah gestern Abend, nachdem ich Ihr Haus verlassen; es war das ein hinterlistiger Ueberfall, oder vielmehr ein perfider Ueberguß, ein Ueberguß mit Spülwasser; ich sah es heute Morgen an meinem Fracke, der vor Fett ordentlich glänzt.“

„Ja, Spülwasser,“ sprach der Rechtsconsulent, indem er mit den Zähnen knirschte, „Spülwasser — was mir das schon

in meinem Hause zu schaffen gemacht hat! — Doch schweigen wir davon, wir haben wichtigere Dinge. Können Sie sich denken," fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er zuvor die Hände auf seinem Bauch zusammen gefaltet und erschrecklich tief in die Halsbinde hinabgetaucht war, „daß das Attentat von gestern auf uns Beide eine abgekartete Geschichte war? Können Sie sich denken, daß man mich wieder einmal ungerechter Weise in einem Verdacht hat? — O, ich bin ganz außer mir. Es ist das eine wahre Mordgeschichte, in die auch Sie verwickelt sind. — Ja, Sie, schauen Sie mich nur fragend an, auch Sie sind darin verwickelt, und Sie werden sich doch so unschuldig fühlen, wie ein neugeborenes Kind."

Der Blick, mit dem Herr Larioz hierauf seinen Herrn ansah, war wirklich wie der eines unbefangenen Säuglings.

„Die Geschichte mit dem Gottschalk ist an Allem schuld," fuhr der Rechtsconsulent fort. „Wir hätten den Jungen auf das Bureau genommen — so sagen die da droben — nicht aus Mitleid mit seiner hülflosen Lage, sondern weil er, weil er — o, es kommt mir so lächerlich vor, daß ich es kaum aussprechen kann — weil er eine hübsche Schwester habe! — Nun, was sagen Sie dazu?"

„Es kommt mir das nicht so unerwartet," entgegnete der lange Schreiber, indem er sein Lineal feierlich neben dem Pulte empor zog, wie man es mit einem Schwerte zu machen pflegt, und dann das Kinn darauf stützte. „Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, wenn ich etwas Hartes sagen muß, aber wer es selbst liebt, mit Lug und Heuchelei umzugehen, der setzt dasselbe auch bei andern Leuten voraus. — Der arme Bube! Da wird es wohl mit seiner Existenz alsbald zu Ende sein."

„Vorderhand nicht," versetzte eifrig der Rechtsconsulent, während er feierlich die Hand erhob; „bei Gott, vorderhand nicht! Ich will die Weiber da oben lehren, sich in meine Geschäftssachen zu mischen; ich will ihnen zeigen, ob sie sich im Geringsten darum zu kümmern haben, wer meine Gehülfen sind, ob es sie etwas angeht, wenn dieselben keine Familie haben, oder wenn sie ein halbes Dutzend schöne Schwestern aufweisen können. Ja, das will ich, und wenn auch noch eine Anzahl Schwiegermütter mehr da wären."

Er hatte sich selbst in den Eifer hineingesprochen, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und ging eilfertig auf und nieder, während er das eben Angeführte sprach.

Der lange Schreiber gab übrigens nicht das geringste Zeichen des Mißfallens oder Beifalls über das, was sein Prinzipal sprach, zu erkennen; er hatte schon häufig dergleichen erlebt und dann leider fast immer die Erfahrung gemacht, daß Madame Weibel oder ihre Tochter gegen ihn Recht behielten.

„Das wäre mir eine schöne Geschichte," fuhr Herr Doktor Plager fort, wobei er bald in seine Halsbinde niedertauchte, bald den Kopf hoch erhob, um, am Fenster angekommen, den übernassen Hof betrachten zu können. — „Eine schöne Geschichte in der That! Heute der Gottschalk, morgen —"

„Meine geringe Persönlichkeit," sagte gleichmüthig lächelnd der Schreiber.

„Bei Gott, Sie haben Recht, Larioz! Und übermorgen — ich selbst. Ja, ich selbst, wiederholte der Rechtsconsulent zwei oder drei Mal und verfiel dann in Träumereien, die aber scheinbar dem ernsten und traurigen Augenblicke nicht angemessen waren, denn er spitzte seinen Mund und lächelte

zuweilen vergnügt in ſich hinein. Er träumte nämlich, die Schwiegermutter habe ihn in der That vor die Thür geſetzt, und er habe ſeine Kinder genommen und ſich das gefallen laſſen; er ſei hinabgezogen in die beiden Rumpelkammern neben dem Bureau, habe ſich dieſelben einfach, aber behaglich möblirt; der Tiger mit dem guten dummen Geſichte zog die Kinder an und bereitete einen ſehr guten Kaffee ohne Waſchſchwamm, worauf Fritzchen und Louiſe in die Schule gebracht wurden und er nun, ohne vorherigen Zank und Streit, mit ruhigem Gemüth und nicht aufgeregten Nerven in die Schreibſtube ging und ſich an das Fenſter ſtellte, wo er jetzt ſtand — friſch, fromm, fröhlich, frei. Herr Rechtsconſulent Plager war nämlich Turner geweſen und liebte dieſen Spruch noch immer in Erinnerung an eine angenehm verlebte Jugendzeit.

Wenn er übrigens dergleichen träumte, ſo wird es dem geneigten Leſer begreiflich werden, wenn wir ſagen, daß der Rechtsconſulent im Gefühle ſeiner Unſchuld heute Morgen bei dem Kaffeegeſpräch, welches wohl zur Fortſetzung der Punſchattake von geſtern Abend hätte werden können, nicht nur durch große Ruhe und Kaltblütigkeit jede weitere Scene abgeſchnitten, ſondern auch einfach erklärt hatte, das Maß des gegen ihn gerichteten Benehmens ſei bereits übergelaufen, und er ſehe ſich veranlaßt, entſchieden andere Saiten aufzuziehen. Ja, er hatte die Verſicherung durchſcheinen laſſen, wie er vollkommen überzeugt ſei, daß er wohl im Stande wäre, mit ſeiner Frau allein fertig zu werden, ja, vergnügt zu leben; doch ſei die Einmiſchung einer Dritten, einer Schwiegermutter, unerträglich.

Mochten nun die Weiber durch etwas Anderes noch nach-

giebig geſtimmt worden ſein, genug, die Rechtsconſulentin hatte ſich mit einem gelinden Weinen begnügt und Madame Weibel ſtarr an den Himmel hinauf geſehen, als forſche ſie nach etwas Blitz und Donner, die von dorther zur gelegenen Zeit herabfahren möchten. Aber die verdroſſenen Wolken thaten nichts als langweilig fortregnen, weßhalb Madame Weibel mit einem kräftigen Ruck ihre Morgenhaube bis über die Ohren herabzog und ſich, eingehüllt in ihr Bewußtſein, niederſetzte.

Darauf war der Rechtsconſulent an ſeinen Schreibtiſch gegangen, hatte den Lohn der Babette gezählt, hatte ihr ein Zeugniß geſchrieben, daß Babette Schmiermel während ihrer zweijährigen Dienſtzeit weder geſtohlen noch betrogen habe, und war mit dieſer furchtbaren Waffe in das Eßzimmer zurückgekehrt, worauf er alſo geſprochen: „Hier iſt der Lohn und ein Zeugniß für Babette; ſie hat mir, wie ihr Beide wißt, geſtern Abend grobe, unverſchämte Antworten gegeben, ohne darüber nachträglich ein Zeichen der Reue zu verrathen" — das war ein Einleitungspunkt — „mag ſie gehen und mich verklagen, es ſoll mir eine wahre Freude ſein, einen Prozeß gegen dieſe Perſon höchſtſelbſt zu führen."

Als er ſo geredet, hatte Herr Plager ſchleunigſt ſeinen Rückzug genommen, worauf die beiden Damen einigermaßen beſtürzt zurückgeblieben waren und worauf Babette, weinend über ihr Schickſal, eben nicht dazu beigetragen hatte, ihre Stimmung angenehmer zu machen. Man berathſchlagte eifrig und lange; man verhehlte ſich nicht, daß man ſich ſchon wegen Clementinens und Herrn Schilder in einer Lage befand, wo es angenehm und wünſchenswerth war, den Herrn des Hauſes in guter Laune zu erhalten; man wußte wohl, daß einige der Gäſte des gemiſchten Thee's, namentlich die ſtrenge Juſtiz-

räthin und die blaſſe Kaufmannswittwe, Mehreres von den Streitigkeiten vernommen und daß die Sache nur dann auf nichts zu reduciren war, wenn man ſich in nächſter Zeit mit dem Hausherrn in beſter Eintracht ſehen laſſe. Auch trugen die Lamentationen Babettens, die ſich für ein Schlachtopfer anſah, dazu bei, das Gemüth der beiden Damen zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen.

Das Reſultat der Berathungen droben zeigte ſich denn auch alsbald und zwar noch, während der Rechtsconſulent, entſchloſſen zu den furchtbarſten Maßregeln, am Fenſter ſeiner Schreibſtube ſtand.

Der Tiger ſtreckte ſeinen Kopf zur Thür herein und erſuchte den Herrn, einen Augenblick in ſein Bureau zu kommen. Ahnte dieſer, was er dort finden würde, — genug er waffnete ſein Geſicht mit dem Ausdrucke ernſter Entſchloſſenheit und trat ſo — ſeiner Frau entgegen, die in Shawl und Hut neben dem kleinen Sopha ſeines Privatzimmers ſtand.

So leicht es Fürſten wird, geiſtreich zu erſcheinen und die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen, ebenſo braucht ſich eine einigermaßen kluge Frau nicht viel Mühe zu geben, um als verſöhnendes Prinzip zu erſcheinen und aus allen Streitigkeiten ſiegreich hervorzugehen. So auch hier. Die Rechtsconſulentin, von ihrer erfahrenen Frau Mutter gehörig inſtruirt, ſprach ein paar ſo paſſende Worte zur Einleitung, daß ſich die trotzigen, entſchloſſenen Mundwinkel ihres Herrn und Gemahls abwärts ſenkten und einen Zug der Wehmuth annahmen.

War er doch glücklich über den ehrenvollen Rückzug, den man ihn aus ſeiner angreifenden Stellung nehmen ließ, ja, er reichte die Hand zur Verſöhnung, und der Hausfriede

wurde — Gott allein weiß, zum wie vielſten Male — unter nachfolgenden Bedingungen geſchloſſen:

1) Gegenſeitige Bemühungen, ſich das Leben ſo angenehm als möglich zu machen.
2) Mäßigung aller Widerſprüche.
3) Sehr beſchränkte Einmiſchung der Schwiegermutter in alle häuslichen Angelegenheiten, dagegen
4) Beibehaltung von Babette, nachdem
5) dieſelbe um Verzeihung gebeten und
6) den Frack des Herrn Larioz mit eigener Hand von den Flecken des Spülwaſſers geſäubert.

Nachdem dieſer Vertrag ratificirt war, gab es noch einen Händedruck, einen Kuß der Verſöhnung, und damit verließ Madame Plager die Schreibſtube, um ſich in einen Laden zu begeben und dort ein neues Kleid zu kaufen — eine Ausgabe, die zu machen ſie der Rechtsconſulent nicht nur autoriſirt, ſondern ſogar gebeten hatte.

Als dieſer hierauf in die Schreibſtube zurückkehrte, hatte er das Ausſehen eines Siegers und berichtete ſeinem Schreiber die gepflogenen Unterhandlungen mit dem Beiſatze, wie wahr es ſei, daß nur Standhaftigkeit zu allen gewünſchten Zielen führen könne.

So ſiegreich übrigens auch der Rechtsconſulent aus dem Streite hervorgegangen war, ſo können wir es doch nicht verhehlen, daß Gottſchalk den einzigen reellen Nutzen von der Stunde hatte, welche dieſe Unterhandlungen gedauert; er brauchte ſich während derſelben nicht mit dem verhaßten Schreiben abzugeben und ſaß vergnügt auf ſeiner Kiſte vor dem arbeitenden Tiger, von dem er ſich eine Menge intereſſanter Stadtneuigkeiten erzählen ließ. Selbſt als er nun

endlich wieder hineingerufen wurde und langsam auf seinen Schreibstuhl geklettert war, brauchte er sich nicht zu befleißigen, seine Feder laufen zu lassen, denn sein strenger Aufseher schien so mit dem Vorhergegangenen beschäftigt, daß er sich um die Arbeit des Knaben gar nicht bekümmerte, sondern gedankenvoll in den Regen hinausstarrte, wobei er aber sein Lineal nicht aus der Hand ließ, sondern mit demselben aufs Seltsamste manövrirte; oft hob er es an das Gesicht empor, zuweilen senkte er das andere Ende herab, nicht selten aber fuhr er mit dem Arm in die Höhe und stieß dann mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke das glatte Holz, so tief er konnte, in den neben ihm stehenden Papierkorb. Es sollte heute überhaupt ein Morgen der Ruhe für Gottschalk werden; denn kaum war der Rechtsconsulent in sein Bureau gegangen, so kehrte er auch schon wieder zurück und bat seinen Schreiber, ein paar kleine Ausgänge für ihn zu machen. „Den einen sollte ich eigentlich selbst besorgen," sagte er mit wichtiger Miene, setzte jedoch verbindlich hinzu: „Sie, bester Larioz, sind ja aber mein anderes Ich und in den Geschäften erfahren wie Keiner; auch wird es nur eine Besprechung sein über einen Akt, den wir, wie ich glaube, später vornehmen sollen. Mein langjähriger Client," sprach er in leiserem, vertraulichem Tone, „der junge Graf Helfenberg — ein sehr reiches Haus — hat mich gebeten, ihn um elf Uhr zu besuchen. Ich habe wirklich zu viel zu thun und muß heute Morgen noch Einiges beendigen. — Sie wissen das Palais des Grafen?"

„Es ist mir wohl bekannt," entgegnete Herr Larioz mit seinem gewöhnlichen Ernste.

„Dann ist da noch eine zweite Sache, die Sie en passant

mit vornehmen können, die Schuldklage im Betrage von vierhundert Gulden, wie ich glaube, gegen die Maler in der Burggaſſe. Wo ſind die Papiere? — Sie erinnern ſich wohl?“

Herr Larioz reichte kopfnickend einen Aktenfascikel, welchen der Rechtsconſulent nahm und ihn aufſchlug.

„Richtig, es ſind vierhundert Gulden,“ ſagte er alsdann. „Schuldner: Maler Gebrüder Breiberg; Gläubiger: Erdwinkel. Die Breiberg haben, durch uns eingeklagt, die Schuld anerkannt. Der Termin iſt fruchtlos abgelaufen und die Sache alſo zur Execution reif. Doch erſucht mich Erdwinkel in dem hier beiliegenden Schreiben, ehe man zur Execution ſchreite, einen Verſuch zu machen, auf gütlichem Wege Abſchlagszahlungen zu erhalten. Ich will Erdwinkel ſchon den Gefallen thun und bitte Sie alſo, den Breiberg's ins Gewiſſen zu reden. Der eine von ihnen ſoll ein exaltirter, eigenthümlicher Geſelle ſein, mit dem ſchwer fertig zu werden iſt, der andere es dagegen verſtehen, die Leute durch ſüße Redensarten hinters Licht zu führen. Man verſuche aber, was zu machen iſt, und da ich es in Ihre Hände gebe, bin ich überzeugt, Sie werden Ihr Mögliches thun.“

Nachdem der Rechtsconſulent ſeinem Schreiber dieſe Commiſſion aufgetragen, zog er ſich, viele Geſchäfte vorſchützend, in ſein Kabinet zurück, nicht ohne einen Blick auf Gottſchalk zu werfen, der mit einer rührenden Schnelligkeit fortkritzelte.

Herr Larioz warf ſeinen Mantel über, nahm die Handſchuhe und ſein ſpaniſches Rohr, vergaß aber, dem kleinen Schreibergehülfen ſein Penſum aufzugeben, und trat auf die Straße. Als er ſo in Regen und Schnee dahin ſchritt, dachte

er an den geſtrigen Abend, an die Familienunterhaltungen ſeines Prinzipals und an Numero ſechs der Bedingungen, wonach Babette gezwungen werden ſollte, ſeinen Frack wieder in urſprünglicher Reinheit herzuſtellen. Wenn es ihn auch freute, daß das Recht gewiſſermaßen geſiegt, ſo fühlte er doch in ſeinem Innern, daß der eben geſchloſſene Friede nicht von Beſtand ſein, daß man neue und gewaltigere Hebel gegen ihn und den Knaben in Bewegung ſetzen werde, und daß das Unrecht, wie ſo oft in dieſer Welt, doch am Ende triumphiren müſſe.

Was konnte er machen — er, ein einzelner, ſchwacher Menſch, gegen die Gewalt, mit der Heuchelei, Lug und Trug daher rollten, Alles vor ſich niederwerfend, Alles zermalmend? Was konnte er, machtlos wie er war, mit Worten, ja, mit Thaten, wie er ſie leiſten konnte, dagegen ausrichten? Er, in ſeiner abhängigen Stellung, der nicht einmal berechtigt geweſen war, geſtern Abend den drei Weibern droben, wie ſie es verdient, ihre Handlungsweiſe aus einander zu ſetzen. Nach einer unabhängigen Stellung, nach Reichthum, nach Macht ſehnte er ſich nur in ſolchen Augenblicken. Ah, wenn es ihm einmal vergönnt wäre, ohne Menſchenfurcht, ohne alle Rückſicht jedes finſtere Gewebe aus einander reißen zu können, das ſich vor ihm entſponnen zum Schaden armer Unſchuldiger, die hineinflattern, wie die Fliege in das Netz der Spinne! Wenn er einmal ſtark genug wäre, den Handſchuh hinzuwerfen dem Drachen der Lüge und Hinterliſt, der auf Erden mächtig umherſchleicht; wenn er ihn niederwerfen könnte mit ſeinem guten Stahl! — Dann, ja, dann müßte ihm ein herrlicher Lohn winken — von oben die Palme des Sieges, dachte er. — Wir aber ſetzen traurig hinzu: Hier

unten bei dem verdorbenen Menſchengeſchlechte durchnäßte Fräcke und Ungelegenheiten aller Art, Kummer, Noth und — Prügel.

Das Palais des Grafen Helfenberg, in einer Nebenſtraße gelegen, wo es wie eine gewaltige Burg die umherliegenden kleinen Bürgerhäuſer überragte, war ein großes, weitläufiges Gebäude, für den Aufenthalt einer anſehnlichen Familie berechnet, die auch einſt in den Angehörigen des Erbauers den jetzt ſo ſtillen Steinhaufen bewohnt hatte. Die Mitglieder der Familie von damals, welche als Kinder luſtig die weiten Höfe mit ihren Spielen, ihrem Jubel und Lachen erfüllt, waren groß geworden und dann jedes ſeiner Beſtimmung gemäß durch das Hauptthor in die Welt gegangen, um nicht wieder oder nur auf Augenblicke das elterliche Haus zu betreten. Dieſes verblieb dem älteſten Sohne des Erbauers, ging auch wieder auf deſſen älteſten Sohn über, der es ſeinem einzigen Nachkommen hinterließ. Das war der jetzt lebende junge Graf Hugo von Helfenberg, welcher ein Leben führte, das nicht dazu gemacht war, dem ſtillen und öden Palaſte ein wohnlicheres Ausſehen zu geben. Wenn das Hauptthor auch beſtändig offen ſtand, und wenn ſich dort auch immer, ſo oft das Wetter nicht zu ſchlecht war, der alte Portier ſehen ließ, der mit dem dreieckigen Hute, dem ſchweren Pelz-Ueberrocke gravitätiſch ſeinen langen Stock mit goldenem Knopfe und großen Quaſten haltend, auf- und abſchritt, ſo war doch ſonſt auf dem Pflaſter unter dem Thorbogen nicht viel Verkehr zu bemerken; wohl ſah man die Freunde des jungen Grafen zuweilen eintreten, oder auch hier und da eine Equipage von Bekannten oder vielleicht auch von Fremden, welche Beſuche machen wollten, aber nur dazu gelangten, eine Karte abzugeben. Es mußte eine eigene Zauberformel dazu gehören, weiter als bis zur

Stube des Portiers zu gelangen, ein Spruch, welcher wahrſcheinlich nur den genaueſten Freunden bekannt war; denn, wie ſchon geſagt, nur dieſe — und es war eine ſehr kleine Zahl — traten in das Palais ein, ohne gleich wieder fortzugehen.

Und doch war der jetzige Beſitzer dieſes Palaſtes, ja, der einzige Erbe der reichen Helfenberg'ſchen Güter — ein Mann in noch jungen Jahren, der vor nicht gar langer Zeit, als er im ſelben Küraſſier-Regimente diente, in dem ſich auch der Baron von Breda befunden hatte, einer der lebensluſtigſten und in jeder Hinſicht unternehmendſten Cavaliere geweſen war. Große Summen waren damals mit den Bekannten verjubelt worden, wobei es aber eigenthümlich war, daß der Verwalter der Helfenberg'ſchen Güter, wenn ihn ein Bekannter beim Glaſe Wein mit dem Ellbogen ſtieß, ihm vertraulich zuflüſternd: „Na, wenn das ſo fortgeht, ſo werdet ihr bald ausgewirthſchaftet haben," ernſthaft und mit dem Ausdrucke der Wahrheit verſicherte: „Laßt das gut ſein, lieber Freund, wenn wir Beiden das einmal zu theilen hätten, was der Herr Graf von ſeinen jährlichen Revenuen nicht verzehrt, ſo wären wir ganz anſtändig reiche Leute."

Dabei aber hatte der junge Graf ein gutes, offenes, freundliches Herz; wo er half, — und er half gern — geſchah das in großem Maßſtabe; ja, es kam häufig vor, daß Baron Breda ihm irgend ein Anliegen für Jemand vortrug, mit dem Zuſatze: „Es thut mir leid, daß ich dich beläſtigen muß, ich würde Dem oder Jenem gern von mir aushelfen, aber meine Kaſſe erlaubt es nicht; das iſt etwas für dich, du glücklicher Menſch!" Und darin ſchien ſich der Graf auch wirklich glücklich zu fühlen; er half Unzähligen, und wo er half, diskret und großartig.

Dann war er nach Italien gereist, dort ein paar Jahre geblieben, und als er zurückkam, begann die vollkommen veränderte Lebensweise, welche wir vorhin angedeutet. Er hatte seine Entlassung vom Militär genommen, machte fast nirgendwo Besuche, und es blieb so still in seinem Palais, daß Leute, die immer Alles genau wußten, die Achseln zuckend sprachen: „Da ist etwas nicht ganz richtig, Graf Helfenberg ist nicht von seinen Reisen zurückgekehrt, Gott weiß, wo der in Italien begraben liegt!“ Daß er aber wirklich zurückgekehrt war, merkten bald wieder die Armen und Hülfsbedürftigen aller Art, die sich an ihn wandten, — die Leute in den Nachbarhäusern sahen freilich nichts von dem Bewohner des alten, finsteren Palais. Dort waren und blieben die Vorhänge verschlossen, der Portier spazierte einsam unter dem Thorbogen, wie schon bemerkt, wenn es gutes Wetter war, und in diesem Falle sah man auch täglich aus dem Palais ein verschlossenes Coupé wegfahren, das einzige Lebenszeichen, welches der Bewohner gab; denn in diesem Coupé befand sich der junge Graf Helfenberg, der, wie die Leute, welche sich genau darum bekümmerten, erfuhren, auf eines seiner vielen Güter fuhr, die in der Nähe der Stadt lagen, und in deren ausgedehnten Wäldern er es liebte, spazieren zu gehen.

Herr Larioz hatte das Palais bald erreicht; da es aber noch in Einem fort stürmte und regnete, so befand sich der Portier in seiner Loge, wo er gegenüber der Glasthür in einem bequemen Lehnsessel saß, und wo neben ihm an der Wand eine Schnur herabhing, die er anzog und auf diese Art das eiserne Gitter öffnete, welches das Treppenhaus versperrte.

Der lange Schreiber erschien an der Gitterthür, die sich vor ihm öffnete, um hinter ihm wieder ins Schloß zu fallen,

und er befand ſich nun wie in einem Käfig, denn die Treppe ſelbſt war mit einem zweiten Gitter geſperrt, welches nur nach vorher erfolgter Rückſprache mit dem Portier geöffnet wurde. Herr Larioz trat an die Loge und fragte dem erhaltenen Auftrage gemäß nach dem Herrn Grafen von Helfenberg und ob er zu ſprechen ſei.

Der Portier ſchüttelte mit dem Kopfe und ſchien beinahe erſtaunt, daß ein Mann vom Aeußern des Schreibers mit dem Herrn zu ſprechen verlange.

„Geben Sie mir nur Ihr Geſuch," ſagte er mit wohlwollender Stimme, „wir werden es mit dem Uebrigen vortragen laſſen."

„Es handelt ſich um kein Geſuch," erwiderte Herr Larioz würdevoll lächelnd, „ich habe nur im Auftrage meines Prinzipals, des Herrn Rechtsconſulenten Doktor Plager, dem Herrn Grafen dieſes Billet zu übergeben und werde darauf wahrſcheinlich eine mündliche Antwort erhalten."

„Das iſt etwas Anderes," ſagte der Portier, ohne irgend ein Zeichen, daß ihn ſein Irrthum in Verlegenheit gebracht; „ſo wollen wir nach Joſeph ſchellen."

Er zog eine Klingel, worauf nach wenigen Minuten ein einfach, aber elegant gekleideter Lakai erſchien, der mit der Weiſung des Portiers: das in Empfang genommene Billet des Rechtsconſulenten dem Kammerdiener Seiner Erlaucht zu übergeben und um Antwort zu bitten, wieder verſchwand.

Bald hörte man ihn wieder, und zwar eilig, die Treppe herabkommen; er trat in die Portierloge und bedeutete den Ueberbringer des Schreibens mit einer leichten Verbeugung, ihm zu folgen.

Hätte es der Portier nicht unter ſeiner Würde gehalten,

ein erstauntes Gesicht zu machen, so würde er es in diesem Augenblicke gethan haben, denn er fühlte den Drang hierzu in sich, da es seit langer Zeit nicht vorgekommen war, daß Seine Erlaucht, der Herr Graf, jemand gänzlich Fremdes vor sich ließen. Der alte Diener zuckte leicht mit den Achseln und machte ebenfalls eine Achtelsverbeugung, als er das Gitterthor zur Treppe öffnete und den Fremden hindurch gehen ließ.

Herr Larioz befand sich auf breiten Marmorstufen, über welche in der Mitte ein Teppichstreifen lief. Ein Anderer würde es vielleicht wie der Lakai gemacht haben und neben dem Teppichstreifen gegangen sein, unser Freund aber trat fest darauf und betrachtete, während er aufwärts stieg, mit sichtbarem Behagen das prachtvoll gewölbte Treppenhaus mit seinen Deckengemälden und seinen Nischen, aus denen ernsthafte steinerne Ritter den Emporsteigenden so unverwandt und forschend betrachteten, als hätten sie im Sinne, nachher ihre Bemerkungen über den so eben Vorbeigegangenen auszutauschen.

Im ersten Stocke angekommen, öffnete der vorausschreitende Lakai durch einen, nur den Leuten des Hauses bekannten Mechanismus eine große Glasthür, die auf einen weiten Vorplatz führte, um den die Wohnzimmer des Grafen Helfenberg lagen. Auf der Treppe sowohl als hier im Vestibül herrschte so tiefe Stille, daß man sich unwillkürlich fürchtete, laut zu sprechen; ja, der Lakai hatte schon einige Mal einen Hustenanfall gewaltsam unterdrückt, und als sich dieser jetzt endlich doch Luft machte, klang es gerade, als husteten alle Ritter in der Nische und alle Figuren an der Decke ebenfalls mit.

Der Schreiber des Advokaten wurde in ein Vorzimmer geführt, wo ihn ein schwarz gekleideter Mann, der Kammerdiener Seiner Erlaucht, in Empfang nahm. Dieser trug Schuhe

und Strümpfe, ſowie eine weiße Halsbinde, und hatte nichts Außergewöhnliches an ſich, als daß er ſehr leiſe ſprach, den Kopf herabgeſenkt hielt und großes Vergnügen daran zu finden ſchien, die Nägel ſeiner weißen Finger zu betrachten.

„Der Herr Graf haben befohlen, Sie herauf zu führen," lispelte der Kammerdiener, worauf Herr Larioz entgegnete:

„Sie waren doch ſo gütig, den Brief, den ich herauf ſandte, zu übergeben?"

„Allerdings," verſetzte der Andere mit ſanfter Stimme und einem Lächeln, welches zu ſagen ſchien: „Wie wäre es möglich, einen Brief nicht zu übergeben! — Seine Erlaucht," fuhr er fort, haben den Brief erbrochen, geleſen und dann geſagt: Der Ueberbringer ſoll herauf kommen."

„Und meinte Seine Erlaucht nicht etwa, mein Prinzipal, der Herr Rechtsconſulent Plager, ſei ſelbſt der Ueberbringer?"

„Darüber kann ich mir nicht erlauben, meine Meinung abzugeben," ſprach der Kammerdiener achſelzuckend, „mein Befehl lautet, den Ueberbringer des Schreibens herauf kommen zu laſſen; Sie ſind der Ueberbringer, alſo —"

„Gehen wir," ergänzte Herr Larioz, legte ſeinen bereits ausgezogenen Paletot auf einen Stuhl an der Thür, nahm den Hut und das lange ſpaniſche Rohr in eine Hand und folgte dem Voranſchreitenden.

Die Beiden gingen durch mehrere Zimmer und Säle auf weichen Teppichen dahin, aber in allen dieſen Piecen waren die Fenſtervorhänge herabgelaſſen und gaben ſomit dem ohnedies trüben Herbſttage ein unerquickliches Halbdunkel. Nur hier und da glänzte irgend ein vergoldetes Möbel hervor oder leuchtete in einer Ecke eine weiße Marmor-Figur oder erſchien faſt geſpenſtig die Geſtalt eines Ahnherrn mit ſcharfen und lebhaften

Augen. Und auch das zeigte sich nur, wo sich der Fenstervorhang verschoben hatte und zufällig einen Lichtstrahl herein ließ.

Endlich erreichten sie einen kleinen Bildersaal, wo es schon freundlicher aussah, da dieser ein helles Licht durch die Decke empfing und mit neuen, hübschen Bildern geschmückt war. In den Ecken befanden sich Blumenpartieen, aus deren jeder eine schöne weiße Marmor-Figur hervorblickte. In der Mitte des Gemaches stand ein breiter, rother Divan, auf dem mehrere Kupferstichwerke lagen und an dem überdies eine lange türkische Pfeife lehnte mit ausgebranntem Kopfe, deren Asche auf dem dicken smyrnaer Teppich verstreut lag.

Der Kammerdiener hatte ein paar Schritte Vorsprung gewonnen und verschwand hinter den Portieren einer Thür, wo er aber gleich darauf wieder erschien und den Andern durch eine Handbewegung einzutreten ersuchte.

Herr Larioz befand sich in einem mittelgroßen, sehr behaglich eingerichteten Kabinet. Ein einziges großes Fenster, auf den Garten des Hauses gehend, gab vollkommenes Licht und ließ Ecken und Wandflächen genugsam übrig, um Möbel aller Art, an denen hier ein Ueberfluß war, placiren zu können. Am Fenster stand ein hoher und breiter Schreibtisch, mit grünem Tuche behängt, auf dem sich eine Menge nothwendiger und sehr unnothwendiger Gegenstände befanden. Hefte und Mappen, meist mit kostbaren Decken, ein halb Dutzend reich eingebundener Bücher, Schreibpapier und Couverts in lackirten Cassetten, ein paar silberne Handleuchter mit Wachskerzen, ein anderer vielarmiger Leuchter zum Lesen und Schreiben bei Nacht, Schalen von Bronze und Achat mit Federmesser von allen Größen und Formen. An einer Wand des Gemaches hingen alte und neue Waffen, einige Hirsch- und Rehgeweihe, Jagdhüte und

dergleichen; gegenüber ſah man einige Gemälde, deren Mittelpunkt das lebensgroße Portrait eines Mannes bildete, von dem man aber nur ſah, daß er in einen grauen Jagdrock gekleidet war; das Uebrige des Bildes war ſcheinbar unwillkürlich zugedeckt durch eine jener weichen, rothſeidenen, mit Gold durchwirkten, indiſchen Schärpen, deren feſtes Gewebe unten zu einem Knoten verſchlungen war, über den eigenthümlicher Weiſe ein Kranz von verdorrten Vergißmeinnicht hing; ja, in der That, ſeltſam nahmen ſich dieſe beſcheidenen Feldblumen auf dem koſtbaren Stoffe aus.

Vor dem Schreibtiſche befand ſich ein großer Fauteuil, in welchem der Bewohner des Zimmers, der Herr des Schloſſes, Graf Helfenberg, ſaß; eigentlich lag er wie zuſammengeſunken in den weichen Kiſſen, und nachdem der Schreiber eingetreten war, wandte der Graf ſeinen Kopf etwas gegen denſelben hin, winkte ihm mit der feinen weißen Hand und ſagte: „Bitte, treten Sie näher.“

Es war dem Herrn Larioz eigen zu Muth, als er dieſe kaum hörbare Stimme vernahm, die zuſammengefallene Geſtalt ſah und nun in die edlen, aber ſo müden Züge blickte. Wenn er auch wohl von der Krankheit des Grafen wußte, ſo hatte er ſich doch beim Anblick der Ritter auf der Treppe und durch die weiten Zimmer ſchreitend, ein ganz anderes Bild von ihm gebildet und ſich eine gebietende Geſtalt vorgeſtellt, die ſich vielleicht mit der einen Hand auf die Tiſchecke ſtützen, ihn frei und ſtolz anblicken und mit klarer, feſter Stimme ihre Wünſche oder Befehle kund geben werde. Es mochte ſich etwas von dieſer getäuſchten Erwartung in ſeinen Zügen malen oder ein Ausdruck des tiefen Mitleidens auf dem ſonſt ſo ernſten Geſichte erſcheinen, welcher wiederum die Aufmerkſamkeit des

jungen Grafen rege machte — genug, dieſer blickte nicht unfreundlich zu dem langen Manne empor, ja er ſchien in deſſen ſtrammer und doch wieder ehrerbietiger Haltung, in der Art, wie er ſeinen Kopf trug und das lange ſpaniſche Rohr in der Hand hielt, etwas Außergewöhnliches zu finden; er nickte mit dem Kopfe, richtete ſich etwas in ſeinem Fauteuil in die Höhe und ſagte: „Sie haben mir ein Schreiben des Herrn Rechtsconſulenten Plager überbracht.“

„Ein Schreiben meines Prinzipals.“

„Sie ſind alſo ſein Gehülfe?“ fuhr der Graf fort. „Nun gut; wenn es dem Herrn Doktor nicht unangenehm wäre, ſo würde ich ihn bitten, mich heute Abend um ſieben Uhr zu beſuchen. Um was es ſich handelt, werde ich ihm mit ein paar Zeilen zu wiſſen thun. — Wollen Sie ihm dieſen Auftrag ausrichten?“

„Es iſt das meine Schuldigkeit, und außerdem werde ich es mit großem Vergnügen thun.“

„Warum mit großem Vergnügen?“ fragte der junge Mann, indem er den Andern feſt anſah und lächelte. Er ſchien das Geſpräch fortſetzen zu wollen, denn ſonſt hätte er, wie es der Schreiber auch nicht anders erwartet, denſelben durch eine Handbewegung verabſchiedet. „Warum mit großem Vergnügen?“ wiederholte er.

„Weil ich,“ entgegnete Herr Larioz, „überhaupt gern Jemand gefällig bin und weil — aber eigentlich, gnädiger Herr, iſt der Ausdruck: mit Vergnügen, eine Redensart, die man ſich ſo angewöhnt.“

„Nein, nein,“ fuhr der Graf lebhafter fort, „Ihr Wort und Ihr Blick war keine Redensart. Sie wollen damit ſagen: es gewährt mir ein Vergnügen, einem armen, kranken, hinfäl-

ligen Menſchen einen kleinen Dienſt zu erweiſen. Nicht wahr, ſo haben Sie es gemeint? Und ich nehme Ihnen das gar nicht übel, denn ich fühle am beſten, wie krank und hinfällig ich bin."

Bei dieſen Worten huſtete er in ſein Taſchentuch, und auch der lange Schreiber räuſperte ſich, nur aus ganz andern Motiven, denn es iſt nicht ſehr angenehm, einem vornehmen Herrn einzugeſtehen, daß man ihn wirklich für krank und hinfällig halte.

„Habe ich nicht Recht?" fuhr der Graf hartnäckig fort.

„Allerdings läßt das Ausſehen des Herrn Grafen Einiges zu wünſchen übrig," ſprach Herr Larioz nach einer Pauſe, während welcher er ſich vollkommen geſammelt. „Eure Erlaucht ſind gewiß ſehr krank geweſen; aber das Wort „hinfällig" paßt doch wohl nicht."

„O, es paßt ſehr," erwiderte der Andere mit einem leichten Seufzer. „Doch laſſen wir das. — Sie ſind alſo der Gehülfe des Herrn Doktor Plager. Ich war ein paar Mal auf Ihrem Bureau; wie kam es, daß ich Sie nie geſehen?"

„Weil der Herr Graf im Privatzimmer des Herrn Doktor waren; wir arbeiten im Nebenzimmer."

„Ja, ja, ſo iſt es. Aber auch ſonſt habe ich Sie nie geſehen. — Früher war ich viel auf der Straße, und ich meine ſchon, eine Figur wie die Ihrige würde mir nicht entgangen ſein. Sie ſind noch nicht lange in der Stadt?"

„O, doch ſchon einige Jahre."

„Aber nicht hier geboren? Nicht einmal im Lande? Ich höre das an dem fremden Accent, mit dem Sie Ihr ſonſt ſehr gutes Deutſch ſprechen. Sie ſind aus dem Süden — ein Italiener?" fragte er nach einer Pauſe.

„Ich bin ein Spanier, Herr Graf," verſetzte Larioz, und als er das geſagt, hob er ſeinen Kopf mit einem gewiſſen Stolz in die Höhe.

„Ah, ein Spanier?" fuhr der Kranke fort. „Aber für einen Spanier ſind Sie ſehr groß. Ich habe manchen Ihrer Landsleute gekannt, meiſtens ſchlanke Leute von mittlerer Größe."

„So iſt es, Herr Graf, weder Caſtilianer noch Andaluſier ſind im Durchſchnitt große Leute; ich bin aber aus einem Theile Spaniens, wo man ſchon kräftigere Geſtalten findet; ich bin aus den wilden Schluchten der Sierra Morena, aus Carolina."

„Ah, aus der deutſchen Niederlaſſung!"

„Meine Mutter war eine Deutſche, mein Vater, Don Larioz, ein Spanier."

„Ei der Tauſend! — Don Larioz!" rief lächelnd der Graf. „Und wie kommt es — verzeihen Sie mir meine Frage — daß Sie mit dieſem ſchönen Namen ſich hier in ſo untergeordneten Verhältniſſen befinden, daß Sie das ſchöne Spanien verließen, um hier im kalten Norden zu leben?"

„Das ſchöne Spanien hat auch ſeine Schattenſeiten," ſagte ernſt der Schreiber. „Ja, Spanien iſt ſchön," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „um es als Fremder behaglich zu durchreiſen, oder auch um auf ſeinem Stammſitze in Andaluſien, überhaupt im geſegneten Süden zu leben."

Der Graf hatte ſich in ſeinen Fauteuil zurückgelehnt, ſtützte den Kopf auf die Hand und ſprach nach einer Pauſe: „Ich habe immer dafür geſchwärmt, Spanien noch zu ſehen, es blieb aber ein ſchöner Traum, wie ſo mancher andere in dieſem armen Leben." — Dabei ſeufzte er tief und ſchmerzlich.

„Ein ſchöner Traum allerdings," entgegnete der Schreiber, „den aber Eure Erlaucht in Ihren Verhältniſſen wohl verwirklichen können."

„Ja, in meinen Verhältniſſen!" rief der Kranke mit einem ſchneidenden Tone. „Meine Verhältniſſe ſind wirklich der Art —" Er that einen tiefen Athemzug, zwang ſich mühſam zu einem Lächeln und fuhr dann fort: „Laſſen wir das gut ſein. Aber warum verließen Sie Spanien?"

„Das iſt nicht mit einigen Worten geſagt," erwiderte der Schreiber, „und ich fürchte, die Zeit des Herrn Grafen zu ſehr in Anſpruch zu nehmen, wenn ich mir erlauben wollte, auch ſo kurz wie möglich von meinem unbedeutenden Leben zu ſprechen."

„Seien Sie darüber unbeſorgt," meinte der Kranke. „Was meine Zeit anbelangt, ſo fängt ſie in gewiſſer Beziehung freilich an mir koſtbar zu werden, doch habe ich hier und da gewaltige Leeren, für deren Ausfüllung ich ſehr dankbar bin. — Bitte, rollen Sie ſich den kleinen Fauteuil vom Fenſter hieher und ſetzen Sie ſich. Im Falle Sie Raucher ſind, ſprechen Sie Ihren Wunſch aus, und Sie ſollen haben, was das Haus vermag. Selbſt ſpaniſche Cigaretten beſitze ich, wenn Sie die Gewohnheit Ihres Landes beibehalten haben. Ich ſelbſt," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „muß freilich vorderhand auch auf dieſes Vergnügen renonciren, doch macht mir der Dampf einer Cigarre, die ein Anderer raucht, durchaus keine Beſchwerden."

So gern Herr Larioz, wie jeder verſtändige Menſch, ſeine Cigarre rauchte, ſo hätte er doch um Alles in der Welt der freundlichen Aufforderung hier keine Folge gegeben, es wäre ihm wie eine Sünde erſchienen, in dieſe reine, nur von Blu-

menduft geschwängerte Atmosphäre einen Hauch von Tabak zu bringen. Er machte demgemäß eine tiefe, dankende Verbeugung, ließ sich auf den kleinen Fauteuil nieder und sagte, nachdem er eine kleine Weile vor sich hingeschaut: „Euer Erlaucht kennen das schöne Spanien aus Büchern, aus Bildern, haben die Geschichte desselben studirt und wissen also auch, daß auf der Höhe der Sierra Morena, jenes schwarzen, phantastischen Gebirges, das wie ein Wall den stolzen Norden vom lebenslustigen Süden trennt, von ausgewanderten Deutschen einige Colonieen und Dörfer angelegt wurden, von denen La Carolina die vornehmste und bedeutendste ist. Unsere Vorfahren, welche sich dort niederließen, erhielten Ländereien und Gerechtsamen freigebig und in großem Umfange, zugleich aber auch zu vielen schönen Rechten die Verpflichtung, durch das noch unwegsame schwarze Gebirge eine Fahrstraße zu brechen. Damals gab es nur Saumpfade durch die Schluchten der Sierra Morena, und die Abgründe und gefährlichen Passagen schienen so unüberwindlich, daß dieser Saumpfad nur eben breit genug für ein einzelnes Lastthier gemacht werden konnte. Deßhalb horchten die Treiber bei den verschiedenen Uebergängen in das Thal hinab, ehe sie in die Schluchten niederstiegen, und wenn sie von drunten das Klingeln der Glocken vernahmen, so lagerten sie sich droben, bis der entgegen kommende Zug vorüber war.

„Es war eine schauerliche Wildniß, die Sierra Morena, das sieht man heute noch, so wie man rechts oder links von der großen Straße abweicht. Den Namen des schwarzen Gebirges hat sie daher, daß der Gebirgszug, wenn man ihn aus weiter Entfernung am Horizont auftauchen sieht, wie eine

ſchwarze Wand erſcheint, voll eigenthümlicher Zacken in allerlei ſeltſamen Formationen.“

So ſprach Herr Larioz und blickte träumend vor ſich hin, wobei ſein Auge glühte, als ſähe er wirklich über die gelb und roth gefärbte Ebene der Mancha hinweg den ſchwarzen Zug der Sierra Morena erſcheinen, ſcharf hervortretend unter dem ſtrahlenden ſpaniſchen Himmel.

Der Graf hatte ſich in die Ecke ſeines Fauteuils gedrückt, und wenn er auch die linke Hand vor das Geſicht hielt, ſo blickte er doch durch die Finger ſinnend nach dem Erzähler, der ihm mit kunſtloſen Worten die Landſchaft ſo hinzeichnete, daß er mit ſeiner Phantaſie im Stande war, ſie lebendig auszumalen, und der mit dem eigenthümlichen Geſichte, dem aufwärts gedrehten Schnurrbart als Staffage darin erſchien — ein einſamer Reiter, durch die Fläche dahinziehend.

„Die Straße, welche unſere Vorfahren, die Deutſchen, dort gebaut,“ fuhr der lange Schreiber fort, „iſt ein Rieſenbau, würdig, jedem der berühmten Werke der vielbewunderten Römer an die Seite geſtellt zu werden. Mit eiſernem Fleiße und unendlicher Ausdauer wurden Schluchten und Abgründe bewältigt, und wo ſich, wie vorhin erwähnt, am Rande der Felſen kaum ein ſchmaler Pfad hinzog, überſteigen jetzt auf breiter Chauſſee die ſchwerſten Diligencen, mit acht und zehn Maulthieren beſpannt, das Gebirge, und von Madrid nach Sevilla rollt man auf dieſer Strecke, die früher nicht zu paſſiren war, am angenehmſten.

„Um alſo von mir zu reden, wie der Herr Graf befohlen, ſo war mein Vater ein Spanier, meine Mutter eine Deutſche aus jener Colonie La Carolina; von Geburt alſo ein echter Spanier, lernte ich deutſches Weſen und deutſche Sprache von

der Mutter, nahm auch vielleicht von ihr etwas Träumeriſches an, was man mir wenigſtens in meinen Kinderjahren oft zum Vorwurf machte; denn ſtatt mit Knaben meines Alters zu ſpielen, zog ich es häufig vor, hinaus in die Berge zu wandeln, mich dort in der Einſamkeit auf ein Felsſtück niederzuſetzen und um mich her zu ſchauen, bald im engeren Geſichtskreis auf Moos, Gras und Steine, die ſich um meinen Sitz befanden, wo ich dann das Thierleben beobachtete, die Käfer und Inſekten aller Art, wie ſie geſchäftig hin und her liefen, ihre Arbeit thaten, nie einander ihren Pfad hinterliſtig durchkreuzten, und wenn ſie auch zuweilen in Kampf geriethen, dann ehrlich auf einander losgingen ohne Trug und Hinterliſt, Einer gegen Einen, ſo namentlich die ſchwer gewaffneten Hirſchkäfer, wie ein paar geharniſchte Ritter aus der guten alten Zeit."

Hier machte Herr Larioz eine kleine Pauſe und ſagte dann lächelnd zu dem jungen Manne gegenüber, der gar keine Bewegung machte: „Aber ich langweile Euer Erlaucht mit dieſen Kindereien und bitte ſehr um Entſchuldigung."

Der Andere ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete ebenfalls lächelnd: „Fahren Sie nur fort, das amuſirt mich in der That. Ich habe mit Ihnen auf dem Felsſteine geſeſſen und tiefſinnend in Moos und Kräuter geſchaut. O, die Natur, namentlich der Wald, iſt ſo ſchön, ſo wunderbar ſchön! Bitte, fahren Sie fort, Ihre Erzählung beruhigt eigenthümlich meine aufgeregten Nerven."

Larioz machte eine Verbeugung, dann ſprach er weiter: „Häufig auch blickte ich um mich her auf die Berge und Schluchten, die einander folgten, im allgemeinen Charakter gleich und doch in ihren Formen wieder ſo mannigfaltig.

Mein Ohr vernahm das Rauſchen der Blätter und ließ ſich erzählen von alten Zeiten; ich hörte das Murmeln der Bergwaſſer und das tönte mir wie eines jener Märchen, die ich als Kind ſo gern gehört. Dann vernahm ich auch aus der Ferne das kurze zornige Brüllen eines der Stiere, die in der Sierra Morena zum Zwecke der Kampfſpiele gezogen werden, und wenn ich alsdann nachdenkend aufblickte und um die von der Sonne beleuchteten Felſenzacken den Adler majeſtätiſch und ſtill im Kreiſe ſchweben ſah, ſo hoben ſich meine Träume mit ihm hoch und immer höher, bis die gewaltigen Formen des ſchwarzen Gebirges tief hinab geſunken waren und bis ich das blühende Granada ſah, von dem mein Vater ſo oft erzählt, an den Fuß des grün bewachſenen Berges hingeſchmiegt, der die Alhambra trägt, mit ſeinen vielen klaren Quellen, ſeinen ſchwarzen Cypreſſen und jenen melancholiſchen Ueberreſten aus der prachtvollen Maurenzeit. Auch flog ich in meinen Phantaſieen ſo gern nach dem glänzenden Sevilla, das ebenfalls vor mir in dem weiten leuchtenden Thale lag, den der Guadalquivir durchſtrömt, die lebensfrohe herrliche Stadt mit ihren zahlloſen Thürmen und Kuppeln, mit ihren Wahrzeichen des Giralda, mit ihrem weiß marmornen Stierplatz, an deſſen Mauerringe mein Vater oftmals ſein Pferd angebunden — und ich ebenfalls, als ich einmal vierzehn Jahre alt geworden war. Da erhielt ich meine erſten Ledergamaſchen, die kurze verſchnürte Jacke, den breitkrämpigen Hut, man ſetzte mich auf eines der kleinen andaluſiſchen Pferde, und ich durfte mit den Anderen ziehen, zur Nachtzeit die Heerde der wilden Stiere nach der Ebene geleitend."

Als der Schreiber ſo erzählte, hatte ſich der Graf in ſeinem Fauteuil empor gerichtet, hatte die weißen, jetzt ſo zarten

Hände auf die Lehnen desselben gelegt, und sein Auge glänzte fast unheimlich, als er nun so aufmerksam und starr sein Gegenüber anblickte.

„Das muß ein herrliches Leben gewesen sein," sagte er alsdann; „sitzend im Sattel auf muthigem Pferde, und nicht bloß zum harmlosen Spazierenreiten, sondern gewiß oftmals die Lanze gebrauchend zum ernstlichen Kampfe. — Nicht wahr, das kam häufig genug vor?"

Auch die dunklen Augen des Anderen glänzten, als er nun zur Antwort gab: „O ja, an Kampf und wildem Durcheinander fehlte es bei diesen Ritten nicht."

Er hatte bei diesen Worten langsam sein spanisches Rohr erhoben und stützte es auf die Lehne des Sessels, wie man es im Sattel mit einer Lanze zu machen pflegt.

„Aber es thut eigentlich nicht gut, dieses Leben," fuhr er nach einer Pause fort, „besonders nicht für ein kindliches Gemüth, dessen Phantasie ohnehin erregt ist. Wenn es in den Nächten, wo wir mit den Heerden der Kampfstiere dahin zogen, wohl so viel zu arbeiten und aufzupassen gab, daß man seine Gedanken bei einander behalten mußte, so boten dafür die Tage des Rückmarsches, wenn ich mit meinem Vater oft allein durch die unendlichen Ebenen der Mancha zog, lange Stunden der Einsamkeit, die der lebhafte Kopf des Knaben dann natürlicher Weise mit den abenteuerlichsten Gestalten bevölkerte."

„Ah!" rief der Graf, der aufmerksam zuhörte, „Sie kämpften alsdann in Gedanken mit Windmühlen und Schafheerden, wie der hochachtbare Don Quixote?"

„Ja, wie Don Quixote," entgegnete der Andere schnell, indem sein Auge aufflammte, „wie jener Held, für den ich von

meiner Jugend an geſchwärmt, für deſſen Irrfahrten und trauriges Schickſal ich ſtets das innigſte Mitleid gefühlt."

„Die Phantaſie eines lebhaften Geiſtes, die Erfindung eines reichen Gemüthes!" warf der Graf hin. „Ich ſchätze ihn ſehr, den unerreichbaren Cervantes."

„Wenn man die Fahrten des ſinnreichen Junkers von La Mancha weitab vom Schauplatz ſeiner Thaten lieſt," fuhr der lange Schreiber fort, „ſo kann man vielleicht bisweilen lächeln über jene — nennen wir es barocke — Phantaſie, die einen Menſchen, der noch nicht ganz zu den Narren gehört, mit Windmühlen und Schafheerden kämpfen läßt. Iſt man aber einmal ſelbſt durch jene Flächen geritten, durch jenes wellenförmige, röthlich gelbe Terrain, wo ein Gehölz von Buchsbaumſträuchern, das am Horizont auftaucht, und deſſen Stämme in Wirklichkeit kaum drei Fuß hoch ſind, uns als ein Wald mit Rieſenbäumen erſcheint, wo wir ein Haus, eine Windmühle vor uns ſehen und Stunde um Stunde darauf losreiten, ohne ſie zu erreichen, ja, ohne ihr ſcheinbar näher zu kommen; wenn wir die phantaſtiſchen Wolkenſchatten bemerken, die zur Zeit des Herbſtes und auch des Frühjahrs vor uns auf der Fläche zu fliehen oder uns kampfbereit entgegen zu ſtürmen ſcheinen; wenn man weit, weit in der Ferne den Zug der Sierra Morena ſieht, gefärbt wie dunkler Stahl, ſcharf und zackig — wenn man an jenen Hirten vorüber kommt, die noch heut zu Tage langſam ihr Gewehr empornehmen, wenn ſie einen einſamen Reiter bemerken, oder an den Feldhütern, die wir dort in der Schlucht gelagert finden, vor ſich zwiſchen den Knieen den abgezogenen Hut, in den man ein Almoſen werfen muß, will man nicht mit der kurzen, weitmündigen Büchſe Bekanntſchaft machen, die der Wegelagerer im Arme hält — ja, wer

dabei eine rege Einbildungskraft hat, dem mag es leicht gehen wie dem edlen Don Quixote, daß er auf der ſchattenloſen Fläche Tage lang umherreitend dieſelben Abenteuer aufſucht und findet."

Das hatte der lange Spanier mit ſolcher Begeiſterung und ſolcher Ueberzeugung geſprochen, und dabei flammten ſeine Augen ſo, daß ihm der Kranke lächelnd ſagte: „Ei, Don Larioz, mir ſcheint, Sie hätten nicht übel Luſt gehabt, ein anderer Don Quixote zu werden und ausgerüſtet mit Schild und Lanze, auf der Rozinante reitend, aufs Neue die Mancha zu durchſtreifen, Rieſen und Drachen zu bekämpfen zu Ehren Dulcinea's von Toboſo."

„Nicht ſo ganz, gnädiger Herr," entgegnete der Schreiber, nachdem er eine Zeit lang faſt betrübt lächelnd vor ſich nieder geſchaut. „Was hülfe in unſerer Zeit die Rozinante? was Schild, Lanze und ſelbſt die Kopfbedeckung des Don Quixote, wenn es auch in Wahrheit der Helm Mambrin's und nicht jene Barbierſchüſſel geweſen wäre? — Letzteres kann man leider als begründet annehmen. Aber die Frage, die mir Euer Erlaucht jetzt im Scherze ſtellte, wäre für mich allerdings einer ernſten Beantwortung werth. War Don Quixote, der ſinnreiche Junker, wirklich jener Ritter, wie ihn das erhabene Buch des Cervantes darſtellt, oder wollte der Dichter mit ſeiner göttlichen Schöpfung einen Mann bezeichnen, der ſinnbildlich mit eingelegter Lanze und geſchwungenem Schwerte auf die Lächerlichkeiten der Menſchen eindringt, gegen die Windmühlen ihres Hochmuthes anrennt, die Schafheerden ihrer falſchen Demuth aus einander ſprengt, — Jemand, der den heiligen Gedanken an eine unerreichbare Dulcinea von Toboſo im Buſen trägt, für die er kämpft und leidet?"

Dies hatte Herr Larioz mit großer Bewegung geſprochen, wobei er aufwärts blickte und — wie er gern zu thun pflegte — ſein langes ſpaniſches Rohr wie ein entblößtes Schwert auf den Schenkel ſtützte. Sein Geſicht hatte in dieſem Augenblicke etwas ſo Feierliches, ja, Erhabenes, daß ihm der Graf mit großer Theilnahme zuſchaute und, da er das Außergewöhnliche von jeher geliebt hatte, eine plötzliche Neigung zu dem eigenthümlichen Spanier empfand. Um ihn nicht zu unterbrechen, nickte er zuſtimmend mit dem Kopfe, weßhalb der Andere fortfuhr: „Wenn alſo der Dichter die Abſicht hatte, in dem Don Quixote für ſein Zeitalter eine Figur zu ſchaffen, die er ausziehen ließ in die Welt, um durch ſie die Lächerlichkeiten und Laſter ſeiner Nebenmenſchen zu geißeln, warum ſollte es nicht ein erſprießliches Werk ſein, auch heute nochmals die Rozinante zu beſteigen, ſich mit Schwert und Schild zu bewaffnen und den Erbärmlichkeiten der Menſchen das Viſir zu öffnen, nach dem man ſie ſiegreich vor ſich niedergeworfen? — Ach, welch ſchöne Beſtimmung, welch herrliches Loos! Oder wäre ein ſolcher Don Quixote heute nicht mehr nöthig, hat ſich das Menſchengeſchlecht gebeſſert, iſt Unredlichkeit aller Art, Lug, Trug und Heuchelei nicht mehr zu finden? Lohnt es ſich nicht mehr der Mühe, auf dem Heerwege zu ſtehen oder an der Straßenecke, der gekränkten Unſchuld und Tugend zum Schutz, dem verfolgenden Laſter zum Schrecken? Wäre es nicht dankenswerth, jenen Intriguen nachzuſchleichen, welche den geſunden kräftigen Menſchen wie eine Schlange langſam umgarnen, ſein Bewegungen lähmen und ihn endlich zu Grunde richten? — Freilich wäre es ein Leben des Kampfes, auch wohl zuweilen der Niederlage, aber gewiß würdig, für ſpätere Geſchlechter in Büchern aufbewahrt zu werden.“

Graf Helfenberg hatte dem erregten Redner mit größter Theilnahme zugehört; er begriff dessen Absicht, und wenn er auch über dieselbe den Kopf hätte schütteln mögen, so konnte er doch nicht anders als die Begeisterung ehren, mit welcher Jener seine seltsamen Ansichten vortrug. — „Das hieße ja," sagte er nach einem kleinen Nachsinnen, „fast der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwerfen, das wäre ein Unternehmen, wo auf Dank nicht zu rechnen, häufige Niederlagen dagegen voraussichtlich wären."

Herr Larioz fuhr mit der Hand über das Gesicht und blickte wie erstaunt um sich, als er sah, wo und vor wem er seine sonderbaren Theorien aus einander gesetzt; er hatte, wie er zuweilen zu thun pflegte, sich so in seine Phantasien vertieft, daß ihm das, was er gesagt, wie ein lautes Selbstgespräch vorgekommen war. Er hätte sich ein wenig geschämt, wenn ihm nicht die Worte seines Gegenüber bewiesen, daß der Graf seinen Phantasien nicht nur gefolgt, sondern sie auch theilweise aufgenommen habe. Der Schreiber ließ seinen Stock langsam auf den Boden niedergleiten, senkte den Kopf ein wenig und sagte nach einer Pause im gewöhnlichen Tone: „Verzeihung, gnädiger Herr, daß mich die Erinnerung an meine Heimat, an meine Jugendzeit, an jene in ihrer Einsamkeit so poetischen Flächen der Mancha fortrissen, Ihnen von meinen Ideen zu sprechen, die ich sonst fest in mir zu verschließen pflege. O, ich weiß es wohl, daß sie unausführbar sind, wenigstens für mich; ich fühle wohl, was Euer Erlaucht eben gesagt, daß, sich so um das Treiben der Menschen bekümmern, der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwerfen hieße. Und wer könnte das thun? Nur ein selbstständiger, mächtiger Mensch, nicht ein armer Schreiber wie ich."

Dieſe letzten Worte begleitete Herr Larioz mit einem bitteren Lächeln, worauf der junge Graf kopfſchüttelnd entgegnete: „Auch der Mächtigſte auf Erden müßte an dieſer Aufgabe zu Grunde gehen; auch ein König, ein Kaiſer hat nicht die Macht, allen Trug, alle Heuchelei aufzudecken, er iſt nicht immer ſelbſtſtändig genug, ſeinem erſten Miniſter zu ſagen: ich könnte Ihnen beweiſen, daß Sie anders denken, als Sie ſo eben geſprochen. Er kann der Folgen wegen manche Intrigue nicht augenblicklich zerreißen, die er nicht nur entſtehen ſieht, ſondern von der er auch fühlt, daß ſie langſam ſeine Hände umgarnt.“

„Ein Mächtiger, ein König könnte das allerdings nicht,“ verſetzte eifrig Herr Larioz. „Zu großen Dingen wählt ja der Himmel ſo oft geringe, ſchwache Werkzeuge. O, mir wäre es eine Wonne,“ ſetzte er mit einem träumeriſchen Lächeln hinzu, „mich ſo in den Kampf zu ſtürzen, gute glorreiche Thaten zu vollbringen, wenn es mir auch am Ende wie dem edeln Don Quixote erginge, wenn ich auch zu Boden geworfen würde! — Ja, wie er würde ich mit dem letzten Hauche des Mundes meine Idee vertheidigen und ſprechen: Freilich bin ich der unglücklichſte Ritter, aber Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Erde. — Stoß zu mit der Lanze, Ritter!“

Das iſt ein merkwürdiger Schwärmer, dachte der Kranke, dem aber die Reden des Schreibers ihrer Eigenthümlichkeit wegen mehr und mehr gefielen. Lag doch, was dieſer ſagte, ſo ganz aus dem Kreiſe des Alltäglichen und gefiel eben deßhalb dem jungen Manne, der von früheſter Jugend her das Außergewöhnliche geliebt. Wie war ſeine Phantaſie erregt worden durch die Erzählungen und Schilderungen, durch die Ideen des Spaniers! Wie träumte er ſich mit ihm in jenes

Leben ſeltſamen Kampfes, von dem Herr Larioz geſprochen! Ja, er faßte es noch mehr von der ritterlichen Seite auf, er ſah die Mauern ſeines Zimmer ſchwinden, er ſchaute vor ſich die weite, weite Welt und fühlte ſich wieder einmal auf muthigem Pferde, dahin ſprengend über die Ebene, mit jenem langen, ſeltſamen Menſchen Abenteuer aufſuchend. Es war ein Augenblick des Wohlbehagens, wie ihn der Kranke ſeit lange nicht mehr gefühlt; er wollte dieſem Gefühle Worte geben, ja, er hatte nicht übel Luſt, dem Andern die Hand zu reichen und ihm zu ſagen: Gut, wir Beiden wollen der verdorbenen Welt in dieſer Art den Krieg erklären. — Angeweht von dem Hauche eines neuen, friſchen Lebens, vergaß er auf einen Moment ſeine tiefen Leiden, wollte haſtig von ſeinem Sitze aufſpringen, — da erfaßte ihn mitten in dieſer heftigen Bewegung ſein gewaltiges Elend wieder, ſeine begeiſterten Züge nahmen plötzlich den Ausdruck eines ſtarken Schmerzes an, er biß die Zähne auf einander und ſank mit einem leiſen Aechzen in den Fauteuil zurück, wo er ein paar Sekunden lang mit geſchloſſenen Augen wie ohnmächtig lag.

Erſchrocken war Herr Larioz aufgeſprungen, zu dem Kranken hingeeilt, hatte ſeine Hand ergriffen und blickte ihm mit tiefem Schmerz in die edlen, bleichen Züge.

Endlich ſchlug der Graf die Augen wieder auf, und als er ſah, wie der Andere ſo theilnehmend um ihn beſchäftigt war, lächelte er und ſagte alsdann nach einem tiefen Seufzer: „Das war ein böſer Anfall. Sehen Sie, mein lieber Don Larioz, es iſt nichts mehr mit unſerer Weltſtürmung; ich wenigſtens kann keinen Antheil daran nehmen; mir ſind die Hände gebunden.“

„Und mir nicht minder,“ erwiderte der Schreiber, indem

er ſich ehrfurchtsvoll zurückzog. „Aber ich muß Euer Erlaucht um Verzeihung bitten, daß ich Sie durch meine unüberlegten Reden einigermaßen in Aufregung gebracht. Wahrhaftig, es iſt ſelten, daß ich mich ſo gehen laſſe," fuhr er treuherzig fort, „aber Sie, gnädiger Herr, haben mich durch die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mich empfingen, theilweiſe dazu veranlaßt, und deßhalb werden Sie die Gnade haben, mir zu verzeihen."

„Davon kann keine Rede ſein," verſetzte der Kranke mit etwas matter Stimme; „ich liebe immer noch eine kleine Emotion, wie Sie mir ſie eben verſchafft, und zum Beweiſe dafür bitte ich, mich wieder zu beſuchen, ſobald es Ihre Zeit erlaubt. Um die gleiche Stunde wie heute werde ich für Sie zu Hauſe ſein. — Wir müſſen doch ſehen," ſetzte er lächelnd hinzu, „wie ſich Ihre an ſich vortrefflichen Theorien mit der Praxis vereinigen laſſen."

Nach dieſen Worten machte Graf Helfenberg eine freundliche Bewegung mit der Hand, und als auf den Ton der Klingel, welche auf ſeinem Tiſche ſtand und die er mit einem kleinen ſilbernen Hammer berührte, der Kammerdiener zwiſchen den Portieren erſchien, um den Schreiber zurückzubegleiten, machte dieſer eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und verließ mit eigenen, angenehmen Gefühlen das ſelbſt bei trübem Herbſtwetter ſo blumenduftende und freundliche Gemach.

Herr Larioz ſchritt durch die halbdunkeln Zimmer zurück, die breite Treppe hinab, bei den Ritter-Figuren vorbei, die ſeltſame Mienen zu machen ſchienen, weil er ſo lange droben geblieben, und dann durch die Portier-Loge, wo der alte Thürhüter in Wahrheit ein verwundertes Geſicht und eine Verbeu-

gung machte, wie ſie bei ihm ſonſt nur für Leute aus vornehmem Stande gebräuchlich war.

Es ſchlug zwölf Uhr, als der lange Schreiber durch den weiten Thorbogen auf die Straße trat, und da er ſich des zweiten Auftrages ſeines Prinzipals erinnerte, ſo wandte er ſich nach der Burggaſſe, um das Geſchäft Erdwinkel contra Breiberg ſo gut wie möglich abzumachen.

Sechzehntes Kapitel.

Burggaſſe Numero Vier.

Das Stadtviertel, in welchem ſich die Burggaſſe befand, war im nördlichen Theile der Stadt gelegen, wo des guten Lichtes wegen eine Menge Maler, Kupferſtecher, Photographen und ſonſtige Künſtler wohnten. Spekulanten hatten dort in die vierten Stockwerke verſchiedener Häuſer große Fenſter brechen laſſen und Ateliers hergeſtellt, die ſehr geſucht waren. Oft befanden ſich zwei bis drei dieſer Ateliers in einem Hauſe, oft auch nur ein einziges, je nachdem die Künſtler bekannt und geſucht waren.

Große ſelbſtſtändige Bilder wurden hier eigentlich nicht gemalt, ſondern man beſchränkte ſich auf Anſichten der Stadt oder der umliegenden Gegend, die auf Beſtellung angefertigt wurden; meiſtens aber arbeitete man im Portraitfache, und zwar hier durch alle erdenklichen Branchen hindurch, vom ſchwarzen Schattenriß, welchen der Unteroffizier ſeiner Geliebten ſchenkt, mit angedeuteter Uniform, oder einem Sou-

venir, Gymnaſiaſten und Studenten in möglichſt ſteifer Haltung darſtellend, mit bunter Cerevismütze und dito Verbindungs- und Corpsbändern, bis hinauf zu ſechs Fuß hohen Knieſtücken, wunderſam in Oel gemalt, in prachtvollen, ſeidenen Roben, deren Glanz etwas Uebernatürliches hatte, mit ſtarr blickenden Augen, erſtaunt lächelndem Munde und Wangen, die in einer wahrhaft erſchreckenden Fülle der Geſundheit ſtrahlten; dabei viel goldene Ketten und Ringe nicht zu vergeſſen. Ja, Abriſſe des menſchlichen Geſichtes wurden hier gemacht auf Stahl, Stein, Holz, Leinwand und Papier, und wenn man bedachte, wie viele Menſchen von dieſem Geſchäfte lebten, ſo ſah man recht, welche Menge Leute darauf erpicht ſind, ihr eigenes, oft ſehr unintereſſantes Geſicht zu dieſem oder jenem Zwecke abconterfeit zu ſehen.

Die Burggaſſe bildete ein eigenthümliches Quartier in der großen Stadt. Hier ſah man Geſtalten, die man ſonſt nirgendwo oder nur höchſt ſelten erblickte; blaſſe Geſichter, hohläugig, mit einem Anfluge von Genialität, mit glattem, flaumigem Kinn, oder auch mit vielem Bart- und Haarwerk unter ſpitzen Calabreſerhüten. Die Träger dieſer Geſichter waren in Kleidungsſtücke, namentlich zur Herbſt- und Winterzeit in Mäntel eingehüllt, deren Façon man nie in einem Modejournale geſehen, auf deren Erfindung ſich aber der Betreffende etwas zu Gute zu thun ſchien, was man deutlich an der Art ſah, wie er das Stück Tuch, das er einen Mantel nannte, und das etwas von einer römiſchen Toga, einem italieniſchen Carbonari und einem Theater-Rittermantel an ſich hatte, um die Schultern drapirt trug.

So ſah man ſie in der Burggaſſe dahin wandeln, die Jünger der Kunſt, in allen möglichen Aufzügen, bald genial

nachläßig, zuweilen auch ausgesucht ſtutzerhaft, die Meiſten, mit großen Mappen unter dem Arm und die Blicke umhergleiten laſſend, ob ſich nicht irgendwo etwas zum Skizziren darböte.

Eigentlich war die Burggaſſe keine Gaſſe, ſondern ein unregelmäßiger Platz mit aus- und einſpringenden Häuſern, auf deſſen Mitte die Ruine eines Thurmes ſtand, der, Gott weiß, in welchen Zeiten, zu einer hier befindlichen alten Burg gehört haben ſoll. Alle Häuſer hatten hohe, meiſt treppenartig gezackte Giebel, viele auch Erker, gewölbte Thorbogen, maleriſche Höfe, finſtere Winkel von unausſprechlicher Färbung; die Sonne konnte ſich nur mühſam durch einzelne Lücken in dieſes Häuſerlabyrinth hineinſtehlen, wo alsdann ſolch ein goldig erleuchteter Streifen neben tiefblauen Schatten von ganz immens pittoresker Wirkung war. Dazu hatte die Architektur der meiſten Gebäude etwas Phantaſieerregendes; erblindete und zerbrochene Fenſterſcheiben, auch Rahmen ohne alles Glas gab es genugſam, höchſt intereſſante Schutt- und Kehrichthaufen traf man allenthalben; wenn Schneewetter ſei — ſo behaupteten Kenner — dürfe man nur rechts oder links greifen, um vollkommen fertige Winterlandſchaften anzutreffen, und ſelbſt bei Regenwetter waren die überſprudelnden und zerbrochenen Dachrinnen wohl im Stande, ein künſtleriſches Gemüth zu landſchaftlichen, hauptſächlich aber Waſſerfalleffekten der prachtvollſten Art zu begeiſtern.

Hier gab es auch kleine Kneipen, die von ordentlichen Bürgersleuten gemieden wurden, über deren Leben und Treiben ein ſagenhaftes Dunkel lag, ſo daß die Väter ihre Herren Söhne, Gymnaſiaſten oder auch Handlungsbefliſſene beſtens verwarnten, dort zu gehen. Daß aber eine ſolche

Verwarnung die umgekehrte Wirkung hatte, brauchen wir eigentlich den jung geweſenen Leſern nicht zu ſagen; leider aber war es nicht zu läugnen, daß, wenn es einem Nichtkünſtler gelang, ſich unter den jungen Raphael's und Tizian's der Burggaſſe einen guten Freund zu erwerben, er ſtolz darauf war und alle möglichen Ränke und Schwänke gebrauchte, um ſich hier und da für einen Abend von der Aufſicht zu Hauſe frei machen und in der „Palette," im „Reibſteine," oder ſogar in der „Mausfalle" — ſo hießen die Wirthshäuſer, welche die jungen Künſtler hauptſächlich beſuchten — ſo lange kneipen zu können, wie Geld und Zeit vorhielten. Hierbei müſſen wir aber ſagen, daß dieſe Kneipen beſſer als ihr Ruf waren; freilich wurde dort ein tüchtiges Bier conſumirt, auch häufig Rundgeſänge angeſtimmt oder Salamander gerieben; daß aber wahre Orgien und Bacchanalien gefeiert würden, daran war kein wahres Wort, und es fehlte der künſtleriſchen Jugend zu dieſen Ausſchweifungen an zwei nothwendigen Dingen, an Theilnehmerinnen und an Geld.

Es iſt überhaupt eigenthümlich aber leicht begreiflich, wie ſelbſt ein ſanftes Maler- oder Dichtergemüth in den Verdacht eines excentriſchen Sinnes, eines ungeheuerlichen Lebens kommt. Und es iſt doch nur rein das Handwerk mit ſeinen Attributen, welches dieſe Idee begünſtigt. Wir treten in ein Atelier; mit finſterer Majeſtät kommt uns der Herr deſſelben entgegen, zwiſchen langem Haar und ſtruppigem Bartwerk iſt ein kleiner Theil des Geſichtes bemerkbar, ſowie glänzende Augen, die einen ingrimmigen Ausdruck annehmen, wenn der Künſtler Genre- oder gar Schlachtenmaler iſt, beſonders aber, wenn er uns vor ſein letztes Bild führt, wo Dolche funkeln, bleiche

Lippen beben, verdrehte Augen um Gnade flehend zu irgend einem Scheuſal von Tyrannen aufblicken, zu deſſen Füßen ſich ein blutendes Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit wälzt. — Wenn der Künſtler uns das erklärt, den Staffeleiſtock wie eine Lanze auf den Boden geſtützt, das Haar fliegend, ſo erſcheint er uns in ſolchem Augenblicke nicht ſelten ſelbſt als Kannibal oder als Tyrann. Dort liegen ſeine blutigen Handwerkszeuge, die ſchauerlich ſchillernden aufgeſetzten Töne; ein ſchüchterner Blick, den wir umherwerfen, zeigt uns in der Ecke einen breiten Divan, auf dem ein nachläßig hingeworfener Blumenkranz liegt, während eine Streitaxt daran lehnt — eine ſcharfe Streitaxt, die der Künſtler in die Hand nimmt, indem er, ſie ſchwingend, uns erklärt, dieſelbe habe wahrſcheinlich bei Sempach ſtark gedient. Daß die dunkeln Flecken an dem Eiſen Blut ſeien, wolle er nicht gerade beſchwören, aber es ſei ſehr wahrſcheinlich. So blicken wir ſcheu umher, und wohin ſich unſer Auge richtet, entdecken wir abnorme und ſchreckliche Gegenſtände: Ketten, Beile, große Stücke rothen Damaſts, wie Blut anzuſchauen, hier ein lederner Koller mit einem tiefen Riß auf der Bruſtſeite, dort eine Mandoline neben einem langen ſpaniſchen Stoßdegen, von welchen beiden der Maler verſichert, ſie ſeien in eine ſeltſame Geſchichte verwickelt geweſen.

Und in dieſer, für manches zarte Gemüth ſo gräuelhaften Umgebung bewegt ſich der Künſtler ſo frei und unbefangen, als ſeien es die unſchuldigſten Gegenſtände. O, es iſt ein ſchreckliches Geſchlecht, dieſe Maler! Unſer beſter Freund läßt uns im Vorzimmer warten, während wir im Nebenzimmer eine flüſternde Damenſtimme vernehmen, und wenn uns endlich der Eintritt erlaubt iſt, ſo hört unſer feines Ohr auf

der Treppe ſeidene Kleider rauſchen, ſtatt Cigarrendampf verſpüren wir in dem Atelier ein wunderbares Aroma, und während unſer Freund lächelnd ein Glas Zuckerwaſſer trinkt, ſehen wir auf dem Divan allerlei phantaſtiſche Kleidungsſtücke umherliegen.

Daß uns eine ſolche, an ſich vielleicht ganz harmloſe Beſchäftigung ein Kopfſchütteln entlockt, und daß der gänzlich Uneingeweihte, der zufällig an dieſe Künſtlermyſterien tangirt, an ein entſetzliches Leben voll Schuld und Unthaten glaubt, iſt verzeihlich und begreiflich. Und wie oft braucht ſo ein armer Darſteller menſchlicher Verbrechen und Leiden, die er mit Pinſel oder Feder wiedergibt ſelbſt eine Steigerung, um ſich in die Lage eines unglücklich Verfolgten, eines Scheuſals hineinzudenken oder ſich deren Bilder zu vergegenwärtigen! Wie muß er ſeine Phantaſie reizen, um auf der blaſſen Leinwand oder dem weißen Papier jene Gebilde erſcheinen zu laſſen, die den Beſchauer entzücken oder ihn beben machen ſollen! Ja, für Manchen ſind die eben erwähnten Zuthaten ſo nothwendig wie Pinſel, Farben und Feder, und wenn wir es auch nicht theilen, ſo begreifen wir doch das Gefühl des Malers, der die Mandoline in den Arm nimmt und darauf den Stoßdegen ſchwinkt, wenn er ein unterbrochenes ſpaniſches Rendezvous darſtellen ſoll, ebenſo gut als das Gefühl des Dichters, welcher ſeine nächtlichen Lieder nur mit der Feder eines Raben ſchreiben konnte, den man von einem Galgen herabgeſchoſſen, nachdem er dieſe Feder zuvor mit einem einſt blutig geweſenen Dolche geſpitzt. Das ſind Schatten des Handwerkes, welche in das gemüthliche Leben hinüberſpielen und eine empfindſame Seele ſchaudern machen vor dem Atelier

eines Malers, wo ſchon ſo viel Blut gefloſſen, und vor der Perſon eines Schriftſtellers, der ja unmöglich im Stande ſein kann, alle die ſchlechten Charaktere zu ſchildern, wenn er nicht ſelbſt viel auf dem Gewiſſen hat.

Um wieder auf die Burggaſſe zurückzukommen, ſo wurde hier auch viel Muſik getrieben, namentlich mit Inſtrumenten, deren Klang ſonſt in der Stadt nicht oft mehr gehört wurde; wir meinen nämlich die Guitarre oder, wo es höher kam, die Mandoline. Darin wurde ein Erkleckliches geleiſtet, und wenn man beſonders in der Dämmerung eines Frühlingsabends durch die Gaſſe ſchritt, ſo vernahm man viel dergleichen Lärmen um nichts. Auch Stimmen ließen ſich hören, hohe, jugendliche Tenore, häufig ins Falſett überſchnappend und mit unendlichem Gefühl anſtimmend:

Dein gedenk' ich, röthet ſich der Morgen,
Dein gedenk' ich, ſinkt die finſtre Nacht!

ſowie auch einſt kräftig und klangvoll geweſene Bäſſe, die aber mit des Lebens Mai ihre Jugendglätte verloren hatten und nun ziemlich rauh und faſerig ſangen:

Im kühlen Keller ſitz' ich hier,
Bei einem Faß voll Reben.

Das alles gab der Burggaſſe etwas Phantaſtiſches, Abenteuerliches, namentlich wenn man hierzu noch allerlei ſonſtige ſeltſame Geſtalten rechnet, welche hier aus- und eingingen, alte und junge Männer, die als Modelle dienten. Dieſer wegen ſeines dicken Bartes und ſeiner übermäßig hohen Stirn zu Prophetenköpfen und ſonſtigen Heiligen, Jener mit dem langen ſchlichten Haar, dem ſanften Blick und dem flaumigen Bart am Kinn als Vorbild zu Erzengeln verſchiedener Klaſſen

und Tugenden jedes Grades; hier dieſer alte weißhaarige Mann mit dem kummervollen Blick und der gebückten Haltung als unglücklicher und betrogener Vater; dort jene auffallende Perſönlichkeit mit ſchwarzem, ſtruppigem Haar und Bart, aufgeſtülpter Naſe, blitzenden Zähnen und einem Blick, deſſen teufliſches Schielen deutlich ſagte: Nur Böſes! war der Repräſentant aller Mörder, Räuber und ſonſtigen Böſewichter, die hier auf Papier und Leinwand in der Burggaſſe erſchienen waren. Was die weiblichen Modelle anbelangte, ſo gab es unter ihnen nicht ſo viele Species; da ließ ſich durch Aenderung des Kopfputzes und einer leichten Drapirung ſchon viel erreichen, und die meiſten von ihnen wußten Engel und Teufel gleich trefflich darzuſtellen.

Dieſer Burggaſſe nun ſchritt Herr Larioz in tiefen Gedanken entgegen. Daß ihm Regen und Schnee ins Geſicht ſchlugen, ſchien er durchaus nicht zu bemerken, ebenſowenig wie die naſſen Pfützen in dem ſchlechten Pflaſter, die er nicht einmal bei ſeinem Dahinwandeln vermied; er war offenbar immer noch mit jener Unterredung beſchäftigt, die er vorhin mit dem Grafen Helfenberg gehalten. Er hatte Bilder aus ſeiner Heimat, Tage aus ſeiner glücklich verlebten Jugend herauf beſchworen, und dieſe umgaukelten nun bald ernſt, bald heiter ſeine Seele und waren nicht durch Schneegeſtöber, durch eiſige Winde, die äußerlich auf den Träumenden einwirkten, zur Ruhe zu bringen. Er zog durch die Mancha, nicht mit dem Vater als vierzehnjähriger Knabe, nein, als fahrender Ritter mit ſeinem Knappen, er ſah allerlei Seltſames und Ungeheuerliches ſeinen Pfad kreuzen, aber er nahm die Zügel ſeines andaluſiſchen Roſſes feſt in die Hand, zog ſein gutes Schwert und ſah, wie fremde Ritter und Phantome aller Art vor der

Kraft ſeines gewaltigen Armes zerſtoben. Wie hätte er da an ſeine jetzige Umgebung denken ſollen?

So erreichte er die Burggaſſe, trat auf den Platz, den hier die eigenthümlichen Häuſer bildeten, und ſah vor ſich den alten Thurm mit ſeinen ſchmalen, vergitterten Fenſtern, mit ſeiner Spitzbogenthür, unter der man noch deutlich die Balkenlagen für die ſchon lange nicht mehr vorhandene Brücke bemerkte.

Ah! jene ſchöne Zeit, dachte er, wo die Burg dort noch ſo trotzig und feſt daſtand, warum iſt ſie verſchwunden, oder warum bin ich nicht ein paar Jahrhunderte früher auf die Welt gekommen? Warum muß das jetzt Ruine ſein? Warum weht die Fahne nicht mehr von der Spitze des Thurmes und kündet ein luſtiges Trompetengeſchmetter nicht die Ankunft eines Gaſtes an? — Träumereien! unterbrach er ſich lächelnd, wie kann man ſich ſo von ſeinen Phantaſieen einnehmen laſſen! — Und doch iſt hier der Ort dazu, ihnen nachzuhängen, fuhr er nach einer Pauſe ſtehen bleibend fort. Sollte man nicht glauben, jeder der hohen zackigen Giebel verberge etwas Abſonderliches, decke geheimnißvoll ein Stück der alten gewaltigen Zeit zu, das ſich ſcheu dort hinter den Erkern und Pfeilern verbirgt und nun ſein tolles Weſen treibt in tiefer verſchwiegener Nacht, wenn die jetzige Zeit ſchläft und träumt? Was müſſen jene Gebäude für wunderbare Zimmer, Gewölbe, Keller und Treppen enthalten! Wohl möchte ich hier wohnen, ein reicher, unabhängiger Menſch, eines dieſer finſteren Häuſer mein eigen nennen, es zu meiner Burg machen und von dort aus meine Streifzüge beginnen gegen die Rieſen und Drachen, welche die heutige Zeit unſicher machen.

Herr Larioz hatte unterdeſſen ſeinen Weg wieder aufge-

nommen und ſchritt, die Hausnummer Vier ſuchend, auf dem Platze dahin. Zuweilen blieb er kopfſchüttelnd ſtehen, wenn er hin und wieder in einem Erdgeſchoſſe durch die Fenſter in ein Wirthshaus hinein ſah, das ſo ganz anders war als die, wo er ſelbſt zuweilen einen Abend zu verbringen pflegte. Sie gefielen ihm aber abſonderlich, dieſe grauen Steinmauern, dieſe faſt dunkeln Holzdecken, dieſe grob geſchnittenen Möbel und vor Allem die Geſellen darauf, die, behaglich hingelagert, augenſcheinlich ihren Ueberfluß an Zeit verlungerten und nicht ſelten die Hand nach dem hohen alterthümlich geformten ſteinernen Bierkruge ausſtreckten.

Er lächelte freundlich in ſich hinein, als er das ſah und jetzt aus einem anderen Hauſe das Klirren und Knirſchen von Klingen vernahm oder ein Geräuſch, wie wenn man mit einem kurzen und breiten toledaner Schwerte auf einen mailänder Helm ſchlüge; auch horchte er hoch auf, als ſich gleich darauf eine kräftige Stimme vernehmen ließ:

Fern im Süd das ſchöne Spanien,
Spanien iſt mein Heimatland.

War ihm doch zu Muth, als ſei er in einen Zauberkreis getreten, deſſen ſeltſame Zeichen und Geſtalten ſeine ohnedies ſchon erregte Phantaſie noch mehr begeiſterten. Junge Leute begegneten ihm mit ſpitzen Hüten, wie er ſelber einen trug, und mit Mänteln ebenſo umgeſchlungen, wie er es mit dem ſeinigen zu machen pflegte, und wie man ſie zu Sevilla und Cordova trägt. Dieſe jungen Leute ſchauten ihn einigermaßen verwundert an, grüßten ihn aber freundlich und blieben auch, wohl ihn betrachtend, ſeitwärts ſtehen, wenn er ſo vorüber ſchritt, gravitätiſch, wie er es gewohnt war, den langen Stock

weit von ſich abſetzend, hoch erhoben den Kopf mit den ernſten Geſichtszügen und dem ſtark aufwärts gedrehten Schnurrbarte.

So erreichte Herr Larioz das Haus Nummer Vier, und unter der Thür deſſelben befanden ſich ein paar Geſtalten, die ſeine Aufmerkſamkeit erregten — ein alter Mann und ein junges Mädchen, er mit würdigem Geſichtsausdruck, ein Ehrfurcht gebietender Kopf, den langen Silberbart ſorgfältig gekämmt, das weiße Haar zierlich geſcheitelt; ein dunkelgrünes Gewand, halb Mantel, halb Talar, verhüllte die etwas gebeugte Geſtalt ſo vollſtändig, daß man nur eine der Hände ſah, die er unter den Falten hervorſtreckte, und in welcher er einen langen Stock trug, ähnlich denen, die man auf Bildern bei altteſtamentlichen Hirten zu ſehen gewohnt iſt. Das Mädchen ſtand ihm zur Seite; ſie hatte eine Hand auf ſeine Schulter gelegt und ſchien ihn ſanft leiten zu wollen auf dem ſchlechten Straßenpflaſter draußen voller Löcher und Pfützen; von ihrem Anzug konnte man nicht viel ſehen, da ein graues Tuch ſie faſt ganz verhüllte; aber der Kopf mit dem ſchwarzen Haar, das in zwei dicken Flechten um die Schläfe herum lief, war ſo ſchmachtend und ſchön, das Geſicht aber dabei ſo bleich und leidend, daß der gute und edle Don Larioz ein reges Gefühl des Mitleids nicht unterdrücken konnte. — Ein armes Paar! dachte er, vielleicht aus fernen Landen, das gezwungen iſt, zu der Mildthätigkeit fremder Menſchen ſeine Zuflucht zu nehmen! Gern hätte er den Beiden irgend ein Scherflein angeboten, doch frappirte ihn ein auf dem Geſichte des Mädchens plötzlich erſcheinender, höchſt ſchelmiſch lächelnder Zug, als ſie auf einmal ſo der langen auffallenden Geſtalt unſeres Freundes entgegentrat.

Beide übrigens, der alte ehrwürdige Greis und das junge Mädchen wichen auf die Seite, um den Eintretenden ins Haus zu laſſen. Da ſich aber Don Larioz überzeugen wollte, ob die, welche er ſuche, auch wirklich hier wohnten, ſo faßte er an ſeinen Hut und ſprach mit ſanfter Stimme: „Guter, alter Mann, können Sie mir vielleicht ſagen, ob hier in dieſem Hauſe, Burggaſſe Nummer Vier, die Gebrüder Breiberg wohnen?“

Der ehrwürdige Greis nickte mit dem Kopfe, wie es ſchwache alte Leute zu machen pflegen, und entgegnete mit tiefer, klangvoller Stimme und einigem Pathos, während auf dem Geſicht des Mädchens wiederholt ein Lächeln erſchien: „Die Ihr ſucht, edler Herr, wohnen allerdings in dieſem Hauſe, die Gebrüder Breiberg, ſchätzenswerthe, vortreffliche Menſchen, Burggaſſe Nummer Vier, drei Treppen hoch; das heißt, dort befindet ſich das Atelier der Gebrüder, ſie ſelbſt wohnen noch eine Treppe höher, wo ſie auch jetzt zur Mittagszeit wohl anzutreffen ſein möchten.“

Herr Larioz, freundlich überraſcht von dieſem ausführlichen Beſcheid, der mit ſo ehrerbietigem Tone gegeben war, erwiderte auf das freundlichſte: „Guter, ehrwürdiger Mann, es thut einem Fremden wohl, auf ſo liebenswürdige Art zurechtgewieſen zu werden. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür, und wenn wir uns wieder einmal begegnen und ich Ihnen Gegendienſte leiſten kann, ſoll es wahrhaftig nicht an meiner Bereitwilligkeit fehlen.“

„Berge und Wälder begegnen ſich nicht,“ verſetzte der Greis, „wohl aber die Menſchen, und wenn Sie vielleicht ſelbſt Künſtler ſind, ſo wäre es wohl möglich, daß wir uns gegenſeitige Dienſte zu leiſten im Stande wären. — Wollen

Sie für alle Fälle meine Karte in Empfang nehmen," fuhr er fort, indem er die linke Hand nebſt einem Stücke zerknitterten Papiers unter dem Talar hervorſtreckte.

„Sowie auch die meinige," fügte das junge Mädchen hinzu, indem ſie zum dritten Mal ſo ſeltſam lächelte und ebenfalls dem langen Schreiber eine Karte einhändigte.

„Die Herren Gebrüder Breiberg kennen mich," fuhr der ehrwürdige Greis fort, „und wenn Sie ſich vielleicht von ihnen eins der neueren Bilder, „der Harfner und Mignon," zeigen laſſen wollen, ſo werden Sie bald einſehen, was ein guter Rath und eine talentvolle Haltung dabei zu leiſten vermag."

Damit gingen die Beiden auf die Straße, und der lange Schreiber, wahrhaft gerührt von dem herzlichen Entgegenkommen dieſer guten, lieben Menſchen, las, bevor er die Treppen hinauf ſtieg, die beiden Karten, ehe er ſie ſorgfältig in ſeine Bruſttaſche verwahrte. Auf der einen ſtand die Adreſſe: „Andreas Hubelich, Krähengaſſe Nummer Zwei, vier Treppen;" auf der anderen: „Kathinka Schneller, Entenpforte Nummer Vier, Parterre."

Auch dieſe Begegnung hatte nicht dazu beigetragen, das Gemüth des Herrn Larioz zur kalten und trockenen Wirklichkeit zurückzuführen, er fühlte ſein Herz ſanft erwärmt von den Zeichen einer vergangenen ſchöneren und poetiſcheren Zeit, die er ſo ſehr liebte und die hier in der Burggaſſe auf Schritt und Tritt ſeiner ohnehin ſchon aufgeregten Phantaſie entgegen traten. Deßhalb fand er auch die wackelige Treppe nicht unintereſſant, auf welcher er nun, mit den Händen um ſich tappend, emporkletterte; ja, romantiſch erſchien ihm auf der zweiten Etage eine kleine Lichtöffnung, die einen ſpärlichen

Strahl der zweifelhaften Helle des trüben Novembertages in das Haus ſandte und hier in düſteren Winkeln allerlei ſeltſame Geräthſchaften undeutlich zeigte. Da ſtanden Kiſten und Fäſſer auf einander gethürmt, was an ſich nicht außerordentlich geweſen wäre; aber auf denſelben bemerkte Herr Larioz einen alten Ritterhelm mit zerzausten Straußenfedern, der auf ein paar rothen Hoſen ſtand, welche formlos, melancholiſch, ja, unheimlich herabhingen; auch befanden ſich auf dem Boden daneben eine Anzahl Flaſchen, welche in ihrer Leere einem denkenden Kopfe ſchon zu thun geben konnten. Was mochten die Geiſter des Weines gewirkt haben, die in froher Stunde entfeſſelt daraus gefloſſen! Es war dem Schreiber ordentlich zu Muthe, als höre er Gläſer klingen und den luſtigen Refrain irgend eines bekannten Trinkliedes.

Die zweifelhafte Helle der zweiten Treppe verſchwand auf der dritten wieder gänzlich, und es war gut, daß Herr Larioz einen kalten, glatten Strick ergriff, der ſtatt des Geländers diente und mit deſſen Hülfe er in die dritte Etage gelangte, wo ſich das Atelier der Gebrüder Breiberg befinden ſollte. Glücklicherweiſe war hier eine der Thüren nicht feſt verſchloſſen, und helleres Tageslicht hinter derſelben zeichnete auf dem dunkeln Vorplatz einen ſcharfen Lichtſtreifen, der ſtark genug war, um, auf die Thür reflektirend, dort das Wort „Atelier", mit großen Buchſtaben geſchrieben, erkennen zu laſſen.

Herr Larioz als höflicher Mann nahm vor der Thür ſeinen Hut ab, ſtrich ſein Haar zurecht, dann klopfte er leiſe an. Als ſich drinnen nichts regte, klopfte er zum zweiten und, da er immer noch kein „Herein!" vernahm, zum dritten Male. Künſtler haben ihre Launen, dachte er bei ſich, und dabei fiel es ihm ein, daß auch Herr Plager zuweilen auf Anklopfen

keine Antwort gab, indem er bei ſich den richtigen Grundſatz aufſtellte: „Jemand, der etwas Wichtiges hat, wird ſich nicht abweiſen laſſen, ſondern nach dreimaligem Anklopfen die Thür ohne Weiteres öffnen.“ Gerade ſo machte es auch der Schreiber; doch wäre er faſt erſchrocken, als eine Glocke über der Thür mit gellendem Tone ein lautes Geklingel verurſachte; da aber weiter nichts erfolgte, ſo trat er mit einem ſchüchternen Schritt ins Zimmer.

Es war dies allerdings ein Atelier und obendrein ein ziemlich elegantes Maler-Atelier; an den Wänden und auf Staffeleien ſah man fertige und unfertige Bilder; im Hintergrunde des Zimmers befand ſich ein breiter Divan, auf dem ebenfalls Gegenſtände lagen, wie wir ſie früher erwähnt: ein Dolch, ein paar Degenklingen, ein Stück farbigen Zeuges, ein Blumenbouquet und dergleichen Dinge mehr. Es befand ſich Niemand in dem Atelier, doch bemerkte Herr Larioz auf den erſten Blick, daß daſſelbe durch eine ſpaniſche Wand in zwei Abtheilungen geſchieden war. — Sollte ſich vielleicht in der hinteren einer der Herren Breiberge befinden? Der Schreiber ging, mit den Füßen ſcharrend, vorwärts, räuſperte ſich auch laut und vernehmlich, doch ließ ſich keine Stimme hören. Nur war es dem Eintretenden, als er ſich dem Eingang der ſpaniſchen Wand näherte, als vernähme er hinter derſelben das Rauſchen von ſeidenen Gewändern; es iſt das ein Geräuſch, das in gewiſſen Lagen des Lebens ſchon manchen ſehr beherzten Mann ſtutzen gemacht hat.

Auch Herr Larioz lauſchte mit angehaltenem Athem; es konnte möglicherweiſe eine Täuſchung ſein. Und ſo ſchien es auch, denn er vernahm nichts mehr. War die ganze ſeltſame Umgebung, alles, was er ſchon in der Burggaſſe geſehen und

gehört, daran ſchuld, daß ihm ſo eigenthümlich, faſt beklommen zu Muthe war — genug, ſein Herz klopfte ſchneller als gewöhnlich, er ſah ſich gezwungen, einen tiefen Athemzug zu thun, und blickte ſchüchtern um ſich, als erwarte er, jeden Augenblick hinter einem der Fenſtervorhänge oder ſonſtigen Draperieen etwas Erſchreckendes hervortreten zu ſehen. — Aber Alles blieb ſtill; nur als er wieder einen Schritt vorwärts that, war es ihm abermals zu Muthe, als vernähme er wieder das Rauſchen oder Krachen eines ſchweren ſeidenen Stoffes. Abermals beſchlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, doch ſchämte er ſich dieſer Bewegung und ſprach, wie um ſich ſelber Muth zu machen:

„Bei San Jago, gehe ich doch hier nicht auf verbotenen Wegen! Habe ich nicht drei Mal angeklopft? Hat die Klingel nicht einen gehörigen Spektakel gemacht? — Warum, wenn dort Jemand hinter der ſpaniſchen Wand iſt, ruft er mir nicht zu und läßt ein „Wer iſt da?“ erſchallen? — Vorwärts, ſehen wir, ob wir Jemand finden!“

Ehe Herr Larioz wirklich vorwärts ſchritt, ſprach er noch mit vernehmlicher Stimme: „Ich ſuche Herrn Breiberg; iſt Herr Breiberg nicht vorhanden?“

Keine Antwort als ein leichter Wiederhall an den Wänden des weiten Gemachs.

Mit einem einzigen Schritte erreichte nun Don Larioz die Tapetenwand und blickte in die hintere Abtheilung; doch wie ward ihm zu Muthe, als er nun mit einem Male die Erklärung zum Rauſchen der ſeidenen Gewänder fand, das er vernommen zu haben glaubte! Wie ſtand ſein Fuß angewurzelt, als er an der Rückwand des Zimmers wieder einen Divan bemerkte und auf demſelben ein Mädchen, wie er weder

in Bildern, noch in Träumen je eines erſchaut, wie er es ſich in ſeinen kühnſten Phantaſieen nicht gedacht.

Begreiflicherweiſe erlaubte ihm ſein Zartgefühl nur einen einzigen Blick auf das reizende Weſen, aber dieſer eine Blick war genug, um ſein Herz in eine nie gekannte Bewegung zu verſetzen. O, das ging kaum mit rechten Dingen zu! Ein ſo wunderbares Geſchöpf unter den Töchtern hieſiger Stadt in der Burggaſſe! Ihm ſchwindelte faſt und begreiflicherweiſe, denn er bemühte ſich mit allen Kräften, das Bild, welches er eine Sekunde lang erſchaut hatte, nun in ſeinen Gedanken feſtzuhalten.

Ja, es war ein ſehr junges Mädchen in ſpaniſcher Tracht, die dort auf dem Sopha ruhte, und die den Eintretenden mit einem ſeltſam lächelnden Blicke anſchaute. Ah, die Gluth dieſes Blickes war unvergeßlich, aus großen, ſchwarzen, glänzenden Augen, deren Feuer glücklicherweiſe etwas gemildert war durch die herabfallenden langen ſeidenen Wimpern! — „Andaluſiſche Augen! ojos adormitos!“ ſeufzte Herr Larioz in ſich hinein — aus jenen ſchläfrigen ſüdlichen Augen, die ihren Strahl bis zum rechten Momente verbergen, wie ſich die gefährliche Schlange unter Roſen verkriecht. — Und dazu nun das Haar, blauſchwarz und von einer erſchreckenden Fülle, in dicken Flechten um den Kopf gelegt und mit farbigen Bändern und Roſen zuſammengehalten!

War es eine Spanierin, die er geſehen? Der Teint war zu weiß und brillant, das Roth der Wangen zu blühend, wogegen wieder die glänzenden Zähne, die man zwiſchen den leicht geöffneten Lippen hervorbrechen ſah, für die Landsmännin ſprachen. — Auch die Lage auf dem Divan war ſo ſüdlich verführeriſch; konnte man doch glauben, ſie ſei nach einem ſtür-

miſchen Fandango ſüß ermattet dorthin geſunken. Den rechten Arm hatte ſie unter den Kopf gelegt, in der linken feinen, ſchneeweißen Hand, die über den Divan herabhing, hielt ſie ein Tambourin. — Ja, ſie mußte, vom Tanz ermüdet, dort ausruhen. — Glaubte doch Herr Larioz geſehen zu haben, wie ſie ſo heftig athmete, daß ihre volle Bruſt die Schnüre ihres andaluſiſchen Mieders geſprengt hatte; — geſprengt waren die Schnüre, deſſen erinnerte er ſich ſpäter nur zu deutlich. Vielleicht war ſie auch vom Schlafe erwacht und hatte ſich geſcheut, einen Ruf laut werden zu laſſen. Lag ſie doch da, als habe ſie geſchlafen, als ſei ſie überraſcht worden und habe nicht mehr Zeit gefunden, den einen weißſeidenen Strumpf, der bis zum Knie hinauf ſichtbar war, mit ihrem blauſeidenen Röckchen zu verdecken.

„Ah, Gebrüder Breiberg!“ ſeufzte der Schreiber, „da bin ich in eine ſüße, aber gefährliche Umgebung gerathen.“

Doch hatte er keine Zeit, dieſem Gedanken nachzuhängen, denn eine rauhe Stimme hinter ihm unterbrach plötzlich und nicht auf die angenehmſte Art ſeine Träumereien.

„Wer iſt da?“ fragte die Stimme. „Was wollen Sie hier?“

Und als ſich der alſo Angeredete umwandte, erblickte er einen unterſetzten Mann mit einem gewöhnlichen, etwas plumpen Geſichte an der Thür ſtehen, der ihn forſchend und finſter betrachtete.

Seufzend wandte ſich der Schreiber von der Tapetenwand hinweg, trat dem Anderen entgegen und ſagte ſo höflich wie möglich: „Ich habe wohl das Vergnügen, den Herrn Breiberg vor mir zu ſehen?“

„So iſt es,“ entgegnete der Mann mit der rauhen Stimme

und dem unangenehmen, plumpen Geſichte, wobei er die Augenbrauen finſter zuſammenzog und den Fremden von oben bis unten betrachtete. „Jean Baptiſt Breiberg. Und womit kann ich dem Herrn dienen, dem Herrn, der da im Atelier herumſchnüffelt, obgleich er ſieht, daß Niemand für ihn darin iſt — he?“

Zu jeder anderen Stunde würde der lange Schreiber eine ſolche Anrede ganz in derſelben Weiſe beantwortet haben; doch fühlte er ſich heute wunderbar weich geſtimmt, und er wußte ſelbſt nicht genau, warum er ſo plötzlich ein Intereſſe an dem Herrn Jean Baptiſt Breiberg nahm; aber er nahm ein Intereſſe an ihm, und wahrſcheinlich war es die Erinnerung an das ſchöne Mädchen, das doch gewiß in irgend einem Zuſammenhange mit dem Maler ſtand, weßhalb er ihn aufmerkſam betrachtete.

Wie ſchon geſagt, Herr Jean Baptiſt Breiberg war eine unterſetzte, keineswegs angenehme Perſönlichkeit, er hatte ein finſteres Geſicht, dicke, buſchige Augenbrauen, unter denen ſcharfe, boshafte Augen hervorleuchteten. Sein Anzug beſtand aus weiten grauen Leinwandhoſen, einer etwas dunkleren Schooßjacke von wollenem Zeug, in deren Taſchen er ſeine Hände hartnäckig verborgen hielt. Auf dem Kopfe trug er ſeltſamerweiſe eine hohe und ſpitze Papiermütze, mit Figuren bemalt, welche ungefähr ſo ausſahen, wie die an der Kopfbedeckung der armen, unſchuldigen Hexenmeiſter, welche man vordem zum Scheiterhaufen führte.

Obgleich ſich alſo Herr Larioz weich geſtimmt fühlte, ſo war doch ein einziges Wort in der Anrede des Herrn Breiberg, welches ihm der lange Schreiber unmöglich ſchenken konnte, das war das ihm über alle Maßen verhaßte Wort:

„Schnüffeln.“ Deßhalb ſagte er in ruhigem, obgleich ſehr beſtimmtem Tone: „Daß ich in Ihr Atelier getreten bin, iſt allerdings richtig, doch nicht ohne vorher drei Mal angeklopft, und darauf ein Geklingel verurſacht zu haben, das nothwendig Jemand herbeiführen mußte. Wenn Sie aber von Schnüffeln ſprechen, ſo iſt dieſes durchaus nicht der Fall; unter Schnüffeln verſtehe ich Spioniren, und das brauche ich gewiß nicht zu thun, da ich das Recht habe, hier offen und gerade aufzutreten.“

„Schau Einer,“ ſprach der Maler höhniſch lächelnd, „mit welchem Prinzen habe ich die Ehre? Oder ſind Sie vielleicht von der geheimen Polizei und im Begriff, einen Verhaftsbefehl für mich aus der Taſche zu ziehen?“

„Ich bin weder das Eine noch das Andere,“ verſetzte Herr Larioz ſehr ruhig, „ich bin eine viel geringere Perſönlichkeit, nur der Schreiber des Herrn Rechtsconſulenten Plager, der Ihnen etwas in Sachen Erdwinkel contra Breiberg vorzutragen hat.“

Das ſprach er aus Zartgefühl ſehr leiſe, denn er wollte nicht, daß das junge Mädchen hinter der Tapetenwand von dieſen Verhandlungen etwas vernehme.

Doch kannte der Andere nicht dieſe Rückſichten, er ſchob ſeine Hexenmeiſter-Mütze vom linken Ohr auf das rechte, patſchte alsdann mit der Handfläche auf ſein Bein und rief laut, faſt luſtig: „Kommt dieſe Miſere ſchon wieder? Erdwinkel contra Breiberg! Wie iſt es nur möglich, zwei ſo verſchiedene Namen zuſammen zu ſtellen! Erdwinkel und Breiberg! Was iſt mir Erdwinkel? Ein ganz gewöhnlicher, obſcurer Kerl, dem wir die Ehre angethan, die nichtswürdige Bagatelle von vierhundert Florin bei ihm zu entlehnen. Iſt das der Mühe werth —

he? Und was will dieſer Menſch weiter? War mein Bruder Clemens nicht auf dem Rathhauſe und hat die Schuld anerkannt? Kann man für einen ſolchen Erdwinkel mehr thun? Was will er alſo noch mehr von uns?"

Der lange Schreiber hätte beinahe über dieſe Rede gelächelt. Die Beweisführung des Malers kam ihm von Jemand, der auf Exekution ſteht, in der That faſt komiſch vor. Doch er nahm ſich zuſammen und ſagte gelaſſen: „Was Herr Erdwinkel noch mehr will, iſt ſehr einfach, er will bezahlt ſein, er will ſeine vierhundert Gulden zurück haben."

Dieſe Forderung ſchien dem Maler ſo extravagant, daß er den Anderen einen Augenblick erſtaunt anſchaute, dann ſchlug er die Hände zuſammen und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Bezahlt ſein," rief er, „ſeine vierhundert Gulden zurück haben! Iſt das nicht ſpaßig? Ja, es iſt ſpaßig. — Doch nein, es iſt zum Aergern," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er äußerſt geſchwind von der Luſtigkeit zum Zorn übergegangen war. „Ja, es wäre zum Aergern, wenn ich mich darüber ärgern wollte. Aber was geht mich die Geſchichte an? Das iſt eine Geſchäftsſache, und damit wenden Sie ſich an meinen Bruder Clemens, eine Treppe höher. — Guten Morgen, Herr Schreiber, guten Morgen! Leben Sie wohl."

Damit rückte er heftig ſeine Papiermütze wieder auf das linke Ohr, legte beide Hände auf den Rücken und verſchwand mit einem kurzen trotzigen Kopfnicken hinter der Tapetenwand, wo Herr Larioz ihn noch ſagen hörte: „Mich mahnen wegen lumpiger vierhundert Florin! Jean Baptiſt Breiberg! Liegt darin ein vernünftiger Sinn — he?"

Es that unſerem zartfühlenden Freunde leid, daß der rohe Maler vor dem ſchönen Mädchen ſo ohne Rückſicht dieſe Angelegenheit beſprach. Ja, es gab ihm einen ſchmerzlichen Stich in das Herz, wenn er bedachte, daß jenes reizende Geſchöpf vielleicht in einer abhängigen Lage zu einem ſo ungebildeten Menſchen ſtehe, der ſich durchaus nicht genirte, etwas vor ihr zu beſprechen, was er ſelbſt als Fremder aus zarter Schonung nicht berührt haben würde. Es war allein dieſer Gedanke, der ihn abhielt, dem Maler zu folgen und ihm über ſein unartiges Betragen einige paſſende Worte zu ſagen; trotzdem aber konnte er ſich nicht enthalten, noch einen Blick rückwärts zu werfen, und er war ſo glücklich, wenigſtens einen Theil ihrer Geſtalt in dem über dem Divan hängenden Spiegel zu erblicken. Dann verließ er achſelzuckend das Zimmer, um ſich die Treppe in den vierten Stock hinauf und zu Herrn Clemens Breiberg zu begeben.

Ob dieſer Herr ſich vor der Thür befand, als der Schreiber mit dem Andern ſprach, und ſo dem Geſpräche zugelauſcht hatte, war nicht mit Gewißheit zu ſagen; ſo viel aber war ſicher, daß er ſchon in der Mitte der hinaufführenden Treppe ſtand und den langen Schreiber mit einem freundlichen Gruße empfing.

„Sie waren bei meinem Bruder?“ ſagte er mit außerordentlich weicher und ſanfter Stimme. „Ich habe Sie von Weitem ſprechen hören. Wenn Sie ein Anliegen haben, das die beiden Künſtler Breiberg betrifft, ſo wäre das freilich im Atelier abzumachen; iſt es aber ſonſt eine Geſchäftsſache, ſo muß ich Sie freundlichſt erſuchen, ſich zu mir herauf bemühen zu wollen.“

Obgleich der Rechtsconſulent ihn darauf vorbereitet, war Herr Larioz doch erſtaunt, zwei Brüder von ſo gänzlich verſchiedenem Weſen zu finden. Jean Baptiſt ſo grob als möglich, Herr Clemens Breiberg dagegen ſo außerordentlich höflich, daß er den Kommenden nicht erwartete, ſondern eilfertig die enge Stiege herabſprang und darauf den Fremden nöthigte, voraus in den vierten Stock zu ſteigen.

Nach einigen gegenſeitigen Complimenten gelangten Beide in die Wohnung der Gebrüder Breiberg, die ziemlich beſcheiden möblirt war. Herr Clemens bot ſeinem Gaſt einen Stuhl und drückte ihn faſt mit Gewalt auf denſelben nieder, als der Schreiber ſeine Abſicht ausſprach, lieber ſtehen zu bleiben. „Nein, nein," ſprach der Maler. „Da Sie alſo, wie ich ſicher vermuthe, eine Geſchäftsſache haben, ſo iſt es beſſer, ſich dazu zu ſetzen; auch ich ziehe ſolches vor, man ſpricht da angenehmer und traulicher, mein lieber Herr — gewiß um Vieles traulicher."

Dabei hatte er mit vieler Behendigkeit einen andern Seſſel vis-à-vis von Herrn Larioz niedergeſtellt und ſich darauf geſetzt; dann legte er beide Hände auf die Kniee und ſah nun ſeinem Gaſte mit etwas ſeitwärts geneigtem Kopfe von unten herauf freundlich lächelnd in die Augen. „Alſo ein Geſchäft?" meinte er nach einer Pauſe, während welcher Herr Larioz die Papiere aus der Taſche hervorgezogen; „nun das iſt mir recht lieb, da wollen wir denn erwarten, was wir zuſammen abzumachen haben. Darf ich Sie indeſſen um Ihren werthen Namen bitten?"

„Ich bin nur Mittelsperſon," entgegnete trocken der Schreiber, der bei dem ſüßen Bruder Clemens ſeine vollkommene Ruhe und Sicherheit wieder erlangt hatte. „Mein Name thut

alſo nichts zur Sache. Ich komme im Auftrage des Rechtsconſulenten Plager; es handelt ſich um eine kleine Schuld von vierhundert Gulden, Erdwinkel gegen die Herren Gebrüder Breiberg."

Herr Larioz hatte bei dieſen Worten den betreffenden Bogen langſam entfaltet und überreichte ihn dem ſanften Herrn Breiberg, der ſich nicht im Mindeſten darüber alterirte oder ereiferte wie ſein Bruder, ſondern kopfnickend ſagte: „Ja, ja, — ach ja, es iſt die Geſchichte. Schau, das hat Herr Plager in Händen? darüber bin ich erfreut, denn Herr Plager iſt als ein Mann bekannt, welcher der Zeit und den Verhältniſſen Rechnung zu tragen pflegt. Und das iſt unbedingt nothwendig. Sehen Sie, mein lieber Herr — aber ich möchte in der That gar zu gern ihren Namen wiſſen, es ſpricht ſich angenehmer und beſſer, wenn man ſagen kann: Herr ſo und ſo. Alſo, wenn ich bitten darf?" — Er begleitete dieſe Bitte mit einem wahrhaft hinreißenden Lächeln.

„Nun denn, wenn Ihnen etwas daran gelegen iſt," verſetzte der Schreiber mit einem ſteifen Kopfnicken, „mein Name iſt Larioz."

„Ei, Larioz," erwiderte der Andere mit einem etwas affectirten Erſtaunen, „da kann ihre Familie unmöglich hier aus dem Lande ſein. Das iſt ein eigenthümlich fremder, prächtiger und ſchön klingender Name. Nun, warten Sie einmal, — Larioz, wo kann das her ſein?"

Während er ſo ſprach, hatte er ſeine rechte Hand ausgeſtreckt, ſo daß ſeine Fingerſpitzen ſein Gegenüber berührten, dem er damit ſanft auf die Bruſt tippte.

„Allerdings," ſagte der Schreiber, „klingt mein Name

etwas ſonderlich, meine Familie ſtammt aus Spanien, und ich bin ſelbſt dort geboren."

„Ein Spanier!" rief Herr Clemens mit dem ſehr gut gemachten Ausdruck der höchſten Ueberraſchung. „Wirklich ein Spanier! — Ja, wo hatte ich meine Augen? In der That, wenn man Sie näher betrachtet, ſo findet man gleich den caſtilianiſchen Geſichtsſchnitt, die hohe Stirn, das lange ſchmale Geſicht, die Augen mit dem gewiſſen Ausdruck und der Bart — ja, der Bart — ganz Hidalgo. Das müſſen wir ſchnell Jean Baptiſt ſagen." Dabei ſprang er von ſeinem Stuhle auf und ſetzte hinzu: „Jean Baptiſt wird unſinnig vor Freude, Sie zu ſehen."

„Hatte bereits das Glück, Ihren Herrn Bruder zu ſprechen," bemerkte der Schreiber ſehr ruhig, „ohne von der großen Freude etwas zu bemerken, die ihm mein Anblick einflößen ſoll. Im Gegentheil —"

„O, ich kann mir das denken," entgegnete raſch Herr Clemens Breiberg, indem er beide Hände ſeines Gaſtes ergriff und ſie derb ſchüttelte. „Er iſt zuweilen etwas wunderlich, ein heftiger Charakter, aber ein gutes Gemüth, gut bis zum Exceß. Wenn ich Sie ihm als Spanier vorſtelle, ſo verſichere ich Ihnen, er wird unſinnig vor Freude. Als Menſch und als Maler liebt er die Spanier, und wenn er etwas Spaniſches malt, ſo iſt er völlig überglücklich. Ja, wir müſſen zu ihm hinunter, und er muß Ihnen ſein neues ſpaniſches Bild zeigen."

„Er malt an einem ſpaniſchen Bilde?" fragte aufmerkſam Herr Larioz, der in dieſem Augenblicke an das ſchöne Mädchen dachte, das einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſein Herz gemacht.

Der Andere ſpitzte den Mund und machte ein paar Augen, als genöſſe er etwas außerordentlich Köſtliches. Dann ſagte er: „Das will ich meinen, ein ſuperbes Bild! Mittagsruhe in einer ſpaniſchen Venta, ein Majo und eine Maja. Sie iſt vom Tanze ermüdet dahingeſunken, während er vor ihr ſteht, ſie liebevoll betrachtend. Das Bild muß Epoche machen.“

„Ja, das muß ſehr ſchön ſein,“ meinte der Schreiber nachſinnend, indem er an die entzückende Lage des prachtvollen Geſchöpfes da unten dachte.

„Mein Bruder zeigt ſeine unfertigen Bilder nicht gern,“ fuhr der Maler mit großer Wichtigkeit fort, „iſt überhaupt ein bischen barſch und abſtoßend; aber wenn ich ſie als Spanier einführe, da ſollen Sie ſehen, wie der Mann Sie freundlich empfängt — kommen Sie nur, kommen Sie nur, verehrter Herr Larioz!“

Damit hatte Herr Clemens ſchon die Thür geöffnet und ließ den Schreiber nicht mehr zu Worte kommen, der den offenen Bogen, die Sache Erdwinkel contra Breiberg betreffend, noch immer in der Hand hielt und gern darüber einiges Weitere geſprochen hätte. So mußte er aber folgen, denn der Maler befand ſich bereits auf der Treppe, ja, er ſprang dieſe ſo eilfertig hinab, daß Larioz ſchon die Klingel des Ateliers hörte, ehe er ſelbſt noch auf der Mitte der dunklen Stufenreihe angekommen war.

Obgleich Larioz ſich gewiſſermaßen ſcheute, den bärbeißigen Jean Baptiſt wieder zu ſprechen, ſo zog es ihn doch mächtig nach der geöffneten Thür, in der ſtillen Hoffnung, ſie vielleicht nicht nur wiederſehen zu dürfen, ſondern ihr ſogar vorgeſtellt zu werden und, falls ſie eine Spanierin war, ein

paar Worte in der ſüßen Sprache der Heimat mit ihr wechſeln zu dürfen.

Herr Clemens war unterdeſſen hinter die Tapetenwand geeilt, hatte ſeinem Bruder etwas von dem wirklichen Spanier geſagt, und dieſer ſchien ſich in der That darüber zu freuen, denn er kam dem jetzt Eintretenden nun ganz anders entgegen als vorhin. Wenn auch ſeine Stirn unter der ſeltſamen Papiermütze mit den bunten Figuren immer noch Falten hatte, und wenn ſeine Augen auch immer noch finſter blickten, ſo zeigte ſich doch um die Mundwinkel etwas, das wie ein Lächeln ausſah; auch reichte er dem Schreiber die Hand und brummte einige Worte von großem Vergnügen, das er empfinde, einen wirklichen Spanier von ſo ausgezeichnetem Aeußerem bei ſich zu ſehen.

Clemens, der näher getreten war, ſetzte hinzu: „Das iſt ſeine wahre Stimmung, ich verſichere Ihnen, er iſt ganz außer ſich vor Freude, wenn er etwas von Spanien ſieht, er liebt dieſes Land über alle Beſchreibung.“

„Ja, ich liebe es recht ſehr,“ fügte Jean Baptiſt bei, wobei er einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand warf, einen Blick, der Herrn Larioz faſt erbeben machte, denn er brachte ihn natürlicher Weiſe mit dem jungen ſchönen Mädchen in Verbindung.

„Unſer junger Freund hier,“ ſagte Clemens Breiberg händereibend, „iſt für uns gütig geſinnt, davon bin ich feſt überzeugt, und deßhalb, lieber Bruder Jean Baptiſt, könnteſt du wohl ſo freundlich ſein, uns dein neues ſpaniſches Bild, den Majo und die Maja, zu zeigen. Dürfen wir?“ ſetzte er mit einer Handbewegung nach der Tapetenwand und einem Schritt vorwärts hinzu.

„Dort eintreten?“ fragte beinahe finſter der andere Herr Breiberg. „Du weißt, wie ungern ich es ſehe, wenn man uns Künſtlern hinter die Couliſſen ſchaut.“

Das ſagte er mit einem ſauren Lächeln, wobei Herr Larioz vollkommen die Averſion des Malers begriff, jemand Fremdes hinter die Couliſſen ſchauen zu laſſen.

„Aber Herr Larioz,“ ſagte Clemens, da Jean Baptiſt ihn fragend anſah, „aber Herr Larioz ſoll doch das Bild ſehen, wenn er es wünſcht.“

„Ich würde mich glücklich ſchätzen,“ entgegnete der lange Schreiber, obgleich er ſich glücklich geſchätzt hätte, hinter die Couliſſen treten zu dürfen.

Herr Jean Baptiſt hatte mit ſeinem ſteifen, finſteren Weſen einen Stuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und qualmte dabei entſetzlich; er hatte nämlich eine kurze irdene Pfeife, deren Kopf einen Affen vorſtellte, im Munde; alsdann erſuchte er Herrn Larioz, Platz zu nehmen, und ging dann mit ſeinem Bruder hinter den Verſchlag, um das Bild zu holen.

Der Schreiber lauſchte aufmerkſam, ob er von ihr nichts höre, doch nur einmal war es ihm, als vernehme er das Rauſchen des ſeidenen Kleides und ein ganz leiſes Flüſtern, und ſchon kamen die beiden Maler zurück mit einer Staffelei, auf welcher ſich das erwähnte Bild befand, das ſie nun vor Herrn Larioz hinſtellten.

Es war ſo, wie Herr Clemens geſagt. Unter einer Veranda lag eine junge Spanierin genau in der Stellung, in welcher Herr Larioz vorhin das reizende Mädchen geſehen. O, es war eine entzückend ſchöne Lage! und dazu das Geſicht der Spanierin, ja, er erkannte es augenblicklich wieder, wenn

die Züge auch in einzelnen Theilen hier und da verändert waren; es waren dieſelben wunderbaren ſchläfrigen Augen, der friſche lächelnde Mund und die blitzenden Zähne. Ach, ſie war reizend, über alle Beſchreibung reizend! Den Majo betrachtete er mit Parteilichkeit für das junge Mädchen und fand ihn weniger gelungen.

„Das iſt allerdings ein herrliches Bild," ſagte Herr Larioz, indem ſeine Blicke immer wieder auf der ſchönen Geſtalt des jungen Mädchens ruhen blieben. „Ein entzückendes Bild! Glücklich der, welcher es ſein nennen kann!"

Wir wollen hierbei dem verehrten Leſer geſtehen, daß der künſtleriſche Geſchmack des Herrn Larioz noch nicht ſehr ausgebildet war, denn ſonſt hätte er unbedingt einſehen müſſen, daß er ein ziemlich gewöhnliches Machwerk vor ſich habe, deſſen Figuren ſich durch ſehr gewagte Stellungen, die Zeichnung aber durch Unrichtigkeit bemerkbar machte, ſowie, daß das Colorit ein Zuſammentrag war von harten, ſchreienden Farben aller Art: Roth, Gelb, Grün, Blau, wie ſie nur an dem Coſtume des Majo und der Maja anzubringen waren. Das alles aber bemerkte Herr Larioz nicht, denn ihm ſchwebte nur das Bild der ſchönen Spanierin vor, die er drinnen auf dem Divan ruhen geſehen nnd die er hier ſo gut wie möglich übertragen fand. Was aber dem Bilde fehlte, das erſetzte er bei der Maja durch ſeine Phantaſie, woher es denn auch kam, daß ſelbſt er den Majo, den er nicht con amore anſah, für weniger gelungen hielt.

Der lange Schreiber ſchmeichelte alſo der Eitelkeit des Malers, indem er mit dem Tone der Wahrheit von dem Bilde als von einem großen Kunſtwerke ſprach.

Herr Jean Baptiſt ſtand daneben mit geſpreizten Beinen,

rückte zuweilen ſeine Mütze von einem Ohr aufs andere, blies auch mehrmals die Backen auf und ſagte in nachläßigem Tone: „Ja, ja, das Bild iſt gelungen, es wird ſeinen Liebhaber finden.“

„Ja, einen reichen Liebhaber,“ ſeufzte der lange Schreiber in ſich hinein, und wenn er dabei bedachte, wie es für ihn ſo ganz unmöglich ſei, dieſes koſtbare Bild zu erſtehen, ſo überſchlich ihn ein Gefühl des Unbehagens, ja, des Neides. Doch währte das nur einen Augenblick, denn er ſchämte ſich dieſes Gefühles und verjagte es gewaltſam aus ſeinem Herzen.

„Und das ganze iſt Phantaſie?“ fragte er nach einer Pauſe nicht ohne Abſicht; „ich wollte nämlich fragen,“ ſetzte er hinzu, „ob Ihnen keine Perſon bei dem Entwerfen des Bildes vorgeſchwebt, ob Sie namentlich den Kopf der Maja ganz aus ſich ſelbſt geſchaffen?“

„Das iſt nicht gut möglich, mein lieber Herr Larioz,“ antwortete der ſanfte Clemens für den Bruder. „Um den Charakter der Wahrheit in die Köpfe eines Bildes zu bringen, iſt es nothwendig, daß man in das Leben hineingreift. Der Kopf des Majo iſt der eines jungen Malers unſerer Bekanntſchaft, zum Geſichte der Maja hat Jean Baptiſt eine Dame gefunden, die ſo freundlich iſt, ihm zuweilen auszuhelfen.“

„Das muß eine Spanierin ſein,“ ſagte der Schreiber in beſtimmtem Tone.

„Meinſt du, daß es eine Spanierin iſt?“ fragte Clemens ſeinen Bruder, indem ein kaum bemerkbares Lächeln um ſeine Lippen ſpielte.

„Das kann ich nicht ſagen,“ entgegnete dieſer, und dabei

wiegte er ſeinen Oberkörper hin und her. „Ich halte ſie eher für eine Franzöſin als für eine Spanierin, jedenfalls iſt ſie hier geboren und ſpricht, ſo viel ich weiß, kein Wort Spaniſch.“

Das ſprach Herr Breiberg ſo laut, daß der Schreiber ordentlich ſchüchtern nach der Oeffnung der Tapetenwand blickte; denn er meinte, es müſſe doch für ein zartfühlendes Weſen nicht angenehm ſein, ſo über ſich verhandeln zu hören; auch wollte er dieſes Thema nicht weiter berühren; doch ſagte Jean Baptiſt: „Allerdings hat der Kopf etwas Spaniſches, doch glaube ich, das liegt hauptſächlich an der andaluſiſchen Tracht.“

„Da kannſt du Recht haben,“ meinte Clemens, „denn dort ſchauen Sie,“ — hierbei tippte er Herrn Larioz auf die Achſeln und zeigte auf eine kleine Skizze an der Wand — „dort iſt derſelbe Kopf wieder und ſieht unter dem Epheukranz, ſowie bei dem Stückchen weißen Gewandes um die Schultern ganz anders aus, etwa wie eine heidniſche Prieſterin.“

Der lange Schreiber hatte ſich augenblicklich von ſeinem Stuhl erhoben und war vor das kleine, ihm bezeichnete Bild hingetreten. Ja, das war wieder derſelbe Kopf, wenigſtens die Grundzüge waren dieſelben, die gleichen ſüßen Augen, der wunderbare Mund, das lange prachtvolle Oval mit der hohen, geiſtreichen Stirn. Lange betrachtete er es ſchweigend, ja, wir möchten ſagen: ſtill bewegt, und er hätte es lieber nicht ſo lange betrachten ſollen, denn der Blick der halb geöffneten, träumeriſchen und doch wieder ſo glänzenden Augen drang ihm auf eine wunderbare und nie empfundene Art ins Herz. Er holte mühſam Athem, und als er von

dem Bildchen endlich wieder zurücktrat, konnte er doch die Augen nicht davon abwenden, ja, konnte nicht unterlaſſen, zu ſagen: „Das iſt ein kleiner Schatz, dieſer Kopf, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich ihn mein nennen dürfte.“

Während er ſo entzückt die Skizze betrachtete, hatte Clemens mit ſeinem Bruder leiſe geſprochen, eigentlich mehr durch Pantomimen als durch Worte, und als Jean Baptiſt endlich mit dem Kopfe nickte, trat der andere hinter den Schreiber, berührte deſſen Arm mit der Hand und ſprach: „Lieber Herr Larioz, Sie ſind ein feiner Kunſtkenner. Daß Ihnen unter den vielen — ich kann das ohne Eigenlob ſagen, wirklich guten Bildern — gerade dieſes auffällt, beweist mir, daß Sie ſchon viel Gutes geſehen und verſtanden haben. Ein ebenſo kenntnißreicher Liebhaber, wie Sie, ſteht ſchon ſeit einiger Zeit darüber im Handel mit Jean Baptiſt, doch konnten ſie bis jetzt nicht einig werden.“

„So, wollen Sie es verkaufen?“ fragte der Schreiber faſt erſchrocken, und dabei näherte er ſich abermals der Wand, ja, er berührte mit ſeinen Fingern den Rahmen, als wolle er verhüten, daß Jemand anders das Bildchen wegnehme. „So wollen Sie es in der That verkaufen? Ach! Sie werden einen großen Preis dafür nehmen.“ Das ſagte er in einem ſchmerzlichen Tone.

„Nicht ſo groß,“ verſetzte Clemens, „gewiß nicht im Mißverhältniß zu der vortrefflichen Arbeit. Jean Baptiſt verlangt acht Louisd'or, eigentlich eine wahre Lumperei — und du wirſt ſehen, Bruder,“ fuhr er fort, „er läßt es auch heute noch holen.“

„Acht Louisd'or,“ ſagte Herr Larioz, und wenn er auch

dachte, wie Herr Clemens Breiberg, daß dieſe Summe für die vortreffliche Arbeit und den ſchönen Kopf allerdings ſehr gering ſei, ſo überlegte er doch anderntheils, daß ſeine ſämmtlichen Gelder, die er ſich für einen Fall der Noth erſpart und zurückgelegt hatte, nicht viel mehr betrügen. — Wie man ſich in kurzer Zeit ändern kann! Geſtern noch hätte Herr Larioz mitleidig gelächelt, wenn ihm Jemand den Vorſchlag gemacht hätte, er ſolle acht Louisd'or ſeines ſauer erworbenen Geldes für das Portrait einer unbekannten Perſon hergeben; heute aber, wo ihm dieſe Perſon — das dachte er ſeufzend — nicht mehr unbekannt war, ſchien es ihm ein vortheilhafter Tauſch zu ſein, mit acht Stücken todten Metalles dieſe ſeelen- und gluthvollen Augen einhandeln und ſich dann täglich in ſie verſenken zu können.

„Und würden Sie das Bildchen," fragte er nach einer Pauſe, „einem andern Liebhaber um denſelben Preis erlaſſen?"

„Meinſt Du, daß das angeht?" fragte Jean Baptiſt ſeinen Bruder in mürriſchem Tone. „Du haſt es doch ſo gut wie verkauft."

„Verkauft gerade nicht," entgegnete Clemens, indem er ſich die Hände rieb, „ich habe ihm den Preis genannt, da er ſich aber bedenken wollte, ſo können auch wir thun, was uns gefällt. Ueberdies," ſetzte er in lebhaftem, herzlichem Tone hinzu, „möchte ich deine Arbeit, lieber Bruder, in keinen anderen Händen wiſſen, als in denen des Herrn Larioz, der wirklich einen ausgebildeten Kunſtſinn hat und der, was er beſitzt, zu ſchätzen verſteht. Alſo thue mir die Liebe, mache kein finſteres Geſicht und ſage Ja."

Herr Jean Baptiſt Breiberg machte in der That ein fin-

ſteres Geſicht, er hatte die Papiermütze mit den Teufelsfiguren über die Stirn herab faſt bis auf die Augenbrauen geſchoben und kratzte ſich verdrießlich am Hinterkopfe.

„Sehen Sie," ſagte Clemens lachend zu dem Schreiber, „ſo iſt er nun einmal. Ich habe meine Noth und Laſt, jede fertige Arbeit von ihm dem Beſteller einzuhändigen; ich muß ſie ihm ordentlich aus den Zähnen reißen. Nun — alſo biſt du einverſtanden?"

„Nun, meinetwegen denn, weil ich dir damit einen Gefallen thue — und auch dem Herrn Larioz," ſetzte er freundlich hinzu und nahm das Bild von der Wand. „Nehmen Sie alſo in Gottes Namen die Skizze."

So ſah ſich alſo unſer langer Freund im Beſitze eines Bildes, und als durch das Wort Jean Baptiſt's die Sache entſchieden war, fühlte er ſich glücklich darüber. Auf ſeine Bemerkung, das Bild morgen abholen zu wollen, um gleich dafür Zahlung zu leiſten, äußerte ſich Herr Clemens Breiberg faſt entrüſtet, er nahm die Skizze von der Wand, wickelte ſie in ein Papier und verſicherte, die Zahlung könne geleiſtet werden, ſobald es in dem Belieben des Herrn Larioz ſtehe; wolle derſelbe zufolge des Geſchäftsganges des Hauſes eine kleine Quittung des Empfanges ausſtellen, ſo werde man dies dankbar annehmen.

Natürlicher Weiſe war Herr Larioz hierzu bereit, die Quittung oder vielmehr ein kleiner, artiger Schuldſchein von Jean Baptiſt geſchrieben, vom Käufer unterſchrieben, und nach einigen freundſchaftlichen Händedrücken, woran beide Brüder Theil nahmen, empfahl ſich Herr Larioz, nicht ohne noch einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand gethan zu haben, und nicht ohne die ſehr laut von ſich gegebene

Verſicherung, daß er den heutigen Mittag für einen außerordentlichen glücklichen anſehe und daß er mit einem wahren Schatze beladen dieſes freundliche Haus verlaſſe. Dann ſtieg er die finſteren Treppen hinab und ſpürte, auf der Straße angekommen, im Gefühl ſeines Liebes-Frühlings kaum, daß immer noch eiſiger Regen und winterlicher Schnee ihm entgegen flogen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens.

Als ſich Herr Larioz auf der Straße befand und eben den Weg nach Hauſe einſchlagen wollte, bemerkte er auf dem Zifferblatte des gegenüber liegenden Kirchthurms, daß es bereits halb Zwei und ſomit zu ſpät zu ſeinem Mittagsmahle ſei, welches um dieſe Zeit ſchon dem Tiger zur Beute gefallen war. Als außerordentlich pünktlicher Menſch, der ſich höchſt ſelten auch nur die kleinſte Abſchweifung von der Regel erlaubte, hatte er der alten Magd ein- für allemal befohlen, ſein Mittageſſen bis ein Viertel nach Eins bereit zu halten, wenn er aber um dieſe Zeit nicht da ſein ſollte, anderweitig darüber zu verfügen. Nun war er allerdings wohl ein paar Mal mehrere Minuten nach Eins nach Hauſe gekommen, und da hatte er dann aus den Blicken des Tigers geſehen, daß derſelbe ſchon im Begriffe geweſen, über das, was er als ſein Eigenthum anſah, jetzt herzufallen; in ſolchen Momenten hatte es dann dem Schreiber ſehr leid gethan, den Tiger verſcheuchen zu müſſen,

und er hatte ſich nicht halb ſatt gegeſſen, um auch der alten Magd noch etwas zukommen zu laſſen. Heute aber lächelte er wahrhaft vergnügt in ſich hinein, als er nun wiederholt auf das Zifferblatt blickte und ſich daran erinnerte, daß jetzt Gottſchalk und der Tiger vereint am Tiſche ſäßen, und der letztere unter vielen guten Lehren für den jungen Menſchen, in dem ſo unverhofft ihnen zu Theil gewordenen Mittagsmahle ſchwelgten.

Schon war Don Larioz im Begriffe, die Burggaſſe zu verlaſſen, ſich nach der Schreibſtube zu begeben und dort vermittelſt eines Stückes Brod ſein Diner einigermaßen zu erſetzen, um auf dieſe Art die verplauderte Zeit wieder herein zu bringen, als ihm — er befand ſich gerade vor einer Kneipe, welche ſich als der Reibſtein auswies — ein vaterländiſches Sprichwort einfiel:

Por oir misa y dar cebada
No si pierde la jornada,

welches auf Deutſch ungefähr heißt: Mit Meſſehören und ordentlich Füttern iſt keine Zeit verloren, weßhalb er denn auch von der Straße abſchwenkte und in die Gaſtſtube trat, wo er einen gedeckten Tiſch fand, an deſſen einem Ende ſich ein halb Dutzend jüngerer und älterer Leute befanden, die mit den Reſten ihres Mittagsmahls beſchäftigt waren.

Das Gemach, welches zum Wirthszimmer diente, hatte, wie Herr Larioz ſchon bei ſeinem Eintritt in die Burggaſſe von außen geſehen, eine dunkle Holzdecke, braune, lederfarbene Tapeten, und alle Möbel, Tiſche, Stühle, Bänke, waren auf alterthümliche Art grob aus Holz gearbeitet. In den Fenſtern ſchienen hier und da bunte gemalte Gläſer eingeſetzt, und auf

einigen Brettern, die längs der einen Wand liefen, ſah man Krüge von ſeltenen Formen.

Der Schreiber ſetzte ſich an einen Tiſch in der Ecke, da er nicht wußte, ob es den Anderen nicht vielleicht unangenehm ſei, wenn ſich ein Fremder zu ihrem gemeinſchaftlichen Mittagsmahle dränge. Er ſchien auch mit dieſer Vorausſetzung nicht ganz Unrecht zu haben; denn kaum hatte er ſich nach dem Wirth oder einem Kellner umgeſehen, ſo erſchien einer der letzteren, ein ſehr mageres, dürftiges Weſen — er ſchwebte mehr, als er ging — und verſicherte dem Eingetretenen, während er mit großer Behendigkeit einen Teller mittels der Serviette reinigte, der Herr habe ſich geirrt und ſei in die falſche Stube gerathen. — „Hier," ſagte der Kellner mit ungemeiner Wichtigkeit, wobei er den rechten Fuß ſo graziös vorſetzte, daß nur deſſen Spitze den Boden berührte, „hier iſt ein Künſtler-Club, wo nur die Mitglieder und eingeladene Fremde den Zutritt haben."

Als er das geſagt hatte, ſpitzte er ſeinen Mund, ſchloß die Augen faſt zu und unterbrach ſich für einen Moment in ſeiner Arbeit des Tellerabwiſchens, aber nicht in der Art, wie ein anderer Menſch ſich in einer ähnlichen Arbeit unterbrechen würde, indem er beide Hände ruhen ließe, nein, der dürre und lebhafte Kellner fuhr während dieſes Stillſtandes mit der rechten Hand, in der ſich der Teller befand, auf ſeinen Rücken, während er die Serviette in der Linken mit einer unnachahmlich graziöſen Bewegung über die Schulter warf und dann die fünf freigewordenen Finger dazu benutzte, durch ſein ſtruppiges Haar zu fahren, welches wie die Stacheln eines Igels in die Höhe ſtand.

Als höflicher Mann bedankte ſich Herr Larioz für dieſe

Auskunft, nahm ſeinen Hut und war im Begriffe, zu gehen, als ſich vom oberen Ende des Tiſches eine Baßſtimme vernehmlich machte, welche zu dem leichtfüßigen Kellner ſprach: „Windſpiel, wir haben dir ſchon mehr als einmal zu erkennen gegeben, daß es uns durchaus nicht unangenehm iſt, ausgezeichnete Fremde in unſerem Clubzimmer zu ſehen. Nimm alſo den Hut jenes Herrn und erſuche ihn, falls er zu Mittag zu ſpeiſen wünſcht, es ſich an unſerem Tiſche bequem zu machen.“

Der Ton dieſer Stimme hatte, abgeſehen von den freundlichen Worten, etwas Wohlthuendes für den Spanier; es war eine klangvolle, ſonore Stimme, wie ſie in den ehemaligen, leider fernab liegenden Zeiten wohl biederen Rittern, oder alten treuen Knaben zu eigen geweſen, und wie ſie nothwendig war, wenn einer derſelben zu dem Fremdlinge, der an das Burgthor kam, ſprach: „Tretet ein, ehrwürdiger Wandersmann, Ihr ſeid hungrig und müde, ſättiget Euch mit Speiſe und Trank und ſtreckt Eure Glieder auf dieſes weiche Bärenfell.“

Deßhalb verneigte ſich der Schreiber auch gegen den Sprechenden, überließ dem hüpfenden Kellner ſeinen Hut, der dienſteifrig mit der Serviette — den Teller hatte er auf den Tiſch geſtellt — über den feuchten Filz fuhr, und trat dann zum Tiſche, wo er ſich mit freundlichen Worten für die Zuvorkommenheit bedankte, mit der man ihn hier in die geſchloſſene Geſellſchaft aufgenommen. Herr Larioz that das mit ſeinem gewöhnlichen feierlichen, wir müſſen faſt ſagen: ſeltſamen Weſen, welches nicht ermangelte, ſchon im erſten Augenblicke die Aufmerkſamkeit der hier verſammelten Künſtler auf ſeine Perſon zu lenken.

Der mit der Baßſtimme, wohl der älteſte der hier Anweſenden, war ein Kupferſtecher, und wenn er ſprach, ſo machte er mit dem Meſſer, das er in der Hand hielt, Bewegungen, als führe er den Grabſtichel. — Ohne gerade neugierig ſein zu wollen, ſo ſagte er im Verlaufe des Geſprächs, während Herr Larioz ſeine Suppe verzehrte, erkundige er ſich, was den Fremden bei dieſem Hundewetter in einen vom gewöhnlichen Verkehr ſo entlegenen Stadttheil verſchlagen, und frage, ob er in ihm vielleicht einen Kunſtgenoſſen verehren dürfe.

Das Letztere verneinte der Schreiber, wobei er lächelnd ſagte: ſo ſehr er auch die Kunſt hochſchätze, ſo habe ihn dieſelbe doch nicht gewürdigt, ihre Geheimniſſe vor ihm aufzuthun; ſein Gang hieher aber betreffe ein kleines Privatgeſchäft, das er mit den Gebrüdern Breiberg abzumachen gehabt.

Der Träger der Baßſtimme hatte ein etwas ſtark gerö-thetes Geſicht, ſo viel man vor dem koloſſalen, überall wuchernden Bartwerke ſehen konnte, kleine angenehme Augen, und auf ſeinen Zügen lagerte ein Ausdruck der Gutmüthigkeit. Als der Andere aber den Namen Breiberg nannte, zog er die Augenbrauen zuſammen und ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Es geht mich nichts an," ſagte er alsdann, „welcher Art Ihre Privatgeſchäfte mit den Herren Gebrüdern Breiberg ſind; wenn Sie aber dieſelben nicht genau kennen, ſo rathe ich Ihnen, nehmen Sie ſich in Acht bei jedem Verkehr, den Sie mit den Beiden haben. Das ſind ein paar eigene Geſellen, denen jedes Mittel recht iſt, um zu Geld zu kommen."

„Eine wahre Mörderhöhle für arme Künſtler," ſprach ein jüngerer Mann, der neben dem Kupferſtecher ſaß. „Sie kaufen Bilder von Leuten, die ſich in Noth befinden, und nicht

nur kaufen ſie das Werk ſelbſt, ſondern auch den Ruhm, es gemacht zu haben. Denn wenn es einmal ihr Eigenthum iſt, ſo geben ſie es für ihre Arbeit aus und ſind ſo zu unverdientem Renommee gekommen."

Es ſchmerzte den Schreiber, daß er Kunſtgenoſſen alſo hart über einander urtheilen hörte, und er entgegnete deßhalb nach einer Pauſe: er müſſe allerdings zugeſtehen, daß ihm Herr Jean Baptiſt Breiberg etwas rauh und abſtoßend vorgekommen ſei, Herr Clemens dagegen habe ihn auf die freundlichſte Art empfangen, und er ſei mit einem guten Eindruck von demſelben gegangen.

Auf das hin zuckte der Kupferſtecher mit den Achſeln und meinte: Herr Clemens ſei der Schlimmſte von Beiden. „Jean Baptiſt iſt freilich ein grober Geſelle," ſagte er, „dagegen derjenige von ihnen, der noch etwas zu leiſten im Stande iſt."

Larioz hätte das Geſpräch können fallen laſſen, doch war es ihm intereſſant, etwas zu vernehmen über jenes Haus, welches einen Schatz in ſich verbarg, der ihm ſeit einer Stunde, er wußte ſelbſt nicht, wie, ſo unendlich theuer geworden war. Nachdem er alſo einige Augenblicke abſichtlich geſchwiegen, um kein allzu großes Intereſſe zu verrathen, warf er anſcheinend gleichgültig die Frage hin, ob vielleicht einer der beiden Gebrüder Breiberg verheirathet ſei.

Der Kupferſtecher ſchüttelte mit dem Kopfe, und auch die übrige Geſellſchaft verneinte dieſe Frage mit Worten und Geberden.

„In dem Hauſe iſt nichts Weibliches, als eine alte Magd," bemerkte ein junger Mann mit langen blonden Haaren, der einen grünen Sammtrock trug und nicht weit von dem Schreiber ſaß.

„Dem muß ich mir zu widerſprechen erlauben," verſetzte dieſer lächelnd. „Durch Zufall ſah ich droben eine junge Dame, von der ich geſtehen muß, daß ſie außerordentlich ſchön iſt."

„Vielleicht eine, die das Unglück hat, an Breiberg für ein Portrait empfohlen zu ſein. Glück haben dieſe Beiden allerdings, und wer ſie in guten Kreiſen empfiehlt, das mag der Himmel wiſſen."

„Ich glaube nicht," ſprach der Spanier, „daß die Dame, welche ich geſehen, ſich dort befand, um ein Portrait von ſich machen zu laſſen; ſie hatte ein eigenthümliches Coſtüm an und befand ſich auch in einer Stellung, die ſich nicht gerade zum Portrait einer Dame eignen würde."

„Ah, ſo war es ein Modell!" verſetzte der Kupferſtecher. „Und in der That ſchön?"

Herr Larioz nickte mit dem Kopfe und erwiderte, ohne aufzuſchauen, denn er fürchtete, man möchte auf ſeinem Geſichte eine Bewegung wahrnehmen: „Ja, ſie war in der That außerordentlich ſchön."

„Wer kann denn das ſein?" fuhr der Andere fort, indem er im Kreiſe umher ſah. „Sollte es die Katharine ſein oder der Stöpſel? — War die Dame ſchwarz?"

„Ja, ſie hatte ſchwarzes Haar."

„So könnte es die Katharine ſein," meinte der mit dem grünen Sammtrock. „Doch iſt das nicht möglich, denn ich ſah ſie vor einer halben Stunde auf der Straße."

„War Ihre Dame unterſetzt und ſehr ſtark, was man eigentlich dick nennen könnte?" forſchte lächelnd der Kupferſtecher weiter.

„Im Gegentheil," erwiderte Herr Larioz begeiſtert, „ſie war ſchlank und vom ſchönſten Ebenmaß der Glieder."

„Dann war es auch nicht der Stöpſel," bemerkte der Frager, „denn obgleich der Stöpſel in der That ein ſchönes Geſicht hat, ſo iſt er doch auffallend klein und dick."

Es hätte dem Schreiber wirklich weh gethan, wenn die Dame, die einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſein Herz gemacht, den Beinamen „der Stöpſel" gehabt hätte. Aber die konnte es nicht ſein, denn er erinnerte ſich zu lebhaft und genau der langen und feinen Taille, der in allen Verhältniſſen ſo ſchönen und edlen Geſtalt.

„Das weiß der Teufel," begann der Kupferſtecher nach einem längeren Stillſchweigen wieder, während deſſen er einen tüchtigen Zug aus ſeinem Bierglaſe gethan und den Deckel ſchallend zugeklappt hatte. „Dieſe Kerls haben immer was Apartes. Wer weiß, wo ſie irgend ein ſchönes Mädchen aufgegabelt und es nun begreiflicherweiſe vor allen anderen Menſchen verborgen bei ſich halten. Mich dauert nur ſo ein armes Ding, welches denen in die Klauen fällt. Man ſollte eigentlich dahinter kommen."

„Ja, das ſollte man allerdings," entgegnete raſch der Schreiber, dem jedes Wort, welches der Andere ſo eben geſprochen, ein Dolchſtoß geweſen war. Seiner ohnehin erhitzten Phantaſie erſchienen Geſpenſtern gleich augenblicklich die Bilder ſchwerer Unthaten — Raub, gewaltſame Entführung, ſchrecklicher Zwang, Knechtſchaft in Ketten und Banden, am Ende Mord und ewiges Verſchwinden. Jetzt erinnerte er ſich auch, wie ihm gleich von Anfang an das Haus der Gebrüder Breiberg ſo geheimnißvoll, ja, faſt unheimlich erſchienen war; an der Hausthür die Begegnung mit dem jungen blaſſen Mädchen

und dem guten ehrwürdigen Manne; dann die finsteren Treppen, die Kisten und Fässer auf den Ruheplätzen derselben, der alte Ritterhelm mit den zerzausten Straußenfedern, ja, die rothen Hosen — alles das kam ihm jetzt doppelt unheimlich vor, dazu der barsche Jean Baptist, dem die Bosheit aus den Augen leuchtete, und neben ihm sein heuchlerischer Bruder — es waren in der That vollkommene Bilder für eine Mörderhöhle. Der Eine, der die unglücklichen Opfer mit sanften Worten an sich zog, der Andere, der sie fesselte und erdolchte. O, es überlief ihn heiß, wenn er dabei an die schönen, edlen Züge des jungen Mädchens dachte, das sich vielleicht gerade jetzt unter den rohen Fäusten dieser beiden Elenden wand, dessen zuckende Lippen um Schonung und Gnaden baten, und das mit den schönen glänzenden Augen vielleicht eben verzweiflungsvoll nach der Thür blickte, ob nicht dort ein Retter erscheinen werde, — ein Retter, so träumte er weiter, in der Gestalt jenes großen Mannes, den sie heute Morgen gesehen und der nun gewaltsam die Thür des Gemaches einstieß, der — Gott und San Jago! rufend, und mit gezogenem Schwert hereinstürzte und die Beiden niederwarf.

Leider war Don Larioz nicht im Stande, diesen ritterlichen Gedanken nachzuhängen, ohne dieselben auf seinem Gesichte reflectiren zu lassen und so denen, die ihn ansahen, einigermaßen Kenntniß von den Stürmen in seinem Innern zu geben. So auch jetzt, denn sein Auge flammte, seine bleichen Wangen rötheten sich, und um die fest verschlossenen Lippen spielte es wie Trotz und Kampfesmuth. Dabei hatte er sein Messer hastig empor genommen, doch nicht so, als wolle er es zum friedlichen Zerschneiden des vor ihm stehenden Rindfleisches benutzen.

Nun waren aber die Geſinnungen der luſtigen Maler rings umher nicht von der Art, um eine ſo ſeltene Erſcheinung, wie die des langen Mannes mit dem ſo auffallend aufgedrehten Schnurrbarte, nicht alsbald zum Gegenſtande einer allgemeinen Unterhaltung zu machen. Wenn auch vielleicht der Kupferſtecher aus der Erzählung des Fremden irgend etwas heraus zu finden hoffte, wodurch man vielleicht im Stande ſein könnte, den Gebrüdern Breiberg, die er wirklich haßte, irgend einen Schabernack zu ſpielen, ſo entging ihm doch nicht das exaltirte Weſen des neuen Tiſchgenoſſen; und wenn ihm die Erzählung von dem wunderſchönen Mädchen, das ſich da drüben bei den Malern aufhalten ſollte, etwas fabelhaft vorkam, ſo war am Ende doch genug Wahrheit darin, um vielleicht auf die eine oder die andere Art Stoff zu irgend einer heiteren Geſchichte zu geben.

Auch die Uebrigen, die ſich an der Mittagstafel befanden, hatten den Eingetretenen ihrer beſonderen Aufmerkſamkeit gewürdigt. Einigen war es, als müßte ihnen dieſes Geſicht und dieſe außergewöhnliche Geſtalt ſchon im Leben begegnet ſein, oder als hätten ſie dieſelbe auf einem Bilde geſehen. Ein paar Andere aber nahmen unvermerkt ihre Skizzen-Bücher hervor und zeichneten heimlicher Weiſe den langen Mann.

Doch war es bei alledem nicht ein Gefühl der Lächerlichkeit, welches Don Larioz einflößte, wenn er ſich auffallend, ja, vielleicht komiſch auffallend, in jeder gewöhnlichen Umgebung ausnahm; ſchien doch er es nicht ſelbſt zu ſein, der dieſen eigenthümlichen, ſonderbaren Eindruck hervorbrachte, ſondern es war, als gehörten er und die heu-

tige Welt, in welcher er ſich bewegte, zwei verſchiedenen Jahrhunderten an.

Der leichtfüßige Kellner, der, nebenbei geſagt, ein ſehr poetiſches Gemüth war — er las, was von neuen Romanen und Gedichten erſchien, ſang Rückens Lieder zu einer verſtimmten Guitarre mit ſehr viel Seele und Gefühl, — empfand eine beſondere Verehrung für den langen Mann, und das zwar ſchon nach dem erſten Blicke, den er auf ihn geworfen, nach dem erſten Worte, das er mit ihm geſprochen. Windſpiel vergaß ſeine ſonſt ſo flinke Bedienung und ſtand, die Serviette auf dem linken Arm, in der Rechten einen Teller bereit haltend, wie ein dienender Knappe hinter dem Stuhle des ernſten Fremden.

Der Kupferſtecher wiſchte ſich den dicken Bart, nachdem er ſein Glas leer getrunken, dann ſchlug er etwas heftig auf den Tiſch, ließ ſeine Augen mit einem leichten Zwinkern über die Verſammlung rings umher gleiten und ſagte mit dumpferer Stimme als bisher: „Ja, die Welt liegt im Argen, und in der Burggaſſe können ſich Dinge begeben, von denen ein heiterer Bewohner des Roſenmarktes zum Beiſpiel gar keine Idee hat.“

Dabei händigte er ſeinen Krug dem Kellner ein, der nur widerſtrebend herbei hüpfte, und ließ ſich einen neuen, ſchäumenden Schoppen geben.

Es war wohl ein Wetter zum feſten Beieinanderſitzen und zum beharrlichen Trinken. Regen und Schnee ſchlug an die Fenſterſcheiben, und der Wind, der zuweilen heulend um die Ecke des Hauſes herum fuhr, machte überall den vergeblichen Verſuch, herein zu dringen, rüttelte an den Scheiben, pfiff durch das Schlüſſelloch der Hausthür und hob ſich,

unten überall Widerſtand findend, hoch auf das Dach, wo er gegen die Ziegel kämmte und in den Schornſtein hinab heulte.

„Füllt eure Gläſer, meine Freunde!“ ſagte hierauf der Kupferſtecher, indem er im Tone der Stimme und in ſeiner Haltung etwas von der Gravität des langen Mannes anzunehmen verſuchte. — „Füllt eure Gläſer und thut mir Beſcheid auf das Wohlergehen eines werthen Fremden, der unter uns eingetreten iſt, der — ich kann es wohl geſtehen — meine Sympathie erweckt hat und der ſich ſelbſt, wie ich hoffe, nicht unheimlich in unſerem Kreiſe fühlen wird. — Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?“ wandte er ſich hierauf mit einer ſehr ehrerbietigen Neigung des Kopfes an den langen Schreiber.

Dieſer hatte, als von ſeinem Wohlergehen die Rede war, nicht verſäumt, ſein Glas augenblicklich zu leeren, welches darauf vom Windſpiel mit raſender Geſchwindigkeit wieder gefüllt wurde. Dann erhob er ſich in ſeiner ganzen Länge und ſprach: „Ich ſchätze mich glücklich, durch Zufall und ſchlechtes Wetter in dieſe Verſammlung angenehmer Männer getreten zu ſein, deren Lebenszweck die Kunſt und deren Unterhaltung deßhalb ſo angenehm für Jemand iſt, der wie ich die poetiſchen und künſtleriſchen Seiten dieſes armen Lebens aufſucht. — Uebrigens iſt mein Name Larioz — ich könnte ſagen Don Larioz,“ ſetzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „denn mein Vater — Gott habe ihn ſelig! — war ein ſpaniſcher Edelmann.“

Dem Windſpiel war in dieſem Augenblicke zu Muth, als wollten ihm vor Ehrfurcht die dünnen Kniee einknicken. Proſaiſche Engländer und windige Franzoſen, wie ſie in den

Romanen, die er las, häufig genug vorkamen, hatte er ſchon viele geſehen, aber einen echten Spanier, Don Alonzo oder Fernando, noch nie. Ja, ſo mußten ſie ausſehen, die tapferen Kämpfer mit dem zierlichen Stoßdegen und der langen Lanze, ſo mußten ſie den Bart emporgekräuſelt tragen, wenn ſie mit der Laute allabendlich unter Donna Laura's Fenſter erſchienen, zum Klang der Saiten ihre ſüßen Romanzen ſingend.

Unwillkürlich hatte der Kellner ſeinen Teller wie eine Mandoline vor die Bruſt genommen und krabbelte mit den Fingern darauf herum, als halte er es für möglich, dem kalten, gefühlloſen Porzellan einige Töne zu entlocken.

Nachdem ſämmtliche Gläſer ausgetrunken waren, auch die Ruhe wieder hergeſtellt, lehnte ſich der Kupferſtecher in ſeinen Stuhl zurück, ſchlug die Arme über einander und ſagte: „Mir ſcheint es, wir haben die Verpflichtung gegen unſeren neuen Freund, Don Larioz, der Sache mit der intereſſanten und höchſt wunderbaren Dame im Hauſe der Gebrüder Breiberg auf die Spur zu kommen. Bei dieſen Menſchen iſt Alles möglich, ja, ich halte ſie für fähig, irgend ein unſchuldiges Weſen einzufangen, es zu rauben, gewaltſam feſtzuhalten und — — doch erlaßt mir, euch vor die Augen zu führen, was wir ſchaudernd ſelbſt erleben."

„Ja, etwas iſt da drüben nicht richtig," meinte ein unterſetzter Maler, deſſen äußerer Menſch ſich durch beſonders großen Haarmangel auszeichnete. — „Vor ein paar Tagen hatte ich bei den Breiberg's etwas zu thun, doch wollte es mir nicht gelingen, in das Atelier zu gelangen. Der glatte, abgefeimte Clemens empfing mich auf der Treppe und nöthigte mich in die Wohnung hinauf."

„Das Gleiche war bei mir der Fall," ſagte der mit dem grünen Sammtrock; „auch ich klopfte vergeblich an die Thür des Ateliers."

„Aber unſerem Freunde iſt das Gegentheil widerfahren," vernahm man die tiefe Stimme des Kupferſtechers. „Iſt dem nicht alſo, Don Larioz?"

„Es iſt ſo," erwiderte der lange Schreiber. „Ich fand die Thür des Ateliers angelehnt, nach mehrmaligem Anklopfen trat ich hinein und fand Niemand."

„Vergeſſen wir nicht, daß Don Larioz anfänglich Niemand ſah," unterbrach ihn der Kupferſtecher ernſt und feierlich. — „Doch weiter!"

„Ich näherte mich einer ſpaniſchen Wand, die das Gemach in zwei ungleiche Hälften ſchied," fuhr Larioz fort.

„Vergeſſen wir nicht die geheimnißvolle ſpaniſche Wand," meinte der Andere mit aufgehobenem Zeigefinger und einem Blick auf die Künſtler umher — „und dann?"

„Als ich mich nach einigem Umſchauen dieſer Tapetenwand näherte," ſprach Herr Larioz mit unerſchütterlicher Ruhe weiter, „und nachdem ich ein Rauſchen wie von ſeidenen Gewändern gehört zu haben geglaubt, blickte ich durch die Oeffnung der ſpaniſchen Wand und ſah — o Gott! — — und ſah das Mädchen, von dem ich vorhin geſprochen."

„Und ſie war ſchön?"

„Bei San Jago, ob ſie ſchön war! In meinen kühnſten Phantaſieen und Träumen würde ich es nie für möglich gehalten haben, daß ſich ein ſolches Ideal unter den Bewohnern dieſer Erde befände. Sie zu ſchildern iſt mir unmöglich; ſie war wie eine Blume ſo ſchön, ſo hold und rein."

Bei dieſen Worten hatte er die mageren Hände auf dem

Tiſche über einander gelegt und blickte ſchwärmeriſch zu der Zimmerdecke empor.

Windſpiel machte es ebenſo, und es war ihm, als höre er

Das Geflüſter kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen.

Der mit dem grünen Sämmtling legte ſein Geſicht in die Hände, der dicke Maler mit dem wenigen Haar biß ſich wie krampfhaft auf die Lippen, wobei er die Augenbrauen finſter zuſammenzog, und der Kupferſtecher räusperte ſich auffallend laut und vernehmlich, um — — ſeine Rührung und ſein Mitgefühl zu verbergen.

„Sie ruhte auf einem Divan," fuhr der Spanier nach einer kleinen Pauſe fort, „in einer reizenden, verführeriſchen Lage."

„Vergeſſen wir das nicht," ſagte laut der Kupferſtecher.

„Ihr Coſtüm war ſpaniſch, echt ſpaniſch; ich habe Aehnliches in früheren glücklichen Jahren häufig in dem ſchönen Andaluſien geſehen."

„Alſo es kam Ihnen ſpaniſch vor?" fragte der dicke Maler mit auffallender Rührung.

„Es war ſpaniſch," erwiderte Don Larioz feſt und beſtimmt. „Wie könnte ich mich darin täuſchen! So echt ſpaniſch, wie die reizendſte Maja es trägt, wenn ſie den glühhenden Fandango tanzt unter den Orangenbäumen am Ufer des Guadalquivir, im Schatten des goldenen Thurmes bei Sevilla."

Windſpiel fühlte ein gelindes Fröſteln; es war etwas wie ein Wonneſchauer, als er die Worte: Maja, Fandango, Orangenbäume und goldener Thurm bei Sevilla hörte, und zwar

aus dem Munde eines echten Spaniers, der alles das geſehen und erlebt.

Der Kupferſtecher hatte ſein Geſicht ſo tief wie möglich in das Bierglas verſenkt, und als er es wieder hervorzog, ſprach er mit ſanfter Stimme, indem er einen Blick auf den dicken Maler warf: „Wozu der Wortſtreit, ob echt ſpaniſch oder nicht! Das Coſtüm iſt Nebenſache. Kommen wir auf ſie zurück, auf das wunderbare Mädchen, die unſer verehrter Freund bei dem wilden Jean Baptiſt geſehen und die — ich nehme keinen Anſtand, das zu ſagen — nur ein Verbrechen in die Hände dieſes tyranniſchen Breiberg geführt haben kann. Bleiben wir bei dem Mädchen, welches — ich kann es mir ſchon erlauben, meine Vermuthung auszuſprechen — einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des edlen Don Larioz gemacht zu haben ſcheint.“

„Ihre Theilnahme rührt mich,“ ſprach dieſer, nachdem er mit einem haſtigen Zuge ſein Glas geleert. „Und um offen zu ſein, wie das überhaupt meine Gewohnheit iſt, will ich dem verehrten Kreiſe geſtehen, daß der Reiz und die Sittſamkeit der Erſcheinung allerdings mein Herz getroffen, ja, um noch mehr zu thun, will ich Ihnen das Portrait dieſer Dame zeigen, welches ich mühſam errungen und welches ich um keinen Preis in den Händen der Beiden dort drüben gelaſſen hätte.“

„Sie haben ihr Portrait?“ fragte der Kupferſtecher mit wirklichem Erſtaunen und folgte ſichtbar überraſcht den Bewegungen des langen Mannes, der ſich erhoben hatte, um von dem Nebentiſche das kleine Portrait, welches er dort niedergelegt hatte, zu holen. Doch war der leichtfüßige Kellner vorausgeeilt und brachte es ihm auf einem Teller entgegen,

den er feierlich einher trug, indem ſeine Augen dabei das blaue Papier mit wahrer Ehrfurcht betrachteten.

Auch die Uebrigen in der Geſellſchaft blickten mit dem Ausdrucke der Ueberraſchung auf das Eingewickelte, welches Herr Larioz in die Hand nahm und das Papier ablöste. Ehe er es aber ſeinem Nachbar zur Beſichtigung übergab, vertiefte er ſich erſt ſelbſt noch einmal ſo lange und ausſchließlich in die geliebten Züge, daß es kein Wunder war wenn er überſah, wie der Kupferſtecher ein Zeichen machte, welches von den Meiſten durch ein auffallendes Lächeln beantwortet wurde. Dann ſtützte ſich der Erſtere mit der linken Hand auf den Tiſch, nahm eine außerordentlich feierliche Miene an und ſagte, während er mit der rechten Hand das leere Glas zum Auffüllen an Windſpiel gab: „Geliebte Brüder und Freunde! Don Larioz iſt im Begriffe, uns das Portrait der Dame ſeines Herzens, derſelben, die, wie wir annehmen, von den Gebrüdern Breiberg in Ketten und Banden gehalten wird, vorzuſtellen. Es iſt unſere Schuldigkeit, dieſes Portrait mit genauer Aufmerkſamkeit zu betrachten, um uns dann zu berathen, was allenfalls zur Rettung dieſer Unglücklichen geſchehen könnte. Es erſcheint mir aber dieſe Sache wichtig genug, um aus der harmloſen Tiſchgenoſſenſchaft ein ernſtes Bundes-Comite zu conſtituiren, und im Falle ihr damit einverſtanden ſein ſolltet, ſo bitte ich, eure Gläſer zu leeren und mir beiſtimmend zuzunicken — ein Verfahren, um welches ich auch unſeren edlen Freund Don Larioz bitte.“

Hiernach blickte der Redner auf die Tafelrunde und ſah mit Befriedigung, wie Jeder ihm das geleerte Glas mit einer tiefen Neigung des Kopfes entgegen hielt, ſämmt-

liche Gläſer wurden aber augenblicklich wieder vom Windſpiel gefüllt.

„Ehe wir aber daran gehen,“ fuhr der Kupferſtecher fort, „unſeren neuen Freund in die Geheimniſſe des Bundes einzuweihen, halte ich es für nothwendig, denſelben durch einen Salamander, den wir ihm zu Ehren reiben, in die gehörige Stimmung zu verſetzen. Merkt alſo auf, geliebte Brüder! Wir verehren unter uns einen Mann, Don Larioz, deſſen Vorfahren und Ahnen wahrſcheinlich edle Granden von Spanien waren, ſich jedenfalls in allen möglichen ritterlichen Tugenden hervorgethan. Ergreift deßhalb wiederholt eure Gläſer, gefüllt bis an den Rand, und reibt unſerem Gaſte, dem edeln Spanier, Don Larioz, zu Ehren einen ganz famoſen Salamander.“

Bei dieſen Worten ſchaute der Sprecher ernſt, ja, ſtreng im ganzen Kreiſe umher, und als er ſah, daß der Blick eines Jeden auf ihm ruhte, begann er langſam mit ſeinem Glaſe auf dem Tiſche zu reiben, wobei er mit dumpfer Stimme eintönig vor ſich hinmurmelte: „Salamander! Salamander! Salamander!“

Und „Salamander! Salamander!“ murmelten auch die Anderen nach, rieben ebenfalls ihre Gläſer auf der Tiſchplatte, und als nun der Vorſitzende „Eins!“ ſprach, hoben ſie dieſelben zum Munde, auf „Zwei!“ wurden ſie an die Lippen geſetzt, und auf „Drei!“ ſtürzten die verſchiedenen Bierſtröme mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit in die durſtigen Kehlen hinab.

Der lange Schreiber fand ſich durch dieſe Ceremonie ſeltſam ergriffen, und obgleich Windſpiel ihm eben erſt ſein Trinkglas aufgefüllt hatte, leerte er es doch auf einen Zug

und ließ darauf ſein Haupt ſo tief als möglich auf die Bruſt herabſinken. Es war ein zu erhebender Moment, all die Geſellen mit den gerötheten Wangen und flammenden Augen um den Tiſch ſtehend zu erblicken, nur mit ihm und ſeiner Angelegenheit beſchäftigt, ſtumm und feierlich, ſo daß man für einen Augenblick nichts vernahm als einen tiefen Seufzer des gerührten Windſpiels, ſowie das Platſchen des Regens an die Fenſterſcheiben.

Der Kupferſtecher ſtrich ſeinen dichten Bart mit der breiten Handfläche, blickte alsdann unter den buſchigen, zuſammengezogenen Augenbrauen finſter nach dem Kellner hin und ſagte: „Man gebe mir den Dolch des großen Meiſters Rubens.“

Es mußte dies eine Ceremonie ſein, die äußerſt ſelten vorkam, denn Windſpiel zuckte leicht zuſammen, blieb aber wie an den Boden angefeſſelt ſtehen, wobei er fragend den Wortführer anſchaute.

„Ja ſo!“ fuhr dieſer fort. „Der Uneingeweihte ſcheut ſich, die koſtbare Waffe zu ergreifen. So gehe denn du hin, Bruder Chriſtian,“ wandte er ſich an den Maler mit dem grünen Sammtrock, „und hole die koſtbare Waffe; geh, du wirſt ſie in meinem Mantelkragen finden.“

Mit einer tiefen Verbeugung trat Bruder Chriſtian ab und kehrte gleich darauf mit einer roſtigen Dolchklinge zurück, deren eine Parirſtange zerbrochen und deren hölzerner Griff ſehr mangelhaft war. Trotz dieſes unſcheinbaren Aeußeren nahm der Vorſitzende die Waffe mit der allertiefſten Ehrfurcht in die Hand, küßte ſich verneigend die Klinge und reichte ſie dann ernſt und langſam zum nämlichen Zwecke ſeinem Nachbar hin.

So machte ſie die Runde um den ganzen Tiſch und kam zuletzt an den langen Schreiber, der ſie ebenfalls inbrünſtig zu ſeinem Munde führte und dann mit einer tiefen Verbeugung dem Kupferſtecher übergab. Dieſer nahm hierauf die Waffe des großen Meiſter Rubens in die Rechte, winkte mit einer majeſtätiſchen Handbewegung dem dürren Kellner, der ſich zaghaft näherte und ſtatt der Klinge den hölzernen Griff des Dolches küſſen durfte, wobei der Vorſitzende ſprach: „Auch du, Windſpiel, wirſt bedingungsweiſe für heute in die Verbrüderung vom Dolche als dienender Bruder aufgenommen.“

Als er nun den Dolch mit beiden Händen ergriffen hatte, ſo daß die roſtige Spitze in die Höhe ſtand; ſprach er zu den aufhorchenden Brüdern: „So iſt denn für heute wieder der feierliche Bund geſchloſſen worden. Mich trieb dazu einestheils die Ahnung eines gewaltigen Verbrechens, das in unſerer Nähe begangen worden zu ſein ſcheint, anderntheils die Noth und Bedrängniß unſeres neuen edlen Freundes Don Larioz; ferner der troſtloſe Winter-Nachmittag mit Regen und Schnee, ſowie mit ſeinem zweifelhaften ungenießbaren Lichte; dann noch der wirklich vortreffliche Stoff, der dem Faſſe unſeres Wirthes entquillt. — Windſpiel, fülle die Gläſer!“

Als dies geſchehen, als der Redner getrunken und ſich den Bart abgewiſcht, fuhr er fort: „Sie, unſer edler Freund, Don Larioz, ſind durch dieſe eben ſtattgehabte feierliche Ceremonie in die Verbrüderung zum Dolche Rubens aufgenommen worden und haben künftig ſtatt aller anderen Bekräftigungen, ſtatt zum Beiſpiel zu ſagen: auf meine Ehre! oder: hole mich der Teufel! — immer und überall nur bei dem

Dolche Rubens zu ſchwören. Haben Sie mich verſtanden, edler Don Larioz?“

„Ob ich Sie verſtanden habe!“ erwiderte der neu Aufgenommene mit wirklich gerührter Stimme.

„So ſchwören Sie denn, der Verbrüderung zum Dolche anzugehören und ſich als ein Mitglied dieſer höchſt edlen und ſehr anonymen Geſellſchaft betrachten zu wollen.“

„Ich ſchwöre es bei dem Dolche Rubens!“

„Mit Vergnügen vernehme ich,“ fuhr der Kupferſtecher fort, indem dabei ein höchſt eigenthümliches Lächeln über ſeine Züge flog, „daß Sie mich vollkommen verſtanden haben. Hören Sie alſo die Tendenz unſerer Verbrüderung:

Feſten Muth in ſchwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut, —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

„Wir ſuchen die Unſchuld auf, wo wir ſie finden,“ fuhr der Sprecher erklärend fort, „ermuntern ſie in ihren Bedrängniſſen und unterſtützen ſie in ſchwierigen Lagen. Aber auch die Schuldigen ſind von uns nicht unbedingt verworfen; auch ihnen gewähren wir Aſyl und Freiſtatt, heben ſie zu uns empor, wenn ſie tiefer ſtehen, und erfreuen uns an ihrem Aufwärtsſtreben, wenn wir ſehen, daß die allgemeine Liebe bei ihnen zum Durchbruch kommt. Wir kämpfen für Recht, Licht, Tugend und Bedrängniß.“

„Wie die ehrwürdigen Ritter der alten, ſchönen Zeit," ſprach ſchwärmeriſch Don Larioz. „Auch ich will dafür kämpfen und Schwert und Lanze erheben."

„So ſind Sie denn feierlich in die Verbindung zum Dolche aufgenommen, und da Sie neben Pflichten auch Rechte haben müſſen, ſo werde ich mich bemühen, Ihnen die letzteren mit zwei Worten klar zu machen."

„Sie haben das Recht," fuhr der Sprecher ernſt und gewichtig fort, „als Menſch unter Menſchen zu leben, ſich zu wehren, wenn man Sie angreift, ja, ſelbſt anzugreifen, wo Sie das für unbedingt nothwendig halten. Sie haben das Recht, Ihr Geld ſowohl ſelbſt zu verzehren, als auch Ihre Nebenmenſchen beiderlei Geſchlechts an dieſer Verzehrung mit Theil nehmen zu laſſen. Als Bruder vom Dolche haben Sie das Recht, ja, ſogar die Verpflichtung, einen ſcharf geſchliffenen Dolch unter Ihrem Kleide zu tragen, ſo lange es eine hochlöbliche Polizei nicht anders zu wünſchen beliebt. Sie ſind ferner ermächtigt, die Verbrüderung zum Dolche Rubens zu Schutz und Trutz zuſammen zu berufen, und es ſchreiben die Statuten der anonymen Geſellſchaft in dieſem Falle vor: Der Berufer ſchlägt einen Zettel in der Kneipſtube zum Reibſtein an, daß an dem und dem Tage, zu der und der Stunde auf ſeine Koſten ein gutes Faß Bier aufgelegt ſein wird, worauf ſich die Brüder zahlreich einfinden werden. Sich deutlicher auszuſprechen, iſt im vorliegenden Falle den beſtehenden Landesgeſetzen zuwider und darf nicht geduldet werden. — Die wichtigſte Errungenſchaft unſeres Bundes iſt aber das Recht, welches Ihnen zuſteht, bei außerordentlichen Fällen, bei drohender Gefahr, die Brüder ſelbſt nächtlicher Weile zu Ihrer Hülfe herbeirufen zu dürfen, zu welchem

Zwecke Sie mit dem Griffe Ihres Dolches drei Mal an die betreffenden Fenſterläden zu klopfen haben. Dieſe betreffenden Fenſterläden ſind aber an allen Häuſern der Burggaſſe, wo Sie an den Thüren abgeriſſene oder zerbrochene Klingeldrähte finden."

So ſprach der Vorſitzende, und Jeder hörte mit großer Andacht zu, vor Allen Don Larioz. Wenn auch auf den glühenden Geſichtern der Mitglieder dieſer Tafelrunde hier und da ein plötzliches Lächeln erſchien, welches nur gedämpft werden konnte, indem der Lacher außerordentlich ſchnell mit dem Geſicht in das Glas fuhr, ſo war doch eben dieſes Lachen gewiß nur der Ausdruck des freudigſten Behagens, daß dem ehrwürdigen Bunde ein neues Mitglied gewonnen worden. So ſah es auch der lange Schreiber an, und wo er Einen die Lippen krampfhaft zuſammenbeißen ſah, erhob er ſein Glas gegen ihn und trank ihm tüchtig zu. Ja, als der Redner endlich ſchwieg, hielt er es für ſeine Schuldigkeit, ſich der Reihe nach bei Allen für die Ehre zu bedanken, die ihm geworden, wobei er nie mit leerem Glaſe erſchien, ſo viel Mühe er ſich auch gab, es auszutrinken; denn auf den Wink des Kupferſtechers ſprang Windſpiel wie ein Beſeſſener hinter ihm drein, ihm beſtändig ein volles Glas in die nicht widerſtrebende Fauſt drückend.

Bei dieſem Rundgange war es eigenthümlich, daß der edle Spanier nicht mehr genau zu wiſſen ſchien, von wo er ausgegangen war, und ſo oft er an den vermeintlichen Sitz kam, fand er dieſen von einem der Geſellen beſetzt, der ihm mit rührender Herzlichkeit das gefüllte Glas zum Anſtoßen entgegen hielt. Dabei war es denn nicht unbegreiflich, daß durch dieſes beſtändige Imkreiſegehen die Tiſche, Stühle,

Menſchen, ja, die ganze Stube dieſelbe Bewegung annahm, ſo daß ſich der lange Schreiber endlich genöthigt fand, den Tiſch mit ſtarker Hand zu ergreifen und den hinter ihm drein ſchreitenden Kellner um einen Stuhl zu erſuchen. So kam er endlich zur Ruhe.

Wenn auch die Geſellen am Tiſche nicht wie er ſo eben erſt in den Bund des Dolches aufgenommen worden waren und deßhalb auch nicht nöthig gehabt hätten, ſich auf ſo laute und innige Art zu freuen, ſo thaten ſie das doch, indem ſie laut lachten, jodelten, mit den Gläſern zuſammenſtießen und hier und da die Strophe eines bekannten Liedes brüllten.

Der dicke Maler mit dem wenigen Haar blickte träumeriſch mit den halbgeſchloſſenen Augen zu dem Fenſter hin und ſprach, wobei er etwas Weniges ſtotterte: „Bis jetzt habe ich nicht gewußt, wozu ſo ein trüber Regentag eigentlich dienen kann. Jetzt weiß ich es. Zum Trinken — zum Trinken — und wieder zum Trinken.“

Dabei that er, wie er geſagt; worauf Einer gegenüber ſein gefülltes Glas erhob, es auf einen Zug leerte und darauf das Lied verſuchte:

Im tiefen Keller ſitz' ich hier,
Bei einem Glas voll Biere —

doch verhinderte ihn ein gewaltiges Schluchzen, das ihn überfiel, an der ferneren Profanation.

O du, der ich einzig gedenke,
Mein holdes Lieb — ade!

ſang der mit dem grünen Sammtrock; doch kam er auch nicht

weiter, denn die Stimme des Kupferſtechers unterbrach ihn mit einem gewaltigen „Silentium!“ auf welches die Geſellen aufhorchten, als er nun weiter ſprach: „Wozu der unnöthige Lärm? Iſt das ein würdiges Benehmen für Brüder vom Dolche? Was ſoll unſer edler Bruder, Don Larioz, davon denken? Wenn ihr einmal durchaus ſingen und dieſe Stunde würdig feiern wollt, ſo ſtimmt die Kehlen zum harmoniſchen Geſange — zum Bundesliede:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen iſt verſchwunden,
Das dort gewohnet hat.

So begann er; und nachdem die Geſellen am Tiſche ſich in ihre Stühle zurückgelehnt, die Arme aufgeſtützt oder es ſich ſonſt bequem gemacht, ſtimmten ſie ein, und es war wohl die alte bekannte Weiſe des ſchönen Liedes, die ihre Stimmen ziemlich harmoniſch zuſammenklingen ließ. Wenigſtens kam es ſo dem edlen Spanier vor, der mit gefalteten Händen da ſaß, den Kopf auf die Bruſt niederſinken ließ und träumeriſch zuhorchte; dabei war es ihm, als höre er wirklich das Mühlrad rauſchen in einem tiefen Grunde, und als ſteige er dort hinab auf dem verſchlungenen weichen Waldpfade, unter dem ſanften Säuſeln und Rauſchen hochſtämmiger Eichen und Buchen, die mit ihren Zweigen und Blättern über ſeinem Haupte zuſammenſchlugen. Ja, er ſtieg dort hinab, um nach dem Liebchen zu ſehen, von dem ihm Kunde geworden, daß ſie verſchwunden ſei und nimmer zu finden.

Anfänglich war es ihm klar, daß mächtige Feinde ſie ihm geraubt hätten, daß ſie in Ketten und Banden ſchmachte, drüben bei den Gebrüdern Breiberg, und deßhalb ſtürmte er

haſtig ins Thal hinab, nicht mehr ein armer Schreiber des Rechtsconſulenten Plager, unbewehrt, waffenlos, ſondern ein Mitglied der Verbrüderung zum Dolche, die blanke Waffe in der Hand; und während er ſo allein dorthin eilte, unter den hochſtämmigen Bäumen, hörte er da droben am Waldesrande die weithin ſchallenden Stimmen der treuen, engverbrüderten Geſellen. — — —

Aber ſie ſangen nicht ermuthigend, ſie ſangen nicht von des Liebchens Ausdauer und Treue, vielmehr war ihr Lied erklungen:

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir 'nen Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei.

Ja, er fand ſie nimmer, er durchſuchte das ganze Thal, er drang in jeden Winkel des Hauſes, wo ſie einſtens gewohnt, er ſtieg die Treppen hinauf, bei den Fäſſern und Gläſern vorbei, bei dem Ritterhelm mit der zerzausten Straußenfeder, bei den rothen Hoſen — er fand von ihr keine Spur. Er betrat ein weites Gemach, in deſſen Hintergrunde ſich eine ſpaniſche Wand befand, hinter welcher er ſeidene Kleider rauſchen und ein ſpöttiſches Kichern von weiblicher Stimme hörte — da mußte ſie ſein! Er blickt hinter die ſpaniſche Wand, aber da hatte das Zimmer gar keinen Fußboden mehr, er ſtand am Abhange eines jähen Felſens, und vor ſeinen Füßen ging es hinab wohl viele tauſend Schuh tief. Und da hinab mußte er ſchauen, beſtändig in Todesangſt, in die fürchterliche Kluft zu ſtürzen. Auch fühlte er ſich plötzlich an den Füßen gefeſſelt, ein anderer Prometheus, während Herr Jean Baptiſt Breiberg, mit großen Adlerfüßen verſehen, ihn

kreiſchend näher und näher umſchwebte und dabei in hohem Discante ſang:

So leben wir, ſo leben wir alle Tage
Bei der allerſchönſten Saufcompagnie. —

Dieſes: „So leben wir" klang wirklich rings um ihn her in donnerndem, jauchzendem Chorus, es ertönte hinter ſeinem Rücken, es drang aus dem Spalten des Felſens, auf welchem er ſtand, und ſchien auch da ſich hinab in den Abgrund zu verlieren.

„So leben wir, ſo leben wir," hörte er jetzt noch kräftig und ganz nahe, dann gedämpft und entfernt. Es war dem Träumer, als kletterten die Stimmen an den Felswänden hinab, und je tiefer ſie kamen, deſto mehr verloren ſie an Kraft und Deutlichkeit. Zuletzt war es nur noch ein unbeſtimmtes Tönen und Klingen, das ſich in leiſes Rauſchen und Sauſen verwandelte, in ein Sauſen, wie es der Wind hervorbringt, wenn er durch kahle Aeſte fährt, oder wie wir es auch ohne alle äußere Einwirkung in unſeren Ohren hören, wenn wir zu viel getrunken haben.

Aber noch immer blieb der Abgrund zu den Füßen des langen Schreibers geöffnet, und er ſtarrte noch immer hinab, wohl ängſtlich, aber doch erwartend und hoffend. Und ſeine Erwartung hatte ihn nicht getäuſcht, denn jetzt begann es drunten zu brodeln und zu kochen und dann aufzuſteigen, wolkig und nebelhaft, und wie dieſer ganze Dunſt höher und höher ſtieg, klärte er ſich ab, wurde leuchtend und immer leuchtender und nahm endlich wunderbar ſüße, bekannte Formen an, die das Herz des Träumers vor ſeliger Freude erzittern machten.

Ja, ſie war es, die Schöne, die er geſehen und welche einen ſo unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht. Sie ſchwebte zu ihm empor, während ſich der Abgrund unter ihren Füßen ausfüllte und nun eine ſonnbeglänzte grüne, weiche Wieſe darſtellte mit dem friſcheſten Graſe, mit tauſenden von Blumen, mit Sonnenglanz und Sonnenfäden. — Aber es war eine feuchte Wieſe, das glaubte er zu fühlen; auch war es trotz des Sonnenſcheins nicht allzu warm, denn ein Fröſteln überflog momentan ſeine Glieder, das ſelbſt die Nähe der Geliebten nicht zu verſcheuchen im Stande war.

Aber wie blickte ſie ihn ſo freundlich, ſo liebend an, wie hob ſie ihre Arme gegen ihn empor und bewegte ihre Hände innig gegen ihn! — Doch wie verzog ſie ihr liebes Geſicht, ernſt, ja traurig, als er auf ſie zuſtürzen wollte! wie ergreifend klang der Ton ihrer Stimme: „Wir werden uns wiederſehen, aber ein mächtiger Zauber lagert zwiſchen uns, den du nur löſen kannſt, wenn es dir gelingt, bei dem nächſten Male, wo wir uns wiederſehen, den Spruch des großen ſpaniſchen Magiers Carabanzeros ohne Fehl vor mir auszuſprechen! — Du kennſt ihn, dieſen Spruch," fuhr die feenhafte Geſtalt mit einem unausſprechlich ſüßen Lächeln fort. Und als er darauf ſtatt aller Antwort traurig mit dem Kopfe ſchüttelte, flötete ſie mit einer Stimme, wie ſie nur beſonders holde und edle Weſen in Romanen und bedingungsweiſe auch die guten Feen in den Märchen beſitzen:

Trau, treue Trine, trüglich trüben Träumen nicht.
Treib' trotzig triumphirend fort das tolle Traumgeſicht,
Trockne die Thräne tragiſchen Trübſals tröpfelnd auf,
Trink trauten Traubentrankes Troſtestropfen drauf!

Dann ſetzte ſie ſchmachtend hinzu: „Haſt du mich verſtanden, edler Don, und wirſt du den Spruch des großen Carabanzeros nicht vergeſſen?“

Doch ehe er noch Zeit hatte, ihr mit einer ehrerbietigen Bewegung und mit einer ſchönen Attitude, wobei er ſeine rechte Hand auf das Herz legte, zu verſichern, daß er ſie wohl verſtanden habe und daß es ihm ein Leichtes ſei, dieſen höchſt faßlichen und leicht auszuſprechenden Spruch des großen Carabanzeros bei der nächſten paſſenden Veranlaſſung zu wiederholen — da war ſie verſchwunden, entflohen, wie verduftet, wie weggehaucht über die ſonnbeglänzte Wieſe hin; tiefe Stille umgab ihn, aus welcher mit einem Male ein Kichern an ſein Ohr ſchlug.

Ja, es kicherte neben ihm, und als er vor dieſen profanen Tönen, die ſo pöbelhaft ſeine ſüßen Gedanken zerriſſen, raſch die Augen öffnete und um ſich blickte, ſah er vor ſich weder den Tiſch, an dem er vorhin geſeſſen, noch die traulichen Wände der Kneipe zum Reibſtein, noch die Geſichter der Brüder vom Dolchbunde. — Erſtaunt blickte er ſich nach allen Seiten um. Rechts hatte er eine hohe ſchwarze Mauer, links dieſelbe, vorn ging eine ſchmale Bretterwand hinauf mit mehreren kleinen Luftlöchern, und als er ſich beſtürzt umwandte, entdeckte er hinter ſich ebenfalls eine hohe Mauer, in der ſich aber am Boden eine Thür befand, an welcher die Rücklehne ſeines Stuhles ſtand.

Er hob ſein Geſicht ganz in die Höhe; wo konnte er ſein? Der Ort, wo er ſich befand, hatte, mit Ausnahme der Bretterwand vor ihm, ganz das Ausſehen eines Burgverließes, wohl achtzig Fuß tief oder hoch, wie man es nahm, und dabei nach jeder Seite kaum eine Länge und Breite von vier Schuhen.

Obgleich man oben den grauen Winterhimmel ſah, ſo war es doch hier unten, wo Don Larioz ſaß, ziemlich dämmerig; auch ſonſt fühlte er ſich durchaus nicht behaglich; aus der Höhe fiel Regen und Schnee auf ihn herab, ſeine Füße ſtanden in Feuchtigkeit, und in ſeine Naſe drang ein Geruch, der gerade nicht angenehm zu nennen war.

Er rieb ſich die Stirn, doch konnte er ſeine Gedanken nicht klar machen und ſich nicht erinnern, wie er hieher gekommen; nur das drang endlich bei ihm durch, daß er ſie geſehen, die er nicht mehr vergeſſen konnte, daß er in dem Bund zum Dolch aufgenommen worden ſei und daß er ſehr viel ſchäumendes Bier getrunken. — Aber wer ihn hieher ins Burgverließ gebracht, auf welche Veranlaſſung, das war er nicht im Stande zu begreifen. Wohl erinnerte er ſich nach und nach, von unheimlichen Gewölben und dergleichen gehört zu haben, die ſich in dieſem Theile der Stadt befänden, den man den Burgplatz nannte und wohin er gegangen; was aber ihn in dieſes verdächtige Loch geführt und wie er hineingekommen, das war und blieb ihm vorderhand unbegreiflich. — Sollte es vielleicht den Gebrüdern Breiberg gelungen ſein, Kunde zu erhalten von der Verſchwörung des Bundes zum Dolche Rubens gegen ihr Haus und ihre Errungenſchaft, das ſchöne Mädchen? Sollten ſie ſich vielleicht eines böſen Zaubers bedient haben, um ihn in dieſes Burgverließ zu werfen? — So etwas war ſchon mehr als einmal dageweſen. — — Aber ſo viel ſtand feſt bei ihm, was auch kommen mochte — Treue dem Bunde! — Treue der unglücklichen Geliebten! — Treue bis in den Tod!

Da mit einem Male vernahm er eine tiefe Stimme, die aus der Höhe zu kommen ſchien, vielleicht aus einem jener

kleinen, viereckigen Löchern in der Holzwand vor ihm, welche also sprach: „Edler Freund, Don Larioz, Biedermann und tapferer Ritter von der traurigen Gestalt, du hast alle die schwierigen Proben, welche deinem wirklichen Eintritt in den Bund zum Dolche Rubens vorangehen müssen, mannhaft und bestens bestanden; stolz nennen wir dich den Unsrigen und werden entzückt sein, dich nächstens wieder zu sehen; für heute forsche unseren Schritten nicht nach, wir entschweben unsichtbar nach allen Seiten, wie es auch in früheren Zeiten Brauch war bei den Mitgliedern der heiligen Fehme. Mache du es ebenso, vergiß die Losungsworte des erhabenen Bundes nicht und wandle heim, nachdem du deine und des Bundes Zeche dem treuen Windspiel bezahlt. Lebe wohl!"

Und — „Lebe wohl!" erklang es aus einigen anderen rauhen Kehlen, worauf Alles wieder still war wie vorher und nur der Regen und Schnee leise niederrieselte.

Der Geist des langen Schreibers war noch so umnebelt, daß er aufmerksam jenen Worten lauschte und daß sich der Zorn, welcher Anfangs wegen Nässe und Kälte in ihm rege wurde, wieder dämpfte. Er erhob sich von seinem Stuhle, wobei er nicht unterließ, auf einige hervorragende Steine zu treten, um so die hier unten, wahrscheinlich vom Regenwasser, angesammelte Flüssigkeit im Interesse seiner Stiefel zu vermeiden. Dabei erinnerte er sich, von zu bestehenden Proben gehört zu haben, die nothwendig seien, um in andere Bündnisse, zum Beispiel in den Freimaurer-Orden, aufgenommen zu werden. Darüber hatte er von Einem, der gedeckt hatte, ebenfalls grauenhafte Sachen gehört, von entblößten Degen, in welche man sich stürzen, von Abgründen, in die man springen müsse, von todten Menschen, mit denen man in allerhand

fatale Berührungen käme, und dergleichen mehr. Gegen alles das erſchien ihm die eben beſtandene Probe ſehr leicht geweſen zu ſein, wogegen es ihm aber trotzdem nicht unlieb war, als er hinter ſich einen Riegel zurückſchieben hörte und ſich umwendend die Thür geöffnet, ſowie das ſüßlächelnde Geſicht des dürren Kellners ſah, welcher eine ehrerbietige Verbeugung machte; auch zog Windſpiel den Stuhl an ſich, und als der Spanier dieſem folgte, trat er in das Gemach, wo er ſich kurze Zeit vorher befunden hatte.

Wie ihm aber die tiefe Stimme vorhin geſagt, ſo waren alle Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens verſchwunden. Daß ſie hier toll genug gehaust, ſah man an den überſchwemmten Tiſchen, an zerbrochenen Gläſern, ſowie an den umgeſtürzten Stühlen. Don Larioz war noch froh genug, in dieſem Chaos ſein Bild unverſehrt zu finden, welches der Kellner mit vorſorglichem Gemüth bei Seite gebracht und ihm nun feierlich übergab. Zu gleicher Zeit händigte er ihm einen Zettel ein, auf welchem die Koſten verzeichnet ſtanden, die bei ſeiner Aufnahme in den Bund des Dolches erwachſen waren und die jedes junge Mitglied nebſt einem Trinkgelde für den Kellner des Bundes mit großer Freude zu entrichten pflege.

Zu jeder anderen Zeit würde der lange Schreiber etwas beſtürzt geweſen ſein über die enorme Ausgabe von zwei Thalern und ſo viel Groſchen, doch war er im jetzigen Augenblicke, als er ſeinen Geldbeutel hervorzog und bezahlte, noch nicht ſo klar im Geiſte, wie er ſonſt wohl zu ſein pflegte; ihm ſauste es wie ein Mühlrad im Kopfe, und jeder Umſchwung dieſes Mühlrads brachte ein anderes Bild vor ſein inneres Auge, — jetzt ſie, die überall lieblich und neckiſch durchblickte, dann die

Gebrüder Breiberg, den alten ehrwürdigen Harfner mit dem jungen unſchuldigen Mädchen, die Kathinka Schneller hieß und Entenpforte Nummer Vier parterre wohnte, was ſie ihm ſo warm empfohlen. Auch die Mitglieder des Bundes gaukelten vor ihm umher, der roſtige Dolch des berühmten Meiſters Rubens, die ſchönen Formeln bei ſeiner Aufnahme, der Traum von dem Abgrunde und von ihr — denn daß er geſchlafen und geträumt, fing ihm an klar zu werden — dann wiederum ihr Bild, ſowie der Spruch des großen Meiſters Carabanzeros, mit dem er die Liebliche erlöſen und befreien konnte aus aller Noth —

Trau, treue — —

Es war ihm doch ſo leicht erſchienen, ihn zu behalten, und jetzt ſtockte er ſchon am dritten Worte —

Trau, treue — — trau, treue — —

Doch wozu heute die Anſtrengung? Morgen, hoffte er, werde ihm das Ganze ſchon klar werden. Daß er ſeine Zeit heute Nachmittag gut angewandt habe, glaubte er ſich wohl ſagen zu können; hatte er doch eine Menge guter Freunde erworben, hatte er doch Verbindungen angeknüpft in der Nähe ihres Hauſes, und was die Verſchwendung der paar Thaler anbelangte, ſo war das ja ein alter ehrwürdiger Gebrauch. — Und wie dankbar war Windſpiel nicht für das Trinkgeld, das er erhalten! Er legte ihm ſeinen Mantel um, er reichte ihm das ſpaniſche Rohr und den Hut, er complimentirte ihn ſo liebenswürdig zur Thür hinaus, bis auf die Gaſſe, er machte dort noch eine ſehr tiefe Verbeugung, als Don Larioz nun end-

lich wieder auf die Straße in Wind, Regen und Schnee hinaus trat.

Dahin zog er über den Platz, den man die Burggaſſe nannte, und woher es kam, wußte er nicht, aber er hatte die Idee, als blickten ihm aus allen Fenſterläden unſichtbare Zuſchauer nach, die genau beobachteten, ob er die Füße recht auswärts ſetze, ob er den Kopf gewohntermaßen aufrecht halte, und ob er in einer geraden Linie dahin wandle. So ſehr er ſich denn auch bemühte, dieſen Forderungen nachzukommen, ſo wollte ihm doch namentlich das Letztere nicht ſonderlich gelingen. Wenn er jetzt auch wirklich in der Mitte der Straße dahin ging, ſo befand er ſich ſchon nach hundert Schritten an der rechten Häuſerreihe, was ihm unbegreiflich erſchien und wobei er ſich mit ſehr großem Erſtaunen einige Mühe geben mußte, die fragliche Ecke, da er ſo nahe an ſie hingerathen, ohne Anſtoß zu umgehen. Aber ſeine Ausdauer ſiegte, und ſo hatte er denn bald die Burggaſſe hinter ſich, kam auch, indem er mechaniſch regelmäßig einen Fuß vor den anderen ſetzte, in die Nähe ſeines Bureau's, fand glücklich die Einfahrt in den finſteren Hof und nach einiger Anſtrengung auch die Thür ſeiner Schreibſtube.

Herr Doktor Plager war ausgegangen und hatte Gottſchalk beauftragt, ſeinem Schreiber zu ſagen, er müſſe ein wichtiges Geſchäft abgemacht haben, da er ſo lange ausgeblieben ſei. Mit dem beſten Willen und trotz eifrigen Nachdenkens konnte ſich aber Herr Larioz keines wichtigen Geſchäftes erinnern, das er beſorgt; nur Eines fiel ihm ein, nachdem er lange gegrübelt, daß er nämlich ſeinen Prinzipal, den Rechtsconſulenten, auf ſieben Uhr zu dem Grafen von Helfenberg zu beſtellen habe, und um das nicht wieder zu

vergeſſen, beauftragte er den kleinen Schreiberlehrling, dieſe Commiſſion zu Papier zu bringen und auf den Tiſch des Doktor Plager niederzulegen.

Herr Larioz hätte in dieſem Augenblicke nicht ſchreiben können, ſein Kopf war ihm zu ſchwer, ſeine Hand zitterte unſtät. Er ließ ſich an ſeinem Schreibpulte nieder, ohne die verwunderungsvollen und erſtaunten Blicke zu bemerken, mit denen ihn Gottſchalk betrachtete. Er ſtützte das betäubte Haupt auf die Rechte und blickte träumend in den wüſten, ſchmutzigen Hof hinaus.

Er konnte von ſeinem Platze aus gerade auf den feſtgetretenen Schutthaufen ſehen, in deſſen Rinnſalen das angeſammelte Regenwaſſer wie in kleinen Flußbetten niederſtrömte. Ihm ſchienen es in dieſem Augenblicke wirkliche Flüſſe zu ſein, deren Lauf er vom hohen Gebirge verfolgte, und die ihn der Freiheit und, aus dem ſchmutzigen Hofe hinweg, ſchönen glücklichen Ländern entgegenführten. Die kahlen Ufer bedeckten ſich mit Gebüſchen; Roſen, Oleander und Orangenhaine erhoben ſich zu beiden Seiten; er ſah prächtige Landhäuſer mit ſpiegelblanken Fenſtern und an einem ſie, die ihm winkte, ſein Boot anzulegen. — Doch zog es ihn fort nach dem fernen Arabien, wohin ſich der große ſpaniſche Magier Carabanzeros, der von Geburt ein Maure war, zurückgezogen, um dort den Zauberſpruch zu erlernen, den er vergeſſen: —

Trau, treue Trine — —

Ach, wenn dieſe ſüßen Traumgeſtalten nur nicht ſo häufig zerriſſen worden wären durch die proſaiſche Wirklichkeit, durch das ſchallende Zuſchlagen irgend einer Thür in dem großen

Gebäude, durch den Anblick und das Gekreiſch eines alten Weibes, die einem herabgewehten Stück Wäſche in den Hof nachſtürzte, und durch das Klatſchen von Schnee und Regen, welchen die Gewalt des Windes zuweilen gegen die lockeren Fenſterſcheiben der Schreibſtube peitſchte. Und dazu kam noch ein eigenthümliches Sauſen und Rauſchen im Kopfe des Träumers ſelbſt, das er vordem nie empfunden, bei deſſen Getöne eine plötzliche Hitze über ſein Geſicht flog! — Dann ſeufzte er tief auf und ließ ſeinen Kopf ganz auf das Pult niederſinken.

Achtzehntes Kapitel.

Eugenie.

Neben vielen Annehmlichkeiten, welche das Haus des Barons von Breda bot und die es dem Geſchmacke und dem bei den vielen Reiſen des Erbauers Geſehenen verdankte, hatte es auch einen Wintergarten, der bei der ſchlechten Jahreszeit ein wahres Kleinod genannt werden konnte. Dieſer Wintergarten, beſtehend aus einem ſehr großen Glashauſe, befand ſich ſeitwärts von dem Portal gegen Südoſt gelegen, ſtieß gegen das Haus zu an den kleinen Speiſeſaal und ſtand auf der anderen Seite mit den Gewächshäuſern in Verbindung. Es war ein längliches Viereck, deſſen vier Seiten durch rankende Gewächſe und Pflanzen in Kübeln, ſowie in den freien Grund geſetzt, vollſtändig verdeckt waren, welche nun grüne Laubwände bildeten, von denen einige bis an die gewölbte Decke emporſtrebten, während andere ihre Zweige weit herabhängen ließen und ſo eigene reizende Wölbungen

bildeten. Die vier Ecken waren durch Blumengruppen abgerundet, zwiſchen denen man freundlich aus dem Grün hervorleuchtende weiße Marmorfiguren ſah. Die Decke des Glashauſes hatte ſo einfach als ſinnreich eine hellblaue Färbung erhalten, wodurch man ſelbſt bei trübem und Regenwetter den klaren Himmel zu ſehen glaubte. Von dieſer Decke herab hingen drei Kronleuchter, äußerſt geſchmackvoll aus Holzſtämmen gebildet, welche in einer unten befindlichen Schale Epheu trugen, deren Ranken ſich um die Arme des Kronleuchters bis hoch hinauf zur Decke ſpannten.

Vom Eßzimmer des Hauſes ging man auf vier Stufen in den Wintergarten hinab, weßhalb man, oben auf der Thürſchwelle ſtehend, das ganze ſchöne Glashaus mit einem Blick überſehen konnte. Auf der erſten Langſeite befand ſich ein Springbrunnen, der ſein Waſſer zuweilen hoch hinauf unter die immergrünen Zweige fremdartiger Sträucher und Bäume ſandte, von denen alsdann die einzelnen Tropfen lange nachplätſchernd wieder in das Baſſin hinabfielen. Gewöhnlich ſtanden die weiten Flügelthüren, welche in das Speiſezimmer führten, offen, und dann empfand man auch in dieſem Gemach die angenehme gleichförmige Wärme des Gewächshauſes, ſowie den würzigen Duft der Pflanzen und Blumen.

An demſelben Nachmittage, von dem wir vorhin dem geneigten Leſer dieſer wahrhaften Geſchichte berichtet, ſtanden die Flügelthüren zum Eßzimmer ebenfalls offen, und es wird uns erlaubt ſein, einen Blick hinein zu werfen.

Es war dies ein einfaches und elegantes Gemach, Decke und Wände mit einer Täfelung von Eichenholz bedeckt, die vier Ecken mit Blumengruppen garnirt, aus deren jeder eine prachtvolle Bronze-Statuette hervor ſah. Von gleichem Me-

tall war der Kronleuchter, der von der Mitte der Decke herabhing; er war wie aus fremdem, ſtarkblättrigem Schilfe geformt, deſſen Blätter, in der Mitte ein Büſchel bildend, unten nach vielen Seiten aus einander gingen, dann wieder in die Höhe ſtiegen und Waſſerlilienkelche zeigten, welche die Wachslichter trugen. Der Boden war mit einem Teppich von Wachstuch bedeckt, darauf ſah man in der Mitte unter dem Eßtiſch von hellem Eichenholz eine dicke perſiſche Vorlage mit den unbeſtimmten, dunklen und doch ſo eleganten Deſſins. An der Wand, den Flügelthüren des Gemaches gegenüber, befand ſich ein Kamin von jenem bekannten bronzefarbenen, mit feinen Adern durchzogenen italieniſchen Marmor, und über demſelben ein koloſſaler Spiegel, der bis zur Decke reichte, — das Einzige, was in dieſes Zimmer als Speiſeſaal nicht recht zu paſſen ſchien. Und doch that ſich Baron Breda auf die Anbringung dieſes Spiegels, und nicht mit Unrecht, etwas zu Gute; denn in ihm zeigte ſich durch die geöffneten Thüren das Bild des Wintergartens ſo täuſchend, daß man mitten im Grünen zu ſitzen glaubte, um ſo mehr, als das Gemach nur von oben erhellt, nirgend einen Blick auf die im Winter abgeſtorbene Landſchaft, auf Schnee, oder Regen, erlaubte.

In beiden Räumen, im Wintergarten, ſowie im Eßzimmer, herrſchte momentan eine tiefe Stille, deren Einförmigkeit, man könnte faſt ſagen, noch vermehrt wurde durch das gleichmäßige Plätſchern des Springbrunnens; zuweilen nur vernahm man das leiſe Zwitſchern eines Sperlings, von denen ſich ein paar unbefugterweiſe eingeſchlichen hatten und es ſich nun hier ſehr wohl ſein ließen, während ihre Kameraden draußen oft jämmerlich hungerten und froren.

Doch wurde jetzt die Stille, die ſchon längere Zeit im

Glashauſe geherrſcht, dadurch ſehr auffallend unterbrochen, daß man an dem dem Speiſeſaal entgegengeſetzten Ende mit einem Male eine menſchliche Stimme vernahm, welche die Melodie des lieben Auguſtin gemüthlich und ohne Uebereilung vor ſich hinpfiff, was unter den fremdartigen Bäumen und bei dem Plätſchern des Brunnens gewiſſermaßen ſehr komiſch klang; auch ſchallte es bedeutend in dem hohen Raume, was aber dem Pfeifer zu gefallen ſchien; denn nachdem er die bekannte Melodie einmal durchgepfiffen, fing er ſie wieder von vorn an und hätte das möglicherweiſe, ohne zu Ende zu kommen, Gott weiß, wie lange fortſetzen können.

Mittlerweile hatte ſich auch die Thür geöffnet, welche aus dem Hauſe in das Speiſezimmer führte, und der kleine Jockey war eingetreten, auf dem Arme Tiſchzeug und Servietten tragend, die er auf einen Nebentiſch legte und darauf den runden Eßtiſch, der in der Mitte ſtand, ſammt Teppichunterlage nicht ohne einige Mühe dem Kamin näherte, in welchem ein luſtiges Feuer loderte. Dann ſchloß er den großen Eichenſchrank auf, der ſich in einer Ecke befand, deckte die Servietten über den Tiſch und ſtellte zwei vollſtändige Couverts auf. Er that das alles mit wichtiger, ja, man könnte ſagen, finſterer Miene, wobei er, ſo oft er bei dem Spiegel vorüber kam, was ſehr häufig geſchah, einen forſchenden Blick hinein warf. Doch mochten ihn dieſe Forſchungen nicht vollkommen zufrieden ſtellen, denn ſeine Miene verfinſterte ſich immer mehr; auch gab er ſich gewaltige Mühe, ſeine Figur etwas größer erſcheinen zu laſſen, zu welchem Zweck er ſich faſt die Hüften ausrenkte.

Jetzt hatte er den Tiſch gedeckt und nahm einen kleinen ſilbernen Präſentirteller, der ebenfalls auf dem Schranke

ſtand, ſetzte ein Glas darauf, rollte einen Stuhl vor den Kamin und ſtellte ſich auf dieſen, ſo daß er wenigſtens drei Viertel ſeiner kleinen Figur in dem Spiegel ſehen konnte. Hierauf bemühte er ſich, den Teller mit dem Glaſe mit einer graziöſen Attitude zu halten, als wollte er das letztere Jemand präſentiren. Er machte zu dieſem Zwecke mehrere Verſuche, die er aber ſelbſt alle als nicht gelungen zu betrachten ſchien. Jetzt nahm er den Teller auf die rechte Seite, bog ſich ſcharf vorn über, wobei er aber den Kopf hoch erhoben trug, und ſeine Mienen einen gewiſſen unbeugſamen Stolz, aber ſehr mangelhaft, auszudrücken ſuchten; dann nahm er Teller und Glas auf die linke Seite, auf die des Herzens, gab ſeinem Körper, namentlich Bruſt und Schultern, eine herausfordernde Stellung, während er jedoch den Kopf demüthig ſenkte, als wolle er ausdrücken: ſtolz kann ich ſein, wo es mir nothwendig erſcheint; aber vor dir beuge ich mein Haupt in tiefer Unterwürfigkeit. Auch auf der Kehrſeite betrachtete er ſich, indem er den Rücken gegen den Spiegel wandte und Hals und Kopf faſt krampfhaft verdrehte. Alle dieſe Stellungen aber hatten etwas außerordentlich Komiſches; man ſah, wie es dem kleinen Manne darum zu thun war, eine würdevolle, auffallende Haltung anzunehmen, was ihm doch durchaus nicht gelingen wollte. Da er ſich nebenbei ganz allein glaubte, ſo ließ er ſich vollkommen gehen und nahm eine Poſition wohl drei- bis viermal hinter einander an, bis ſie ihm als gelungen erſchien. Alsdann bewegten ſich ſeine Lippen, und er bot irgend einem unſichtbaren Gaſte auf die zierlichſte Weiſe das leere Glas.

Dieſer Moment aber war ſo drollig und ſo zum Lachen herausfordernd, daß es dem geneigten Leſer gewiß nicht un-

gerechtfertigt erſcheint, wenn ſich in der That plötzlich ein lautes Gelächter vernehmen ließ, von dem der höchlichſt überraſchte Jockey im erſten Augenblicke durchaus nicht wußte, woher es kam. Es war in der That, als hätten die Wände des Gemachs oder eine der Bronzefiguren in den Ecken ihre Luſtigkeit nicht mehr länger zurückhalten können.

Friedrich ſprang erſchrocken von dem Stuhle herab, wobei er übrigens mit einer außerordentlichen Gewandtheit das Glas balancirte, welches auf den Boden niederzufallen drohte; dann wandte er ſich ſchnell nach der Thür, die ins Haus führte, und da er dieſe feſt verſchloſſen fand, trat er auf die Schwelle des Wintergartens, wo er auch alsbald den Urheber des lauten Gelächters entdeckte.

Der Gärtner Andreas ſtand auf dem Kübel, in welchem eine rieſenhafte Sparmannia wuchs, durch deren Blätter und Zweige gedeckt, er ſelbſt unbemerkt alles hatte ſehen können, was ſich in dem Eßzimmer begeben. Als der kleine Mann den Späher jetzt gewahr wurde, ging ſein Schrecken in heftigen Zorn über; er ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden und rief aus: „Mit Euren ewigen ſchlechten Witzen und verfluchten Späherein. Ich hätte vom Stuhle fallen und den Hals brechen können, wenigſtens das Glas da.“

„Das will ich dir zugeben, Friedrich,“ entgegnete lachend der Gärtner, indem er näher trat. „Aber komm her, ſtell' du dich auf den Kübel und laß mich einmal da vor dem Spiegel deine Faxen machen, da wollen wir ſehen, ob du nicht noch viel toller lachen mußt.“

„Ich habe aber keine Faxen gemacht,“ verſetzte verdrießlich der Jockey, „und wenn ich auch wirklich auf dem Kübel ge-

ſtanden hätte, ſo würde ich doch zu discret ſein, um anderer Leute Thun und Laſſen zu belauſchen."

Der Gärtner klappte ruhig ſein Meſſer zu, mit dem er ein paar gelbe Zweige der Sparmannia abgeſchnitten, dann ſagte er kopfnickend: „Höre, Friedrich, du biſt ein ganz verfluchtes Bürſchlein; du weißt ſchon, was du thuſt und treibſt, und wenn du vor dem Spiegel ſtehſt und irgend eine ſchöne Stellung annimmſt, ſo braucht man dir wahrhaftig nicht zu ſagen, warum du das thuſt. — O du Pfiffikus!"

Der kleine Groom warf ſich in die Bruſt, und obgleich er ſich noch immer bemühte, finſter auszuſchauen, ſo flog doch ein leiſes Lächeln über ſeine Züge.

„Aber Scherz bei Seite!" fuhr der Gärtner fort, indem er näher trat und ſich an die Thüreinfaſſung des Eßzimmers lehnte. „Du haſt es in der That recht brav gemacht, und wenn auch klein von Geſtalt, ſo biſt du doch von einer Zierlichkeit, die Jedem in die Augen fallen muß. — Apropos!" ſprach er nach einer Pauſe, während welcher er wohl bemerkte, daß der kleine Jockey einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen, „haſt du denn einen Streit mit der Nanette gehabt?"

„Wie ſo? — Was ſolls?" fragte der Andere barſch. „Was geht mich die Nanette an!"

„Der Teufel auch, wie du ſprichſt!" erwiderte der Gärtner mit einer affektirten Verwunderung. „Da klang es doch vor acht Tagen ganz anders."

„Was ſoll mir die Nanette?" entgegnete ſtolz der Reitknecht; „das iſt ein hoffärtiges, naſeweiſes Ding, eine unnütze Perſon, die nicht gewußt hat, wie hoch ſie ſich im Werthe

anſchlagen ſoll, die ſich einbildet, auf einen Reitknecht herabſehen zu können. Wir ſind vollkommen fertig mit ihr.“

„Du handelſt raſch, Friedrich,“ verſetzte Andreas ſcheinbar mit großem Ernſte. „Du läßt dir von den Weibsleuten nichts bieten, und das gefällt mir. Es iſt eine ſchöne Sache, wenn man mit denen das umgekehrte Spiel treiben kann. Zuerſt hat ſie dich links liegen laſſen, und das ging dir ſehr zu Gemüthe; jetzt vergiltſt du ihr Gleiches mit Gleichem, und ſie iſt total unglücklich. — Ja, total unglücklich,“ wiederholte er in beſtimmtem Tone. „Wie geſagt, du biſt ein verfluchter Kerl. Aber was geht's mich an!“

Damit wandte er ſich, um in das Gewächshaus zurückzukehren, und ſprach dabei ganz gleichgültig: „Ja, was geht's mich an! Wer mich nicht fragt, dem brauche ich auch nicht zu rathen; und wer allein laufen kann, der ſoll's verſuchen; die Naſe hoch, vor ſich einen tiefen Abgrund, den er natürlicherweiſe nicht ſieht, bis er hineingeplumpt iſt, und dann erſt wird er ſchreien: Andreas, hilf mir! — Ja, proſit die Mahlzeit! Da ſinge ich, wie es in dem alten Liede heißt

Mutter, es hilft kein Thee mir mehr,
Juha, Thee mir mehr!“

Nach dieſen Worten trat der Gärtner auf die Treppe hinaus, die in das Gewächshaus führte, und begann wieder ſein Lied vom lieben Auguſtin zu pfeifen.

Der kleine Jockey zuckte unmuthig mit den Achſeln, indem er ſagte: „Ich habe Augen, um zu ſehen, was mir vor der Naſe liegt.“

Obgleich er aber anfänglich ein entſchloſſenes Geſicht machte, ließ er doch, als ſei ihm ein betrübter Gedanke ge-

kommen, mit einem Male die Unterlippe herabhängen, kratzte ſich am Kopfe und trat ebenfalls in den Wintergarten, nachdem er vorher den ſilbernen Teller und das Glas auf den Tiſch geſtellt.

Andreas ſtand wieder auf dem Kübel der Sparmannia und ſuchte ſo eifrig nach welken Blättern, pfiff auch ſo hartnäckig ſeine Melodie vor ſich hin, daß er unmöglich bemerken konnte, wie Friedrich ſich auf den Rand eben dieſes Kübels ſetzte; ebenſo begreiflich war es, daß der Jockey etwas ſagte, was der Andere gar nicht zu hören ſchien.

„Ihr wollt ein guter Freund ſein," rief endlich der kleine Mann ärgerlich; „iſt das Freundſchaft, wenn man Einem ſo einen bösartigen Brocken hinwirft, woran er erſticken könnte, und dann davon läuft und Einen ſtehen läßt?"

„Habe ich dir einen ſolchen Brocken vorgeworfen?" fragte verwundert der Gärtner. „Habe ich dir was Verdrießliches geſagt? Nicht daß ich wüßte!"

„Doch, doch! Ihr ſpracht von einem Abgrunde zu meinen Füßen, dem ich zuſchreite, in den ich ſtürzen müſſe. Eigentlich," fuhr er in hochmüthigem Tone fort, „verſtehe ich das wahrhaftig nicht; — aber," ſprach er nach einer Pauſe und nachdem er heftig geſchluckt, „wenn ich einen Freund hätte, dem etwas vor den Füßen läge, worüber er fallen müßte, ſo würde ich ihm ſagen: Da, nimm dich in Acht, geh bei Seite!"

„Und das ſoll ich dir wohl auch ſagen?" erwiderte der Gärtner mit ſcharfem Tone. „Damit der hochmüthige Herr Friedrich ſich ſo — in die Bruſt wirft, mit dem Kopfe wackelt und mir zur Antwort gibt: Ich habe gute Augen, um zu ſehen, was vor meiner Naſe liegt."

Dabei ahmte er die Stellung und Geberden des kleinen Reitknechts außerordentlich getreu nach, was um so komischer aussah, da er dies auf dem Rande des Pflanzenkübels that.

„Also von Abgründen soll ich mit dir reden?“ fuhr er nach einigen Augenblicken achselzuckend fort. „Was weiß ich, ob du in deinen hohen Ideen nicht Lust hast, nur so ein bischen am Abhange spazieren zu gehen, oder ob du Muth besitzest, hinab zu springen, um zu Grunde zu gehen oder da unten etwas Köstliches zu finden!“

„Muth habe ich schon,“ sagte der kleine Groom, indem er sich in die Brust warf. „Aber vor allen Dingen laßt mich hören, was ihr mit dem Abgrunde meint.“

Statt aber bei diesen Worten den Gärtner anzuschauen, blickte er auf eines der wolligen Blätter der Sparmannia, das er verlegen zwischen den Fingern zerrieb.

Ueber die Züge des Anderen flog ein triumphirendes Lächeln; doch nur eine Sekunde lang, dann nahm er eine erzürnte Miene an und sprach, indem er nicht nur die Worte, sondern auch den Ton der Stimme seines Gegenübers nachäffte:

„Aber vor allen Dingen laß mich hören, was hast du mit dem Kammerdiener François zu munkeln, den du zuweilen in der Stadt triffst und mit dem du gestern Abend hinter den Gewächshäusern eine halbe Stunde lang parlirtest? — Bist du nicht ein leichtsinniger Kerl, von dem man glauben könnte, er sei hier oben vernagelt?“ fuhr er in gewöhnlichem Tone fort, wobei er mit der Handfläche an seine eigene Stirn schlug. „Das muß der Herr Baron erfahren, und du sitzest vor der Thür, ehe man Eins, Zwei, Drei zählen kann.“

„Ich hätte den François geſprochen?“ rief Friedrich mit erkünſteltem Erſtaunen, „den Kammerdiener vom Gute draußen, von dem ich weiß, daß er der ganzen Herrſchaft und mit vollem Rechte verhaßt iſt?“

„Von dem du weißt, daß er der ganzen Herrſchaft und mit Recht verhaßt iſt,“ wiederholte der Gärtner in ſehr nachdrücklichem Tone, den haſt du geſtern Abend hinter den Gewächshäuſern geſprochen!“

„Da wollte ich doch ſchwören auf alles, was Ihr wollt!“ rief der kleine Jockey eifrig. „Nein, ſo was müßt Ihr mir nicht nachſagen!“ Dabei nahm er eine gekränkte Miene an.

„O, Bürſchlein Bürſchlein!“ verſetzte Andreas, indem er mit dem Zeigefinger der linken Hand — in der rechten hielt er das Meſſer — vor dem Geſichte des Andern hin und her fuhr. „Du willſt da ſchwören und zwinkerſt doch mit den Augen, wenn ich dich feſt anſehe? Wenn ich nun einen Zeugen nennen wollte, der dich geſtern mit dem François ſprechen ſah? Wenn ich mit dieſem Zeugen vor den Herrn Baron hinträte und ihm ſagte: So und ſo, gnädiger Herr, wahr iſt es, Sie können mir glauben; der Friedrich, der kleine Halunke, conſpiratirt mit dem François gegen die Herrſchaft. He, Sohn, was dann? Da kannſt du auch hingehen und Bierwirthſchafts-Kellner werden, wie dein Bruder im Reibſtein in der Burggaſſe.“

Während der Gärtner ſo ſprach, hatte der Groom finſter vor ſich hingeblickt, alsdann preßte er die Lippen auf einander, und eine ſeltene Entſchloſſenheit zeigte ſich auf ſeinen Zügen; auch glänzten ſeine Augen wie die einer erzürnten Katze, als er zur Antwort gab: „So, Ihr habt

einen Zeugen, der mich geſehen? Nun, dann iſt mir's gleichviel, ob Ihr mich heute oder morgen beim Herrn angebt; denn wenn Ihr es nicht thut, ſo thut es der Andere, der, wie Ihr ſagt, mich geſehen. Aber in dem Falle werde ich freiwillig nicht das Geringſte ſagen, ſo unſchuldig es auch ſein mag, nicht das Geringſte." — Er machte eine heroiſche Handbewegung.

„Du biſt und bleibſt ein Kindskopf," ſagte der Andere jetzt auf einmal mit einem gutmüthigen Lächeln. — Er klopfte die Gartenerde am Rande des Kübels von ſeinem Meſſer und fuhr alsdann fort: „Und doch biſt du ein ſchlimmer Geſelle; denn wenn du glaubſt, ich ſei im Stande, dich von einem Andern belauſchen zu laſſen, ſo wärſt du in der That fähig, es mir ſo zu machen. — Alſo, daß du mit dem François geſprochen, gibſt du zu?"

„Wie kann ich das zugeben, da es nicht wahr iſt!" rief der Reitknecht. „Allerdings ſprach ich geſtern Abend mit Jemand hinter den Gewächshäuſern, aber das war der Jäger Klaus."

„Kann dieſer verdorbene Burſche lügen!"

„Ich ſchwöre einen feierlichen Eid, daß ich den Jäger Klaus geſtern Abend hinter den Gewächshäuſern geſprochen," ſagte Friedrich, indem er die rechte Hand feierlich empor hob.

„Auch geſprochen, du Spitzbube!" verſetzte der Gärtner. „Jetzt gib Acht, Kerlchen, ich will dir ſagen, wie die Sache ſich begeben, und da wollen wir ſehen, ob der Andreas zu viel oder zu wenig weiß. — Du ſtandeſt geſtern Abend, als es dunkel war, hinter dem Camelienhaus und ſprachſt mit François; da hörtet ihr Schritte, der François retirirte ſich um die Ecke, und du, ein durchtriebener Geſelle, wie du biſt,

pfiffst ruhig: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage! — He, weiß ich Alles?" — Dabei blinzelte er mit dem rechten Auge pfiffig gegen Friedrich. — „Und du thatest, als wenn du nach den Ställen gehen wolltest."

„Das Letztere ist vollkommen wahr; ich habe gepfiffen und bin auch nach den Ställen gegangen."

„Unterwegs trafst du Klaus?"

„Ja, ich traf Klaus, das heißt, ich traf ihn nicht, sondern als ich sah, daß er mich vermeiden wollte, da sagte ich ihm: guten Abend, wie geht's? und ging meiner Wege."

„Und tratest zu dem sauberen François hinter das Camelienhaus?"

Der Reitknecht zog ein spitzes Maul und zuckte mit den Achseln, ohne Antwort zu geben.

Andreas klappte sein Messer zu, dann sprach er ruhig: „Ich will dir was sagen, Sohn, wenn du in das Loch hinein purzeln willst, auf welches du zuduselst, so kann es mir schon recht sein, obgleich es mir leid thut, denn bei all deinem Leichtsinn hast du ein paar gute Seiten. Du mußt nun auch gar nicht glauben, daß ich wissen will, was du mit dem François verhandelt — Gott soll mich bewahren! dafür ist mir meine Stelle zu lieb. Aber wenn du einen guten Rath annehmen willst, so sagst du mir zu deinem eigenen Besten, wer mit Klaus sprach, nachdem er bei dir vorübergegangen war — du weißt es, du hast ihn beobachtet."

Der kleine Jockey versuchte es, ein schmerzliches Gesicht zu ziehen, aber er brachte es nur zu einer Grimasse, wie sie vielleicht ein Affe zeigen wird, den man in den Schwanz kneipt. Dabei patschte er mit der Hand auf sein

Herz und ſagte mit affektirter Rührung: „Das hat mich erſchüttert.“

„Ja, ich habe beim Nachteſſen geſehen, daß es dich erſchüttert hat. Haſt du doch geſeufzt, daß Alle aufmerkſam wurden, und daß ſelbſt die Nanette gefragt, ob du vielleicht ein Herzleiden hätteſt?“

„Ich hatte auch geſtern ein Herzleiden,“ entgegnete Friedrich mit einem tiefen Seufzer und melancholiſchem Tone. „Seht Ihr, Andreas,“ fuhr er redſeliger fort, „es thut weh, wenn man ſo bittere Erfahrungen machen muß. Aber ich halte es für eine wahre Wohlthat, mich gegen einen Freund ausſprechen zu können. Und Ihr ſeid doch mein Freund, nicht wahr, und ſchwört mir unverbrüchliches Stillſchweigen?“

Jetzt hatte der ſchlaue Gärtner den kleinen Jockey auf dem Punkte, auf dem er ihn haben wollte. Seine Worte begannen zu fließen, wie das Waſſer aus einer geöffneten Schleuſe, und es brauchte jetzt nur noch eines Gegendrucks, um es im Augenblicke darauf ſtärker hervorquellen zu machen. Deßhalb ſprach auch Andreas mit gleichgültiger Miene, indem er Anſtalten machte, von dem Kübel herabzuſteigen: „Du weißt, ich ſchwöre nicht gern, und es iſt auch nie meine Art geweſen, mich in anderer Leute Geheimniſſe einzudrängen. Wenn Jemand kein Vertrauen zu mir hat, ſo ſoll er es bleiben laſſen, dann brauche ich ihm auch keinen guten Rath zu geben.“

„Ihr wißt aber wohl, daß ich Vertrauen zu Euch habe, und ich hätte ſchon mit Euch geſprochen, aber da macht Ihr immer über jede Kleinigkeit einen Spektakel, wenn auch ſo gut wie gar nichts dahinter iſt.“

„Na, na!“ entgegnete der Gärtner, „davon ſpäter! Ich ſage dir, die Sache iſt ernſt genug.“

„Ja, es hat mich auch überraſcht und ſchmerzlich berührt,“ erwiderte der Jockey, nachdem er heftig geſchluckt. „Was hat der Jäger Klaus überhaupt hier bei uns in Nacht und Nebel zu ſchaffen? Und was hat — — das gnädige Fräulein mit ihm im Geheimen zu verkehren?“

„Das gnädige Fräulein?“ rief ungläubig lachend der Gärtner. „Höre, armer Burſche, du ſiehſt das gnädige Fräulein überall. — Das gnädige Fräulein — ah bah! Wo haſt du denn deine Augen gehabt?“

Er zuckte aufs Auffallendſte mit ſeinen Achſeln und ſtieg alsdann gemüthlich vom Kübel herab.

Durch dieſen Widerſpruch augenſcheinlich gereizt, verſetzte Friedrich in ſehr beſtimmtem Tone: „Meine Augen hatte ich bei mir, und die ſehen ſehr gut; auch mögt Ihr die Achſeln zucken, wie Ihr wollt, und ein ungläubiges Maul ziehen, ſo iſt doch wahr, was ich ſage. Das gnädige Fräulein war es, die aus dem Hauſe kam, gerade ſo, als habe ſie mit Klaus die Zeit abgeredet gehabt. Und dann ſprachen die Beiden mit einander wohl zehn Minuten lang.“

Andreas ſchüttelte mit dem Kopfe, dann ſagte er im Tone des Unglaubens, wobei er aber aus den Augenwinkeln einen lauernden Blick auf Friedrich warf: „Was ſoll das gnädige Fräulein mit dem alten Jäger Klaus zu ſchaffen haben? — Narrenspoſſen!“

„Das will — das würde ich Euch ſagen,“ verbeſſerte ſich plötzlich der Jockey, „wenn ich es nämlich wüßte.“

Bei dieſen Worten betrachtete er aufmerkſam das Blatt

der Sparmannia, welches er zwiſchen die Finger genommen hatte.

Der Gärtner ſteckte die Hände in die Seitentaſchen ſeiner Jacke und entgegnete: „Nun ja, angenommen, du hätteſt richtig geſehen — es wäre wirklich das gnädige Fräulein geweſen, welches mit dem alten Jäger ſprach, was wird die ganze Geſchichte ſein? — Er ging von dem Gute nach der Stadt und nahm einen Auftrag von der Frau Mutter des gnädigen Fräuleins mit.“

Friedrich ſchüttelte pfiffig lächelnd den Kopf und erwiderte nach einer kleinen Pauſe: „So iſt es nicht; es muß etwas ganz Anderes geweſen ſein.“

„Das hat dir François geſagt?“ fragte raſch der Gärtner, worauf der Andere ſich ſcheu umſah und dann haſtig mit dem Kopfe nickte.

„Ei, ei! — hm, hm!“ machte Andreas, während er die Arme über einander ſchlug und zu Boden blickte. „Das iſt eine verwickelte Sache, die überlegt ſein will. Wenn du wirklich Zutrauen zu mir haſt — und ich rathe dir als Freund, welches zu haben — ſo wollen wir heute Abend nach dem Diner der Herrſchaft darüber weiter ſprechen. — Jetzt iſt nimmer Zeit dazu,“ fuhr er eilig fort, indem er aufhorchte. „Hörſt du, dort kommen die Pferde.“

In der That vernahm man in dieſem Augenblick noch von der Straße draußen den leichten Galoppſchlag anſprengender Pferde. Der Gärtner Andreas verlor ſich im Hintergrunde des Gewächshauſes, und Friedrich, der Jockey, verſchwand durch die Eingangsthür auf der linken Seite, die ins Freie führte.

Kurze Zeit darauf erſchien der Baron Breda an der

Seite Eugeniens am Eingangsthore des eleganten Hauſes. Beide kamen von einem Spazierritte zurück, und als die Pferde auf dem weichen Sandboden nur im Schritte gehend daher kamen, bog ſich der Baron im Sattel gewandt zu der ſchönen Reiterin hinüber und ordnete etwas an den Zügeln ihres Pferdes, die ſich verwirrt hatten, worauf er ihr dieſelben mit einem freundlichen Blicke in die Hand gab. Der große Lord ſtrebte ſo ſtark nach dem Stalle, daß ihm der kleine Braune, den Eugenie ritt, im Schritt nicht folgen konnte, weßhalb ſie ihn lachend mit der Reitpeitſche berührte, worauf er mit einer eleganten Lancade zu gleicher Zeit an der Thür des Glashauſes hielt. Und das gewährte bei dem feſten Sitze des ſchönen Mädchens einen reizenden Anblick.

Baron Breda ſchwang ſich leicht aus dem Sattel und hob alsdann auch Eugenie von ihrem Pferde herab. Friedrich ergriff die Zügel der beiden Thiere und führte ſie mit einem beinahe finſteren Seitenblicke auf die junge Dame nach dem Stalle.

Der Gärtner Andreas aber hatte ſich an der Eingangsthür zum Glashauſe eingefunden und öffnete dieſelbe, um die Beiden einzulaſſen.

Eugenie ging voraus, und als ſie ſo leicht und graziös zwiſchen den grünen Pflanzen dahin wandelte, konnte man wohl kaum eine reizendere Erſcheinung ſehen. Das ſchwarze, knapp anliegende Reitkleid zeigte die ſchlanken und doch ſo vollen Formen ihres Körpers. Und wie ſie die Schleppe deſſelben ſo natürlich und hübſch mit der linken Hand trug! Dabei ſchien ſie durchaus nicht von dem Ritte ermüdet zu ſein; denn ſie blieb bald hier, bald da ſtehen, ſtrich leicht

mit den Fingern über das Blatt einer fremden Pflanze oder beugte ſich nieder auf den noch offenen Kelch irgend einer Blume.

„Du mußt aber geſtehen, Onkel George," ſagte ſie alsdann, indem ſie ſtehen blieb und ſich gegen den Baron umwandte, „daß ich deinem Reitunterrichte keine Schande mache. Auch fatiguirt es mich von Tag zu Tag weniger, ein paar Stunden zu Pferde zu ſein, nur fühle ich mich echauffirt, ach, recht echauffirt! Und da thut die kühle Temperatur hier in dem Gewächshauſe ſo außerordentlich wohl."

„Ja, wir ſind ein wenig ſcharf geritten," entgegnete der Baron, indem er mit inniger Freundlichkeit auf das zart geröthete Geſicht des jungen Mädchens blickte, deſſen Augen förmlich leuchteten. „Aber geh in deine Zimmer, Kind," fuhr er beſorgt fort, als er ſah, daß Eugenie keine Miene machte, das Glashaus zu verlaſſen. — „Nein, nein," ſetzte er eifrig hinzu, indem er bemerkte, daß ſie ihren Hut abnehmen wollte, „das darfſt du jetzt nicht thun; dazu iſt es doch zu kühl hier, du wirſt dich jedenfalls erkälten."

Dabei hatte ſie aber ſchon mit großer Behendigkeit den kleinen, grauen Filzhut herabgenommen und bewegte ihn ſchelmiſch lächelnd gegen ihren kopfſchüttelnden Begleiter, dem es jedoch nicht gelingen wollte, eine ernſte Miene anzunehmen, wie einen Fächer vor dem Geſichte auf und ab, ſo daß Schneeflocken und Waſſertropfen, die ſich am Rande angeſammelt hatten, auf ihr dickes ſchwarzes Haar flogen, ſich dort einen Moment wie glänzende Punkte anhängten und den ſchönen Kopf des jungen Mädchens wie eine friſch blühende, dunkelglühende, mit Thauperlen beſäete Roſenknoſpe erſcheinen ließen.

Der Baron ſchaute eine Sekunde nachſinnend in die kindlich lächelnden Augen des Mädchens, dann fuhr er mit der Hand leicht über ihr feuchtes Haar und ſagte, indem er eine ernſte Miene anzunehmen ſuchte: „Du biſt ein ſchrecklicher Wildfang, Eugenie, und man muß ſich obendrein in Acht nehmen, dir etwas zu verbieten; denn ſtatt daß du einem guten Rathe Folge leiſteſt, begehſt du noch etwas Anderes dazu. Ich warne dich vor Erkältung, und du ſpritzeſt dir Waſſer und Schnee auf die erhitzte Stirn. Ja, ja, wer kann dich bändigen! Die Tante iſt zu nachſichtig und ich — ſehe leider den dritten Theil deiner kleinen Unarten nicht.“

Eugenie hatte bei dieſen Worten aufmerkſam mit den großen Augen das Geſicht ihres Onkels betrachtet, und wenn ſie etwas auf demſelben entdeckt hätte, was wie Verdruß oder Kummer ausgeſehen, ſo würde ſie das gewiß tief betrübt haben; da ſie aber bemerkte, daß die Strafpredigt durchaus nicht ernſtlich gemeint war, ſo machte ſie einen tiefen ſchelmiſchen Knix und ſprang davon, indem ſie zurückrief: „O, Onkel George, ich muß machen, daß ich dir aus den Augen komme; denn ſonſt zankſt du in Einem fort mit mir, und das über lauter Sachen, die ich von dir und bei dir gelernt.“

Dahin flog ſie die paar Stufen hinan zum Eßzimmer und hätte faſt den Gärtner Andreas umgeworfen, der wieder hinter den dichten Zweigen der Sparmannia zu thun hatte, und verſchwand darauf hinter der Flügelthür.

Der Baron ſchritt ihr kopfſchüttelnd nach, und als er ſie ſo durch die Geſträuche dahin ſchlüpfen ſah, war ihm das junge Mädchen obgleich ſie erſt vor Kurzem in ſein Haus gekommen, doch gerade hier in demſelben durchaus keine fremdartige Erſcheinung; es war ihm, als ſei ſie von Anfang an

da geweſen, und als gehöre ſie ſo zum Ganzen, daß dieſes nicht ohne ſie beſtehen könnte. Freilich lächelte er ſelbſt über ſeine Phantaſieen, wenn er dachte: Wozu wäre das Glashaus nöthig, wenn Eugenie nicht hier Morgens ſpazieren ginge, dort auf jener Bank ihre Bücher leſen würde und dem Gärtner Andreas oft halbe Stunden lang Gelegenheit gäbe, ſeine Kenntniſſe und ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, indem ſie ihn über die Namen aller erdenklichen Pflanzen und Blumen examinirte, dieſe aber oft beſſer wußte, als er? — Wozu hätte ich meine Reitpferde, als daß ich mit Eugenien ſpazieren ritte? wozu meine Loge im Theater, als daß ſich das junge, ſchöne Mädchen dort in die Ecke ſchmiegt? leider für viele müßige junge Herren ein Schauſpiel im Schauſpiel.

So dachte Baron Breda, als er langſam durch den Wintergarten und den Eßſalon nach ſeinem Zimmer ſchritt. Gewiſſermaßen aber hatte er ein Recht, ſo zu denken; denn erſt ſeit das junge lebhafte Mädchen im Hauſe war, wurden die ebengenannten Gegenſtände in ihrem vollen Umfange gewürdigt und benutzt. War doch früher die Breda'ſche Loge im Opernhauſe in ihrer Leere zu einem Sprichworte geworden; ſchienen doch der Wintergarten und die weitläufigen Gewächshäuſer nur eben dazu eingerichtet zu ſein, daß Andreas etwas zu thun habe; wurde doch der reizende Eßſalon nur höchſt ſelten bei kleinen Diners, welche der Hausherr ſeinen Freunden zur Winterzeit gab, benutzt; und wenn auch der Baron, ehe Eugenie im Hauſe war, viel zu Pferde auswärts war, ſo vermehrte dies doch noch beträchtlich die Leere und Stille des Hauſes; denn wenn er alsdann zurückkam, ſo ſtieg er drüben bei den Ställen ab und bemühte ſich alsdann, ſo leiſe wie möglich die Treppen hinauf nach ſeinen Zimmern oder denen

ſeiner Frau zu gehen. Ja, es war, als hätten ſich früher Herrſchaft und Dienerſchaft geſcheut, in dem Hauſe das geringſte Geräuſch zu machen; letztere ſprach nur flüſternd zuſammen, und die erſtere gab auch höchſt ſelten einen lauten Ton von ſich. Nicht einmal beim Diner wurde von Herrn und Frau von Breda viel geſprochen, was eigentlich begreiflich iſt, denn ein Diner zu Zwei iſt nur in Ausnahmsfällen amuſant und wird gewöhnlich von der Langenweile ſelbſt bedient. Früher, als der kleine Jockey noch zuweilen luſtig gelaunt war, hatte er einmal dem Gärtner und der Nanette verſichert, jedesmal, wenn er ins Eßzimmer trete, kneife er ſich draußen in ſeine langen Ohren, damit es ihm nicht einmal paſſire, daß er beim Serviren irgend eines Gerichtes einſchlafe und umfallend ſeinen eigenen Kopf auf der Schüſſel präſentire.

Bei alle dem aber kann man nicht ſagen, daß Frau von Breda, in deren Weſen man wohl die Stille und Einförmigkeit des Hauſes ſuchen darf, dabei eine langweilige, verdrießliche oder gar unbedeutende Frau geweſen wäre. Im Gegentheil, bei einem regen, bildſamen Geiſte hatte ſie eine vortreffliche Erziehung genoſſen, redete und ſchrieb verſchiedene Sprachen mit großer Fertigkeit und beſchäftigte ſich außerordentlich viel, vielleicht etwas zu viel, mit Kunſt und Literatur; ſie las faſt den ganzen Tag, ohne daß ſie es liebte, ſich über das Geleſene auszuſprechen, woher es auch wohl kam, daß ſie ſich gern in ſich ſelbſt zurückzog, ein Bedürfniß nach Ruhe und Stille hatte, in welcher ſie von dem aufmerkſamen Gatten nicht geſtört wurde, und ſo eine Atmoſphäre, die zuweilen faſt an Langweiligkeit grenzte, über das ganze Haus verbreitete.

Schon in einem früheren Kapitel haben wir mit wenigen Worten der Verheirathung des Barons von Breda mit ſeiner Frau gedacht; letztere mußte es als ältere Schweſter mit Kummer und Beſorgniß erleben, daß ihre jüngere Schweſter, die Mutter Eugeniens, ein Leben führte, das mit der Zeit nur ein ſchlimmes Ende zur Folge haben konnte. Obgleich Beide ein großes Vermögen beſeſſen, ſo hatte doch die Baronin Henriette mit dem ihrigen auf die tollſte Art gewirthſchaftet, worin ſie von ihrem alten ſchwachen Manne, wenn nicht unterſtützt, doch auch nicht gehindert wurde, indem der Baron nur Sinn für ſeine verſchiedenen Sammlungen hatte, mit denen er ſich aufs eifrigſte und als Kenner beſchäftigte, während er ſich bei dieſer Beſchäftigung für den Gang des Hausweſens weder intereſſirte, noch darum bekümmerte. Bitten und Ermahnungen der älteren Schweſter waren gänzlich fruchtlos geblieben, und obgleich dieſe wohl einſah, daß ſie ein Leben wie das ihrer Schweſter ſelbſt mit den größten Aufopferungen ihrerſeits, nicht zu erhalten vermöge, ſo ließ ſie ſich doch bewegen, immer und immer wieder, ſelbſt mit großen Summen, auszuhelfen, was am Ende auch ihren Ruin hätte mit herbeiführen müſſen. Da hatte ſie ſich ein Herz genommen, um ihren jetzigen Mann, den Baron Breda, der als äußerſt zuverläßig in Geſchäftsſachen bekannt, ſowie um ſeines feſten Charakters willen mit Recht berühmt war, um Rath zu fragen. Der wilde George, welchen Namen ihm ſeine Kameraden vom Regiment gegeben, verdiente dieſe Benennung nur, wenn er im Sattel ſaß; denn da war ihm kein Wageſtück zu groß, kein Unternehmen zu tollkühn, das er nicht mit ausgeführt hätte, wenn es ihm von Anderen proponirt

wurde oder wenn er ſelbſt in ſeinen vielen Freiſtunden darauf verfiel.

Die Baronin kannte den Offizier ſchon von ihrem elterlichen Hauſe her, wo ihn ihr Vater gern geſehen und protegirt hatte. Auch hatte George beſtändig eine gewiſſe Zuneigung — man konnte ſie eine brüderliche nennen — für die beiden Schweſtern bewahrt; ja, er allein hatte das Recht, der Baronin Henriette von Braachen zuweilen ihre Thorheiten vorhalten und ſeine Ermahnungen mit der Frage ſchließen zu dürfen, wohin das verſchwenderiſche und ausſchweifende Leben denn eigentlich führen ſolle? Wenn ſie auch ihrem Prediger in der Wüſte, wie ſie ihn nannte, Anfangs lachend zuhörte und ſeine Angriffe geiſtreich und gewandt parirte, ſo war er doch im Stande, ſie ernſt zu ſtimmen, ja, ihr Thränen zu entlocken, ſie auch vielleicht zu guten Vorſätzen zu ermuntern, die aber leider in der nächſten Stunde darauf ſchon alle wieder vergeſſen waren. — „Ja, es iſt ein Unglück," pflegte ſie dann wohl zu ſagen, „daß guter Rath oft zu ſpät kommt und daß man Geſchehenes nicht ungeſchehen machen kann. Sie hätte ich heirathen ſollen, lieber George, dann wäre wahrſcheinlich Alles, Alles anders gekommen."

„Das wäre vielleicht möglich," hatte er dann trocken zur Antwort gegeben; „entweder hätte ſich Ihr Leben anders geſtaltet, oder wir wären Beide unglücklich geworden."

„Das Letztere erſcheint mir glaubwürdiger," erwiderte ſie dann mit einer unbegreiflichen Offenherzigkeit, und wenn ſie darauf in tiefes Nachſinnen verſunken war, ſo hatte er ſeinen Hut genommen und ſich empfohlen.

Auch die ältere Schweſter, deren ruhigen und ernſten Charakter Herr von Breda wohl erkannt, ſah er häufig bei

Beſuchen, die er ihr machte, oder in Geſellſchaften und auf Bällen, die ſie mit einer alten Tante beſuchte. Bei ſolchen Veranlaſſungen war er immer freundlich, theilnehmend, ja, auch aufopfernd für ſie geweſen; er liebte es, ſich in Geſellſchaften mit dem, wenn auch ältern, aber geiſtreichen Mädchen ſtundenlang zu unterhalten, und auf Bällen war er hergebrachtermaßen für gewiſſe Touren lange Zeit ihr Tänzer geweſen. Schon viele und mitunter dem Aeußeren nach auch vortheilhafte Partieen hatten ſich für die reiche Dame gefunden; doch mußten ihr dieſe nicht annehmbar erſchienen ſein, da keine zu Stande gekommen war.

Auch bei dieſen delikaten Angelegenheiten fragte ſie George häufig um ſeinen Rath, den er ihr auch in ſeiner kurzen und treffenden Weiſe bereitwillig gab, — eine offene Unbefangenheit, die uns zu der Annahme berechtigt, daß damals weder die Baronin, noch Herr George von Breda auch nur im Entfernteſten an eine Verbindung zwiſchen ihnen ſelbſt gedacht.

Da geſchah es, was wir ſchon oben angedeutet, daß ſie ihm eines Tages die Lage ihrer Schweſter genau aus einander ſetzte und nicht unterließ, ihm dabei zu ſagen, wie ſie vorausſichtlich wohl in den Fall kommen könne, ihre eigene Exiſtenz wenn auch nicht zu opfern, doch ſehr zu ſchmälern um ihrer Schweſter zu helfen.

George von Breda hatte ihr darauf alles wiederholt, was er ihr ſelbſt ſowohl als ihrer Schweſter ſchon häufig geſagt, und hatte es ſchließlich für rathſam gefunden, einen Geſchäftsmann aufzuſuchen, dem ſie die Verwaltung ihres Vermögens unter gewiſſen Bedingungen übertrüge, wobei ſie ſich freilich verbindlich machen müſſe, in Betreff ihrer Schweſter nichts

gegen den Rath dieſes Sachwalters zu unternehmen, der mit den Eigenſchaften, die er eigentlich haben müſſe, wohl ſehr ſchwer zu finden ſein dürfte.

Dieſe Unterredung hatte ein paar Stunden gedauert, und als der Baron darauf das Haus verlaſſen und ſein Pferd beſtiegen, war er im langſamſten Schritte durch die Straßen der Stadt bis in ſeine Wohnung geritten — ein Ereigniß, welches bei den ihm begegnenden Kameraden, die er obendrein aufs flüchtigſte grüßte, gewaltiges Kopfſchütteln hervorgebracht hatte.

Dieſes Kopfſchütteln aber vergrößerte ſich, wurde zur Verwunderung, ja, zum größten Erſtaunen aller, welche den wilden George gekannt, als derſelbe in den nächſten Tagen bei ſeinen zahlreichen Bekannten Verlobungskarten herumſchickte und darauf ſeinen Freunden und allen ihm näher Stehenden in ſehr trockenen Worten ſagte, er wiſſe wohl, daß die Verbindung, die er einzugehen im Begriffe ſtehe, verſchiedenartigen Deutungen unterliegen werde, er bäte aber, ſich im Ausdrucke dieſer Deutungen außerordentlich zu menagiren; denn wenn er ſich auch in dieſem Falle vorgenommen habe, auch ferner ein zuverläßiger und treuer Kamerad zu bleiben, ſo ſei er doch bekannt genug, daß man im anderen Falle von ihm glauben könne, er werde auch nicht das geringſte unangenehme oder anzügliche Wort, welches er in dieſer Angelegenheit erfahren würde, ruhig oder geduldig hinnehmen.

War es nun, daß man den wilden George fürchtete, oder ſtand er ſo hoch in der Achtung ſeiner Bekannten — und wir glauben das Letztere — daß man die Motive zu ſeiner allerdings etwas überraſchenden Verbindung ehren und anerkennen zu müſſen glaubte — genug, die Sache war abgemacht, und als

Baron George von Breda ſich kurze Zeit darauf verheirathete, war es gerade, als habe Jedermann ſchon lange vorher um dieſe Verbindung gewußt und ſei vollkommen damit einverſtanden.

Daß ſie in jeder Hinſicht gelungen ſchien, glauben wir auch unſererſeits berechtigt zu ſein, dem geneigten Leſer zu ſagen. Der Baron übernahm das Vermögen ſeiner Frau, brachte alles, was unter der ſchwächeren Hand derſelben nicht gehörig verwaltet worden war, in gute Ordnung, ſetzte ſich auch ein- für allemal mit ſeiner Schwägerin aus einander, und das zwar auf ſo großmüthige Art, daß dieſe ihm aus Grund ihrer Seele dankte, und das Einzige, was er nun reich geworden, wenn man will, für ſich that, war der Bau des reizenden Hauſes vor den Thoren der Stadt, deſſen Pläne er ſchon lange vorher mit Liebe und Umſicht angefertigt hatte. —

Nachdem Eugenie und der Baron das Glashaus verlaſſen hatten, und Beide in den oberen Stock hinaufgeſtiegen waren, herrſchte hier unten wieder dieſelbe Stille, wie wir ſie zu Anfang dieſes Kapitels erwähnt. Der kleine Jockey aſſiſtirte der Abreibung der beiden Pferde in dem Stalle, und Andreas, der ſich aus dem Wintergarten nach dem großen Gewächshauſe zurückgezogen, ſaß hier auf den Stufen einer Blumenſtellage, ſein Vesperbrod verzehrend, und war dabei in tiefes Nachdenken verſunken.

Was doch ein Menſch vor dem anderen in dieſer Welt voll Ungerechtigkeiten für ein merkwürdiges Glück hat! dachte er. Da kommt das junge Mädchen, das draußen auf dem alten, halbverfallenen Landhauſe kaum etwas zu beißen hatte, hieher, und da iſt es doch gerade, als ſei eine Prinzeſſin ein-

gezogen. Ja, ſo ein ſchönes Geſicht, das kann doch Alles durchſetzen; daß wir alle ſammt und ſonders hierhin und dorthin ſpringen müſſen, wenn die nur mit den Augen zwinkert, iſt leider Gottes begreiflich; denn ein Diener iſt nun einmal ein Diener und muß ſich nach den Launen ſeiner Herrſchaft fügen; daß aber dieſe Herrſchaft, d. h. die gnädige Frau, murmelte er ingrimmig, während er ſein Meſſer bis ans Heft in das Brod ſtieß, alles thut, was man der Anderen nur an den Augen abſehen kann, das iſt doch unbegreiflich und noch gar nie dageweſen. Hat denn die keine Augen im Kopf, um zu ſehen, wie er mit dem Kinde — ſo nennt er ſie freilich — umgeht? Eugenie hier und Eugenie da! — Eugenie, du wirſt dich erkälten, da fühle nur, deine Stirn iſt ganz heiß — hahaha! ja proſit die Mahlzeit — erkälten! Nun, das wird mit der Zeit eine gefährliche Erkältung geben, dafür iſt mir gar nicht bange. — Aber weil ſie alles Recht im Hauſe hat, fuhr er giftiger fort, deßhalb nimmt ſie ſich auch heraus und bekümmert ſich um meine Angelegenheiten. Daß ſie was von der Gärtnerei verſteht, daran iſt leider Gottes ihr verrückter Papa draußen ſchuld. Aber wer ihr das Recht gibt, in meine Pflanzenkäſten und in mein Inventar zu ſchauen, das möcht' ich wiſſen. Der Baron gibt doch auch auf die Sachen hier Achtung, das muß man ihm laſſen, aber was geht's die da an, wenn ich manchmal irre? Es kann ſchon Fälle geben, wo Zwei und Zwei Sechs iſt; was verſteht ſo Eine davon! — Na! paſſe du mir nur auf, ich will dir Gleiches mit Gleichem vergelten, und Zinſen ſollſt du obendrein kriegen.

Damit war Brod und Selbſtgeſpräch zu Ende, und Andreas hätte wahrſcheinlich wieder den lieben Auguſtin vorge-

nommen, wenn er ſich nicht ſelbſt in den Zorn hinein gedacht hätte, was auch daran zu erkennen war, daß er ein prachtvolles Geranium, das er im Aufſtehen von der Stellage herabgeworfen, ſo mit dem Fuße von ſich ſtieß, ſtatt es aufzuheben, daß der Blumenſcherben in unzählige Stücke zerbrach, die weit umher flogen.

Dabei war es für ihn unangenehm, daß das junge Mädchen, deſſen er ſoeben in ſeinen Betrachtungen ſo liebreich gedacht, zufälligerweiſe in dieſem Augenblicke in das Gewächshaus trat. Bei jeder anderen ähnlichen Veranlaſſung würde ſie ſich wahrſcheinlich achſelzuckend entfernt haben, aber dieſer ſo muthwillig zerbrochene Blumentopf, die umherliegenden Scherben brachten mit einem Male eine ſo trübe Erinnerung in ihr hervor, daß ſich ihr Geſicht mit glühender Röthe übergoß, die gleich darauf einer tiefen Bläſſe Platz machte; ja, ſie zuckte ordentlich zuſammen und konnte ſich nicht enthalten, auszurufen: „Ah, Andreas, das iſt nicht ſchön von Ihnen! Warum zerbrechen Sie ſo muthwillig den Blumenſtock? Das thut mir weh; ich kann das nicht ſehen.“

Der Gärtner blickte in die Höhe, ohne gerade ein bedeutendes Erſchrecken auf ſeinem Geſichte ſehen zu laſſen; vielmehr warf er ſpöttiſch den Mund auf, war aber doch klug genug, ſeine Worte mit dieſer Geberde nicht in Einklang zu bringen, ſondern ſagte: „Ja, das iſt ſo ein Unglück, wie es Einem wohl paſſiren kann. Habe ich doch den Topf nur etwas bei Seite ſetzen wollen, und da iſt er mir zu meinen Füßen zerbrochen. Nun, der Blume hat es nichts geſchadet, die wollen wir gleich wieder einſetzen.“

Eugenie zog ſich zurück, ohne ein Wort weiter zu verlieren, und Andreas, der das Geranium aufgehoben hatte und

ſo that, als betrachte er aufmerkſam die Schäden, die daſſelbe allenfalls genommen haben könnte, blickte über die Blätter weg dem jungen Mädchen nach, indem er vor ſich hinmurmelte; „Gelt, hätteſt am Ende gern nach einem Stocke geſehen, kannſt nicht leiden, wenn man Scherben zerbricht. Das mag wohl ſein, mein Schatz, aber wir hier ſind kein François, und was du zu Hauſe gethan, wirſt du hier, hoffe ich, unterlaſſen."

Hätte Eugenie nur eine Ahnung von den Gedanken des Gärtners gehabt, daß er ſie haſſe, er, gegen den ſie, wie gegen Alle im Hauſe, freundlich und höflich war, ja, hätte ſie nur den hundertſten Theil erfahren von den giftigen Reden, die im Bedientenzimmer, in Küche, Stall und Gewächshaus über ſie zu Tage kamen, wer weiß, ob ſie nicht im ſelben Augenblicke heimgekehrt wäre in das verfallene Landhaus ihrer Eltern, wo freilich kein Glanz und keine Pracht ſie umgab, wo ſie aber allen, die dort lebten, wie ein fleckenloſes himmliſches Bild erſchien, wo ſie friedlich abgeſchieden von der Welt gelebt, umgeben von tiefer Ruhe und dem heiligen Frieden der großen Wälder.

Zuweilen zuckte wohl etwas Aehnliches durch ihr Herz, und dann konnte ſie lange, lange droben am Fenſter ſtehen und hinüber ſchauen nach der breiten Landſtraße, die dort über den Hügel weg lief und dann zu dem Thale hinabſank, wo links der Waldweg mündete, der zu den Ihrigen führte. Den verfolgte ſie alsdann in Gedanken und kam an das zertrümmerte Thor, unter welchem der breite Weg anfing, wo die alten Steinfiguren waren. Wie eilte ſie dahin mit geflügelten Schritten! Wie ſchlug ihr Herz höher, als ſie nun das alte Landhaus wieder erblickte, als ſie in die Arme ihrer

Mutter ſank und ſanft ſchluchzend ſagte: Da bin ich wieder! — Sie wußte wahrhaftig nicht, woher ihr oft dieſe eigenthümlichen Gedanken kamen. Aber nachdem ſie geſehen, daß ſich Alles im Hauſe noch an ſeiner alten Stelle befand, als ſie auch den Vater umarmt und begrüßt, der ſie herzlich willkommen hieß, obgleich er ſeine Augen nur flüchtig von dem kleinen römiſchen Kruge erhob, den ein Bauer beim Graben der neuen Straße gefunden, — als das alles von ihr geſchehen war, da eilte ſie um das Haus herum in den Wald hinein, bis zur Wohnung des Jägers Klaus, und wenn ſie in ihren Gedanken dort angekommen war und von der Höhe, wo damals das Pferd mit dem Reiter verſchwunden, hinabblickte, dann fuhr ſie lächelnd mit der Hand über die Augen, und ihre Träume flatterten aus einander. War es doch kalt und winterlich draußen, lag doch der Schnee auf der Bank vor der Hütte, wo ſie ſo gern geſeſſen; war doch der Wald entlaubt, ſo daß man weit, weit hinein ſchauen konnte, und ob man gleich auf eine der Hauptſtraßen ſah, erblickte man doch Niemand, Niemand!

Ja, ſo träumte das junge Mädchen zuweilen und hatte eine faſt unbezwingbare Sehnſucht nach ihrer Freiheit, nach ihrem Walde, jetzt, wo es dort kalt und kahl war, wo ſich die nackten Aeſte fröſtelnd vor dem ſtrengen Winter beugten; wo der Boden naß und ſchlüpfrig war, wo Schneeflocken und Regentropfen durch die Luft ſausten. Was ſollte das geben, wenn nun der Frühling wieder kam, wenn Bäume und Sträucher anfingen, ſich mit dem unausſprechlich ſchönen Flaum zu beziehen, der anfänglich grau erſcheint, dann ins Violette übergeht und endlich nach einem warmen, duftenden Regen einen grünen Schimmer annimmt! Ach, daran mochte

ſie nicht denken, und wenn ſie doch daran dachte, ſo preßte ſie ihre Hand ſeufzend auf das Herz. — —

Tante Breda ſaß bereits im Eßſalon, als Eugenie eintrat; ſie hatte ſich neben dem Kamin niedergelaſſen und nickte dem jungen Mädchen freundlich zu, ohne den düſteren Blick zu bemerken, der aus den Augen Eugeniens ſchoß und den dieſe vergeblich in einen heiteren umzuwandeln verſuchte.

„Ihr ſeid heute nicht lange ausgeblieben," ſagte die Baronin gutmüthig. „Nun, ich kann es mir denken: Schnee und Regen haben euch heimgetrieben; ich könnte das nicht ertragen; aber für dich, mein Kind, iſt es ſehr geſund. Du, von jeher an die friſche Luft gewöhnt, immer draußen unter den freien Bäumen des Waldes, du müßteſt dir ja in den umſchloſſenen Räumen des Wintergartens wie ein gefangenes Vögelein vorkommen. — Ja, ja," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während ſie ſich in ihren Seſſel zurücklehnte und den Kopf in die Hand ſtützte, „ſo ſind die Charaktere verſchieden. Ich kann dich verſichern, meine gute Eugenie, daß mir oft eben dieſer umſchloſſene Wintergarten wie die weite, weite Welt vorkommt, daß mich ſeine Räume faſt erſchrecken und daß ich gern wieder zurückkehre in meine Zimmer."

„Das iſt wahr, liebe Tante," erwiderte das Mädchen, „Sie ſind gern allein bei ſich, ſo gern, daß ich es oft nicht begreife. Sie hatten Recht, wenn Sie vorhin ſagten, daß ich das Freie, Uneingeſchränkte liebe; war ich doch ſchon von Kindheit an Ihr kleiner Wildfang, wie Sie mich ſo gern nannten."

Sie hatte ſich dem Stuhle der Baronin genähert, ihre Hand auf die Lehne gelegt, und als ſie ſah, daß die Tante

aufwärts blickte, beugte ſie ſich ſo tief herab, bis ſie mit ihren Lippen die Stirn der älteren Dame berührte.

„Ja, ja," ſprach dieſe, indem ſie mit den Fingern leicht über das dichte Haar Eugeniens fuhr, „du warſt von jeher mein lieber Wildfang und biſt es auch geblieben, und ich habe dich ſo recht, recht lieb, dich mit deinem klaren, guten Gemüthe. Dein Herz muß in der Freiheit unter grünen Bäumen und Blüthen ſchlagen. Iſt es doch ſelbſt eine Knospe, die gewiß Herrliches verbirgt und die ſich hoffentlich in all' ihrer Pracht unter ſanften, angenehmen Schlägen entfalten wird."

Frau von Breda hatte dies ſo leiſe geſprochen, daß Eugenie es kaum verſtand; doch bemerkte ſie wohl an dem innigen Blick, den die Baronin auf ihrem Geſichte ruhen ließ, wie gut ſie es mit ihr meine.

„Da ſetze dich zu mir her, du kleines Kind!" ſagte Tante Breda, wobei ſie auf ein Tabouret zeigte, das neben ihrem Fauteuil ſtand. „Gleich werden wir unſer Diner bekommen, und ich kann mir denken, daß du eben ſowohl müde wie hungrig biſt. Auf euren Ritten wird dich Onkel George nicht ſchonen; ich kann mir das wohl denken, denn ich kenne ihn. Aber er läßt ſich ſchon ein Wort von dir gefallen, und du mußt dich ja nicht geniren, ihm Halt! zuzurufen, wenn er es gar zu eilig hat."

„O, ich komme ſchon nach, liebe Tante," verſetzte Eugenie lächelnd; „er hat mir ja ein gutes, ſicheres Pferd gegeben; auch reitet Ihr Wildfang gern etwas raſch dahin, und dieſe Spazierritte machen mir in der That viel Vergnügen, namentlich da ich doch wohl gewiß ſein darf, daß es Ihnen angenehm iſt."

„Haſt du daran gezweifelt?“ fragte Frau von Breda und ließ ihr offenes, ehrliches Auge auf dem Geſichte des jungen Mädchens ruhen.

„Ja, ich habe mir wohl ſchon gedacht, dies und die andere viele Unruhe, die ich, aber gewiß, ohne es zu wollen, im Hauſe hervorbringe, könnte Ihnen doch zuweilen läſtig werden. Ja, meine gute, gute Tante,“ ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, „oft habe ich ſchon gewünſcht, mein Charakter wäre ſo ſtill, ſo ruhig, ſo liebenswürdig wie der Ihrige. Das müßte auch Ihnen angenehmer ſein, nicht wahr, Tante Breda? Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich bin noch ſo jung, um mich ändern zu können, und will mir alle Mühe geben, dies zu thun. Gewiß, Ihnen zu lieb, meine gute Tante.“

„Daran thäteſt du ſehr unrecht,“ entgegnete die Baronin, „gewiß, ſehr unrecht, und erzeigteſt mir keinen Gefallen damit. Glaube mir, liebe Eugenie, ich habe mich lange nach meinem lieben Wildfang geſehnt und deine Mutter beneidet, daß ſie ein ſo lebensfriſches Herz, wie das deinige, um ſich hat, ſo ehrlich leuchtende Augen. Und doch braucht ſie dich nicht ſo nothwendig, da ſie immer noch mit tauſend Fäden an der äußern Welt feſthängt, da ſie ſelbſt lebhaft und unruhig iſt und vielleicht viel eher ein ſanftes und ſtilles Gemüth zu ſchätzen wüßte. Mir biſt du aber mit deinem duftigen, heiteren Weſen eine Vermittlerin mit der äußern Welt, von der ich mich ja gänzlich zurückgezogen habe. Wenn du zu mir eintrittſt und mir von der lärmenden Stadt erzählſt, von der ſchneebedeckten Landſtraße oder von irgend einer neuen Oper, die ich doch nie erfaſſe, wenn ich auch zuweilen gezwungen bin, ſie mit anzuhören, ſo iſt es mir gerade, als kehrten meine eigenen Gedanken, die in Feld und Wald, in der Stadt

und in der Gesellschaft zerstreut waren, erst wieder zu mir zurück. Gewiß, Eugenie, ein Gemüth, wie das deinige hat unserem Hause gefehlt, hat mir gefehlt und Onkel George, und wenn du jetzt auf einmal nicht mehr da wärest, so würde mir die Stille und Ruhe unseres Hauses, die ich sonst so gern hatte, recht drückend erscheinen."

Das Mädchen hatte ihre Hände über einander gelegt und blickte nachdenkend in die spielenden Flammen des Kamins.

„Wenn ich lange gelesen," fuhr die Tante fort, — „und ich lese gern, wie du weißt," setzte sie lächelnd hinzu, — „so ist es mir, wenn ich deine Stimme höre, oft zu Muth wie dem Reisenden in meinen Büchern, der aus dem Stande der Wüste hinweg plötzlich in eine grüne, frische Oase kommt; da lausche ich gern, wenn du sprichst oder lachst oder singst, und kann mir oft dabei ein ganzes und gewöhnlich sehr glückliches Leben träumen, das ich mit allen seinen Abstufungen durchmache, und wobei ein gutes, liebes Geschöpf, wie du bist, die Hauptrolle spielt."

Sie hatte bei diesen Worten ihre Rechte ausgestreckt und drückte innig die Hand Eugeniens, welche ihr diese mit einer leidenschaftlichen Bewegung entgegenstreckte.

In diesem Augenblicke trat Onkel George in das Zimmer, er hatte eine sorgfältige Toilette gemacht, und statt im Reitanzuge erschien er jetzt mit einem schwarzen Fracke bekleidet.

„Ei," sagte er, freundlich lachend, „da sitzt ihr noch am Kamin und plaudert vor dem unberührten Tische, während ich denke, euer Diner sei schon vorüber. Haben wir denn noch so früh?" Er zog seine Uhr hervor. „Richtig, erst Fünf,

und doch bei dem bedeckten Himmel hier kaum dämmerig. Ich habe droben ſchon Lichter gebraucht. Ja, das macht mein Glashaus; ich kann dir nicht ſagen, Julie, wie ſtolz ich auf dieſe Erfindung bin."

Bei dieſen Worten hatte er einen Stuhl vor den Kamin gerollt und ſich zwiſchen ſeine Frau und Eugenie geſetzt.

„Das iſt doch hier ein trauliches Plätzchen," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ſo recht zum Plaudern geſchaffen. Es thut mir wirklich leid, daß ich nicht bei euch bleiben kann; heute gerade, wo es draußen tobt und ſtürmt, fühlt man ſich ſo behaglich bei der kniſternden Flamme. Faſt jeden Tag dieſe Einladungen!"

„Aber, Onkel George," ſagte das Mädchen, „du haſt doch in der letzten Zeit nicht viele Einladungen gehabt."

„Ich?" fragte er mit einem Tone der Verwunderung. „O, da ſieh nur droben auf meinem Schreibtiſche nach, da liegt es ganz voll davon."

„Aber du biſt in der letzten Zeit gar nicht aus geweſen. Was machſt du denn mit den vielen Einladungen?"

„Ja, man kann nicht überall hingehen; ich refuſire eben, was zu refuſiren iſt, und hätte es gerne heute Abend auch ſo gemacht."

„Aber es war gut," bemerkte die Baronin, „daß du dem armen Grafen Helfenberg nicht abgeſchrieben haſt. Ich weiß, er hat dich gern und bat dich ſchon mehrere Male."

„Ja, er hat mich gern," entgegnete Onkel George faſt unmuthig, „und ich mag ihn auch gut leiden; aber du kannſt dir denken, Julie, daß es mir gerade nicht angenehm iſt, ihn in größerer Geſellſchaft zu ſehen. So am Tage tête à tête bin ich gern bei ihm und verplaudere dort auch manche

Stunde. Wenn ich aber ſehen muß, wie er ſich anſtrengt, den angenehmen Wirth zu machen — und es geht doch gar nicht mehr, — das thut mir in der Seele weh."

„Du ſollteſt ihn bitten, häufiger herzukommen," verſetzte gutmüthig die Baronin; „dein vielgerühmter Wintergarten müßte eine wahre Erholung für ihn ſein."

„Ich habe ihm das ſchon oft angeboten," erwiderte der Hausherr, „wie du dir das wohl denken kannſt; aber er mag nicht. Du weißt überhaupt, wie ſorgfältig er ſich von den Damen, die er früher gekannt, zurückzieht."

„Ja, ja, ich weiß es," ſagte die Baronin, und ſetzte mit einem leichten Seufzer hinzu: „Der arme Graf!"

Eugenie hatte dieſem Geſpräche, das für ſie ohne Intereſſe war, nur mit halbem Ohre zugelauſcht. Sie blickte auf die brennenden Holzblöcke und ſah da allerlei ſeltſame Geſtalten, denen ihre Phantaſie Formen verlieh. Während ſie aber ſo ſinnend ſchaute, verfinſterte ſich unwillkürlich ihr Auge, und man ſah, daß etwas Trauriges ihr Herz bewege. Was es war, wußte ſie ſelbſt nicht, doch hing es wieder mit ihren Träumereien zuſammen, die ſie bewegten, wenn ſie auf die Landſtraße hinausblickte; es war ordentlich ein feuriger Wald, den die aufkniſternden Funken bildeten, und mitten in demſelben lag etwas wie eine kleine Hütte, das anfänglich im Wiederſcheine des Feuers ſo ſchön erglänzte, dann aber auch von dem gefräßigen Elemente verzehrt wurde.

Onkel George legte ſeine Hand leicht auf den Arm des Mädchens und ſprach: „Warum biſt du ſo ernſt, Eugenie? Du biſt nicht heiter, iſt dir etwas Unangenehmes begegnet?"

Sie fuhr aus ihren Träumereien empor und lächelte, als

ſie erwiderte: „Mir gewiß nicht; ich blicke nur ſo in die Flamme und hatte da meine eigenen Gedanken.“

„Mache dir nur keine betrübten, mein Kind,“ ſagte der Baron, indem er leicht mit der Hand über ihr Haar ſtrich; „die kommen früh genug und von ſelbſt. Du blickſt noch in dieſem Leben aufwärts, und wer aufwärts blicken kann, in deſſen Augen ſtrahlt der Himmel wieder, und ſo muß er heiter ſein.“

„O, daß ich meiſtens ſehr heiter bin, Onkel George, das Zeugniß mußt du mir geben; vielleicht viel zu heiter, wie ich auch vorhin der Tante ſchon ſagte. Ja gewiß, ich fürchte mich oft, meine luſtige Laune herauszulaſſen, indem ich mir denke, das müßte euch mit der Zeit etwas zu viel werden.“

„Wie kann man auch nur ſolche Gedanken haben!“ bemerkte der Baron. „O, Kind, fange nicht an zu träumen; ich verſichere dich, dein munteres, heiteres Weſen iſt ordentlich wohlthuend in dieſen ſonſt ſo ſtillen Räumen. Nicht wahr, Julie?“

„Das Gleiche habe ich ihr vorhin auch geſagt,“ verſetzte die Baronin, „und ihr dabei verſichert, wie lieb mir ein heiteres Temperament ſei, ja, ihr geſagt, daß gerade der Contraſt zwiſchen der Stille unſeres Hauſes und ihrem Weſen ſo höchſt angenehm iſt. Es wäre ja zu arg, mein liebes Kind, wenn du hier herum ſchleichen wollteſt, dich ſcheuen vor einem lauten Tone. Das ſoll nicht geſchehen; nein, nein, ich bin im Gegentheil überzeugt, daß du dazu beſtimmt biſt, ein rechtes Leben in dieſes ruhige Haus zu bringen. Onkel George wird wieder mehr zu ſeinen Bekannten gehen, als er in der letzten Zeit gethan; wir werden Einladungen machen,

um andere Menſchen zu ſehen und und ſo mit der Welt in nähere Berührung zu kommen."

„Aber doch nicht meinetwegen?" fragte lachend das junge Mädchen. „Ei, liebe Tante, meinetwegen ſollte Onkel George auch nur im Geringſten ſeine bisherige Lebensweiſe ändern, Leute ſehen, die er nicht ſehen mag, oder ausgehen, wenn er gern zu Hauſe bleiben möchte? O, das iſt nur Ihr Scherz."

„Nein, mein Kind, es iſt etwas mehr als Scherz; ich ſprach neulich ſchon mit dem Baron darüber. Ein junges Mädchen, wie du muß in die Welt, muß Leute ſehen und muß auch geſehen werden."

„Aber das war ja früher bei mir gar nicht der Fall," ſagte Eugenie mit einem Tone der Verwunderung. „Draußen habe ich ja Niemand geſehen, und wie oft ich in die Stadt herein kam, das wiſſen Sie am beſten, meine liebe Tante."

„Ganz richtig," erwiderte dieſe, „aber eben, daß du ein wenig in die Welt hineinſchauen ſollſt, dies iſt ja einer der Hauptgründe, weßhalb meine Schweſter endlich zugab, daß du zu uns kommen dürfteſt. — Nicht wahr, George, es iſt ſo?"

Der Baron hatte ſeine Ellbogen auf die Knie geſtützt und blickte vornüber gebeugt in die verglimmenden Kohlen; dieſe aber warfen immer noch einen Schein, ſtark genug, um ſein Geſicht ſo ſcharf zu beleuchten, daß ein aufmerkſamer Beobachter in ſeinen Zügen etwas hätte entdecken können, was anzeigte, daß die Worte ſeiner Frau nicht vollkommen nach ſeinem Sinne waren. Sein Blick war beinahe finſter, auch nagte er an der Unterlippe und wiegte zuweilen

den Oberkörper wie mißbilligend hin und her. Vielleicht waren es aber auch Gedanken anderer Art, die ihn beſchäftigten; denn als ſich die Baronin, wie wir ſo eben erwähnt, fragend an ihn wandte, blickte er wie überraſcht in die Höhe, zuckte die Achſeln und ſagte mit einem Tone, der freundlicher war, als ſeine Miene vorhin vermuthen ließ: „Ja, allerdings, Eugenie, es wird wohl die Intention deiner Mutter ſein, dich nach und nach in die Welt einzuführen. Auch ich halte das — natürlich ſobald es mit der gehörigen Umſicht geſchieht — für ein junges Mädchen gar nicht unnothwendig.“

„Aber die Welt, Onkel George! was ſoll mir die Welt? Ich habe mich nie um die Welt bekümmert, noch ſie um mich. Was will ich auch in der Welt? Die Geſellſchaften, wo ſchon ſo viele unnöthige Zuſchauer ſind, noch um einen dergleichen vermehren, mich zwingen, vergnügt zu ſein, wenn ich es nun einmal gerade nicht bin, oder umgekehrt ernſt erſcheinen, wo ich gern lachen möchte und luſtig ſein —!“

„Spricht das Kind nicht wie ein Buch?“ meinte lachend die Baronin. „Aber aus jedem Worte höre ich meine Schweſter, wenn ſie ſich am Morgen nach einer langweiligen Geſellſchaft matt und müde wieder des vorangegangenen Abends erinnert.“

„Und doch hat deine Schweſter Weltkenntniß,“ ſagte kopfnickend der Baron.

„Ja, ich weiß wohl,“ erwiderte heiter die Frau des Hauſes, „daß dieſes einer der wenigen Punkte iſt, wo du mit Henriette vollkommen harmonirſt. Aber zu dem vollkommenen Ueberdruß alles deſſen, was ihr die Vergnügungen der Geſellſchaft

nennt, zu dieſer Harmonie ſeid ihr auf zwei ganz entgegengeſetzten Wegen gelangt. Henriette, welche zu viel in der Welt war, und du, weil du von jeher zu wenig Geſchmack daran fandeſt, um dir Mühe zu geben, ihre pikanten und amuſanten Seiten aufzuſuchen."

„Nun, ich muß geſtehen," ſagte ebenfalls lächelnd der Baron, „daß ich von dir, der in vielen Dingen ſo vortrefflichen Lehrmeiſterin, erfahren möchte, was du zum Beiſpiel Pikantes an einem der gewöhnlichen Raouts findeſt, wo man oft in kleinen Lokalen zuſammengedrängt mit dem Hut in der Hand, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſtehen muß, nur um da geweſen zu ſein?"

„Allerdings," fiel raſch die Baronin ein, „wenn der Zweck deines Beſuches nur der iſt, da geweſen zu ſein, ſo haſt du vollkommen Recht; aber wenn dir ein Raout eine Art geſellſchaftlicher Börſe iſt, wo du mit deinen Bekannten Dieſes oder Jenes abmachen kannſt, wo du am leichteſten neue Bekanntſchaften anknüpfſt, wo du — doch Gott ſei Dank," unterbrach ſie ſich, „da kommt unſer kleines Diner. Wie bin ich dankbar für dieſe Unterbrechung! Ich will da gegen dich ein Terrain vertheidigen, das ich ſelbſt nicht einmal genau kenne und kennen will, und für das ich deßhalb matt plaidire, wie der Advokat für den Verbrecher, von deſſen Schuld er überzeugt iſt."

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, die ins Wohnhaus führte, und der Kammerdiener des Barons erſchien mit der Suppe, welche er auf ein Nebentiſchchen ſetzte, dann die Teller der zwei Couverts auffüllte und hierauf der Baronin meldete, daß ſervirt ſei. Ihm war ein Bedienter mit einer Carcellampe gefolgt, die derſelbe auf den Eßtiſch ſtellte

und ſich hierauf nach den Glasthüren des Gewächshauſes wandte, um dieſe zu ſchließen und die dunkeln Portieren davor zuſammen zu ziehen.

Das kleine Gemach hatte bei der Beleuchtung eher gewonnen als verloren; es erſchien ſo elegant, warm und heimlich, daß man ſich mit einem wahren Behagen zu Tiſche ſetzen konnte, was denn auch Frau von Breda und Eugenie thaten. Der Baron zog abermals ſeine Uhr hervor, und da er noch eine ſtarke Viertelſtunde Zeit zu haben behauptete, ſo rollte er einen der kleinen Seſſel herbei, um, wie er ſagte, theilnahmlos zu aſſiſtiren.

Der Bediente hatte ſich ins Vorzimmer zurückgezogen, und der Kammerdiener ſchritt ſchweigend und mit unhörbaren Tritten von dem kleinen Buffet zum Eßtiſche, um Teller zu wechſeln oder zu ſerviren, oder von dort nach der Thür des Nebenzimmers, um eine neue Speiſe in Empfang zu nehmen. Das ging aber alles ſtill, gleichförmig und dadurch wohlthuend wie ein Uhrwerk vor ſich.

„Ueber das Kapitel von vorhin," nahm die Baronin nach einer längeren Pauſe das Wort, „muß ich nochmals einen Kampf mit dir eröffnen, aber nur dann, wenn ich einen tüchtigen Sekundanten in meiner Nähe habe, etwa den Herrn von Tondern oder den Baron Fremont, kurz, einen von denen, die mich mit gewichtigen Gründen unterſtützen können."

„Aber wozu das alles?" fragte verwundert der Baron.

„Einfach, um Eugenien und auch dir zu beweiſen, daß es für ein junges Mädchen unumgänglich nothwendig iſt, in die Welt zu gehen."

„Da wirſt du freilich an Tondern und Fremont die vor-

trefflichſten Sekundanten haben," ſagte der Hausherr, wobei er den Mund ſpöttiſch aufwarf. „Ja, die Beiden werden uns freilich beweiſen, daß eine Soiree ein Vergnügen iſt, ein Raout eine Nothwendigkeit, und ein Ball das Köſtlichſte, was es auf der Welt gibt."

„Nun, was das Letztere anbelangt, lieber George, ſo getrau' ich mir, das am Ende ohne alle Hülfe zu beweiſen. Ich bin überzeugt, darin bei Eugenien eine ganz gelehrige Schülerin zu finden."

Der Baron zerbröckelte ein Stück Brod zwiſchen den Fingern und machte kleine Kugeln daraus, die er vor ſich aufhäufte. Wenn er auch gerade nicht verdrießlich ausſah, ſo können wir doch unmöglich behaupten, daß er heiter auf das Tiſchtuch nieder blickte.

Eugenie warf einen ſchnellen Blick zu ihm hinüber, und ein leichtes Erſtaunen zeigte ſich dann auf ihren Zügen, als ſie ſah, daß Onkel George die Augenbrauen zuſammen zog. Sie wandte ſich an die Baronin und ſagte in heiterem Tone: „Darf ich mir erlauben, liebe Tante, Ihnen das erſte Mal und wohl auch das letzte Mal ein klein wenig zu widerſprechen? Ich glaube nicht," ſetzte ſie kopfſchüttelnd hinzu, „daß ich in Ballangelegenheiten eine gelehrige Schülerin werde; das hat Mama ſchon oft geſagt, und wenn ſie behauptet, es gehe mir das Talent zu dergleichen Vergnügungen ab, ſo glaube ich wahrhaftig, daß ſie Recht hat."

„Aber du tanzeſt doch recht gut," ſagte Frau v. Breda.

„Ich tanze wohl Dies oder Das," entgegnete das Mädchen, „aber es macht mir kein Vergnügen."

Es war ein eigenthümlicher Blick, den Onkel George in

dieſem Moment nach dem Mädchen hinſandte. Man hätte glauben ſollen, er athme dabei tiefer auf als gewöhnlich; doch warf er gleich darauf ſeinen Kugelhaufen wie gleichgültig durch einander und meinte: „Ich verſichere dich, Julie, das ſind Geſchmacksſachen; man muß nie Jemanden zu einem Vergnügen zwingen wollen, denn der Zwang zerſtört jedes Vergnügen.“

„Aller Anfang iſt ſchwer,“ ſprach freundlich lächelnd die Baronin, „und ich kann dich dagegen verſichern, daß ich in früheren Zeiten bei vielen meiner jüngeren Bekannten dieſelben Ideen fand, bis ſich einmal ein gewiſſes Intereſſe in die Sache miſchte.“

Bei dem Worte „Intereſſe“ zuckte der Baron wie mißbilligend mit den Achſeln, und Eugenie blickte ihre Tante ſo fragend an, daß er es für zweckmäßig hielt, ſtatt ihrer zu antworten. Er ſagte daher mit einem ſehr väterlichen Tone und mit emporgezogenen Augenbrauen: „Im Grunde hat deine Tante nicht ganz Unrecht, liebe Eugenie, ein junges Mädchen muß hier und da in die Welt; es muß ſeine Erfahrungen machen und ſehen, wie es draußen zugeht. Du kannſt wohl glauben, daß auch ich gewiß daran gedacht und auch ſchon einige paſſende Häuſer ausgeſucht habe, wo Julie ſo gut ſein wird, dich in den nächſten Tagen vorzuſtellen. Da iſt die Generalin B.,“ fuhr er gegen ſeine Frau gewandt fort, die ihn aufmerkſam anblickte, „da iſt Frau R., die eine Tochter faſt in deinem Alter hat; da ſind die beiden Fräulein C., deren Umgang zugleich angenehm und lehrreich für Eugenie ſein wird, denn ſie lieben es beide, eine engliſche oder franzöſiſche Converſation zu führen. Willſt du dann nächſtens einmal auf einen Ball

gehen" — wandte er ſich an das junge Mädchen ſcheinbar mit großer Unbefangenheit, doch mochte er auch ein leichtes Zwinkern in den Augenwinkeln ſeiner Frau bemerkt haben — „ſo führen wir dich in dieſen Tagen zum E.'ſchen Geſandten oder machen dich auch ſonſtwo bekannt, wo es euch genehm iſt."

Es lag aber ein härterer Ton in der Stimme des Barons, als man ſonſt bei ihm gewohnt war, den die Baronin nicht zu hören ſchien, der aber in dem ſo tief fühlenden Herzen Eugeniens ſeltſam wiederklang, weßhalb ſie ſich bemühte, ſo heiter lachend, als ihr möglich war, zu ſagen: „Onkel George, du ſprichſt da von Sachen, die ganz unnöthig ſind, und wenn die Tante fortfährt, mich in die Welt treiben zu wollen, ſo muß ich wahrhaftig glauben, ich mache ihr doch zu viel Lärm hier im Hauſe, und ſie ſuche dafür eine Ableitung nach außen. — Aber nein, nein!" ſetzte ſie raſch und liebreich hinzu, als ſie bemerkte, wie Frau von Breda ernſthaft den Kopf ſchüttelte, „das glaube ich ja auch nicht. Es war ja nur Scherz, wie alles Scherz war; nicht wahr, Onkel George? Ich bin ja ſo glücklich hier, wonach ſollte ich mich ſehnen? Nach fremden Menſchen, die ich gar nicht kenne? — Gewiß nicht, Tante. — Wenn ich aufrichtig reden ſoll," ſprach ſie nach einer kleinen Pauſe, während ihre Augen einen eigenthümlichen Glanz annahmen, — „ja, wenn ich ganz aufrichtig ſein ſoll, ſo will ich nur ſagen, daß ich ſehr, ſehr gern hier bin und daß, wenn dies einmal nicht mehr ſein kann und wird, meine einzige Sehnſucht iſt, alsdann draußen unſer Landhaus wieder zu ſehen und meinen lieben, weiten, ſtillen Wald."

Es war für alle drei eine vielleicht nicht unangenehme

Unterbrechung, als in dieſem Augenblicke der Kammerdiener das Deſſert auffetzte und, nachdem dies geſchehen, dem Hausherrn mit leiſen Worten meldete, es ſei in wenigen Minuten ſechs Uhr und der Wagen vorgefahren.

„So müſſen wir denn an unſer Geſchäft gehen," ſagte der Baron, wobei er wieder ſeine gleichmüthige, heitere Miene angenommen hatte. Aber es iſt hier ſo behaglich bei euch, daß ich mich faſt ſcheue, in die trübe Nacht hinaus zu fahren. — Es regnet wohl noch?" fragte er den Kammerdiener.

„Es regnet und ſchneit durch einander, ſtürmt auch ein bischen," antwortete dieſer.

„Ich bitte, den Grafen Helfenberg herzlich von mir zu grüßen, lieber George," ſprach die Baronin, „und ſei ſo gut, ihm zu ſagen, wie ſehr es uns freuen würde, wenn er hier und da herausfahren wollte. Er kann ja ſtundenlang ganz ungenirt ſich im Wintergarten aufhalten, und wenn er Geſellſchaft wünſcht, ſo mache ich mir und gewiß auch Eugenie ſich ein Vergnügen daraus, ihn ſo lange zu unterhalten, als er will. Er iſt ein armer Kranker," wandte ſie ſich an das Mädchen, worauf dieſe entgegnete: „Papa hat davon erzählt."

„A revoir denn!" ſagte der Baron, nachdem er ſeine Frau auf die Stirn geküßt und Eugenien eine Hand gereicht. — „Aber à revoir kann ich eigentlich zu dir nicht ſagen," wandte er ſich an letztere, „denn ich werde bei Helfenberg ein paar luſtige Bekannte finden, die es lieben, die Nacht zum Tage zu machen, und das iſt mir unbequem geworden. Siehſt du, Julie, auch deßhalb ſchon bliebe ich lieber hier bei euch. — Gute Nacht denn, Eugenie!" Damit fuhr er abermals leicht mit den Fingern über ihr dunkles Haar, nickte der Baronin zu und verließ das Zimmer.

„So!“ ſprach Frau von Breda, „jetzt wollen wir auch unſere kleine Soiree beginnen; ich habe das Buch von geſtern mit herunter gebracht, und wenn du mir aufmerkſam zuhören willſt, ſo führe ich dich abermals nach Indien an den Ganges, den heiligen Strom, wo es duftet und leuchtet, und wo die Lotosblume blüht — „ſich ängſtigend vor der Sonne Pracht,“ wie der Dichter ſagt.“

Eugenie nickte mit dem Kopfe, dann horchte ſie mit einem Male aufmerkſam, und als man von draußen das dumpfe Rollen eines Wagens vernahm, ſagte ſie: „Onkel George fährt ſoeben fort.“

26 MA 59

Empfehlungswerthe Schriften

aus dem Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

F. W. Hackländer:

Werke in 20 Bänden. Geh. mit dem Portrait des Verfassers. Classiker-Format. 8 Rthlr. oder 12 fl. Rh.

Der Neue Don Quixote. 5 Bände. 5 Rthlr. oder 8 fl. Rh.

Namenlose Geschichten. Neue Aufl. 8. 3 Bände, geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. od. 4 fl. 12 kr. Elegant geb. 3 Rthlr. oder 5 fl. 15 kr. Rh.

Europäisches Sklavenleben. 3te Aufl. in 5 Bänden. 8. Eleg. geh. 3 Rthlr. 15 Sgr. oder 6 fl. Rh.

Der Augenblick des Glücks. 8. 2 Bände, geh. 1 Rthlr. 18 Sgr.

Eugen Stillfried. 8. 3 Bände, geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. Rh.

Handel und Wandel. 8. 2 Bände, geh. 1 Rthlr. 10 Sgr. oder 2 fl. 20 kr. Gebunden 1 Rthlr. 20 Sgr. oder 2 fl. 50 kr. Rh.

Erlebtes. 8. 2 Bände, geh. 1 Rthlr. 18 Sgr. oder 2 fl. 48 kr. Rh.

Ein Winter in Spanien. 8. 2 Bände, geh. 2 Rthlr. 12 Sgr.

Märchen. Mit 6 Stahlstichen. 8. Gebunden 1 Rthlr. 22½ Sgr.

Der Pilgerzug nach Mekka. Mit 1 Stahlstich. Gebunden 18 Sgr.

Edmund Hoefer:

Geschichten aus dem Volk. 8. Geh. 1 Rthlr. 22½ Sgr. oder 3 fl. Rh.

Geschichten aus alter und neuer Zeit. 8. 1 Rthlr. 24 Sgr. oder 3 fl. Rh.

Bewegtes Leben. Geschichten. Geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rh.

Schwanwiek. Skizzenbuch aus Norddeutschland. Geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rh.

Ottilie Wildermuth:

Bilder und Geschichten aus Schwaben. 8. Mit dem Portrait der Verfasserin. 2 Bände, geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr. Elegant gebunden 2 Rthlr. 15 Sgr. oder 4 fl. 24 kr. Rh.

Aus dem Frauenleben. 2 Bände, geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr. Elegant gebunden 2 Rthlr. 15 Sgr. oder 4 fl. 24 kr. Rh.

Karl Seifart:

Lust, Leiden, Lieben und Leben. 8. Elegant geh. 1 Rthlr.

A. Holtzmann:

Indische Sagen. Zweite verbesserte Auflage in 2 Bänden. 8. Elegant geh. 2 Rthlr. 21 Sgr. oder 4 fl. 30 kr. Eleg. geb. 3 Rthlr. 6 Sgr.

A. F. Gfrörer:

Gustav Adolph, König von Schweden und seine Zeit. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. Geh. 2 Rthlr. 21 Sgr. oder 4 fl. 30 kr. Rh.

Wolfgang Menzel:

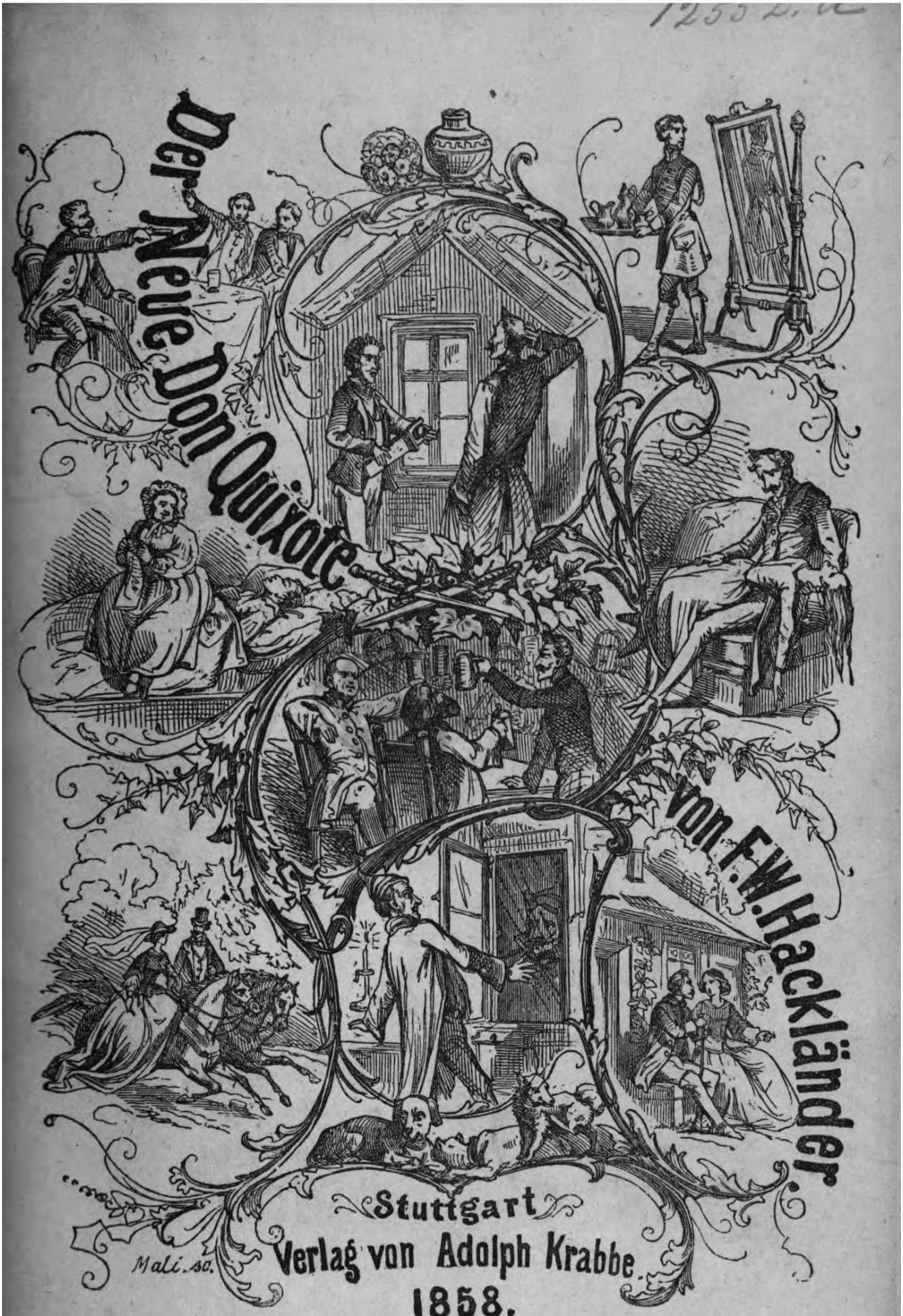
Geschichte Europa's vom Beginne der franz. Revolution bis zum Wiener Congreß (1789—1815.) 2 Bände, gr. 8. (65 Bogen) geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. Rh.

Geschichte der letzten 40 Jahre (1816—1856.) 2 Bände. gr. 8. (62 Bogen) geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. Rh.

Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1. Band (20 Bogen). gr. 8. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. Rh.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

1253 2.



Stuttgart
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

Siebte und achte Lieferung.

BRITISH MUSEUM

Neunzehntes Kapitel.

Vor fünf Zeugen.

Onkel George hatte ſich ſtill in die Ecke ſeines Coupé's gedrückt, und während er in die wirklich ſtürmiſche Nacht hinausfuhr, blieben ſeine Gedanken in dem kleinen behaglichen Kabinette, das er ſo eben verlaſſen; doch mochten dieſe Gedanken, mit denen er dort verweilte, gerade nicht von der heiterſten Art ſein, denn während er die Arme über einander ſchlug, zogen ſich ſeine Augenbrauen ernſt, faſt finſter zuſammen. Es iſt ein eigenthümliches Vergnügen, dachte er, ein junges Mädchen zwingen zu wollen, in die Welt zu gehen, wenn es einmal keine Luſt dazu hat. Man laſſe doch Jedem ſeinen Willen! Ich halte es obendrein für ein großes Glück, daß Eugenie nichts von dem wilden Sinne ihrer Mutter geerbt hat. Ah, das gäbe mir eine ſchöne Wirthſchaft! Da müßte ich am Ende anfangen, wo ich vor vielen Jahren aufgehört, woran ich ſchon damals kein Vergnügen gefunden und was mir jetzt wahrhaft unerträglich wäre: neue Bekanntſchaf-

ten machen, mein Haus öffnen, am Ende gar die Herren von Tondern, Fremont und Consorten bei mir aus- und eingehen und sie, protegirt von meiner Frau, sich um Eugenie bemühen sehen. Ich muß gestehen, das könnte mir conveniren! Aber in dem Punkte sind die Weiber alle gleich. Und dann die Bälle! Was braucht man Jemand zu Bällen zu forciren, der einmal den Sinn dafür nicht hat! Und diese verfänglichen Reden an ein harmloses Mädchen, wie Eugenie ist, von Lust an Bällen und dergleichen, wenn man einmal ein Interesse für etwas gefaßt hätte! Bah! — Aber es ist und bleibt wahr: Auch die Beste und Vernünftigste kann das Zusammenbringenwollen nun einmal nicht lassen. Natürlich, wenn sich eine gute Partie für Eugenie zeigte — aber eine sehr gute Partie, eine außerordentlich gute Partie — so wäre ich der Erste, der das zu protegiren suchen würde. Aber auf Bällen finden sich dergleichen gute Partieen nicht, und was ein junges Mädchen da von Interessantem findet, darum drehe ich keine Hand herum: das sind nur so trügerische Momente, hervorgebracht durch den Blick eines schönen Auges, die gewöhnlich verwehen und verschwinden beim Erwachen am nächsten Morgen. — Dann finde ich auch, philosophirte er weiter, daß bei einer Stellung wie der Eugeniens, bei einem so sehr schönen Mädchen, es besser ist, man erregt nicht zu viel Aufsehen mit ihr. Wer sie kennen lernen will und wessen Recht hierzu ich anerkennen mag, der kann dies ja in meinem Hause thun. Warum das gute Kind den Blicken Aller aussetzen, wenn sie strahlend auf den Ball träte! Und strahlend würde sie auf den Ball treten, dessen bin ich gewiß, strahlend im frischen Glanze ihrer Schönheit und Jugend, wie keine Andere. Ah! sehr! sehr!

Während er dies dachte, hatte der Baron unwillkürlich die Augen geſchloſſen, und Eugenie ſchwebte ihm vor, einfach weiß gekleidet, das dichte, dunkle Haar kunſtlos und doch wieder ſo graziös um den Kopf geſchlungen, nur mit einem friſchen Blüthenzweige geziert, ſo daß Alles an dem herrlichen Mädchen zuſammenpaßte; die Blüthenknospen eben aufgebrochen, Alles duftig und friſch. Ja, es war ihm, als perlten in ihrem Haare wieder glänzende Waſſertropfen wie heute Mittag nach dem Reiten — glückliche Waſſertropfen, die ſich bei ihr verflüchtigen — ſterben durften. — Ah! —

Da zerriß das dumpfe Rollen der Räder des Wagens, der in einen gewölbten Thorweg einlenkte und dann plötzlich hielt, ſeine Träume. Beinahe im gleichen Augenblick wurde der Schlag geöffnet, und der Baron Breda ſprang auf die Treppe, die in den erſten Stock des Palaſtes Helfenberg führte und heute Abend von keinem der vielen Gitter geſperrt war. Ja, ſelbſt der ſtrenge Hüter dieſes Durchganges hielt ſich in beſcheidener Entfernung an der Thür ſeiner Loge, angethan mit dem ſchweren goldbordirten Pelzrocke, dem unförmlich breiten Bandeliere mit dem Wappen des Hauſes und dem Degen, der offenbar für dieſes Bandelier viel zu leicht war. Der Portier nahm den Stock mit dem großen ſilbernen Knopfe wie grüßend auf die Seite, als der Baron vorbeiſchritt und in die Zimmer hinaufging.

Hier war Alles glänzend erleuchtet, die ſtolze Wölbung des Treppenhauſes mit den Deckengemälden, die ſteinernen Ritter in den Niſchen, das Veſtibül droben, über welches man an die Empfangs- und Wohnzimmer gelangte.

Auch dieſe waren jetzt am Abend in reicher Beleuchtung viel behaglicher und wohnlicher anzuſchauen als heute

Mittag, wo das ohnehin trübe Licht des Regentages ſich nur mühſam zwiſchen den herabgelaſſenen Vorhängen eindrängen mußte.

Baron von Breda ſchritt durch die ihm wohlbekannten Räume bis zu dem Kabinette des Grafen, deſſen Thür ihm der Kammerdiener mit einer leichten Verbeugung öffnete. Es war daſſelbe, in welchem unſer edler Freund, Don Larioz, empfangen worden war. Dort am Fenſter ſtand der Schreibtiſch; hier neben uns an der Wand ſehen wir das Portrait des Mannes im grauen Jagdrocke, deſſen Geſicht bis zu den Schultern wie unabſichtlich von der rothſeidenen Schärpe bedeckt iſt, die unten zuſammengeſchlungen den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht trägt. Alles war wie vor ein paar Stunden, nur der Bewohner dieſes Zimmers fehlte, was aber George von Breda, der mit den Lokalitäten des Hauſes und den Gewohnheiten des Hausherrn genau bekannt war, durchaus nicht befremdete; vielmehr ſchritt er auf die Thür rechts vom Eingange zu, öffnete dieſelbe und trat mit einem lauten „Guten Abend!“ in einen kleinen Salon, wo ſich vier Herren um das Kaminfeuer gruppirt befanden. Rechts in der Ecke ſaß der Hausherr auf einem ſehr niedrigen Fauteuil, den Stock mit der weißen Krücke neben ſich; er beantwortete den Gruß des Barons mit einem freundlichen Zuruf, wobei er ihm mit der Hand herzlich entgegenwinkte und alsdann ſagte: „Ich hatte wahrhaftig halb und halb ſchon befürchtet, George, du würdeſt nicht kommen.“

„Und weßhalb das?“ fragte Baron von Breda. „Ich bin doch gewiß nicht im Rückſtand.“ Er wies nach der Uhr über dem Kamin, deren kleiner Zeiger noch auf der Ziffer

Sechs ſtand, während der große freilich ſchon um ein paar Minuten weiter gerückt war.

„Nein, nein!“ erwiderte der Graf, „du biſt pünktlich wie immer. Das habe ich auch geſagt, — wenn du überhaupt kommſt. Aber Tondern da behauptet, du ſeieſt in den letzten Zeiten gar nicht mehr aus deinen vier Pfählen zu bringen geweſen. Etwas iſt ſchon daran; denn mich haſt du ſeit Kurzem gräulich vernachläßigt, und du weißt, ich ſchmachte nach deiner Geſellſchaft.“

„Ja, er macht ſich rar, dieſer gute George,“ ſagte ein junger, hübſcher Mann mit großem dunklem Schnurr- und Knebelbart, der, ſehr ſorgfältig und elegant angezogen, nachläßig an dem Kamingeſimſe lehnte.

„So, das findeſt du, Tondern?“ verſetzte George von Breda, wobei ſeine Mundwinkel lächelnd zuckten. „Nun, wenn das wirklich deine Anſicht iſt, ſo ſchlage ich dir gleich eine Wette vor.“

„Und die wäre?“

„Daß Fremont dort ganz dieſelbe Anſicht hat. Will einer von euch dagegen wetten?“

Der Graf lachte laut auf; denn er hatte ebenſo gut wie George von Breda bemerkt, daß Fremont, der in einem Fauteuil vor dem Kamin ruhte, ſchon den Mund geöffnet hatte, um, wie das bei ihm und ſeinem Freunde Tondern zur Gewohnheit geworden war, des Andern Anſicht augenblicklich zu ſeiner eigenen zu machen.

Baron Fremont, obgleich noch ein junger Mann im Anfang der Dreißig, war wohlbeleibt, blond und hatte ein außerordentlich freundliches und ſtets lächelndes Geſicht, von welchem — dem Lächeln nämlich — ſeine Freunde behaupteten,

er habe ſich das angewöhnt, um ſeine in der That prachtvollen weißen Zähne zu zeigen. Auch jetzt that er das im vollſten Umfange, als er lachend erwiderte: „Wilder George, du verleugneſt nie, daß du früher ein furchtbarer Fechter warſt. Du parirſt, ehe dein Gegner noch ſeinen Schlag zu führen vermag.“

„Ja, ja,“ rief luſtig der Graf, „und er parirt ſo vortrefflich, daß der erwartete Schlag nun gar nicht mehr geführt werden darf, ohne ſich ridicul zu machen.“

„Es iſt das gerade wie mit den beiden ewig vorgetragenen Räthſeln einer allerhöchſten Perſon, von welchen ein witziger Kopf das eine mit der Auflöſung des anderen beantwortete,“ ſprach Legationsrath von S., eine kleine, ſehr dünne Perſönlichkeit mit auffallend fahlem blondem Haar und einer Unruhe und Beweglichkeit, die ihn, ſelbſt wenn andere Leute ſtill ſaßen, zu unaufhörlichem Auf- und Abgehen antrieb. Herr von Tondern hatte einmal von ihm ausgeſagt, der Legationsrath hege bei der immenſen Triebkraft, die er bei ſich vorausſetzte, Andere aber vollkommen bezweifelten, die Befürchtung, auf irgend einer Stelle, wo er ſich zu lange aufhalte, anzuwurzeln, und deßhalb laufe er beſtändig hin und her.

„Was du vorhin gemeint,“ ſprach Baron Fremont nach einer Pauſe, „iſt nicht ohne; aber ich bedaure in der That, daß George's gute Parade alle Bemerkungen über das, was Tondern geſagt, abſchnitt, und ich möchte den Sieger um die Barmherzigkeit bitten, mir doch zu erlauben, über dieſes Thema noch ein wenig fortzufahren.“

„Ueber das Kapitel des Narmachens,“ ergänzte Tondern kopfnickend, worauf Graf Helfenberg, welcher ſah, daß George von Breda mit den Achſeln zuckte, erwiderte: „Nein, nein, das

iſt jetzt vorbei; überhaupt haben wir heute Abend keine Urſache, unſerem guten Breda Vorwürfe zu machen; er hat den weiteſten Weg und iſt bei dem' ſchauerlichen Wetter pünktlich erſchienen."

„Na, ſchauerliches Wetter, was will das ſagen!" entgegnete Tondern, wobei er den Kopf hin- und herwiegte; „er ſteigt vom Perron ſeines Hauſes in ſein Coupé, gibt ſich die Mühe, dem Kutſcher deinen Namen zu ſagen, und iſt da."

Der Legationsrath war auf ſeinem haſtigen Spaziergange durchs Zimmer einen Augenblick in der Nähe des Kamins ſtehen geblieben, ſchaute den Sprecher an und ſagte zu ihm: „Du gibſt dir bei deinen Ausfällen immer Blößen, lieber Tondern; wenn George nicht eine ſo harmloſe Natur wäre, ſo würde er, deine Bemerkung beantwortend, dich fragen: Und machſt du es mit deinem Kutſcher nicht gerade ſo?"

Nachdem er dies geſprochen, wandte er ſich um und ſchwebte wieder nach der andern Ecke des Zimmers.

Tondern hätte gern eine ſcharfe Bemerkung entgegnet, doch fürchtete er, daß ſämmtliche Anweſende gegen ihn Partei nehmen würden. Wir brauchen dem geneigten Leſer eigentlich kaum noch zu ſagen, daß es Tondern, in Bezug auf die Bemerkung des Legationsraths, aus einem ſehr einfachen Grunde nicht möglich geweſen wäre, ſeinem Kutſcher einen Befehl zu geben, obgleich er gern ſo that und dafür, wie auch wegen ſeiner ſcharfen Zunge, von den Freunden oft ſtark mitgenommen wurde.

„Laßt das gut ſein, mit euren Wortklaubereien," bemerkte der Hausherr; „wir ſind alle pünktlich, wenn es gilt, irgendwo zu erſcheinen, wo wir gern hingehen."

„Oder, wenn wir zu Hauſe nicht gar ſo ſehr gefeſſelt

ſind," konnte Herr von Tondern nicht unterlaſſen zu ſagen, wobei er einen Blick auf George von Breda warf, den dieſer aber nicht zu bemerken ſchien.

Auf der andern Seite, als der, zu welcher die Gäſte hereingekommen waren, öffnete ſich langſam die Thür, der Kammerdiener des Grafen erſchien und meldete, daß ſervirt ſei. George von Breda trat an den Fauteuil des Hausherrn, reichte ihm ſeinen Arm und hob ihn ſo leicht von dem Seſſel empor.

„Wie ſich die Zeiten ändern!" ſagte Helfenberg lachend; „jetzt werde ich in meinem eigenen Hauſe von einem Gaſte noch als Dame zu Tiſche geführt. Ja, wer weiß, was uns die nächſten Tage bringen!" ſetzte er mit einem leichten Anflug von Traurigkeit hinzu. — „Doch benutzen wir die Zeit, ſo lange uns das roſige Licht noch ſcheint!" Dies ſprach er mit einem Lächeln, aber es war ſchmerzlich anzuſehen, um ſo mehr, da der arme Graf dabei einen tänzelnden Schritt annehmen wollte, der ihm aber durchaus nicht gelang.

Alle gingen ins Eßzimmer und nahmen dort an dem reichbeſetzten kleinen Tiſche ihre Plätze ein, mit alleiniger Ausnahme des Legationsrathes, der nicht unterlaſſen konnte, wie um den ſilbernen Tafelaufſatz genau zu betrachten, einmal ſchnell um den Tiſch herum zu ſchreiten, ehe er ſich ſeinem Stuhle näherte.

„Das iſt ein harter Moment für ihn," lachte Baron Fremont. „Jetzt muß er ſtill ſitzen, und da könnte ihm das Entſetzliche geſchehen, auf dem Stuhle feſtzuwachſen. Was würdeſt du in dem Falle thun, alter Freund?"

Der Sprecher zeigte in dieſem Augenblicke in ſüßer Erwartung des guten Diners von ſeinen ſchönen Zähnen ſo

viel, als ihm möglich war, und ſah ſeinen kleinen Nachbar dabei an. Ehe dieſer aber auf die Frage antworten konnte, meinte Herr von Tondern: „Du haſt unſerem Legationsrath Unrecht gethan; er war ganz bei ſeinem Departement und ging, wie dieſe Herren es ſo gern zu machen pflegen, als Katze um den heißen Brei herum.“

„Fehlgeſchoſſen! fehlgeſchoſſen!“ lachte der kleine Mann gutmüthig; „ich war in dieſem Augenblick in Indien, wo man um den Tiſch herum ſchreitet, ehe man ſich niederläßt. Es iſt das wie das Gettatore der Neapolitaner gegen das böſe Auge, eine Zauberformel gegen böſe Zungen. — Aber die Suppe iſt vortrefflich.“

Damit fing das Diner an und nahm, einige Häkeleien und ſpitzige Bemerkungen des Herrn von Tondern abgerechnet, die Baron Fremont immer aufs freundſchaftlichſte belachte, ſeinen ungeſtörten und vortrefflichen Fortgang, ja, einen ſo vortrefflichen Fortgang, daß ſelbſt Tondern gegen das Deſſert hin wahrhaft verſöhnlich wurde, und Fremont, in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, mit einer faſt rührenden Melancholie an die Decke emporſchaute, wobei er ſeufzend ſagte: „Daß doch alles Schöne ſo vergänglich iſt!“

Graf Helfenberg hatte das Diner vorübergehen laſſen, ohne Vieles von den ſervirten Schüſſeln zu genießen; auch trank er nur hier und da ein paar Tropfen Wein mit Waſſer. Gegen das Ende hatte er den Kopf in die Hand geſtützt und war in tiefes Nachdenken verſunken, wobei er vor ſich hin ſtarrte und nur zuweilen als höflicher Wirth bei irgend einer luſtigen Bemerkung ein trübes Lächeln zeigte, dem man jedoch wohl anſah, daß es gänzlich ohne Zuſammenhang mit dem Tiſchgeſpräche war. Als aber Baron

Fremont die eben erwähnten Worte ſprach, worin er das Vergängliche alles Schönen beklagte, erhob ſich der Hausherr mühſam von ſeinem Stuhle, ließ ſich von dem Kammerdiener ein gefülltes Champagnerglas reichen und ſagte, indem er die Rechte auf den Tiſch ſtützte: „Ich möchte zu euch, meine lieben, guten und erprobten Freunde, ein paar Worte ſprechen; da ich aber, wie euch allen bekannt iſt, kein Redner bin, ſo wurde es mir ſchwer, zu beginnen, und ich danke daher Fremont, daß er mir, ohne es zu wollen, den Eingang meiner Rede soufflirte. — Ja, Alles iſt vergänglich auf dieſer Erde, das Schöne wie das Häßliche, das Große wie das Geringe! Eine dieſer vier Eigenſchaften dürfte auch ich wohl beſitzen, und daß ich obendrein ein Recht habe, von meiner Vergänglichkeit ganz beſonders zu ſprechen, wird mir Keiner von euch abſtreiten wollen.“

„Aber, Helfenberg,“ rief Herr von Tondern, „welch melancholiſcher Trinkſpruch! Was lauert dahinter?“

Fremont ſchüttelte mit dem Kopfe, und Baron von Breda, der augenſcheinlich den trüben Ideen ſeines Tiſchnachbars und Freundes folgte, blickte düſter ſchweigend vor ſich nieder.

„Wenn mein Trinkſpruch, wie Sie es nennen, melancholiſch anfing,“ fuhr der Graf fort, „ſo war es wahrhaftig nicht meine Abſicht. Iſt es denn traurig, daß das alles vergeht? Ich kann das von mir nicht ſagen, denn wie ich lebe — eigentlich wie ich vegetire — muß ich ſchon geſtehen, daß ich mir aus dem Aufhören dieſes Zuſtandes in der That nichts mache; und da ich, vielleicht nach vielen Schmerzen, dahin gelangt bin, mir dieſes Aufhören faſt zu wünſchen, ſo iſt es mir auch möglich, darüber mit aller Ruhe zu denken und zu ſprechen.“

„Wozu das, Helfenberg?“ fragte George von Breda mit weicher Stimme, indem er ſeine Hand auf die des Freundes legte; „warum in unſeren heiteren Kreis eine ſo traurige Stimmung rufen? Denn daß deine Rede uns traurig ſtimmen muß, wirſt du bei uns, die wir dich ſo herzlich lieben, vorausſetzen.“

„Das ſoll ſie aber nicht!“ rief der Hausherr, indem er ſein Glas erhob, „und wenn ihr meinen Trinkſpruch auf die Vergänglichkeit nicht annehmen wollt, ſo will ich denn zuerſt mein Glas leeren auf das Glück des friſcheſten und herrlichſten Lebens, welches ich kenne.“

„Und welches iſt das?“ fragte Fremont, ehe er ſeinen Kelch an die Lippen ſetzte.

„Gleichviel,“ erwiderte der Graf, „irgend eines, das Jeder ſich nach ſeinem Belieben denken mag.“

Nach dieſen Worten preßte er die Lippen feſt zuſammen und ſtieß mit ſeinem Glaſe ſo heftig an das des Barons von Breda, der ihm zunächſt ſaß, daß es mit einem ſchneidenden Klange zerſprang.

Während der Kammerdiener eilig die Trümmer entfernte und einen neuen Kryſtall herbei brachte, tranken die vier Freunde ſchweigend ihre Kelche leer, und der Hausherr ſprach faſt jubelnd: „So iſt es recht! nach dieſem Trinkſpruche durfte das Glas zu nichts Anderem mehr dienen.“ Dann ſetzte er mit angenommener Luſtigkeit noch hinzu: „Nachdem ich euch nun bewieſen, daß ich weit entfernt von aller Traurigkeit bin, laßt mich auch mit ein paar Worten meine Rede von vorhin zu Ende bringen. Es gibt Dinge, die man ſich nun einmal vorgenommen hat, mit einer gewiſſen Feierlichkeit zu begehen. Man weiht alſo ein Haus ein, daß man ſich er-

baut, man verläßt ebenſo ein anderes, in welchem man nicht mehr lange zu wohnen gedenkt, nicht ohne eine ſolche Weihe. — Und zu einer ſolchen Feierlichkeit habe ich euch, meine Freunde, eingeladen. Wenn ihr aber nun nach meiner großen Rede etwas Bedeutendes erwartet, ſo habt ihr euch vollkommen getäuſcht; ja, ich fürchte faſt, es wird euch das ſo unbedeutend erſcheinen, daß Tondern es nicht unterlaſſen wird, eine witzige Bemerkung darüber zu machen, und wenn er das thut, ſo ſoll es mir zur Erhaltung eures und meines Humors lieb ſein. — Mit einfachen Worten denn: ich habe mein Teſtament gemacht und bitte euch freundlich, daſſelbe als Zeugen unterſchreiben zu wollen."

Den Baron Breda durchſchauerte es leicht, als ſein Nachbar ſo ſprach und ſich darauf ermüdet und bleicher als vordem auf ſeinen Stuhl niederließ.

Fremont ſchloß ſeinen Mund, als habe er plötzlich etwas Unangenehmes auf ſeiner Zunge geſpürt; der Legationsrath war aufgeſtanden und ging, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und ab, und ſelbſt Tondern ſchien ſich zu einem Lächeln zwingen zu müſſen, als er, mit ſeinem Glaſe ſpielend, ſagte: „Sie ſollen ſich gewiſſermaßen in mir nicht geirrt haben, lieber Freund. Gute Witze machen iſt nicht gerade meine Sache, wie ihr alle wißt; aber ich kann Ihnen à propos Ihrer Rede etwas nicht verhehlen, was ich verbürgen kann; ich habe nämlich einen Mann gekannt, der ebenfalls ſehr frühzeitig ſein Teſtament gemacht und ſechszig Jahre ſpäter an Altersſchwäche geſtorben iſt. — Möge es Ihnen gerade ſo ergehen!"

„Ja, ja," bemerkte Baron Fremont, der ſich wieder gefaßt hatte, „dieſen Fall kenne ich und kann ihn bezeugen;

die Erben kamen ſchlecht dabei weg; und von dem, was ſie erhalten ſollten, hätte man die Buchſtaben auf ihren Grabſteinen neu vergolden können. — Aber wie dem auch ſei, daß Sie uns bedenken werden, davon bin ich feſt überzeugt. Möge es uns aber auch ſo ergehen wie Jenen! Das ſpricht meine Freundſchaft für Sie."

„Amen!" ſagte eine Stimme im Hintergrunde des Zimmers, und als ſich alle umwandten, bemerkten ſie den Legationsrath, der mit geſenktem Haupte von einer Ecke zur anderen ſchritt.

Graf Helfenberg hob mit einer Verbeugung gegen George von Breda und Herrn von Tondern die Tafel auf, worauf ſich Alle in den Salon zurück begaben, um Kaffee und Liqueur zu nehmen, ſowie die unvermeidliche Cigarre, die wir nun einmal dem geneigten Leſer in Ausnahmsfällen nicht erlaſſen können, da wir, wie hier zum Beiſpiel, gegen die Wahrheit eines Garçons-Diners aufs Gröblichſte verſtoßen würden, wenn wir verſchweigen wollten, daß der größte Genuß nach demſelben in dem behaglichen Rauchen einer echten Havannah beſteht.

Mittlerweile war es ſieben Uhr geworden, und da der Rechtsconſulent Doktor Plager in allen geſchäftlichen Obliegenheiten von einer muſterhaften Pünktlichkeit war, ſo erſchien wenige Minuten, nachdem die Uhr die angegebene Stunde geſchlagen, der Kammerdiener und meldete ſeinem Herrn, der eben genannte Geſchäftsmann ſei ins anſtoßende Kabinet getreten.

„Ich komme gleich," gab Graf Helfenberg zur Antwort, wobei er ſich, auf ſeinen Stock geſtützt, erhob. „Thut mir den Gefallen," wandte er ſich an die Freunde, „und laßt

euch nicht ſtören. Ich werde eben ins Nebenzimmer gerufen, um die Vorbereitungen zu jenem Akte zu treffen, zu welchem ich euch als Zeugen erbeten. — Erbeten," ſetzte er lächelnd hinzu, „iſt der techniſche Ausdruck für dieſe Art von Einladung, und ich thue das kund und füge es hiermit zu wiſſen, damit ihr ſeht, daß ich mich auch um Geſchäftsſachen bekümmere."

Damit verſchwand er in ſeinem Kabinette.

Die Zurückbleibenden ſaßen mit Ausnahme des Legationsrathes ſtillſchweigend um den Kamin, mehr oder minder mit ernſten Gedanken beſchäftigt. Baron Breda, der wohl am beſten den körperlichen Zuſtand des Freundes zu kennen ſchien, fühlte ſich von der ganzen Sache aufs Schmerzlichſte berührt; er ſah wohl ein, daß dieſes Teſtamentmachen mehr als eine gewöhnliche Formalität war, und es wurde ihm nicht ſchwer, ſich in die Lage des unglücklichen Freundes zu verſetzen und die Seelenleiden mit zu empfinden, die wahrſcheinlich vorangegangen waren, ehe dieſer Entſchluß bei ihm gereift und zur Ausführung gekommen.

Herr von Tondern und Baron Fremont ſprachen ihre Gedanken über daſſelbe Thema gegen einander aus, hatten es aber von einer andern Seite aufgefaßt.

„Wie kommt es eigentlich," ſagte Fremont, „daß der Graf überhaupt teſtiren will? Sind denn nicht die großen Güter der Familie, die er als älteſter und einziger Sohn ſeines Vaters antrat, Lehen und Fideikommiſſe?"

„Das iſt der größte Theil der Güter allerdings," entgegnete der Gefragte. „Wenn wir Beide aber," ſetzte er leiſer hinzu, „meinetwegen mit noch ein paar Anderen, das zu theilen hätten, was dem Grafen an Gütern und Ver-

mögen als freies Eigenthum und nicht zu Lehen, oder als Fideicommiß gehört, so würden wir zufrieden sein. Das sind die großartigen Vermögen der Großmutter und der Mutter unseres Freundes, sowie die Ersparnisse namentlich des Vaters."

„Wie die Glücksgüter doch so ungleich vertheilt sind!" sprach Fremont mit einem tiefen Seufzer. — „Ich bin gerade nicht unzufrieden mit dem, was ich habe, aber ein bischen mehr schadet immer nichts. Es muß doch ein eigenes Gefühl sein, so eine große Herrschaft sein nennen zu können."

„Von einem solchen Gefühl habe ich gar keine Idee," meinte Herr von Tondern trocken; „mit Herrschaften und Ländereien gebe ich mich auch nicht gern ab, mir wäre ein tüchtiges Quantum baaren Geldes viel lieber."

„Nein, nein, das kann ich nicht sagen," entgegnete der Andere, wobei er sich in den kleinen Fauteuil zurücklehnte und dem blauen Dampfe nachsah, den er gerade emporsteigen ließ. „Ah, ein eigener Herd, und ein Schornstein mit dem Rauche des Küchenfeuers, das dein Diner kocht, ist schon eine wundervolle Idee!"

„Natürlich aber muß dieser Herd," vernahm man des Legationsrathes feine Stimme, der wie ein Schatten hinter den Stühlen auf und ab strich, „am Ende zu einer Enfilade von circa zwanzig Zimmern gehören, von deren Fenstern man mit dem besten Fernrohr die umliegenden Felder und Wälder nicht übersehen kann."

Fremont nickte mit dem Kopfe und versetzte, ohne sich nach dem Sprecher umzuschauen: „Ganz meine Ansicht, und ich wüßte von den Gütern unseres guten Freundes gerade

eines, das alle dieſe eben angegebenen vortrefflichen Eigenſchaften beſitzt. Es iſt dies Schloß Stromberg, — ah, eine deliciöſe Beſitzung! — Apropos!" wandte er ſich an George von Breda, der ſich mit keiner Sylbe in dieſes Geſpräch miſchte, „du mußt ja Stromberg genau kennen. Stößt es nicht an die Beſitzungen deines Schwagers, des Herrn von Braachen?"

„Es ſtößt daran," entgegnete der Gefragte.

„Nicht wahr, es iſt wunderſchön?"

„Das Schloß liegt prachtvoll, und die Beſitzungen ſind ausgedehnt und vortrefflich erhalten."

„Iſt es Fideicommiß oder Lehen?"

„Nein, es wurde vom Vater unſeres Freundes erworben und durch viele Ankäufe arrondirt. Er hatte es zum Wittwenſitze für die leider ſo früh verſtorbene Gräfin Helfenberg beſtimmt."

„Da haſt du, was dir paßt," ſagte Tondern, indem er ſich lang ausſtreckte. „Wer weiß, ob nicht drinnen in dieſem Augenblicke dein Glück entſchieden wird! Nun, ich gratulire dir zum Voraus und kenne keinen Neid; ich gönne dir die Herrſchaft und bin mit circa fünfzigtauſend Thalern zufrieden. Weniger kann er doch nicht für ſeine Freunde thun."

„Ihr ſeid doch in der That entſetzlich ruchloſe Menſchen," nahm Baron Breda das Wort, wobei die Stimme ſehr ernſthaft klang, wenn auch auf ſeinen Zügen ein leichtes Lächeln erſchien. „Ich möchte eigentlich wiſſen, was im Stande wäre, euch einmal in eine ernſte Stimmung zu verſetzen."

„Dieſes Mal muß ich für die Beiden, obgleich ungern,

Partei nehmen," ſprach der vorbeiſchwirrende Legationsrath. „Wenn ich auch überhaupt nicht in Abrede ſtellen will, daß es in vielen Beziehungen ruchloſe Menſchen ſind — ſie ſind ſelbſt davon überzeugt — ſo muß ich doch zu ihrer Rechtfertigung ſagen, daß dieſe Erbgelüſte in der meiſten Menſchen Herzen exiſtiren. Ich habe meine Eltern gewiß außerordentlich geliebt, aber ich erinnere mich noch ganz genau, daß ich mit einem jüngeren Bruder häufig Gemälde und Mobilien in Gedanken vertheilt habe, wie wir dachten, daß ſie uns ſpäter einmal zufallen ſollten."

„Damals waret ihr Kinder und unzurechnungsfähig," warf George von Breda leicht hin.

„Ja, freilich waren ſie Kinder," lachte Herr von Tondern, „aber um jenes Prädikat heim zu geben, in der That ruchloſe Kinder, und jetzt begreife ich erſt recht, warum du immer umherirrſt wie der ewige Jude. Wahrhaftig, ich ſehe klar und nehme meine Rede in Beziehung auf das Anwurzeln zurück — es iſt dein böſes Gewiſſen, das dich beſtändig ruhelos umher treibt."

„Ich glaube, daß Tondern diesmal Recht hat," meinte auch Baron Fremont nach einer kleinen Pauſe, in der man nur ein heiſeres Lachen des Legationsrathes gehört; „wenigſtens kann ich dir verſichern, daß dieſes nachtſchmetterlingsartige Umherflattern für deine Nebenmenſchen, die gezwungen ſind, ihm zuzuſchauen, etwas ſehr Nervenangreifendes hat. — Aber genug davon, ich ſehe unſerem Freunde George an, daß ihn unſere Reden gewaltig ennuyiren. — Was Anderes denn! Du haſt ja früher," wandte er ſich an Tondern, „bedeutend in der Rechtspflege herumgepfuſcht und

wirſt wohl ſo viel davon behalten haben, um uns ſagen zu können, was es mit ſo einem Teſtamente für eine Bewandtniß hat."

„Das iſt im Grunde ſehr einfach," verſetzte der Gefragte. „Der Erblaſſer erklärt vor Gericht, vor einem Notar, Rechtsconſulenten oder ſonſtigen beeidigten Schreiber, er habe im Sinne, über ſein Vermögen letztwillig zu verfügen, daſſelbe an Den oder Den zu hinterlaſſen; darauf unterſchreibt er, die Zeugen und der Beamte ebenfalls, man drückt ſein Siegel bei, und ſomit iſt die Sache abgemacht, und das Aktenſtück wird bei Gericht deponirt."

„Auf dieſe Art erfahren die Zeugen alſo," forſchte Fremont weiter, „über welches Vermögen verfügt wird und zu weſſen Gunſten? Das kann zuweilen für die Betreffenden nicht unintereſſant ſein."

„Es gibt fünf Formen von Teſtamenten," fuhr Herr von Tondern mit wichtiger Miene fort, dem es angenehm ſchien, von ſeinen übrig gebliebenen Kenntniſſen etwas Weniges zeigen zu können; „fünf Formen, die ſich aber, um deine Bemerkung von ſo eben zu beantworten, eigentlich in drei Abtheilungen bringen laſſen, — erſtens und zweitens in die mündliche und ſchriftliche Form, bei welcher die Zeugen allerdings erfahren, was und wie teſtirt wird; drittens aber in die myſtiſche, wo das Teſtament von dem Notar entweder ſelbſt geſchrieben oder beglaubigt wird, vom Erblaſſer unterſchrieben, von eben demſelben couvertirt und feſt verſiegelt, worauf dann die Zeugen nichts zu thun haben, als außen hin ihre reſpectiven Namen zu ſetzen."

„Die myſtiſche Form gefällt mir nicht," entgegnete Baron Fremont, indem er die Oberlippe aufwarf und ſich durch

das Haar fuhr. „Da muß man Sachen unterſchreiben, von denen man keine Kenntniß genommen hat. Ich finde das nicht angenehm und auch meiner Anſicht nach rechtlich unbegründet."

„Und es hat doch ſeine großen Vortheile für den Erblaſſer, ja, ſogar für den Erben," vernahm man aus dem Hintergrunde des Salons die Stimme des Legationsrathes. „Stell' dir zum Beiſpiel vor, Fremont, es wäre da ein reicher Mann, der vermachte unſerem Tondern — um nur einen Namen zu nennen — wir wollen ſagen, die fünfzigtauſend Thaler, die er ſich vorhin gewünſcht; das weiß Tondern und lebt darauf hin, als wenn er die fünfzigtauſend Thaler ſchon im Sack hätte; er glaubt ja, er werde ſie einſtens bekommen. Darauf geht es aber, wie unſer verehrter Freund vorhin ſagte: der Erblaſſer ſtirbt nämlich erſt circa ſechzig Jahre nach Abfaſſung des Teſtaments an Altersſchwäche. Was dann? Da hätte ſich der arme Tondern eine vergebliche Hoffnung gemacht und wahrſcheinlich ein noch ſchlechteres Ende genommen, als ihm ſo ſchon bevorſteht."

„Du biſt unzurechnungsfähig," verſetzte mürriſch der, von dem eben die Rede war. „Deßhalb laſſe ich dir auch deine Bemerkungen hingehen. Wenn du übrigens künftig wieder perorirſt, ſo über deine Beiſpiele an einem Anderen und nicht an mir."

Baron von Breda war aufgeſtanden und hatte ſich ans Fenſter begeben, wo er in die immer noch ſtürmiſche Nacht hinausſchaute. Hier und da war das Gewölk zerriſſen und ließ einen bleichen Strahl des Mondes durchſchimmern, phantaſtiſche Wolkenformen zeigend.

Jetzt öffnete ſich die Thür des Kabinettes, und Graf Helfenberg kam von dort zurück, gefolgt von einem Herrn in ſchwarzem Frack, wobei derſelbe eine ſteife weiße Halsbinde trug, welche das im gegenwärtigen Augenblicke ſehr ernſte und feierliche Geſicht einrahmte. Es war Herr Doktor Plager, der ſich, die Feierlichkeit des Momentes und die vornehme Geſellſchaft, in die er eintrat, vollkommen würdigend, nach einem ſehr tiefen Bückling den vier Herren vorſtellen ließ und ſich dann nach einigem Zögern auf einen Stuhl ſetzte; und als er ſich nun endlich niedergelaſſen, berührte er mit dem Rücken nicht die Lehne deſſelben, ſondern ſaß mit dem ſtarr emporgekämmten Haar gerade und aufrecht da — eine faſt unheimliche Erſcheinung, ein würdiger Träger oder ſelbſt Repräſentant des wichtigen und ernſten Papieres, welches er in der Hand hatte.

„Die Herren, ſämmtlich meine genauen Bekannten," wandte ſich Graf Helfenberg an den Rechtsconſulenten, „ſind bereits von dem Dienſte unterrichtet, den ich ſie bat, mir zu leiſten. Wie Sie ſehen, ſind es aber nur vier, und der Form des Geſetzes nach brauchen wir fünf Zeugen. Es iſt mir recht fatal, daß Ihr Schreiber nicht mitgekommen iſt."

„Auch ich bedaure das unendlich," entgegnete Herr Doktor Plager, wobei er ſein Kinn in die weiße Halsbinde vergrub. „Herr Larioz wird untröſtlich ſein; aber er fand ſich wirklich ſo unwohl, vollkommen fieberhaft, daß ich es für gewiſſenlos gehalten hätte, ihn in die kalte Nachtluft hinaus zu nöthigen."

„Es thut mir doppelt leid, daß Don Larioz nicht gekommen iſt," ſagte der Graf lächelnd und indem er fort-

fahrend ſich an George von Breda wandte; „du hätteſt eine ganz intereſſante Bekanntſchaft gemacht; ein ſpaniſcher Edelmann, der, Gott weiß, durch welche Schickſale, Schreiber bei meinem ſehr ehrenwerthen Rechtsfreunde geworden.“

„Ein echter Spanier?“ fragte Herr von Tondern.

Der Rechtsconſulent nickte ehrerbietig mit dem Kopfe, wobei er ſich freundlich zu lächeln bemühte.

„Ein echter Spanier,“ wiederholte der Graf, „unternehmend wie ein Andaluſier und dabei ſtolz wie ein Caſtilianer. Ich weiß ſelbſt nicht, warum, aber obgleich ich ihn Vormittags nur eine Stunde geſprochen, habe ich eine faſt unbegreifliche Neigung zu ihm gefaßt.“

Bei dieſen Worten warf er dem Rechtsconſulenten einen eigenthümlichen Blick zu, den dieſer dadurch beantwortete, daß er ſich leicht vornüberbeugte, die Augenlider herabfallen ließ und das wichtige Papier ein klein wenig gegen ſeine Bruſt erhob.

„Was nun den fünften Zeugen anbelangt,“ fuhr der Graf nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „ſo habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt, als irgend einen Unbekannten zu preſſen. Zufälliger Weiſe iſt mein zweiter Kutſcher krank und erhält gewöhnlich um dieſe Zeit“ — er warf einen Blick auf die Uhr — „den Beſuch des Arztes meiner Dienerſchaft. Ein wackerer Mann, der Arzt nämlich, den ich ſchon lange ſelbſt conſultirt hätte, wenn ich es überhaupt noch der Mühe werth oder von irgend einem Nutzen hielte, über mich ſelbſt zu ſprechen.“

In dieſem Augenblicke vernahm man im Kabinette, deſſen Thür vorhin nicht geſchloſſen worden war, eine ziemlich laute

Stimme, welche ſagte: „Das kann ich Ihnen verſichern, mein lieber Herr Kammerdiener — und Sie mögen meinen Worten glauben, wenn es Ihnen gut dünkt — der verſchlimmerte Zuſtand unſeres Patienten dahinten geſtern Abend kam einzig und allein daher, daß er etwas gefreſſen — Sie werden mir im vorliegenden Falle erlauben, dieſen Ausdruck zu gebrauchen — was er nicht hätte freſſen ſollen; ja, ich kann wahrhaftig es nicht anders nennen, denn das Factum ſteht feſt: er hat ſich den Magen überladen, item iſt kränker geworden, und es hat etwas Kräftiges gebraucht, ihn wieder ſo weit zu bringen, wie wir ihn ſchon vor ein paar Tagen hatten. — Das habe ich Ihnen zur Vorſicht geſagt, mein lieber Herr Kammerdiener; denn Sie werden einſehen, daß Jemand da ſein muß, der über dergleichen Patienten eine ſtrenge Aufſicht führt. — So, jetzt bin ich mit der Geſchichte fertig und bitte, Seiner Erlaucht zu melden, daß ich ganz zu ſeinen Dienſten ſtehe.“

Nachdem die Stimme im Kabinette ſich alſo hatte vernehmen laſſen, erſchien der Kammerdiener an der Thür des Salons und wollte die ihm aufgetragene Meldung machen, doch ließ ihn der Graf nicht zu Worte kommen, ſondern rief ihm entgegen: „Wir wiſſen ſchon! Bitten Sie den Herrn Doktor, er möge gefälligſt zu uns eintreten.“

Dies geſchah denn auch augenblicklich, und unſer Bekannter, Doktor Flecker, trat auch hier gerade ſo unbefangen und ungenirt ein, wie er dies bei dem Schneidermeiſter Schwörer oder der Frau Brenner gethan; ja, als er einige Schritte gegen die Geſellſchaft gemacht und flüchtig mit dem Kopfe genickt, nahm er ſeinen Hut unter den linken Arm, zog mit der Rechten ſein Taſchentuch hervor und putzte mit

demſelben die Gläſer ſeiner Brille, die von der Wärme in den Zimmern wiederholt angelaufen waren; dann ſetzte er dieſelbe wieder ruhig auf ſeine Naſe und erwiderte nun erſt den freundlichen Gruß des Grafen mit einem etwas tieferen Kopfnicken, eine Bewegung, die er hierauf auch gegen die übrigen Herren machte, nachdem der Graf ſeinen und deren Namen genannt. Etwas erſtaunte der Doktor, als er den Rechtsconſulenten in weißer Halsbinde erblickte; doch klopfte er ihm zur Begrüßung freundlich auf die Achſeln und ließ ſich dann bequem auf einen Lehnſtuhl nieder, den der Kammerdiener hinter ihn gerollt.

„Es freut mich ſehr, daß Sie meiner Bitte Folge gegeben," ſagte Graf Helfenberg zu dem Arzte. „Aber Sie werden ſich wundern, lieber Herr Doktor, trotzdem im Augenblicke hier Niemand zu finden, der Ihnen die Hand zum Pulsfühlen entgegenſtreckt. Bei mir verlohnt ſich das nicht mehr der Mühe, und die Anderen ſind kerngeſund."

„Aeußerlich ja," murmelte der Legationsrath, der in der Diagonale des Zimmers eine Bahn wie ein Komet beſchrieb. „Aeußerlich wohl, aber viel krankhafte Seelenzuſtände."

Wofür ihm Tondern, hinter deſſen Stuhle er das letzte Wort ausſprach und ſtark betonte, einen geringſchätzenden Blick zuwarf.

Der Armenarzt hatte ſich mit einer ſehr ſchnellen Neigung des Kopfes gegen den Grafen verbeugt und ſagte dann launig: „Ich habe mir das denken können; jedes Geſchöpf auf dieſer Erde hat ſeinen beſtimmten Rayon; der Vogel lebt in der Luft, der Fiſch im Waſſer, der Wurm in der

Erde, der Armenarzt in dem vierten Stockwerk der Häuſer oder in den Bedientenkammern. Und deßhalb ſollte man, um in meinem Gleichniß fortzufahren, eigentlich ängſtlich ſein, das angewieſene Terrain zu verlaſſen; denn wenn Fiſch und Vogel aus dem Waſſer und der Luft in den erſten Stock einer menſchlichen Wohnung gebracht werden, ſo geſchieht das in der Regel nicht, um ihnen einen vergnügten Augenblick zu machen, ſondern um ſie aufzuſpeiſen. Sie werden mir zugeben, daß ich mich faſt im gleichen Falle befinde, wogegen ich Ihnen aber beſtens verſichern will, daß ich ohne Furcht und mit großer Bereitwilligkeit erſchienen bin. Eure Erlaucht haben über mich zu befehlen."

„Der Doktor wird gewiß nicht erſchrecken," ſprach Herr von Tondern mit einer gewiſſen protegirenden Miene, die er anderen Ständen gegenüber gern anzunehmen pflegte, „wenn er hört, um was es ſich handelt. Wie Mancher glaubt, und wohl mit größerem Rechte, ſein Teſtament machen zu müſſen, wenn er den Arzt nahen ſieht! Das geht meiſtens Hand in Hand."

„Ja, es geht oftmals Hand in Hand, Herr von Tondern," bemerkte achſelzuckend der Doktor, „und obendrein erbt dabei ein gewiſſenhafter Arzt noch etwas, was ihm nicht mehr genommen werden kann — das Bewußtſein, ſeine Pflicht gethan zu haben. Das kann man nicht von jedem anderen Erben ſagen."

Graf Helfenberg ſchien nicht auf dieſes Geſpräch geachtet zu haben; er hatte die Augen mit der Hand bedeckt, und als er dieſelbe jetzt wieder herabſinken ließ, ſagte er: „So wollen wir an unſer Geſchäft gehen. — Ich glaube, ich muß das

Wort nehmen?" wandte er ſich mit einer höflichen Verbeugung an den Rechtsconſulenten.

Dieſer nickte würdevoll mit dem Kopfe und erhob ſich darauf von ſeinem Stuhle, um ſich hinter denſelben zu ſtellen, wobei er das verhängnißvolle Papier vor ſich hielt.

Herr von Tondern zog die Augenbrauen etwas finſter zuſammen und flüſterte ſeinem Nachbar zu: „Den Worten des Grafen nach haben wir ein myſtiſches Teſtament zu erwarten."

„Das wäre fatal!" entgegnete Baron Fremont, wobei er diesmal, da ſich ſein Geſicht unwillkürlich verlängerte, die untere Reihe ſeiner Zähne ſehen ließ.

Graf Helfenberg war ebenfalls von ſeinem Stuhle aufgeſtanden und ſprach: „Nachdem ich mich entſchloſſen, meinen letzten Willen aufzuſetzen, habe ich denſelben eigenhändig niedergeſchrieben, dieſe meine Schrift von dem hier gegenwärtigen vereidigten Rechtsconſulenten, Herrn Doktor Plager, beglaubigen laſſen, dann dieſes Teſtament couvertirt und verſiegelt und erkläre nun, daß man es als meinen letzten Willen betrachten und vollſtrecken ſolle. Auch wünſche ich, daß es bei dem hieſigen Stadtgerichte deponirt werde, wo es dann nach meinem Tode zu finden ſein wird."

Bei dieſen Worten war der Rechtsconſulent mit einem ernſten, faſt traurigen Geſichte tief in ſeine Halsbinde hinabgetaucht, wodurch er vielleicht pantomimiſch ein Untergehen in wehmüthigem Schmerze anzeigen wollte. Dann aber ließ er ſein ganzes Geſicht wieder ſehen, machte den Anweſenden eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Seine Erlaucht, der Herr Graf von Helfenberg, haben alſo nach ſeinem freien Willen teſtirt und haben ſein Teſtament darauf vor meinen Augen

verſchloſſen und verſiegelt, und ich erlaube mir nun, die hochverehrten Herren, die als Zeugen anweſend ſind, zu bitten, auf dieſes Couvert ihre Namen und Inſiegel beiſetzen zu wollen."

„Es iſt ſo, wie ich dir geſagt," flüſterte Tondern abermals dem Baron Fremont zu, indem er ſich bückte, als wolle er etwas aufheben, was ihm entfallen. „Es iſt eigentlich verflucht das! Ich bin überzeugt, Helfenberg hat an uns gedacht; aber es wäre von großem Vortheil, mit ſeinem Ehrenworte verſichern zu können, man habe dort einmal ſeine zehn- oder zwanzigtauſend Thaler zu erwarten."

Der Andere nickte kaum bemerkbar mit dem Kopfe, worauf er ſich erhob, um an den Tiſch zu treten und das Document mit ſeinem Namen zu verſehen, zu welchem Ende ihm Baron Breda die Feder reichte.

Dann unterſchrieb auch Herr von Tondern, hierauf der Legationsrath und zuletzt Doktor Flecker.

Als das wichtige Document ſomit in der vorgeſchriebenen Form hergeſtellt war, nahm George von Breda es in die Hand, überreichte es dem Grafen, wobei er mit ſeiner tiefen Stimme, die aber in dieſem Augenblicke etwas weicher klang, als gewöhnlich, ſagte: „Wir haben das getreulich erfüllt, wozu du uns gebeten. Wenn ich mir aber hiermit erlaube, dieſes Papier in deine Hände zu legen, ſo will ich dabei einen Wunſch ausſprechen, dem gewiß alle, die hier verſammelt ſind, von Herzen beipflichten werden; das iſt nämlich der Wunſch, daß du dich veranlaßt ſehen mögeſt, dieſes Papier in einigen Jahren vor uns wieder zu eröffnen und vor unſeren Augen zu zerreißen. Wenn dieſer Wunſch in Erfüllung geht, mein lieber Hugo, ſo ſoll dieſer Moment

für mich und gewiß für Alle einer der ſchönſten unſeres Lebens ſein."

Die Stimme des Barons zitterte faſt, als er die letzten Worte ſprach, und zu gleicher Zeit ſchlang er ſeinen Arm um den Hals des Freundes und drückte ihn feſt und innig an ſich, wobei der Contraſt dieſer beiden Geſtalten ſchmerzlich anzuſehen war.

„Für deinen guten Wunſch danke ich dir," erwiderte der Graf nach einem augenblicklichen Stillſchweigen mit trübem Lächeln. „Daß er aber nicht in Erfüllung gehen kann und wird, davon iſt Niemand mehr überzeugt, als ich ſelbſt, und wenn ihr meine Worte beſtätigt haben wollt, ſo fragt dort unſern guten Doktor, der mich ſchon öfter forſchend und mitleidig betrachtet hat. Und wo ein Arzt mitleidig ſchaut," ſetzte er mit erzwungener Luſtigkeit hinzu, „da iſt für den Patienten nicht viel zu hoffen. — Wozu auch dieſe Hoffnungen, deren ich mich gänzlich entwöhnt habe! — Glaubt nicht," fuhr er weicher fort, „daß ich vor euch den ſtarken Geiſt ſpielen will, glaubt auch nicht, daß es übergroßer Leichtſinn iſt, der mich das Koſtbarſte, was der Menſch beſitzt, anſcheinend gleichgültig dahin ſchwinden ſehen läßt. Ich will euch nicht ſprechen von den furchtbaren Kämpfen, die ich durchgemacht; aber glaubt meinen Worten, ich habe ſie durchgemacht. — Sie liegen nun vollends hinter mir," fügte er nach einer Pauſe bei und hob das Teſtament in die Höhe. „Jetzt will ich heiter in die Zukunft blicken."

Die Freunde nahten ſich der Reihe nach dem Fauteuil des Kranken und drückten ihm ſchweigend die Hand; auch der Legationsrath flatterte herbei, beugte ſich auf den Grafen nieder, und als er ihn dann leicht auf die Stirn geküßt, eilte

er mit raſchen Schritten wieder nach einer dunkeln Ecke des Zimmers.

„Amen! Amen!“ ſagte der Armenarzt ſo leiſe, daß Niemand es verſtand, als vielleicht der Rechtsconſulent, der dicht an ſeiner Seite war. In der That hatte der Doktor den kranken jungen Mann lange forſchend und auch mitleidig betrachtet, was George von Breda ebenfalls nicht entgangen war, weßhalb dieſer ſein glänzendes Auge fragend auf den Arzt richtete, der, dieſe Frage verſtehend, leicht mit den Achſeln zuckte.

Eine allgemeine Unterhaltung wollte übrigens nach dem eben vollzogenen Akte nicht mehr ſo recht in Gang kommen; auch lehnte der Graf ſich ziemlich theilnahmlos, wie ermüdet, in ſeinen Fauteuil, weßhalb die Anweſenden ſich anſchickten, den Salon zu verlaſſen. Dabei war es bemerkenswerth, daß ſich Herr von Tondern und Baron Fremont dem Rechtsconſulenten anſchloſſen und Fremont ſich ſogar anbot, ihn in ſeinem Wagen nach Hauſe zu führen, was denn auch Doktor Plager nach einiger Weigerung annahm.

Als der Armenarzt ſich von dem Grafen verabſchiedete, ſagte der letztere: „Es ſtürmt und regnet draußen, lieber Doktor. Darf ich Sie nach Hauſe oder ſonſt wo hin bringen laſſen?“

„Ich bin das ſchlechte Wetter gewohnt, Erlaucht,“ erwiderte der Arzt jedoch, „und führe deßhalb meine nothwendige Equipage, Regenſchirm, Ueberſchuhe und Paletot, beſtändig bei mir; auch würde es meine armen Patienten erſchrecken, wenn ich ſo auf einmal im Wagen bei ihnen vorführe. Deßhalb danke ich herzlich für das freundliche Anerbieten.“

„Aber ich ſehe Sie nicht zum — letzten Mal, lieber

Doktor? Sie kommen ja häufig ins Haus. Laſſen Sie ſich doch hin und wieder bei mir ſehen. Ach! ich habe manche höchſt langweilige Stunden! Doch vergeſſe ich," ſetzte er lächelnd hinzu, während er gegen den Scheidenden die Hand empor hob, „daß anderer Leute Zeit koſtbarer iſt, als die meinige. — — Und doch wieder nicht," murmelte er in ſich hinein, und biß darauf die Zähne feſt auf einander.

Auch der Legationsrath war nach Hauſe gegangen und Niemand mehr bei dem Kranken zurückgeblieben als George von Breda, der am Kamin lehnte und mit dem Stiefel gegen ein verglimmtes Stück Holz ſtieß.

„Es iſt lieb von dir, daß du noch einen Augenblick bleibſt," ſagte der Graf nach einem längeren Stillſchweigen. „Aber opfere mir nicht zuviel von deiner Zeit; bei mir iſt es ſtill und einſam, bei dir zu Hauſe ungleich behaglicher. „Apropos," fuhr er raſch fort, ehe der Andere etwas entgegnen konnte, „wie gefällt ſich deine Nichte in eurem Hauſe?"

„Du kennſt ſie?" fragte der Baron gleichgültig.

„Ich habe ſie einmal flüchtig geſehen — ein ſehr ſchönes Mädchen."

„Und ein gutes Kind. Ihr friſcher, heiterer Sinn belebt mein Haus auf die angenehmſte Art."

„Das kann ich mir denken, du Glücklicher!" entgegnete der Graf, während er den Kopf tiefer auf die Bruſt hinab ſenkte. „So eine friſche Stimme thut wohl, ein ſo herzliches, liebes Lachen. O, das könnte auch ich brauchen hier in meinem öden Steinhaufen."

George von Breda blickte theilnehmend und aufs innigſte mitfühlend auf den armen Freund, deſſen Geſicht er nicht ſehen

konnte. Ja, es mußte öde und ſtill in dem gewaltigen Palaſte ſein, und dieſe Oede um ſo ſchrecklicher und fühlbarer, da ſie gewiß häufig, ach, ſehr häufig von furchtbaren und finſteren Gedanken und Phantaſieen bevölkert war! War es ihm doch in ſeinem mitfühlenden Herzen zu Muthe, als ſähe er ſie aus den dunklen Ecken des Salons furienartig heran ſchweben und auf die Bruſt des armen Kranken niederfallen. — Es war das ein ſchreckliches Geſchick, ſo jung, ſo reich, mit allen Anſprüchen an das Leben und mit allen Mitteln, dieſen Anſprüchen zu genügen, da zu liegen elend, ſchwach, zuſammengeſunken, vor ſich das verhängnißvolle Document mit den fünf Siegeln.

Es war, als ob den Grafen ſelbſt im gleichen Augenblicke dieſelben furchtbaren Gedanken quälten: denn er fuhr mit einem tiefen, ſchneidenden Seufzer in die Höhe, preßte die Hand vor die Stirn und ſagte, während er mühſam athmete: „Ja, dieſe Oede und Stille bringt mich noch zur Verzweiflung. Wie ich oft nach menſchlichen Stimmen ſchmachte, nach fröhlichem Lachen, davon haſt du keinen Begriff. Und dieſes Regenwetter! Dieſes melancholiſche Klatſchen der Tropfen an die Scheiben regt mir die Nerven fürchterlich auf. — — Ach, nur noch einen Frühling möchte ich erleben!“ ſprach er alsdann mit gefalteten Händen und unendlich weichem Tone der Stimme, „ach, nur noch einen letzten Frühling mit ſeinem friſchen Grün, mit Gräſern und Kräutern, mit Blüthen und Blumenduft! Nur noch einen einzigen — einen einzigen! Daß ich meinen geliebten Wald wieder ſähe, ja meinen geliebten Wald, und im Grün und Sonnenglanz ſie — ja ſie, deren Namen ich nie nennen darf, meinen ein-

zigen Troſt, denn ſie umſchwebt mich lächelnd, eine himmliſche Fee."

Dieſen Worten hörte der Baron tief erſchüttert zu. Schon einige Mal hatte Hugo von Helfenberg ſo geſprochen und auf ein Weſen angeſpielt, das er unſäglich lieben mußte und wodurch ſeine Leiden noch qualvoller, ja oft wahrhaft entſetzlich wurden. Einen Namen oder eine nähere Bezeichnung hatte er dem Freunde nie mitgetheilt, und begreiflicher Weiſe war dieſer zu diskret, um danach zu forſchen, um ſo mehr, da der Kranke es zu lieben ſchien, wenn man dergleichen Aeußerungen, die ſich zuweilen unwillkürlich ſeinem Herzen entrangen, für Phantaſieen und Träumereien nahm. Deßhalb antwortete ihm auch George von Breda: „Du ſollteſt dich von deinen Bekannten nicht ſo zurück ziehen. Geh doch mehr in die Häuſer, wo man dich ſo gern ſieht und wo man ſich ein Vergnügen daraus machen wird, dich zu unterhalten. Ich muß dir beiſtimmen, dein zurückgezogenes Leben hier in dem großen Palaſte muß in der That oft unerträglich ſein. Noch heute Abend ſprach auch meine Frau darüber, ja, ich kann dir verſichern, aufs liebreichſte und freundlichſte; ſie bat mich, dir zu ſagen, es würde ihr das größte Vergnügen machen, wenn du unſer Haus vollkommen als das deinige anſehen wollteſt. Und daß du mir den größten Gefallen damit thäteſt, brauche ich dir wohl nicht zu ſagen. Wir alle wiſſen, wie ſehr du das Grün der Bäume und milde Luft liebſt. Nun gut, gerade das kannſt du bei mir haben; laß dich jeden Tag zu mir hinaus fahren, geh in meinen Wintergarten, ruhe dort aus, ſpaziere umher, lies, rauch' deine Cigarre, mit einem Wort: thue, was du willſt. Biſt du es alsdann müde, allein zu ſein, ſo werde ich dich unterhalten; willſt du eine Partie Whiſt machen, ſo iſt meine Frau da

oder auch Eugenie; und darauf kannſt du dich verlaſſen, Beiden wird es das größte Vergnügen machen, dir auch ſonſt die Zeit zu vertreiben."

Der Graf hatte die Hände auf ſeinen Knieen gefaltet, als der Andere ſo ſprach, und um ſeine feinen bleichen Lippen ſpielte momentan ein freundliches Lächeln; aber nur wenige Sekunden, dann war es, als ſchüttle ein Froſt ſeinen ganzen Körper, er wiſchte mit der Rechten heftig über die Stirn, wie um einen Gedanken zu verjagen, und ſagte alsdann im Tone tiefen Leidens: „Du malſt mir da ein Leben aus, guter George, das mich glücklich machen könnte, wenn es ausführbar wäre, das mich aber ſo zur Verzweiflung treiben könnte. — O, ſprich nicht mehr davon, du weißt, ich will mich vor den Menſchen nicht mehr ſehen laſſen. Selbſt das ehrlichſte Mitleid thut mir wehe, ja, am weheſten gerade, weil es ehrlich iſt. Ich will nicht in der Erinnerung derjenigen, die ich hochſchätze, die ich verehre, als die Geſtalt fortleben, die ich heute bin, nein, nein! Sondern wenn man ſpäter von Graf Hugo Helfenberg ſpricht, ſo ſoll man ſich mein Bild bewahren, wie es noch vor wenig Jahren war. — Es iſt das, wenn du willſt, eine Eitelkeit, vielleicht verwerflich, weil ſie über das Grab hinausreicht, aber — am Rande deſſelben am Ende auch verzeihlich." — —

Es trat eine Pauſe ein, die wohl für Beide ziemlich peinlich war. Die Uhr ſpielte ihren gleichförmigen Takt, und dabei dachte der Graf, der ihr aufmerkſam zuhörte und das Geräuſch, welches ſie machte, mit dem Schlage ſeines Herzens in Einklang zu bringen verſuchte: Das elende Ding wird fortpicken, unverdroſſen und thätig, wenn ſich hier in meiner Bruſt ſchon längſt nichts mehr rührt, wenn fremde Menſchen

in dieſen Sälen auf und ab gehen und gleichgültig, ohne an den früheren Beſitzer zu denken, daſſelbe Zifferblatt betrachten, auf welchem jetzt meine Augen ruhen. —

Zwiſchen hinein jagte zuweilen der Wind ſauſend den Regen an die Fenſterſcheiben, und wenn das geſchah, ſo blickte George von Breda faſt erſchrocken, faſt ſchaudernd auf die zuſammengeſunkene Geſtalt ſeines Freundes und betrachtete mit ſcheuem Blick all' den Comfort rings umher, den ganzen behaglichen Salon, das ſtrahlende Licht der Lampen, das freundliche Flackern des Kaminfeuers, und dachte dabei an die Zukunft — an die nahe feuchte Erde draußen.

„Doch wozu dieſe trüben Gedanken und Träumereien!" rief der Graf endlich, indem er ſich empor raffte; „warum ſich die eilenden Tage und Stunden ſelbſt verbittern! Für dein freundliches Anerbieten, lieber George, bin ich dir wahrhaftig dankbar, und meine Gründe, warum ich es in dem Umfange, wie du es wünſcheſt, nicht annehmen kann, werden dir gewiß einleuchten. Ja, ich will dir einen kleinen Beweis geben," ſetzte er lächelnd hinzu, „welche Anhänglichkeit ich an dein Haus habe. Ich bin zu aufgeregt, um jetzt in Stunden ſchlafen zu können; eine kleine Zerſtreuung wird mir wohl thun. Gib mir einen Platz in deinem Wagen; ich fahre mit dir nach Hauſe, wir promeniren eine halbe Stunde in deinem Wintergarten — o, das wird mir gut thun, und ich werde darauf vortrefflich ſchlafen. — Ja, ſieh mich nur erſtaunt an, es iſt mein vollkommener Ernſt, vorausgeſetzt, daß wir deine Damen nicht beunruhigen und ſtören."

Auf dem Geſichte des Barons hatte ſich bei dieſem Vorſchlage wirklich etwas wie Verwunderung gezeigt. Und nicht

ohne Grund; es war faſt zehn Uhr und das kalte ſtürmiſche Wetter draußen ſonderbar gewählt zum Spazierenfahren. Da er aber ſah, wie ſich der Kranke ziemlich lebhaft erhob, ihm zunickte und darauf ſprach: „Ja, es iſt mein vollkommener Ernſt;“ und wie ſich alsdann ſeine Züge etwas verdüſterten, als er den forſchenden Blick des Freundes ſah, ſo reichte ihm dieſer eifrig die Hand dar und beeilte ſich, ihm zu ſagen: „Du wirſt wohl glauben, Hugo, daß, wenn ich nicht augenblicklich meine Freude über deinen Entſchluß kund gab, der Grund davon nur in der ſpäten Stunde und in dem Wetter liegt, das draußen herrſcht.“

„Das Wetter macht mir nichts,“ entgegnete der Andere; „aber was die Stunde anbelangt, ſo könnte es für dich zu ſpät ſein, oder müßte ich vielleicht befürchten, deine Damen zu beläſtigen?“

„Gewiß Keines von Beiden, Hugo; meine Frau wird ſich ſchon zurückgezogen haben.“

„Was ich als beſtimmt vorausſetzte,“ fiel der Graf ein.

Der Baron nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „Und dieſen Abend habe ich ganz dir gewidmet, und je länger ich in deiner Geſellſchaft bin, um ſo lieber iſt es mir. Gehen wir alſo, wenn es dir recht iſt.“

„Ja, ja, gehen wir,“ wiederholte eifrig der Kranke, wobei er an der Klingelſchnur zog und ſo ſeinen Kammerdiener herbei rief. Er trieb ihn an, ihm eilig einen warmen Paletot zu geben, nahm ſelbſt von einem Nebentiſchchen Handſchuhe und Hut, kurz, war von einer ſo aufgeregten Geſchäftigkeit, daß ihn der Baron kopfſchüttelnd mit den Augen verfolgte.

„Soll ich mir einen Wagen zu dir hinaus beſtellen?“ fragte der Kranke, „oder bringt mich dein Kutſcher nach Hauſe?“

„Wie du willſt, aber ich denke, du bedienſt dich auch zum Zurückfahren meines Coupé's. Ich begleite dich."

„Gut, wenn es dir recht iſt, das heißt, was dein Coupé anbelangt. Ich danke herzlich für Alles."

Damit verließen die Beiden das Zimmer, der Graf auf ſeinen Stock geſtützt, aber lebhafter und aufrechter gehend, als er den ganzen Abend gethan, ſo daß ihm der Kammerdiener erſtaunt folgte, verwundert ſowohl über dieſe Lebhaftigkeit, wie auch über die Idee, ſo ſpät am Abend und bei dem Wetter noch auszufahren.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl.

Bei dem Portier drunten hätte das Erſcheinen des kranken Herrn aus denſelben Gründen faſt einen Schrei der Ueberraſchung hervorgerufen. Der einzige Troſt des alten Mannes war, daß er den Grafen in der Geſellſchaft des Barons von Breda ſah. „Bei dem iſt er aufgehoben, wie in Abrahams Schooß," ſagte er nachher zu den Bedienten, als dieſe in der Portierloge über dieſes Ereigniß ihre Meinungen austauſchten.

Unterdeſſen rollte der Wagen in die Nacht hinaus, erreichte nach kurzer Zeit das Haus vor der Stadt, fuhr in den Hof, und auf den Befehl des Barons hielt der Kutſcher dicht vor dem überdeckten Eingange des Wintergartens. Das mußte im Haupthauſe der wartende Bediente gehört haben, denn ſtatt daß ſich dort die Thür öffnete, ſah man den Lichterſchein im Veſtibül verſchwinden, dann im Vorzimmer des Eßſalons er-

ſcheinen und bald darauf hinter den hohen Fenſtern des Wintergartens glänzen.

Es war Friedrich, der Jockey, der nun haſtig die Glasthüren aufriß und mit gerechter Verwunderung zuſchaute, wie ſein Herr dem kranken Grafen Helfenberg aus dem Wagen half und ihn ſorgſam in das Veſtibül geleitete.

„Iſt meine Frau noch im Eßſalon?“ fragte der Hausherr, worauf der Jockey entgegnete, daß ſich die gnädige Baronin mit Fräulein Eugenien ſchon vor einer halben Stunde zurückgezogen hätte.

„Gut. Wenn Andreas noch bei der Hand iſt, ſo ſoll er hier einige der Gaslichter anzünden; wir müſſen doch auf unſerem nächtlichen Spaziergange etwas ſehen.“ Damit wandte ſich George von Breda an ſeinen Freund: „Und jetzt erlaube, daß ich dich an einen kleinen deliciöſen Platz führe, wo du, wie in einer Laube ſitzend, das ganze Glashaus vor dir haſt.“

Hierauf ſchritten Beide nach dem Speiſezimmer am entgegengeſetzten Ende des Wintergartens und ließen ſich dort auf ein paar tiefe, bequeme Gartenſtühle nieder.

„Es muß ſchön hier ſein,“ ſagte der Graf nach einer Pauſe, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan. „Ah! wie mir die angenehme Temperatur und der Duft der Pflanzen ſo wohl thut! Dazu das freundliche Plätſchern des Springbrunnens! Du haſt eine glückliche Idee gehabt, den Wintergarten ſo zu ſagen in dein Haus hinein zu bauen. Daran wird bei ähnlichen Anlagen ſo wenig gedacht. Was nützen mir zum Beiſpiel meine großen Glashäuſer auf Stromberg? O, hätte ich mir doch ſchon früher etwas Aehnliches an

mein Haus in der Stadt bauen laſſen! — Jetzt iſt es zu ſpät.“

„Sprich nicht ſo, mein lieber Hugo!“ verſetzte freundlich der Andere. „Wer kann in dem Falle ſagen, es iſt früh oder ſpät? Glaube mir, deine finſteren Gedanken können dir nur ſchaden. Wirf ſie mit Gewalt weg, laß dir morgen früh deinen Baumeiſter kommen; ſo ein Gebäude von Glas und Eiſen iſt bald aufgeführt.“

„Meinſt du?“ fragte der Kranke in lebhafterem Tone.

„Ich weiß das genau; und das Entſtehenſehen an ſich wird dich ſchon zerſtreuen.“

„Vor einer halben Stunde noch hätte ich über einen ſolchen Vorſchlag die Achſeln gezuckt,“ entgegnete der Graf, „aber ich weiß nicht, woher es kommt, — wenn ich die grünen Blätter um mich ſehe und die milde Luft athme, auch das Waſſer rauſchen höre, ſo iſt mir gerade, als ſei ich noch einmal durch den Winter gekommen und habe alsdann noch einen langen Frühling und Sommer vor mir.“

„Den Glauben halte feſt,“ verſetzte George von Breda, indem er ſeine Hand ſanft auf den Arm des Freundes legte. „Gewiß, lieber Hugo, Hoffnung nährt und erhält.“

„Ja, du haſt Recht,“ rief der Kranke aus, doch zitterte ſeine Stimme mit einem Male wieder ſchmerzlich. „Hoffnung erhält und nährt, aber Hoffnungsloſigkeit fällt gewaltſam über uns her und drückt uns ohne Rettung zu Boden. — Und ich habe keine Hoffnung — keine — keine — keine! — —“

„— Sieh, wie ſich das ſo freundlich macht, wenn plötzlich die Lichter aufflammen! Nicht wahr, es iſt ſo angenehm und gibt uns ein Gefühl, als wenn der Raum um uns her plötzlich in die Breite und Höhe wüchſe.“

„O, es iſt ſchön, ſehr ſchön!“

„Und das zitternde Licht zwiſchen den Laubmaſſen, hier von unten beſtrahlt, auch die Umriſſe des feinſten Blattes deutlich zeigend, dort durchſichtig im ſaftigſten Grün.“

„Ja, es iſt alles das wunderbar ſchön.“

„Sieh jetzt auch den Strahl des Springbrunnens; wie es im Wiederſchein glänzt und flimmert! Man ſieht hier und da die einzelnen Tropfen wie an einem Frühlingstage den Thau auf den Gräſern.“

„O, ſo ſchön, ſo wunderbar ſchön! Aber für mich iſt es Täuſchung. Der Frühling iſt noch fern, ich werde ihn nicht mehr ſehen — keine — keine Hoffnung!“

Da vernahmen die Beiden mit einem Male am anderen Ende des Wintergartes eine weiche, liebe Stimme, laut, klangvoll und deutlich ſprechend: „Biſt du da, Onkel George? Tante droben hat das Licht im Wintergarten erblickt und ſagte mir, ich ſolle nachſehen. — Biſt du da?“

Bei dem Ton dieſer Stimme war der Graf aufs höchſte erregt empor gefahren; er faßte den Arm des Freundes, und dieſer fühlte, wie ſeine Hand zitterte.

„Biſt du es, Onkel George?“ fragte jetzt die Stimme zum dritten Male, und im gleichen Augenblicke ſah man Eugenie auf der Höhe der Treppe des Eßzimmers erſcheinen. Dort flammten rechts und links vom Eingange zwei blendende Lichter und zeigten das junge, ſchöne Mädchen prächtig eingerahmt von den grünen Sträuchern im blendenden Glanze, und ſie erſchien in ihrem hellen einfachen Kleide, das dicke Haar ſo kunſtlos um den edlen Kopf geſchlungen, denen, die ſie dort oben ſo plötzlich hervorſchweben ſahen, wie eine übernatürliche Erſcheinung.

„Allerdings bin ich es, mein Kind,“ rief der Baron und ſetzte hinzu, als ihm der Graf eilig etwas zuflüſterte: „Ich danke dir für deine Bemühung, liebe Eugenie. Sage der Tante, ich werde gleich kommen.“

„Du haſt ja die Lichter anzünden laſſen, Onkel George,“ fuhr das Mädchen mit freundlich klingendem Tone fort. „Das ſieht prächtig aus. Ich habe es nur ein einziges Mal und flüchtig geſehen.“

„Sie wird herunter kommen!“ ſprach leiſe der Graf mit bebender Stimme. „Thu' mir die Liebe und geh' ihr entgegen; führe ſie fort, ich kann und will mich nicht ſehen laſſen.“

„Gut, ich werde ihr ſagen, daß du da biſt.“

„Daß ich — ?“ fuhr der Andere auf; „ja, ja,“ ſprach er gleich darauf, wie ſich beſinnend. „Sage ihr, wenn du willſt, Graf Helfenberg ſei da, ein ſcheuer Menſch, dem es unglücklich mache, jemand Unbekanntes zu ſehen.“

Als hierauf der Baron vorſchritt, erhob ſich der Kranke langſam von ſeinem Stuhle und trat hinter einen der Bäume, durch deren Zweige er die ganze Geſtalt Eugeniens ſehen konnte; er drückte die Stirn an den Stamm, ſeine Augen ſtarrten nach der lieblichen Erſcheinung hin, während ſich ſeine Lippen in wildem Schmerz auf einander preßten.

Dort ſtand ſie und reichte ſeinem Freunde ſo herzlich die Hand, dann ſagte ihr dieſer leiſe ein paar Worte, worauf ſie den Kopf ein wenig wandte und mit den großen dunklen Augen ein paar Sekunden lang in den Wintergarten hinabſchaute. Dabei flog etwas wie Wehmuth über ihre Züge; ſie bewegte die Lippen, und wenn ſein Ohr auch begreiflicherweiſe nicht einen Ton ihrer Worte verſtand, ſo war es ihm

doch, als klängen ſie in ſeinem Herzen wieder und als fühle er, daß ſie ſagte: „Das thut mir recht weh, o, das iſt ſehr unglücklich!“ — Wie ſie ſo ſchön war, ſo wunderbar ſchön! Es durchzuckte den Grafen ein entſetzlicher Schmerz, als er auf ſie hinſtarrend nun ſah, wie ſie ſich langſam wandte, um wegzugehen, und gleich darauf bebte es wieder wie ein unnennbares Glück in ſeiner Bruſt, als ſie noch einmal das glänzende Auge nach der Richtung wandte, wo er ſtand. O, warum durfte er nicht hervorſtürzen, warum nicht ihren Namen rufen, tauſendmal ihren geliebten Namen rufen: Eugenie! Eugenie! warum ſie nicht zurückhalten, ſie um die Seligkeit einer kurzen Unterredung bitten? — Warum durfte er das nicht? — O, das fühlte er wohl, um nicht in ihrem Herzen das mitleidige Intereſſe zu zerreißen, welches das junge ſchöne, blühende Mädchen einſt empfunden, als er ſie geſehen vor der Hütte im Walde, er, der Neffe des Jägers. War doch die Theilnahme, das Mitleid, welches damals aus ihren Augen leuchtete, faſt das Einzige, was ihn ſchmerzlich und doch wieder ſo ſüß an dieſes Leben feſſelte. Sah er ihn doch beſtändig vor ſich, ihren feuchten, glänzenden Blick, als er es gewagt, ihre Hand zu berühren, ihre warme ſüße Hand; ja, als er ſich ſogar unterſtanden, ihre Finger leicht und flüchtig zu küſſen. — O Seligkeit jenes Augenblickes, o tiefer Schmerz des gegenwärtigen! — Es war ihm, als zöge ſie ihn gewaltſam nach, wie ſie nun da droben verſchwand; er warf die Hände wie flehend vor, um ſie zurückzuhalten, oder mit dem glühenden Wunſche, ihr folgen zu dürfen, nicht körperlich, ſo elend wie er war, nein, alles Leid, allen Schmerz, ſein Leben hinter ſich laſſend, ihr nahe bleiben, ſie umſchweben zu dürfen, ein ſeliger Geiſt.

Aber ſo freundlich und wohlwollend tritt der Tod nicht leicht zu einem Sterblichen; aufs tiefſte erſchüttert, zuſammenbrechend, ſank der arme Kranke wohl auf die Bank nieder, vor welcher er ſtand, aber ſein Bewußtſein blieb ihm, das Bewußtſein ſeines Elends, ſeines Unglücks, ſeiner Hoffnungsloſigkeit. Er preßte die Hände vor das Geſicht und war glücklich über die erleichternden Thränen, die aus ſeinen Augen ſtürzten.

Als George von Breda zurückkehrte, fand er den Freund ſchwach und willenlos wie ein Kind. Wohl richtete er ſich auf, doch bat er den Baron, ihn noch einige Augenblicke ruhig ſitzen zu laſſen, da ihn eine plötzliche Schwäche übermannt.

„Du wirſt mein Begehren, dich hieher zu begleiten, thöricht finden," ſagte er nach einer Pauſe mit matter Stimme, „und ich habe mir ein wenig zu viel zugemuthet; anderentheils aber hat es mir wohl gethan. Es war vorher eine Aufregung in mir, eine Unruhe, die ich nicht bemeiſtern konnte, die mich die ganze Nacht gequält hätte. Gott ſei Dank! die iſt etwas gewichen, und wenn ich mich auch abgeſpannt fühle, ſo bin ich doch ruhiger, angenehm ermüdet. Aber du, mein lieber George, wirſt dich für ähnliche Beſuche bedanken. Nun, das wird ja nicht häufig vorkommen."

„Sprich nicht ſo, Hugo," fiel ihm der Baron ins Wort. „Du kennſt mich doch wohl genugſam, um zu wiſſen, daß ich ein paar Nachtſtunden gern aufbleibe, und beſonders, wenn ein Zweck damit verbunden iſt wie heute. Laß die Grübeleien, erinnere dich lieber an frühere Zeiten, wo wir manch ehrliches Theil des Schlafes geopfert, ohne etwas davon zu haben,

als anderen Tages einen ſchweren Kopf und einen leeren Geldbeutel."

„Das war damals, als wir ſpielten."

„Ja, als wir verſpielten," erwiderte George von Breda lachend, „und du immer gewanneſt."

„Ich hatte im Spiel ein ſeltenes Glück," ſagte träumeriſch der Graf, „habe aber auch die Wahrheit des Sprüchworts empfunden: Glück im Spiel, Unglück in der Liebe."

„Das iſt ein Kapitel, worüber du noch nie geſprochen."

„Und auch nie ſprechen werde. Es liegt in meinen Papieren, und meine Erben brechen es auf," recitirte der Kranke mit ſo leiſer Stimme, daß der Andere ſeine Worte kaum verſtand. „Aber jetzt genug des grauſamen Spiels," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen heiterer fort, „des grauſamen Spiels nämlich, dir deine Nachtruhe zu ſtehlen. Warum ich dich noch plagen will, iſt, einen Gang mit mir durch den Wintergarten nach deinem ſo oft gerühmten Eßſalon zu machen; ich muß mir das anſehen, denn es iſt faſt lächerlich von mir, es auszuſprechen, und doch wahr: dein Rath, in meinem Hauſe an der Stadt einen ähnlichen Wintergarten zu bauen, hat mir wirklich gefallen. Es gäbe mir wenigſtens eine Unterhaltung, wenn auch nur für kurze Zeit. Deßhalb laß mich dieſes Appartement ſehen, bis wo es in dein Haus mündet."

Damit ſchritten die Beiden langſam durch das Glashaus dahin.

„Du haſt die Pläne ſelbſt gemacht?" fragte der Graf.

„Ich habe ſie entworfen und durch einen Architekten ausführen laſſen."

„Den Mann kannſt du mir recommandiren; wenn es

dir genehm iſt, kann er mir die genaue Zeichnung des Wintergartens, des Eßſalons, ja, wenn du nichts dawider haſt, deines ganzen Hauſes machen und mir die einzelnen Theile ſelbſt erklären. Mich intereſſirt das. Iſt dir's recht?"

„So recht, daß ich mich herzlich darüber freue, Hugo; ja, es macht mich ganz glücklich, daß du wieder einmal an ſo etwas denkſt und nicht immer von — anderen Dingen ſprichſt. Ich verſichere dich, meine Leidenſchaft iſt das Bauen," ſetzte er lachend hinzu, „und wenn du bei dir anfängſt, ſo werde ich deinen Bauaufſeher machen. Ich bringe bei dir neue Dinge an, an welche ich hier leider zu ſpät gedacht. Haſt du wirklich Luſt, zu bauen?"

„Es könnte wohl ſein, daß ich etwas bauen will," entgegnete der Graf mit einem ſonderbaren Tone der Stimme. Faſt ſchämte er ſich, gegen den Freund falſch zu ſein, denn er dachte in Wirklichkeit nicht im Entfernteſten daran. Ihm war es nur darum zu thun, einen Plan des Wintergartens und des Hauſes zu erhalten, um die Stellen zu ſuchen, wo ſie ſich aufhielt, wo ſie wandelte, wo ſie ihre Tage zubrachte.

Sie befanden ſich jetzt auf der kleinen Terraſſe, die ins Eßzimmer führte, wo Eugenie geſtanden. Genau auf denſelben Platz trat der Graf ebenfalls und blickte in das Glashaus zurück, wie ſie vor wenigen Minuten gethan. O, ihm war ſo wohl, ſo ſelig in dieſem Augenblicke! Es war ihm, als ſei die Atmoſphäre wunderbar verwandelt, als umwehe ihn ein eigenthümlicher geiſtiger Hauch, und deßhalb ging er faſt bebend in den kleinen Eßſalon.

„Hier ſpeist ihr jeden Tag?“ fragte er mit leiſer Stimme.

„Faſt jeden Tag, und nachher bleibt meine Frau und Eugenie dort am Kamine ſitzen.“

„So auch heute Abend?“ fragte haſtig der Kranke. „Man ſieht es, dort ſtehen noch die beiden kleinen Fauteuils. — Und hat deine Frau nicht geleſen?“ ſetzte er mit einem faſt lauernden Blicke hinzu. „Ja, es muß ſo ſein, auf dem Geſimſe des Kamins iſt die Lampe ſtehen geblieben.“

„Ja doch, ſie wird geleſen haben,“ erwiderte unbefangen George von Breda. „Dort hat ſie ihren Platz. Eugenie ſitzt ihr gegenüber.“

„Den Kamin muß mir der Architekt nicht vergeſſen,“ ſprach der Graf ſcheinbar ſehr ruhig. „Es muß ſich vortrefflich daran ſitzen.“

„Bei dieſen Worten ließ er ſich mit einer Aengſtlichkeit, als begehe er etwas Schlimmes, auf den kleinen Fauteuil nieder, in welchem das junge Mädchen geſeſſen. Er blickte beinahe furchtſam auf ſeinen Freund hin, als halte er es für möglich, dieſer könne ſeine Abſicht merken; doch hatte der Baron, gewiß ohne dergleichen zu denken, die Lampe von dem Kamin genommen und ſetzte ſie auf den Tiſch.

„Auch die Zeichnung eines ſolchen Fauteuils bitte ich mir aus,“ fuhr Graf Helfenberg nach einer Pauſe fort; „ich habe wahrhaftig nichts ſo Bequemes. O, wie es ſich angenehm darin ſitzt!“

Und in der That durchſtrömte ihn ein angenehmes, wonniges Gefühl; er fuhr mit der Hand über die Lehne hinab;

er legte ſie alsdann auf das Kamingeſims; ja, er berührte nach der Reihe alle Gegenſtände, die er von ſeinem Sitze aus erreichen konnte, den blanken Feuerſchirm, der ſich hin und her rücken ließ, die zierliche Schaufel und Zange, endlich den Teppich zu ſeinen Füßen, um ſich zu überzeugen — ſo ſagte er — ob derſelbe ſehr dick und weich ſei — dann ſtand er ſeufzend auf.

„An dieſen Eßſalon," ſprach der Hausherr, indem er die andere Thüre öffnete, „ſtößt noch ein kleines Kabinet, welches alsdann ins Haupthaus führt."

„Das iſt ein hübſches Kabinet," antwortete der Graf und dabei trat er hinein bis zur anderen Thür, deren Drücker er leicht mit ſeinen Fingern berührte. „Und nun iſt es gut," ſprach er darauf, „mache deiner Frau mein Compliment und ſage ihr, ich laſſe um Entſchuldigung bitten, ſie ſo ſpät am Abend geſtört zu haben; aber ohne Verſprechen, daß ich es nicht noch einmal ſo mache. Der Wintergarten ſei deliciös, und ich hoffe, ihn noch einmal in aller Einſamkeit beſuchen zu dürfen. Dann vergiß du mir die Zeichnungen nicht."

„Daran ſoll es nicht fehlen, und du wirſt ſie ſehr ſchnell erhalten," verſetzte George von Breda, indem er den Grafen freundſchaftlich unter den Arm faßte und durch das Eßzimmer nach dem Ausgange des Wintergartens geleitete. „Auch wiederhole ich dringend meine Einladung, mein Haus als das deinige anzuſehen. Komm, wann du willſt; und du wirſt ſehen, daß wir deinen Wunſch, allein ſein zu wollen, reſpectiren."

„Ich danke dir herzlich," antwortete der Kranke, und dabei reichte er dem Freunde beide Hände; „du haſt mir

einen angenehmen Abend gemacht. Gute Nacht, mein lieber George!"

„Warum gute Nacht? Ich begleite dich bis in deine Wohnung."

„Welche Idee! Wozu das? — Auf keinen Fall! Dein Kutscher wird mich sicher nach Haus bringen. — Herzlichen Gruß den Deinigen und gute Nacht!"

Damit stieg er in das Coupé, und ehe der kleine Friedrich, der diensteifrig am Schlage stand, diesen schließen konnte, rief er nochmals hinaus: „Aber vergiß mir die Pläne nicht!"

„Gewiß nicht."

„Gute Nacht!"

Damit rollte der Wagen von dannen, und Graf Helfenberg befand sich für kurze Zeit in einer angenehmen, behaglichen Stimmung. Doch verflogen die lieblich gaukelnden Bilder, welche ihn beim Anblick der freundlich grünen Bäume des kleinen Eßsalons mit seinen traulichen Plätzen umschwebt, wie ein plötzlich zerrissener Traum, als nun die kalte, unheimliche Nacht ihn wieder umgab. Am Himmel wurden die fliehenden Wolken von heftigem Winde gejagt, und die nackten Aeste der Bäume beugten sich vor dessen rauher Hand. Im zweifelhaften Mondlichte erblickte der einsam Fahrende dort den Weg, der über die Höhe führte nach jenen stillen Thälern, wo er für kurze Zeit so glücklich gewesen war und wieder so entsetzlich elend; nur einen Augenblick sah er die hellere Straße, dann wurde sie bei einer raschen Wendung des Wagens seinem Gesichtskreise entrissen, — ja, hinweggerissen, wie auch alles, was er liebte, was ihn so unendlich glücklich gemacht hätte, hinweggerissen wurde von seinem schmerzer-

füllten Herzen. Selbſt die Wolken über ihm flohen rückwärts, keine ſchien freundlich mit ihm ziehen zu wollen; ja, die welken Blätter am Boden, Regen und Schnee mochten nicht einmal mit ihm gemeinſame Sache machen: ſie, die auch vergänglich waren wie er, ſie jagten dorthin, wo er her kam, ſein Pfad ſchien ihnen zu kurz, zu traurig. — Und warum mußte es ſo ſein? Warum konnte er, ſo jung noch, nicht mehr freudig in das Leben hinein ſehen, das ihm des Schönen, des Herrlichen ſo viel hätte bieten können? Warum ſtand er in den Jahren, wo man ſich freuen und immer inniger fühlen ſoll, ſchon am Ende ſeiner Tage? Warum? — warum? Und dieſes warum? fragte er ſich oft, und bei jeder neuen Frage ſchloß er jetzt, wo er allein war, krampfhafter ſeine Hände, biß er ſich die Lippen blutig. — Warum? — warum? Für die Erde, die jetzt kalt, ſchwarz und finſter um mich liegt, iſt dieſe Sturmnacht, dieſe winterliche Erſtarrung nur ein vorübergehender ſchwerer Traum, warum nicht auch für mich? Gräſer und Blumen, die jetzt der ſtarre Tod umfangen hält, werden aufleben zu einem friſchen Daſein wie früher, warum ich nicht? Sie werden noch mit Liebe angeſchaut werden, noch lange, lange Jahre von leuchtenden, liebenden Menſchenaugen; warum ich nicht? Warum? — warum?

Damit biß er aufs Neue die Zähne zuſammen, und wie leuchtende Blitze fuhr das, was er vor kurzer Zeit geſehen, die glänzend beſtrahlten Blätter des Wintergartens, einen zierlichen Rahmen bildend, in welchem ihre wunderbare Geſtalt erſchien, an ſeiner Seele vorüber, und wie es nicht mehr geſchehen ſeit längerer Zeit, ſo erfaßte jetzt auf einmal wieder grimmige Verzweiflung ſein Herz; er bäumte ſich auf und ſtöhnte: Nein, ich will nicht! — ich will nicht!

Da war es gut für den Unglücklichen, daß in dieſem Augenblicke der Wagen aus ſchnellem Laufe mit einem plötzlichen Rucke hielt und ſo gewaltſam ſeine finſteren Träumereien zerriß. Zu abgeſpannt und gleichgültig, um nach der Urſache des Haltens zu blicken, drückte er ſich feſt in die Ecke des Coupé's, und doch konnte er ſein Ohr, wie er wohl gewünſcht, nicht verſchließen, und vernahm deßhalb die Stimme des Kutſchers, der ſcheltend ſagte: „Das lief noch einmal gut ab, aber wer heißt Euch auch wie toll und blind in meine Pferde hineinlaufen?“

Darauf antwortete eine andere Stimme: „Sie werden mir zugeben, lieber Freund, daß man bei der finſteren Nacht gerade nicht blind zu ſein braucht, des andern Prädikats gar nicht zu gedenken, um mit einem ſo polizeiwidrig raſch fahrenden Wagen, der nicht einmal Laternen hat, auf höchſt unangenehme Art zuſammen zu gerathen. Statt zu ſchimpfen, hätten Sie beſſer gethan, ſich zu entſchuldigen; item, merken Sie ſich das für ein ander Mal.“

Der Graf horchte auf, als er dieſe Stimme vernahm, die ihm bekannt vorkam; er blickte hinaus. Schon ſetzte ſich der Wagen in Bewegung, da erkannte er die kleine Geſtalt des Armenarztes, der an der Straße ſtand und heftig mit ſeinem Regenſchirm geſticulirte.

Warum mußte gerade dieſer die Urſache ſein, daß der Graf ſeinen finſteren Gedanken entriſſen wurde? Warum mußte ihm der Arzt gerade jetzt in den Weg treten, als er verzweifelnd nirgend mehr Hülfe und Rettung ſah? Oft erſcheint, wenn wir in dunkler Nacht gehen, dicht vor unſeren Augen etwas wie ein zuckendes Licht — es iſt nicht das

Leuchten eines Blitzes, es iſt nicht der Strahl eines Sternes, aber es zerreißt auf Momente die troſtloſe Finſterniß, es iſt im Stande, unſere Gedanken zu wenden. So war es dem Grafen, als er plötzlich die kleine Geſtalt des Arztes der Armen, ſeines Arztes vor ſich ſah; gehörte er doch auch zu denen, die in deſſen Pflege waren; war er doch ärmer als alle die Armen.

Ein Zug an der Schnur, die von dem Arme des Kutſchers in das Coupé hinein ging, machte die Pferde augenblicklich wieder halten; Graf Helfenberg öffnete den Schlag und rief den Namen des Doktors, welcher alsbald näher trat und erſtaunt ausrief: „Aber ums Himmels willen, Euer Erlaucht, bei dieſem Wetter auf der Straße? Sie werden mir erlauben, daß mich das faſt noch mehr wundern muß als vorhin der Ueberfahrungs-Verſuch Ihres Kutſchers.“

„Und Sie, beſter Doktor, was machen Sie ſo ſpät hier?“

„Was ich ſo ſpät hier mache? O, gnädiger Herr, den Glücklichen und den Aerzten ſchlägt keine Stunde.“

„Erklären Sie mir das deutlicher. Aber, wenn ich bitten darf, in meinem Wagen — ich fahre Sie nach Hauſe.“

„Meinetwegen denn; ich folge Ihrem Befehl. Aber ehe ich einſteige, werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß bei dieſem Nachhauſeführen doch nur die Wohnung Euer Erlaucht gemeint ſein kann.“

„Nein, nein, die Ihrige, lieber Doktor,“ ſagte haſtig der Graf. „Aber kommen Sie in den Wagen.“ — Der kleine Arzt war immer noch auf dem Tritte des Wagens ſtehen geblieben.

„Euer Erlaucht werden mir verzeihen, wenn ich in dem Punkte eigenſinnig bin wie ein altes Maulthier. Aut Caesar, aut nihil, das heißt nach Ihrer Wohnung fahren oder gar nicht.“

„Ich ſehe wohl, mit Ihnen iſt nicht zu ſpaßen. So kommen Sie denn herein. Wenn Sie aber vorher die Gefälligkeit hätten, dem Kutſcher zuzurufen, er ſolle nach Hauſe fahren, ſo wäre ich ſehr dankbar dafür.“

Alſo that Doktor Flecker, dann ſchüttelte er ſeinen Regenſchirm ab und trat in das Coupée, welches im raſchen Laufe der Pferde davon fuhr.

Gleich darauf erreichten ſie das Pflaſter, wo das Rollen auf den Steinen die Converſation ſehr beſchwerlich gemacht hätte, weßhalb eine ſolche unterblieb. Wenige Zeit nachher kamen ſie auch vor das Palais des Grafen, der Wagen hielt unter dem Thorbogen, und augenblicklich wurde der Schlag geöffnet, worauf der Doktor zum großen Erſtaunen der Dienerſchaft dem Coupée entſprang. Sorgfältig half er dem Grafen ausſteigen und geleitete ihn bis an die Haustreppe. Hier wollte er ſich empfehlen, doch ſagte ihm der Kranke: „Wenn Sie nicht gar zu ſehr preſſirt wären, mein lieber Doktor — eine Frau, die Sie ſehnlich erwarten könnte, haben Sie, glaube ich, nicht — ſo würde ich es als eine Gunſt anſehen, wenn Sie noch eine halbe Stunde bei mir eintreten wollten. Es wäre ein gutes Werk, mit mir noch ein wenig zu plaudern, das wäre Recept und Arznei, die Sie einem armen Kranken, wie ich bin, nicht vorenthalten dürfen.“

„Und woraus ich mir ein Vergnügen mache,“ entgegnete heiter der Doktor. „Wenn Eure Erlaucht mir alſo erlauben,

ſo ſteigen wir hinauf. Die Luft auf der Treppe iſt ein bischen kühl."

Damit faßte er den Grafen unter dem Arm, und Beide ſtiegen langſam an den Ritterfiguren, die bei den flackernden Lichtern, welche die Lakaien trugen, faſt freundlich ausſahen, vorüber, die Treppe hinauf.

Der alte Portier drunten blickte ſeinem Herrn und deſſen Begleiter einen Augenblick voll Theilnahme nach, dann patſchte er Einem von der Dienerſchaft, der bei ihm ſtehen geblieben war, mit der dicken, fleiſchigen Hand auf die Bruſt und ſagte: „Wenn ich je einmal König werden ſollte, der kleine Doktor müßte mein Leibarzt werden. Was der Mann mit den einfachſten Hausmitteln auszurichten verſteht, davon habt Ihr gar keine Idee."

Dieſes Lob des alten Pförtners gründete ſich darauf, daß ihm der Doktor bei allerlei Magenbeſchwerden, die er häufig hatte, bald dieſen, bald jenen Liqueur verordnete, oder ihn bei Indigeſtionen mehrere Tage lang auf Kamillenthee und ſonſt nichts geſetzt hatte. — Hausmittel in der That, die denn auch immer eine vortreffliche Wirkung geäußert.

Der Graf war ſchon längſt oben in den Zimmern verſchwunden, als ihm der Portier immer noch nachblickte, immer noch kopfnickend, in tiefes Nachſinnen verſunken, und dann, ehe er in ſeine Loge zurücktrat, ſeufzend bemerkte: „Ja, Hausmittel! Hausmittel! die hätten dem armen Herrn auch beſſer gethan als all die Kuren, mit denen ſie ihn ſchon gequält haben. Wie ſchon geſagt, ich König und der kleine Doktor da mein Leibarzt."

Oben in dem uns bekannten Kabinette angekommen, ließ

ſich Graf Helfenberg, von dem Exceß, den er begangen, doch einigermaßen ermüdet, in ſeinen Lehnſtuhl am Kamine nieder, nachdem der Kammerdiener für den Doktor einen anderen herbeigerollt.

„Sie ſind Raucher?“

„Zu Haus ein Anhänger der langen Pfeife.“

„Nehmen aber auch ausnahmsweiſe eine Cigarre?“

„Mit Vergnügen.“

„Und was glauben Sie, beſter Doktor,“ fuhr der Hausherr lächelnd fort, „zu einem Tropfen ſehr guten Punſch? Das könnte nach der Fahrt in der kalten Nacht wohl nichts ſchaden?“

„Ich glaube nicht, daß wir damit ein Unrecht begingen,“ meinte lachend Doktor Flecker.

Der Kammerdiener entfernte ſich, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten.

„Und erlauben Sie mir auch ein Glas?“ fragte der Hausherr.

„Immerhin, das wird Eurer Erlaucht nicht den geringſten Schaden thun.“

„Schaden *mehr* thun, wollten Sie ſagen,“ erwiderte der Andere und betonte das „mehr“ ſehr ſcharf. „So ſeid ihr Aerzte. Zuerſt quält ihr uns mit Arzneien und Enthaltſamkeit, um am Ende der Sache ihren Lauf zu laſſen, wie Gott will.“

„So war es in der That nicht gemeint,“ verſetzte der Armenarzt. „Ich halte einen guten Punſch für ein ſehr unſchuldiges Getränk.“

„Sei es darum,“ ſprach Graf Helfenberg, indem er ſich in ſeinem Fauteuil ausſtreckte. „Wir wollen einmal einen

kleinen Exceß begehen auf ihre Verantwortung. Die Cigarre habe ich mir ſchon zugelegt, und da Sie es erlauben, alſo auch ein paar Tropfen Punſch.“

Dieſer wurde auch im nächſten Augenblicke von dem Kammerdiener in einer kleinen Kryſtallbowle gebracht. Derſelbe füllte auf den Wink des Grafen zwei Gläſer und verließ eben ſo ſchweigend wie vorhin das Zimmer.

„Wo kommen Sie denn ſo ſpät her, beſter Doktor,“ fragte der Hausherr nach einer Pauſe, „bei dieſem entſetzlich ſchlechten Wetter?“

„Natürlich von einem Kranken, Erlaucht.“

„Aber da draußen wohnt ja Niemand mehr.“

„O ja, in den kleinen Häuſern an der Chauſſee viele arme Leute.“

„Richtig, arme Leute.“

„Meine Patienten.“

Der Graf ſah mit einem Blick der Theilnahme auf den kleinen Doktor, der behaglich aus ſeinem Punſchglaſe ſchlürfte. Sein Rock war überaus einfach, auch nicht nach neuem Schnitt und das wirklich abſcheuliche Wetter hatte ſeine Stiefel und den unteren Theil ſeiner Beinkleider ziemlich ſtark mitgenommen.

„Ich hatte da einen ſehr ſchönen, intereſſanten Fall,“ ſagte der Doktor, wobei er in die glühenden Kohlen des Kamins blickte. „Ein ſchwerer Fall, der mich recht freut.“

„So! ein ſchwerer Fall kann den Arzt recht freuen?“

„Das will ich meinen, je nachdem der Ausgang iſt, — Daß wir Aerzte,“ fuhr der Doktor fort, „ſehr häufig im Dunkeln umher tappen, iſt eine alte Geſchichte, und ſehr wahr das Gleichniß mit dem Stock und dem Topf;

auch wird gar zu häufig der Topf getroffen. Um ſo freudiger iſt es dann aber für Jemand, der ſeine Wiſſenſchaft wirklich von Herzen liebt, wenn ihm auf einmal im Finſtern ſelbſt der unbedeutendſte Lichtſtrahl erſcheint, wenn man einſieht, man war auf falſchem Wege, und biegt nun plötzlich mit aller Sicherheit endlich in die richtige Straße ein."

Der Graf hatte den Kopf auf die Hand geſtützt und lauſchte aufmerkſam. „So geben Sie zu," ſagte er nach einem kleinen Stillſchweigen, „daß ihr Aerzte euch öfters irrt?"

„Davon iſt Niemand beſſer überzeugt, als ein denkender Arzt ſelbſt," erwiderte eifrig der Andere.

„Und doch habe ich noch nie gehört," ſprach der Graf, „daß ein Arzt ſelbſt beim ſchwierigſten Falle in Verlegenheit gekommen wäre, augenblicklich zu ſagen: Dies oder Das iſt die Krankheit des Patienten."

„Es gibt allerdings Bevorzugte unſerer Kunſt, die, ich möchte ſagen, von der Natur mit einem glücklichen Scharfblick begabt ſind, um ſogleich die Diagnoſe einer Krankheit ſtellen zu können."

„Die ſich aber auch irren können und dann wieder um ſo weniger geneigt ſind, den falſchen Schritt, den ſie vielleicht gethan, anzuerkennen. O, ich kenne das!" bemerkte der Graf.

Hierauf verſank er wieder in tiefes Nachdenken, doch ſchien daſſelbe unangenehmer Art zu ſein; ſein Kopf glitt von der Handfläche herab, und die Finger gruben ſich in ſein Haar.

Doktor Flecker blickte mitleidig zu ihm hinüber und hatt

offenbar eigenthümliche Gedanken, als er in dem prächtigen Kabinet umherſchaute, all dieſen Reichthum, all dieſen Luxus ſah und dazu die zuſammengebrochene Geſtalt des jungen Mannes vor ſich.

Dieſer richtete ſich nach einiger Zeit haſtig in die Höhe, warf einen feſten, durchdringenden Blick auf den Arzt und fragte ihn mit ſcharfem und beſtimmtem Tone: „Und was mir fehlt, darüber ſcheint bei allen Aerzten kein Zweifel zu herrſchen, und Ihre Anſicht vereinigt ſich mit denen der Uebrigen. — — Bitte, lieber Doktor, geben Sie mir eine Antwort," fuhr er nach einer Pauſe fort, als der Arzt achſelzuckend ſchwieg.

„Ich hatte, wie Eure Erlaucht am beſten wiſſen, noch nie Gelegenheit, Ihren Zuſtand genauer zu unterſuchen. Wenn ich mir ein Urtheil nach dem bloßen Augenſchein erlauben dürfte, ſo ſtimmt es allerdings mit dem überein, was ich von Ihrem Zuſtande gehört."

„Daß ich —? Bitte, ohne Umſchweife!"

„Daß ſich bei Eurer Erlaucht Symptome eines Rückenmarkleidens zeigen."

„Symptome!" lachte bitter der Kranke. „Davon kann nicht mehr die Rede ſein, ſondern von einer ausgebildeten Krankheit unter den gefährlichſten Anzeichen. — Oder den beſten," ſetzte er finſter hinzu, „wenn ich endliche Erlöſung für ein Glück halte."

Er drückte ſeine rechte Hand feſt auf die Stirn, dann fuhr er fort: „Ja, ſo iſt es; ſo haben mir eine Menge Ihrer Collegen geſagt, und darauf hin habe ich Kuren durchmachen müſſen, die oft ſchlimmer waren, als meine Leiden ſelbſt. Nehmen wir alſo an: es iſt, wie auch Sie ſagen.

Und ich bin jetzt ſelbſt ſo davon überzeugt, daß ich ſeit langer Zeit mit Niemanden mehr darüber ſprach. Doch ich weiß nicht, wie es kommt, beſter Doktor — bin ich heute Abend durch einige Zufälligkeiten erregter, empfänglicher, als ſonſt? — Genug, ich habe ein ſolches Vertrauen zu Ihnen gefaßt, daß ich — nicht an eine Rettung glaubend," ſprach er, bitter lächelnd — „aber einen Troſt darin finde, gerade mit Ihnen ein paar Worte über meinen Zuſtand zu reden."

„Was mir vom höchſten Intereſſe iſt!" entgegnete Doktor Flecker, wobei er ſich vornüberbeugte und ſeine Brillengläſer ſcharf auf den Kranken richtete.

„Es iſt vielleicht kindiſch von mir," meinte Graf Helfenberg mit einer leicht vibrirenden Stimme; „aber bitte, wiederholen Sie mir nochmals, daß auch Aerzte ſich irren können!"

„Recht gern und mit beſtem Gewiſſen!" verſetzte lachend der Doktor. „Es irren ſich nicht nur Armenärzte und Armendoktoren, die das Recept für ſechs Kreuzer ſchreiben, ſondern auch Geheime Obermedicinal- und Sanitätsräthe, Generalſtabs-, Hof- und Leibärzte, und wie alle die vornehmen Chargen heißen mögen, die der liebe Gott zur Beglückung des leidenden Menſchengeſchlechts in dieſe liebe Welt geſetzt."

„Gut denn. Wenn ich eine Indigeſtion habe," fuhr der Graf fort, „ſo habe ich vielleicht zu ſtark dinirt; einen Katarrh, ein ſchlimmes Fieber oder dergleichen, ſo habe ich mir das durch eine Erkältung zugezogen. Welche Urſache liegt nun meinem Leiden zu Grunde? Ich weiß, was Sie mir als Arzt entgegnen werden und was mir ſchon un-

zählige Mal entgegnet worden iſt. Nachdem ich lange in die betreffenden Aerzte gedrungen, ſprach man achſelzuckend und bedauernd von einer wild verlebten Jugend, von meinen Reiſen in Italien, meinem Aufenthalte in Paris, und was alles ſonſt noch. Nun kann ich Ihnen aber mein heiliges Ehrenwort geben — was ich bis jetzt nicht der Mühe werth gehalten," ſetzte der Kranke ſtolz hinzu, „und woraus Sie ſehen können, lieber Doktor, wie ſehr ich Sie ſchätze und achte — daß ich weniger wild gelebt, als Tauſende meiner Bekannten; daß meine Reiſen in Frankreich und Italien von keinen Extravaganzen begleitet waren. Ja, ich will Ihnen geſtehen, was ich nie einem Menſchen geſtand, daß ich eben dieſe letzten Reiſen, von welchen man meine Leiden herſchreiben will, mit dem geliebten Bilde eines Mädchens in meinem Herzen machte, das mir als Schutzgeiſt diente und mich von Vielem, Vielem zurückhielt. Was ich Ihnen eben ſagte," fuhr der Graf mit feierlicher Stimme fort, indem er die Hand erhob, „iſt die ſtrengſte Wahrheit, und wenn Sie mich in einer ſchweren Stunde wieder darum befragen würden, ſo könnte ich mit dem beſten Gewiſſen nicht anders ſprechen. Glauben Sie alſo meinen Worten?"

„Ich glaube feſt daran!" entgegnete der Armenarzt mit weichem Tone.

„Das vorhin Angegebene kann alſo nicht die Urſache meiner Leiden ſein; noch weniger aber ſind ſie ererbt; denn auch Sie werden vielleicht wiſſen, daß ſich mein Vater und mein Großvater derſelben vortrefflichen Geſundheit erfreuten, wie ich ſelber bis zu jenem Augenblicke, wo ich die Anfänge meines Leidens fühlte."

„Und dieſes Augenblickes erinnern Sie ſich deutlich?“

„Als wenn es heute wäre! Es traf da Einiges zuſammen, was mich auch ſonſt ihn nicht leicht vergeſſen ließe.“

Der Doktor hatte mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört.

„Darf ich Eure Erlaucht,“ ſagte er alsdann, „um eine Mittheilung aus jener Zeit bitten? Wenn Ihnen das nämlich thunlich erſcheint,“ ſetzte er, wie ſeine Forderung entſchuldigend hinzu.

„Warum nicht! Es iſt mir ſogar eine Erleichterung,“ erwiderte Graf Helfenberg. „Es war zu Rom während des Carnevals; wir hatten alles mitgemacht, was ein Fremder in dieſer tollen Zeit mitzumachen pflegt: wir befuhren den Corſo, wir beſuchten Theater und Bälle, wir amuſirten uns bis gegen Morgen, während wir die Hälfte des Tages verſchliefen.“

„Der Herr Graf ſagten: wir; dürfte ich fragen, wen Sie unter dem Wir verſtehen?“

„Ja ſo, das habe ich vergeſſen. Ich traf in Florenz einen Ruſſen meines Alters, der mir ausnahmsweiſe ſympathiſch war, ja, zu dem ich mich ſo hingezogen fühlte und er zu mir, daß wir in kurzer Zeit unzertrennlich waren, in eine Wohnung zogen und alle Excurſionen zuſammen machten. Es war ein nobler Charakter und wiſſenſchaftlich weit gebildeter, als ich, was am Ende nicht viel ſagen will; aber er hatte in der That enorme Kenntniſſe, hatte ſchon mehrere Jahre in Italien zugebracht, und ſprach die Landesſprache mit einer wunderbaren Fertigkeit, faſt ohne fremden Accent. Wir ſahen einander ähnlich, ja, man hatte uns ſchon für

Brüder gehalten. Seine Kenntniß des Landes und der Sprache halfen ihm bei manchen ſeiner tollen Abenteuer. — Ja, er führte zuweilen ein tolles Leben," ſprach der Kranke nach einer Pauſe ſeufzend; „bei ihm würde mich Alles nicht wundern, und er iſt friſch und geſund. — Aber weiter.

„Eines Tages während des Carnevals war ich unwohl und blieb zu Hauſe; er fuhr allein auf den Corſo, ſpeiste mit mir und ging allein auf den Ball, von wo er endlich ſpät in der Nacht nach Hauſe kam und es nicht unterlaſſen konnte, mich zu wecken, um mir eine der köſtlichſten Geſchichten zu erzählen, ſo ſagte er, die ihm jemals paſſirt. Ehe ich auf den Corſo ging, erzählte er, ſchlenderte ich zu meinem Schneider, um mir einen Maskenanzug für den Abend zu beſorgen; ich ſah da einen einfachen, aber ſehr eigenthümlichen Domino, und ich weiß nicht, wie mir die Idee kam, einen ſolchen für den Abend haben zu wollen. Der Schneider machte wegen der Kürze der Zeit und auch ſonſt noch wegen etwas, das ich damals nicht begriff, Schwierigkeiten, aber mit Gold kann man Vieles durchſetzen. So verſprach er mir denn den gleichen Domino, hielt auch ſein Wort, und ehe ich auf den Ball fuhr, warf ich bei ihm den beſtellten Anzug über meine Kleider. Der Ball war voll Masken und des bekannten tollen Gewühls. Ich fand wenig Bekannte und amuſirte mich Anfangs. Endlich aber werde ich von einem ſchwarzen weiblichen Domino auffallend intriguirt; derſelbe hatte eine ſtahlblaue Atlaßmaske vor dem Geſichte, aus dem ein Paar glänzender Augen hervorſtrahlte. Eine gute Weile glitten wir bei einander vorüber, uns bald hier, bald da im Saale treffend und einige Worte wechſelnd. Das dauerte vielleicht eine halbe Stunde, worauf die Unbekannte ver-

ſchwunden war. Kurz darauf aber vernahm ich ihre Stimme wieder, doch hatte ſie jetzt einen roſa Domino und eine weiße Maske. Man hat nun meine Spur verloren, ſagte ſie. Haſt du deinen Wagen drunten? — Was ſollte ich antworten? Ohne mich aber viel zu beſinnen, entgegnete ich, allerdings ſei der Wagen drunten. — So laß ihn dicht an der Treppe vorfahren, antwortete ſie, ich folge im Augenblicke. Da hatte ich den Anfang des ſchönſten Abenteuers, und ich beſchloß, Gebrauch davon zu machen, berichtete mein leichtſinniger Ruſſe weiter. Ich ließ meinen Wagen vorfahren, der roſa Domino folgte, wie er geſagt, wir ſtiegen ein. Wohin? fragte ich. Das wird doch dein Kutſcher wiſſen, entgegnete ſie, nur fort, fort! wir dürfen hier nicht halten. Ich gab François ein Zeichen, und der Wagen rollte davon. Wohin? war mir vorderhand gleichgültig, daß aber mein Kutſcher ſtille, dunkle Straßen aufſuchen würde, dafür kannte ich ihn. So fuhren wir alſo in der Finſterniß fort, ich ſehr geſpannt auf die Entwicklung dieſer Geſchichte. Der Anfang dieſer Entwicklung ließ auch nicht lange auf ſich warten; ſie drängte ſich an meine Bruſt, indem ſie ſagte: Den ganzen Tag habe ich vergebens nach dir geſehen, du böſer Menſch; warum kamſt du nicht? — Da man in Rom zur Zeit des Carnevals bei ähnlichen Veranlaſſungen nirgendwo anders hinkommen kann, als auf den Corſo, ſo antwortete ich kecklich, ich ſei mehrere Stunden dort geweſen, was auch keine Lüge war. — Aber unter unſerem Balcone habe ich dich nicht geſehen, forſchte ſie weiter. — Mußte ich mich denn nicht in Acht nehmen? erwiderte ich, das römiſche Leben kennend; er ging ja gar nicht von deiner Seite. — Ach, das iſt wahr! ſeufzte ſie; leider ging

er nicht von meiner Seite, auch heute Abend nicht, und wenn mir nicht Cecce geholfen hätte — ſie ſpaziert mit meinem ſchwarzen Domino und meiner blauen Maske ſtatt meiner oben im Saale — ſo wäre es mir auch jetzt nicht einmal möglich geweſen, dich einen kleinen ſüßen Augenblick zu ſehen.

„So erzählte mein Ruſſe," fuhr der Graf fort, und als er ſo erzählt, lächelte er vergnügt in ſich hinein, ehe er weiter ſprach: Ja, ſie hatte Recht, wir ſahen uns einen kleinen, ſüßen Augenblick, bei welchem ich vor Entzücken und auch wieder vor Angſt zitterte wie nie in meinem Leben. Anfänglich hatte ich geglaubt, es ſei auf eine Prellerei abgeſehen und ich habe es mit einer liſtigen Perſon zu thun. Aber das war ſie nicht, und wenn auch keine Roſe ohne Dornen, ſo war ſie doch eine friſche Roſe. — Wir kamen glücklich auf den Ball zurück, und ſomit wäre das Abenteuer in allen Theilen glänzend ausgefallen, wenn ich ſo klug geweſen wäre, mich darauf nach Hauſe zu begeben. Ich blieb aber noch da, und als ich nach ein paar Stunden verſchwinden wollte, traf ich bei einer Ausgangsthür Naſe an Naſe mit jenem Domino zuſammen, deſſen Copie ich war. Da ich mich im Unrecht wußte, ſo blieb ich erwartend ſtehen, doch ließ mich der Andere unangeredet vorüber, nur ſah ich aus ſeiner ſchwarzen Maske ein paar blitzende Augen auf mich gerichtet. So langſam wie möglich ſtieg ich die Treppen hinab, um ihm Zeit zu laſſen, mir zu folgen, was er übrigens nicht that, und erreichte unangefochten meinen Wagen, ſetzte mich hinein und fuhr nach Hauſe.

„Das erzählte er mir," fuhr der Graf nach einer Pauſe fort, „und auch ich war leichtſinnig genug, über das köſtliche

Abenteuer, wie er es nannte, mit ihm zu lachen. — Es ſollte aber ſeine ernſten Folgen haben."

„Das kann ich mir denken," ſagte kopfnickend der Armenarzt, der mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehorcht.

„Schon den andern Abend," ſprach der Graf weiter, „als wir vom Monte Pincio über die ſpaniſche Treppe hinab ſtiegen — es dunkelte bereits — drängte ſich ein Kerl an uns und ſtieß plötzlich mit dem Meſſer nach mir. Mein Freund aber hatte die verdächtige Bewegung bemerkt, und von einem tüchtigen Fauſtſchlage getroffen, rollte der Bandit die Stufen hinab. Aehnliches wiederholte ſich indeſſen in den nächſten Tagen, und dabei war es merkwürdig und nicht gerade angenehm für mich, daß meiſtens mir die Attentate galten. Ich muß geſtehen, daß mein Ruſſe darüber in Verzweiflung war und, als dieſe Anfälle gar nicht mehr aufhören wollten, zur Abreiſe rieth. Wir trafen denn auch alsbald dazu unſere Anſtalten; doch ehe wir uns in den Reiſewagen ſetzten, erkrankte mein Freund plötzlich, anſcheinend mit gefährlichen Symptomen, ſo daß er zurückbleiben mußte. Natürlich wollte ich ihn nicht verlaſſen, doch beſchwor er mich, nach Neapel vorauszugehen, wobei er die Hoffnung ausſprach, mir bald nachfolgen zu können. Dagegen ſtellte ich ihm vor, wie es mir für ſeine Pflege beſſer erſcheine, wenn ich in der Nähe bleibe. — Umſonſt! er verſicherte mir, die Angſt wegen neuer Anfälle würde ihn nicht zur Ruhe kommen laſſen und immer kränker machen. Einmal aus dem Kirchenſtaate hinaus würden dieſe Geſchichten ſchon aufhören. Was ihn ſelbſt anbelange, ſo müſſe er jedenfalls einige Zeit zu Hauſe bleiben, könne ſich alſo vollkommen ſchützen, und dann ſcheinen auch unſere unſichtbaren Feinde der feſten Meinung zu ſein, ich ſei der Uebelthäter. — Intereſſirt

es Sie auch, Doktor, was ich Ihnen erzähle?" unterbrach ſich der Hausherr und nahm ein paar Tropfen von ſeinem Punſche.

„Ob es mich intereſſirt!" erwiderte der Armenarzt. „Ich bin ſehr begierig auf den Verlauf und Schluß."

Und wirklich hatte er auch die Stellung Jemandes angenommen, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhorcht. Schon eine lange Zeit ſaß er vornübergebeugt und hielt ſein Punſchglas in der Hand, und die vortreffliche Cigarre war ihm längſt ausgegangen, ohne daß er es zu bemerken ſchien.

„Bitte, Erlaucht," ſagte er, „laſſen Sie mich nicht zu lange auf das Ende warten."

„Wir ſind bald am Ende," entgegnete der Graf. „Ich verließ Rom und meinen Freund mit ſchwerem Herzen, nachdem ich noch für ihn gethan, was ich gekonnt. So ließ ich unter Anderem meinen deutſchen Kammerdiener bei ihm zurück, und behalf mich mit einem Italiener, der ſich mir herrenlos bei meiner Abreiſe vorſtellte und der ein vortrefflicher Bedienter war."

„Ah!" machte der Doktor, und dieſes „Ah!" klang halb wie ein Seufzer, halb wie ein Ausruf der Ueberraſchung.

„In Albano," fuhr der Kranke fort, „blieb ich faſt acht Tage, immer hoffend, der Zuſtand meines Reiſe-Geſellſchafters würde ſich vielleicht beſſern und ihm erlauben, mir zu folgen. — Vergebens. — — Aber hier in Albano war es, beſter Doktor," ſagte der Graf mit einem düſteren Blicke auf ſein Gegenüber, „wo ſich die erſten Anfänge meines Leidens zeigten."

„Da ſchon? Ja, es iſt möglich," entgegnete der Arzt mit ganz leiſer Stimme.

„Ich ſpürte eines Morgens eine leichte, aber vorübergehende Schwäche in meinen Gliedern; es flimmerte mir wie ein Nebel vor den Augen, auch hatte ich Bruſtbeklemmungen. Das ging aber vorüber und ich dachte nicht weiter daran. Erſt als ich einige Zeit in Neapel war — mein Freund war vierzehn Tage nach meiner Abreiſe wieder hergeſtellt und eingetroffen — ſtellten ſich abermals dieſelben Erſcheinungen ein und blieben mir von da an," ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „beſtändige und treue Begleiter. Ich zog die berühmteſten Aerzte zu Rathe, man zuckte die Achſeln, man rieth mir, Italien zu verlaſſen, deutſche Bäder zu gebrauchen. Doch ſah ich wohl an den Mienen Ihrer italieniſchen und franzöſiſchen Collegen, von welcher Art ſie mein Leiden hielten und welche Urſachen man demſelben unterlegte."

„Und jener italieniſche Bediente," forſchte der Doktor mit einer wahren Aengſtlichkeit, „den Sie in Rom annahmen? Blieb er lange bei Ihnen? Wann und wo verließ er Sie?"

„Er verließ mich in Neapel, wenige Zeit nachher, nachdem der Ruſſe mit meinem Kammerdiener dort eingetroffen war. Er ging nach Rom zurück, wohin ihn Familien-Angelegenheiten riefen."

„Er ging nach Rom zurück," wiederholte der Doktor mit dem gewöhnlichen Tone ſeiner Stimme, dann ſetzte er hinzu, aber ſo leiſe, daß der Kranke ſeine Worte nicht verſtehen konnte: „Nachdem ſein Werk vollendet; — ein Lichtſtrahl! ein Lichtſtrahl!"

Doch blickte er in die Höhe, und man hätte ſehen müſſen, wie ſeltſam ſeine Augen glänzten, wenn die blaue Brille nicht geweſen wäre.

„Daß es mir bei deutſchen Aerzten und in deutſchen Bädern nicht beſſer ging," ſagte der Graf nach einer Pauſe, „haben Sie gehört und ſehen es mir wohl auch an. Ich las es auch in den Mienen berühmter Leute Ihres Faches, daß ich ein verlorener Mann ſei."

„Und ſprachen Sie bei dieſen Conſultationen," fragte Doktor Flecker, nie von dem Vorfalle in Rom, wie Sie mir ihn erzählten? Thaten Sie das nie?"

„Wohl that ich es, und erinnere mich dabei wohl einer ſarkaſtiſchen Aeußerung, die mir in die Seele ſchnitt. Es fragte mich einer Ihrer Collegen, ob ich ſelbſt recht viele ſolcher Abenteuer beſtanden, wie ich da von meinem ruſſiſchen Reiſegeſellſchafter erzählt. Was ſollte ich darauf erwidern? Ich zuckte die Achſeln und ſchwieg."

Das Benehmen des Armenarztes hatte ſich gegen das Ende der Erzählung auf eine merkwürdige Art verändert; ſo unbeweglich er vorhin da geſeſſen, Punſchglas und Cigarre in der Hand, ſo beweglich war er jetzt mit einem Male geworden; dabei ſchien er ſehr zerſtreut; denn er ſetzte das Punſchglas in die Aſche des Kaminfeuers, während er die Cigarre auf das Kamingeſimſe legte. Dann rückte er hin und her, wie Jemand, dem es unbehaglich iſt, ſtill ſitzen bleiben zu müſſen, und der gern auf und ab laufen möchte, um irgend etwas, das ihn auf der Seele drückt, Luft zu machen. Auch geſticulirte er ſonderbar mit Armen und Händen, fuhr jetzt mit der einen Hand durch ſein Haar und nahm mit der anderen die Brille ab, um deren Gläſer

zu wiederholten Malen mit ſeinem Rockzipfel zu putzen. Wenn er aber für Momente ſo ohne Augengläſer da ſaß, ſo hätte der Graf bemerken können, wie der Blick des Doktors jetzt außerordentlich heiter, dann wieder tief betrübt ſchien, und dazu paßte auch vollkommen die Stellung ſeiner Mundwinkel, nach welcher man hätte glauben ſollen, er wolle jetzt laut auflachen und gleich darauf in ein betrübtes Weinen ausbrechen.

„Für das, was Sie mir mitgetheilt, Herr Graf," ſprach er nach einem längeren Stillſchweigen, „ſage ich Ihnen meinen beſten Dank. Wenn ich Ihnen bemerke, daß ich viel daraus gelernt, ſo werden Sie mir hoffentlich glauben. Dabei kann ich Ihnen allerdings nicht verſchweigen, daß ich mich gewiß nicht für geſcheidter halte, als unzählige meiner Collegen; aber Sie werden mir zugeben, daß es im Menſchenleben Augenblicke gibt, wo man — wie ſoll ich in der Geſchwindigkeit ſagen? — empfänglicher iſt, aufgeweckter, erleuchteter — erleuchteter, das iſt das Wort! wo einem plötzlich auf Momente die Nebel ſchwinden, die der liebe Gott ſo weiſe über Vieles in ſeiner Schöpfung gebreitet, wo man einen Blick thut in der Weſen Inneres, vor dem man zurückſchrickt aus Freude und Entzücken. — — Aber nein, nein!" unterbrach er ſich ſelber, indem er aufſprang und ſich, mit den Händen heftig geſticulirend, dicht vor den Grafen ſtellte; „ich muß das ruhiger ſagen. Sie werden am Ende glauben, Herr Graf, der allerdings vortreffliche Punſch habe mich exaltirt; und doch, wenn Sie ſich in meiner Lage befänden, müßten Sie mir zugeben, daß ich nicht anders ſprechen kann, als ich ſpreche; ja, Sie müßten mir verzeihen,

wenn ich hier vor ihren Augen einen Luftſprung machte. A—a—a—h!"

Damit ſchnappte er nach Luft und faßte ſich dann mit ſeinen beiden Händen an dem eigenen Rockkragen, wie um ſich ſelbſt ein wenig zurecht zu ſchütteln.

Der Kranke hatte mit nicht geringem Erſtaunen dieſen ſeltſamen Worten des Doktors zugehört. Daß etwas Beſonderes dahinter ſtecken müſſe, und vielleicht für ihn etwas ſehr Gutes, ja, unendlich Glückliches, begriff er wohl und richtete ſich deßhalb haſtig aus ſeiner gebückten Stellung auf, den Doktor erwartungsvoll und fragend anſehend.

„Ich muß mir ſelbſt eingeſtehen," fuhr dieſer fort, wobei er ſich vor die Stirn ſchlug, „daß ich ein alter, unzurechnungsfähiger Narr bin und mich betrage wie ein Kind. Aber," ſetzte er mit vor Rührung zitternder Stimme hinzu, indem er ſeine Rechte auf die Schulter des Grafen legte, „Sie werden mir zugeben müſſen, daß es wohl verzeihlich iſt, wenn jemand, der in tiefer Finſterniß gewandelt, auf einmal aufſchreit, da er einen Lichtſtrahl ſieht!"

„Einen Lichtſtrahl? O, einen Lichtſtrahl?"

„Ich ſollte nicht ſo ſprechen," ſagte der Doktor mit etwas weniger Lebhaftigkeit, aber einem Tone der Stimme, der ihm vor Rührung faſt umſchlug. „Und ich will auch mein Maul halten, um Ihnen keine Hoffnungen zu machen, die ſich vielleicht doch nicht erfüllen könnten."

„Aber ich bitte, ſprechen Sie!" erwiderte haſtig der Kranke. „Was liegt am Ende an einer Hoffnung mehr oder weniger? Mir ſind ſchon ſo viele verſchwunden, daß ich mich bald daran gewöhnt habe. — Iſt es doch immer eine Hoffnung,

die vielleicht für Tage, ja, Wochen aushält und die wenigſtens das Gute hat, mir momentan eine kleine Freude zu machen. — — Sie glauben," forſchte er nach einer Pauſe, während welcher ihn der Armenarzt kopfnickend betrachtet, weiter, „mein Leiden ſei anderer Art, als man mir bis jetzt geſagt?"

„Ich glaube ſo," ſprach der Andere feierlich.

„Sie glauben an eine Urſache, die — wie ſoll ich mich ausdrücken? — in ihren Wirkungen minder gefährlich wäre?"

„Minder gefährlich? — Das kann nur Gott wiſſen. Aber ich glaube an eine Urſache, der wir vielleicht im Stande ſind, mit unſeren Heilmitteln erfolgreich entgegen zu wirken."

„Erfolgreich, Doktor!" rief der Kranke, während ſein Körper zuſammenzuckte. „O, ſeien Sie nicht grauſam! zeigen Sie einem Verdurſtenden nicht einen Strahl klaren, friſchen Waſſers, den er aber zu erreichen nicht mehr die Kraft hat!"

„Ich habe geſagt: vielleicht erfolgreich," entgegnete der Arzt ruhig, beinahe kalt. „Aber wenn ich weiter ſprechen ſoll, ſo müſſen Sie mich mit Ruhe anhören."

„Ich werde mich dazu zwingen," erwiderte der Graf mit leiſer, bebender Stimme. „Welche Urſache, glauben Sie, liegt meinem Leiden zu Grunde?"

„Ehe ich das ſage," fuhr der Doktor mit einer faſt quälenden Ruhe fort, „erlauben Sie mir eine Frage. Sie hatten auf ihrer italieniſchen Reiſe Unglück beim Reiten? Sie ſtürzten, Ihr Pferd fiel auf Sie? War das vor oder nach jener römiſchen Geſchichte?"

„Es war einige Monate ſpäter. Jener Unfall war nicht ſo bedeutend, wie man ihn gemacht. Aber weiter! weiter! Was iſt die Urſache meiner Leiden?“

— „Gift!“ ſprach der Doktor, das ſchreckliche Wort nur ſchwach betonend. „Ja, Gift, wahrſcheinlich Arſenik, Ihnen während längerer Zeit in ganz unbedeutenden Doſen beigebracht.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gift!“ wiederholte der Kranke, aber er ſagte das mit keinem Tone des Schreckens, er ſagte es mit einem Ausdrucke wie Jemand, dem eine ſchwere Laſt von der Seele fällt. — „Gift! Iſt mir doch dieſer Gedanke ſelbſt ſchon zuweilen wie ein Blitz erſchienen. — Und wenn dem ſo wäre, Doktor? Iſt alsdann — doch wozu“ — fuhr er leidenſchaftlich fort — „nach einem Lichtſtrahl, den wir ſchimmern ſehen, zu vermuthen, nun werde in die finſtere, ewige Nacht, die mich umgibt, plötzlich eine hell glänzende Sonne hereinbrechen? Warum ſind wir ſo leichtgläubig in unſeren Hoffnungen und Wünſchen? Nicht wahr, Doktor, das iſt kindiſch? Und ich will auch ganz, ganz ruhig ſein.“

Damit faltete er die Hände und ſenkte ſeinen Kopf tief auf die Bruſt herab.

„Einen Lichtſtrahl haben wir,“ verſetzte gerührt der Armenarzt, „und die Hoffnung iſt uns nicht unverwehrt. Wenn Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken, ſo ſoll es ſich in nächſter Zeit zeigen, ob wir eine Morgenröthe zu erwarten haben, und wenn uns dieſe erſcheint, iſt ja auch die Sonne nicht mehr fern.“

„O, mein Gott! mein Gott!“ rief der Kranke erregt.

„Sie haben ſelbſt geſagt, Sie wollten ganz ruhig ſein,

und darum muß ich Sie bitten. Sie haben ſich ſo männlich gezeigt in Ihrer Hoffnungsloſigkeit; bezwingen Sie ſich auch jetzt, geben Sie nicht zu vielen Hoffnungen Raum, ſprechen wir von Ihnen wie von einem Dritten. — — Ja, ich will darauf ſchwören, daß meine Anſicht die richtige iſt; jener Italiener, den Sie von Rom mitnahmen, hat Ihnen täglich etwas von dem tückiſchen Gifte beigebracht, zu wenig, um Sie zu tödten, genug, um Ihren inneren Organismus, wenn auch nicht zu zerſtören, doch zu lähmen."

„Und?" fragte Graf Helfenberg mit einem bezeichnenden flehenden Blicke.

Der Armenarzt richtete ſtatt aller Antwort ſeine Augen nach oben. Gleich darauf drückte er aber feſter die Brille an das Geſicht und ſagte: „Wie lange war jener Italiener bei Ihnen?"

„Vielleicht vier Wochen. Und je mehr ich nachdenke, um ſo mehr glaube ich, daß Sie Recht haben. Er überreichte mir mein Frühſtück; auch ſervirte er häufig mein Diner, welches ich zu Hauſe nahm."

„Das iſt für heute genug," verſetzte Doktor Flecker nach einer Pauſe. „Suchen Sie jetzt Ruhe zu finden, ſo gut als es Ihnen möglich iſt. Nehmen Sie ein Brauſepulver; regen Sie ſich nicht weiter auf — aber ich begreife wohl, das Letztere iſt ein Rath, den zu befolgen Ihnen nicht wohl möglich iſt. — Nun gut, bringen Sie die Nacht hin, wie Sie können, morgen ſprechen wir weiter."

„Und Sie wollen mich verlaſſen?" fragte ängſtlich der Kranke. „O, bleiben Sie, Doktor! Ich werde Ihnen ſogleich ein Zimmer hier in meiner Wohnung einrichten laſſen. Nein, nein, Sie dürfen nicht fort."

„Ich muß," entgegnete achſelzuckend der Arzt. „Was ſollten meine armen Kranken denken, wenn man mich heute Nacht rufen ließe und ich käme nicht? Denken Sie, — Jemand ohne Troſt und Hülfe laſſen!"

„Ja, Jemand ohne Troſt und Hülfe zu laſſen, iſt ſchrecklich. — Aber morgen, nicht wahr, Doktor, morgen in aller Frühe? Doch warten Sie, bis man einen Wagen für Sie anſpannt."

Der Armenarzt ſchüttelte lachend den Kopf.

„Morgen in aller Frühe komme ich zu Fuß wieder," ſagte er, „wie ich jetzt zu Fuß nach Hauſe gehe. Meine Patienten würden ſich fürchten, wenn ſie mich im Wagen ſähen. Aber jetzt Ruhe, ſo viel Ihnen möglich iſt. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Damit ging er zur Thür hinaus, dem Grafen eifrig winkend, zurückzubleiben, der ſich erhoben und ihn begleiten wollte, und der nun aufrecht mit gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen blieb. In ſeinem Kopfe jagten ſich Gedanken, Wünſche, Hoffnungen; doch kämpfte er die letzteren gewaltſam nieder, und was er ſeinen Phantaſieen erlaubte, war, daß er dachte, wie einem Schiffbrüchigen zu Muthe ſein müſſe, der allein, allein an das Wrack ſeines Fahrzeugs geklammert, umtost von der grollenden See, plötzlich an dem finſter umzogenen Horizonte ein weißes Segel ſähe. Das dachte er ſchaudernd und wünſchte ſich ein ſolcher Schiffbrüchiger zu ſein.

Unterdeſſen hüpfte der Doktor mehr, als er ging, durch die einſam liegenden Straßen ſeiner Wohnung zu, wobei er zuweilen ziemlich laut allerlei verdächtige Worte vor ſich hin ſprach, als: „Gift! ja wohl, Gift! vergiftet muß er ſein. O,

wenn das wäre und Doktor Flecker es entdeckt hätte! — Brrr! das wäre eine wundervolle Geſchichte. Ich hätte alsdann das Recht, dem geſammten Collegium zu ſagen: „Sie werden mir zugeben, verehrteſte Herren, es iſt eigentlich ſonderbar, daß von den Aerzten Seiner Erlaucht bis jetzt keiner darauf gekommen iſt, Niemand als ich, Doktor Flecker, der Armenarzt.“

Dann rieb er ſich die Hände und verſank ſo in Gedanken, daß er auf dem ihm ſonſt ſo wohl bekannten öden Hofe ſeiner Wohnung ſtolperte, ehe er die Hausthür erreichte. Statt aber, als er dieſe geöffnet und wieder geſchloſſen, über die weiten hallenden Treppen ſogleich ſeinem Zimmer zuzugehen, ſchlich er an die Wohnung ſeines Freundes Larioz und drückte dort leiſe die Thür auf.

Im Zimmer brannte ein trübes Nachtlicht, es ſtand auf dem Boden neben dem großen Stuhle, in welchem Gottſchalk ſaß, der eingenickt war, aber jetzt beim Aufgehen der Thür empor fuhr.

Auf den Fußſpitzen ſchleichend, trat der Doktor näher und ſagte flüſternd: „Gelt, ich habe dich warten laſſen, Kleiner? Aber ich hatte draußen ſo viel zu thun, item, konnte nicht früher kommen. — Was macht unſer Freund?“

„Jetzt ſchläft er ruhig,“ antwortete der kleine Schreiber. „Vor einer Stunde klagte er über Kopfſchmerzen, über Froſt und Hitze.“

„Sprach er etwas?“

„Ja, über Sachen, die ich nicht verſtand, von einem mauriſchen Zauberer, Cabanzeros, glaube ich; auch ſuchte er immer einen Vers zu finden, deſſen Anfang er häufig ſagte: „Traue, treue Trina —“

„Da hat er phantaſirt.“

„Ja, er hat phantaſirt, auch vom Dolche Rubens, namentlich aber von einer ſchönen Spanierin; das kam am häufigſten vor, und dann ſah er mich mit ſeinen großen Augen an und fragte mich wiederholt: Iſt ſie nicht ſchön? worauf ich natürlicher Weiſe keine Antwort geben konnte.“

„Begreiflich, begreiflich!“ erwiderte raſch der Andere. Dann näherte er ſich behutſam dem Bette und ſagte alsdann zurückkommend: „Es hat nichts zu bedeuten, er ſchläft ganz ruhig, krieche du nur auch in dein Neſt.“

„Aber wenn er aufwacht und aufs Neue anfängt, zu phantaſiren, und mich ſo dringend fragt, wie vorhin, ob ſie nicht ſchön ſei?“

„Dann gib ihm zur Antwort,“ ſprach der Doktor, „ich ſei da geweſen und hätte geſagt, Dulcinea ſei das ſchönſte Weib auf Erden.“

Damit zog er ſich kopfnickend zur Thür hinaus.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Alte Bekannte.

Es kann uns, liebenswürdige Leſerin, imgleichen theurer und geneigter Leſer, in dieſem Leben öfters paſſiren, daß wir gute Bekannte, wenn auch nicht völlig vergeſſen, ſo doch in gewiſſen Zeitläuften einigermaßen vernachläßigen. Dieſes Mal ſpreche ich nicht von uns beiden, ſondern meine einen Bekannten in vorliegender, ſehr wahrhaftiger Geſchichte, dem ich ſchon lange einen Beſuch zugedacht, ohne dieſen Vorſatz mit dem beſten Willen ausführen zu können. Es iſt aber kein Beſuch, der uns über Marmortreppen, über dicke Teppiche zu Doppelthüren führt, die ſich wie von ſelbſt leiſe öffnen und ſchließen; auch fahren wir nicht im ſanft rollenden Coupé, ſondern bedienen uns unſerer Füße, und das zwar an einem kalten Wintertage, wo die Höhen rings um die Stadt wie in einen weißen Pelzmantel eingehüllt ſind, wo die Häuſer keine Dächer zu haben ſcheinen, dieſe wenigſtens in ihrer Farbe ſich kaum merklich von der Luft unterſcheiden, ſo daß man oft mit Er-

ſtaunen zu ſehen glaubt, wie Schornſteine und Dachläden ohne allen Zuſammenhang mit der Erde am Himmel ſchweben.

In dem Hauſe, das wir beſuchen wollen, ſteigen wir eine wackelige Treppe hinauf, aber ich hoffe, daß der Leſer ſie wieder erkennt, dieſe Treppe. Wie ſo Vieles in dieſer armen Welt, das im Laufe der Zeit alt und unſcheinbar geworden, war auch ſie einſtens ſchön geweſen — die Treppe nämlich, und heute, wo der weiße Schnee draußen das Licht durch das weit aufſtehende Thor in den Hausgang hinein reflektirt, ſieht man hier deutlicher die wirklich prachtvollen Holzconſtructionen, daneben aber auch um ſo genauer die Verwahrloſung, in der ſich Alles befindet.

Die Treppenſtufen knarren und ächzen heute wieder wie damals, als wir zuerſt hier waren; wir laſſen den erſten und zweiten Stock hinter uns und kommen in den dritten, wo wir in ein geräumiges Zimmer treten, das uns ſeine weißen Kalkwände zeigt, den Ofen, in dem aber heute ein Feuer brennt, den Kanarienvogel, der in ſeinem Käfig vergnügt auf und ab hüpft, in der Fenſterniſche; an der Wand das Portrait des jungen, eleganten Mannes, umgeben von Hirſchfängern, Rehgeweihen und Gewehren. Dort iſt auch die Kiſte mit den Rehfellen, welche Sophaſtelle vertritt und auf welcher jener Mann in Hemdärmeln ſitzt, der die zu den Fellen gehörigen Rehe einſtens erlegt und nun im Begriff iſt, ſich ſeiner ſchweren Jagdſtiefel zu entledigen. Auf dem Boden ſtehn ein paar Pantoffeln, in welche er nun die Füße mit den wollenen Strümpfen ſteckt, während er behaglich mit der Zunge ſchnalzend ſagt: „Das habe ich lange entbehrt; das thut Einem wohl, wenn man ſich ſo wieder einmal recht warm machen kann. Es iſt da draußen im Walde recht ſchön, aber man

kriegt's auch ſatt, namentlich wenn man nicht darauf halten kann, wie man will, und ſtundenlang herumſchleichen muß, um das Wild zu verhören."

Vor dem Jäger, Herrn Brenner, der alſo ſprach, ſtand der kleine Franz, den Hirſchfänger des Vaters auf der Schulter und deſſen Jagdhut auf dem Kopfe, der aber ſo tief über ihn herabhing, daß er faſt die Achſeln berührte.

„Und haſt du viele Bären geſchoſſen?" fragte der Kleine. „Du haſt geſagt, du wolleſt mir von einem den Pelz mitbringen, darin könne ich, wenn es kalt ſei, ſpazieren gehen."

„Habe ich das wirklich geſagt?" verſetzte lachend und wie erſtaunt der Jäger. „Nun, dann hätte ich es auch gewiß gethan. Aber da fällt mir gerade ein, daß die Bären dieſes Jahr ſchlecht gerathen ſind. Doch habe ich ein Eichhorn für dich in der Jagdtaſche, das ſoll dir die Mutter ausſtopfen laſſen."

„Ein Eichhorn?" fragte der Knabe eifrig, wobei er den Hut aus den Augen empor hob; „wo iſt mein Eichhorn?"

„Gleich, gleich, Palmarum. Weißt du, wie die Großmutter ſagt? Geduld iſt der Seelen Speiſe, aber ſchlimm für den, der ſie eſſen muß. Du wirſt mir erlauben, daß ich vorher meinen Jagdrock ausziehe und die Suppe eſſe, die Mama mir gekocht hat. Ich verſichere dich, das Eichhorn läuft nicht mehr davon."

„Darf ich es ihm vielleicht geben?" fragte Frau Brenner mit ſanfter Stimme. „Du weißt, wie die Kinder ſind; es dauert ohnedies noch ein paar Minuten, bis die Suppe gut iſt."

„Meinetwegen," entgegnete der Jäger. „Ah, wie freue ich mich, wieder hier zu ſein! Es war draußen unheimlich und kalt." — Dabei dehnte er ſich, ſtreckte die Hände in die Höhe und fuhr dann mit den Fingern an den Schläfen herab, bis zu ſeinem vollen Bart, in dem er ſich kratzte.

An dem Tiſche ſaß eine Frau, die eben erſt angekommen war: ſie hatte noch ein dickes wollenes Tuch um die Schultern und geſtrickte Handſchuhe an den Händen; bis jetzt hatte ſie noch kein Wort geſprochen, auch ſchien ſich Herr Brenner nicht ſonderlich um ſie zu kümmern; doch fragte ſie jetzt: „Alſo war die Jagd nicht ſchön?"

„Was ſchön!" antwortete brummig der Jäger. „Eine Jagd iſt immer ſchön, wo es was zu ſchießen gibt."

„Daran fehlt's aber in dem Revier des Herrn Barons nicht," fuhr die Frau fort. „Das hat mir der Herr Klaus erzählt, der ſich jeden Winter einen warmen Jagdrock bei uns machen läßt; er ſagt, die Jagd des Herrn Baron von Breda ſei wunderſchön und in Ordnung wie keine."

Herr Brenner hatte mit finſterer Miene nach der Frau hinüber geblinzelt, während er das Rehfell ſtreichelte, auf dem er ſaß. Da ihm aber das, was er ſo eben gehört, begreiflicherweiſe keinen Anlaß zum Aerger gab, ſo zog er die Augenbrauen in die Höhe und ſprach mit gefälligerem Tone und die Achſeln zuckend: „Wenn der Klaus das ſagt, muß es wahr ſein. Und er hat Recht, unſer Revier iſt in Ordnung wie wenige. Alles rund bei einander, ein famoſer Wildſtand. Und doch diesmal eine ſchlechte Jagd. Nicht wahr, das verſteht Ihr nicht, Frau? Und es iſt doch wahr."

„Nein, das verſtehe ich auch nicht; aber ich wäre dankbar, wenn Ihr mir das erklären wolltet.“

„Eigentlich geht's Euch gar nichts an,“ verſetzte kurzweg der Jäger; „da ich mich aber ungeheuer behaglich fühle und auch ſehe, daß Palmarum trotz ſeines Eichhorns — gelt, das iſt ein ſchöner Kerl?“ unterbrach er ſich, „und man ſieht gar keinen Anſchuß — Maul und Naſe aufſperrt, um mich zu hören, ſo will ich Euch denn ſagen, warum die Jagd gut und doch ſchlecht war.“

Die gute Frau Brenner hatte nach der Suppe geſehen, die noch nicht fertig war, und ſich dann neben ihren Mann geſetzt, wobei ſie die Hände in den Schooß legte und mit leuchtenden Blicken den kleinen Franz betrachtete, der das Eichhörnchen in ſeinen Armen hielt, als wollte er es erwärmen und wieder zum Leben zurückbringen. Doch ließ das ſchon ſtarre Thierchen den Kopf auf die Seite hängen, hatte die vier Füße ſteif geſtreckt und zeigte die nadelſpitzen, langen weißen Zähnchen.

„Im Herbſt iſt die Zeit,“ ſprach Herr Brenner, „auf die ſich ein tüchtiger Jäger immer freut. Da ſind wir denn auch jedes Jahr hinaus gezogen, der Herr Baron, ein paar ſeiner guten Freunde, dann der Kammerdiener, welcher ſich die Ohren zuhält, wenn ein Gewehr knallt, und das Murmelthier, der Jockey, der über Alles ein großes Maul hat und von der Jagd nicht ſo viel verſteht als des Pfarrers Katze, denn die weiß doch Mäuſe zu fangen, er aber nicht, was ihm zukommt: Maulſchellen für ſeine ungewaſchenen Reden. — Doch das gehört nicht daher. — Das waren mir jedes Jahr vergnügte Tage; die Jagd war brillant, der Herr gut gelaunt, ſeine Freunde luſtig; in der Frühe ging es

hinaus, bei einem ſo friſchen Morgen in den ſchönen Wald, der Eine hierhin, der Andere dahin, und da wurde gepirſcht, daß es ein Vergnügen war. Wer das nicht kennt und mitgemacht hat, der hat noch gar nichts in der Welt genoſſen. Wie Einem das Herz ſchlägt, wenn Alles ringsum ſo feierlich ſtill iſt, und auf einmal röhrt es aus dem Dickicht heraus, daß Berg und Thal ein fröhliches Echo geben! Jetzt vorwärts, ſo leiſe wie möglich.“ Herr Brenner that dabei, obgleich er nicht von der Kiſte wegkam, als ſchleiche er durch den Wald, wobei er ſeine Füße mit den Pantoffeln, langſam auf die Spitzen tretend, bewegte. „Da haben wir endlich vor uns eine kleine Waldwieſe, die fällt ſachte ab, einem kleinen Thale zu, wo ein ſchäumendes Waſſer vorbeirauſcht. Auf der Wieſe ſteht das Rudel, und jetzt, droben aus dem Gebüſch hervor, ſchreitet er, der Hirſch, hebt den Kopf und röhrt wieder. Und wie er röhrt, ſchwillt ihm der Hals an, daß es eine Freude iſt, und der Hauch ſchlägt ihm ordentlich blau aus dem Maule heraus. Während er aber ſo röhrt, ſchleicht man näher und immer näher hin, nimmt die Büchſe ſchußfertig — —“ Herr Brenner erhob den rechten Arm mit dem ausgeſtreckten Zeigefinger an das Auge — „und auf einmal — prrdautz! da liegt er, aufs Blatt getroffen.“

„Prrdautz!“ machte auch Franz, wobei er das Eichhorn auf den Boden fallen ließ.

„Nein, nein, das iſt kein Vergnügen,“ ſagte die ſanfte Frau Brenner, „ſo ein armes Thier, das an gar nichts denkt, nieder zu ſchießen.“

Der Jäger zuckte mit den Achſeln und wiegte ſich wohlgefällig auf der Kiſte hin und her. „Wer das freilich nicht

mitgemacht hat," ſagte er nach einer Pauſe, „der verſteht's auch nicht. — Aber," ſetzte er beinahe ärgerlich hinzu, „wenn man ſich das ganze Jahr darauf gefreut hat, und es wird nun nichts daraus, da kann man wohl ein Recht haben, verdrießlich zu werden."

„Nicht wahr, der Herr Baron ſind dieſes Mal gar nicht hinaus gegangen?" fragte Frau Brenner.

„Nicht einen Schritt, und kein Menſch hat's begriffen. Zuerſt dachte ich: nun, er wird ſchon kommen, und als er immer nicht kam, als der Verwalter draußen mit dem Kopfe ſchüttelte und mir ſagte: Paß auf, Jonas, diesmal iſt's niſcht mit dem Jagen, da dachte ich: ſo ſoll doch gleich ein Kreuzdonnerwetter dreinſchlagen; und ging zum Schullehrer und ließ ihn einen Bericht über die Jagd machen, der Jemand den Mund wäſſerig machen mußte, der in ſeinem Leben auch nur ein einziges Mal eine Flinte losgebrannt. — Half aber alles nicht. Freilich bekam ich eine Antwort, aber darin ſtand: ich ſollte vorderhand da bleiben, dies oder jenes Stück ſchießen und herein ſchicken, der Herr würde ſich vielleicht noch entſchließen. — Ja, er entſchloß ſich auch, aber zum Zuhauſebleiben. Hatte ich doch einen ungeraden Vierzehnender für ihn, der ſich mir nur immer ſo vor die Naſe hinſtellte. Den ſollte der Herr ſchießen — Ah! ich könnte fuchsteufelswild werden!" Damit kratzte ſich Herr Brenner hinter dem rechten Ohr. „Ich mochte ihn nicht niederlegen, und wer weiß nun, welcher Bauernlümmel ſeinen erſten Jagdverſuch an dem edlen Thiere macht!"

„Aber der Herr war freundlich mit dir, als du heute Morgens zurück kamſt?" fragte Frau Brenner ſchüchtern.

„Sehr freundlich, wie immer," entgegnete ihr Mann. „Nur weiß der Teufel, ich fand ihn nicht ſo ganz bei der Sache wie ſonſt; ich ſprach ihm von allen Revieren, ich zählte ihm die Hirſche und Rehe vor, die ſich hier und dort befanden; er ſagte zuweilen wohl: ſo, ſo! — ei, ei! aber er war zerſtreut, nicht ſo recht bei der Sache. — Das kann ich euch verſichern," fuhr der Jäger nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „der Herr Baron kennt in den Bergen da droben alle Pfade und Schleichwege, wie ſeine Taſche. — Nun gut; daß er aber mit ſeinen Gedanken anderswo war, das merkte ich oft an ſeinen ſonderbaren Fragen; er verwechſelte oft Wege und Reviere. — Was hat das zu bedeuten? — Was kann das ſein, Frau? He! ſage mir deine Anſicht."

Frau Brenner konnte ſich nicht enthalten, bei dieſer Frage einen Blick auf die andere Frau zu werfen, die aber, wie ganz gleichgültig, die Augen niedergeſchlagen hatte und an den langen Franſen ihres wollenen Umſchlagtuchs zupfte.

„Was wird das ſein?" entgegnete Madame Brenner dann nach einer Pauſe. „Jeder Menſch kann einmal zerſtreut ſein oder andere Gedanken haben; das iſt dir und mir ſchon paſſirt."

Der Jäger nahm ſeinen großen Schnauzbart zwiſchen die Lippen, hob die rechte Hand empor und fuhr mit dem Zeigefinger hin und her, als wollte er damit eine Verneinung ausdrücken. Dann blies er das dichte Haar ſeines Bartes von ſich und ſagte: „Paperlapap! wenn ein ſo eifriger Jäger wie der Herr zerſtreute Antworten gibt, während er über ſeine

eigene Jagd ſpricht, das hat ſchon was zu bedeuten. Iſt er vielleicht unwohl geweſen?"

„Ich habe nichts davon gehört," verſetzte Frau Brenner.

„Ja, es gibt da was," meinte der Jäger mit finſterem Blicke. „Ich war einen Augenblick im Stalle und ſprach mit dem Reitknecht."

„Mit dem Friedrich?" fragte aufmerkſam die Frau.

„Ach was! mit der Kröte rede ich nie, mit dem Jakob ſprach ich. Und der, als ich ihn fragte, ob denn Niemand wiſſe, warum der Herr Baron nicht zur Jagd hinaus gekommen ſei, machte ein ſo einfältiges Geſicht, daß ich daraus abmerkte, er wiſſe mehr, als er ſagen wolle. Anfänglich dachte ich mir: weiß der Teufel, vielleicht hat der Herr was gegen dich, und da ich Gewehre mitgebracht hatte, ſo ging ich in ſein Schlafzimmer und ſtellte ſie dort auf, als er gerade drin war."

„Nun, und er war gegen dich wie immer?"

„Wie immer, ſehr freundlich; und da der Herr Baron der Mann nicht iſt, um mit etwas hinter dem Berge zu halten, wenn er ſprechen möchte, ſo ging ich ganz zufrieden davon."

„Und er ſagte dir nichts?"

„Doch, gleichgültige Dinge; er fragte um das Waldrevier, das ſich dort drüben bei dem Landgut befindet, wo der Herr Schwager des gnädigen Herrn wohnt. Da wollte er von mir wiſſen, ob ich glaube, daß die Forſte dort gut im Stande ſeien; vielleicht will oder muß er es kaufen, denn die da drüben werden doch mit der Zeit auswirthſchaften."

„Es iſt ein Unglück um ſo eine Herrſchaft," ſagte nach-

denklich Madame Brenner. „Aber ſprich nicht ſo laut, die Großmutter hört dergleichen nicht gern, und ſie hört ſehr gut, wie du weißt.“ — Dabei blickte ſie nach der Thür des Nebenzimmers, die nur angelehnt war.

„Iſt denn,“ fragte die andere Frau, „der Herr Schwager des gnädigen Herrn, von dem Ihr ſo eben ſprecht, der Vater von dem jungen Fräulein, das jetzt in eurem Hauſe iſt, Herr Brenner?“

„Von Fräulein Eugenie? Ja wohl, das iſt der Vater. Eine ſcharmante, liebe junge Dame,“ ſprach der Jäger nach einer Pauſe mit außerordentlicher Freundlichkeit. „Ich hatte ſie lange nicht geſehen, doch erkannte ſie mich gleich wieder. „Ei, ſieh doch! das iſt ja der Jäger Jonas,“ ſagte ſie, und erinnerte mich daran, wie ich ihr einmal eine kleine Flinte geladen, mit der ſie draußen Vögel ſchoß. Ich ſage Euch,“ meinte Herr Brenner darauf, „es iſt gut, daß die junge Dame im Hauſe iſt; das gibt doch ein bischen Abwechſelung, ein bischen Leben. War es doch oft da ſo ſtill wie in einem Kloſter.“

In dieſem Augenblicke ging die Thüre auf, und die älteſte Tochter des Jägers, Margarethe, kam herein und trug die Schüſſel mit der dampfenden Suppe für den Vater.

„Siehe da, Judica!“ ſagte dieſer lachend. „Haſt du mir das gebraut? Nun, da wird's gut ſein. Du kennſt meinen Geſchmack und biſt ein braves Mädchen. Wie geht dir's, Judica?“

„Mir geht es gut, Vater,“ erwiderte dieſe; und wenn man ihre fröhlich leuchtenden Augen ſah, ſowie den offenen, ehrlichen, ungetrübten Ausdruck eines heiteren Gemüthes, der

auf ihren ſchönen Zügen lag, ſo konnte man wohl glauben, daß ſie die Wahrheit ſage.

„Aber nenn' Margarethe doch nicht Judica!" ſprach bittend Frau Brenner, indem ſie ihrem Manne den Suppennapf darreichte, der ihn auf die Kniee ſtellte und nach dem Brode langte, das ihm das junge Mädchen mit einem Meſſer brachte. „Wenn du zu den Buben Oculi oder Palmarum ſagſt, ſo iſt das meinetwegen komiſch, und man lacht darüber; aber Judica klingt ſo eigenthümlich — Judica; ich weiß nicht, ſo jüdiſch, und das mag ich nicht. So was bleibt an einem Mädchen hängen, und wenn du es immer wiederholſt, ſo ſagen es zuletzt andere Leute auch."

Herr Brenner, der offenbar gut gelaunt war, denn die Suppe roch außerordentlich appetitlich, ſchnitt große Stücke Brod hinein, rührte ſie mit dem Löffel zwiſchen die Brühe und erwiderte alsdann: „Wollen's überlegen, wenn es dir ſo großen Kummer macht. Aber ich habe einmal ein Gelübde gethan, wenn ich vier Kinder hätte, ſie Judica, Lätare, Oculi und Palmarum zu nennen. Wenn der Herr Pfarrer nicht ſo eigenſinnig geweſen wäre, ſo hätte man ſie auch ſo getauft."

„Das hätte noch gefehlt!" klagte die Frau.

„Sprich dich nur aus," ſagte der Jäger, „ich habe jetzt einen guten Moment und kann ſchon was ertragen." — Damit führte er einen gewaltigen Löffel voll Suppe zum Munde und aß mit großem Behagen.

„Ich will nichts mehr darüber verlieren," ſprach ſanft Frau Brenner. „Du wirſt doch mit der Zeit geſcheidter werden. Vielleicht gewöhne ich mich auch daran," ſetzte ſie

ſeufzend hinzu. „Aber wenn du wirklich gut gelaunt biſt,“ fuhr ſie mit bittender Stimme fort, „ſo hör' die Frau einen Augenblick an, ſie möchte gern mit dir ſprechen.“

„So, die Frau Schwörer!“ entgegnete kopfnickend der Jäger. „Ich habe ſie ganz gut gekannt, that aber nicht dergleichen, denn es iſt ſchon eine gute Weile her, daß wir uns nicht geſehen, und damals kamen wir auf nicht angenehme Art aus einander.“

„Ach ja,“ ſagte die Frau des Schneiders, „es war recht traurig und thut mir heute noch ſehr weh.“

„Da wir nun einmal bei dem Kapitel ſind,“ ſprach Herr Brenner, indem er mit beiden Backen kaute und ſeine Frau anſah, „was macht denn der Ocu —? Gottſchalk will ich ſagen, um dir einen Gefallen zu thun. Iſt ſein neuer Herr zufriedener mit ihm als der brave Meiſter Schwörer? Treibt er einfach ſein Schreiberhandwerk, wie es ſich gehört, oder muß er auch dort Betſtunde mithalten und Heuchelei treiben? — Pfui, Teufel!“

Dabei that er, als ſei etwas Unrechtes in der Suppe geweſen, und ſpuckte heftig auf die Seite.

„Wie ich höre, geht es ſehr gut mit Gottſchalk.“

„So, alſo der Doktor da, der Advokat, iſt mit ihm zufrieden? Nun, Ränke und Schwänke wird er genug da lernen, das fehlt ſich nicht, hat aber auch nichts zu ſagen; denn der Gottſchalk iſt ein kluger Kerl, der wird ſchon wiſſen, was er zu thun hat. Daß er das Schreiberhandwerk lernt, hat auch ſeine guten Seiten, denn die Feder regiert die Welt, und wer auf dem Papier dem Andern ein X für ein U vormachen kann, der hat's halt gewon-

nen. — Mit dem andern Handwerk ist's überhaupt nichts mehr."

„Ja wohl, ja wohl," sprach Madame Schwörer mit einem Blick an die Zimmerdecke.

Der Jäger sah sie einen Augenblick lachend an, dann sagte er: „Wenn Ihr auch zu meiner Rede ja wohl, ja wohl sagt, so sind doch unsere Meinungen himmelweit verschieden. Ihr meint, das Handwerk tauge nichts mehr."

„Und das ist wahr," entgegnete die Frau des Schneidermeisters.

„Seht Ihr," versetzte Herr Brenner, „und ich sage gerade anders. Das Handwerk ist so gut, wie es ehedem war, aber die Handwerker taugen nichts. Natürlicher Weise gibt's Ausnahmen, aber im Allgemeinen ist es eben so, wie ich sagte. Da hört man klagen über Mangel an Arbeit, über schlechten Verdienst, und wenn ihr was haben wollt, so kriegt ihr es nicht. Früher hieß es: ihr bekommt euren Rock Samstag Abends um fünf Uhr, und Samstag Abends um fünf Uhr stand der Lehrling da und hatte ihn fertig auf dem Arm. Jetzt aber — o weh! o weh! da müßt ihr wochenlang laufen, ja, müßt euch aufs Bitten legen, bis so eine verfluchte Schneiderseele — das ist im Allgemeinen gesagt, Frau Schwörer — sich herbeiläßt, euch für euer schweres Geld etwas zu machen. Früher nahm ein Meister nie mehr Arbeit an, als er liefern konnte; aber heute läßt er die ganze Kundschaft warten, um seinem Nachbar etwas aus den Zähnen zu reißen. Weiß der Teufel! Unser eins muß doch auch seinen Dienst thun und hat oft gewaltig viel auf dem Buckel, das kann ich Euch versichern; wo wollte es aber hinaus, wenn ich meinem Herrn sagte: ich habe

das und das heute nicht machen können, ich werde es morgen thun!“

So wie wir das hier niederſchreiben, hatte Herr Brenner ſeinem Zorne freilich nicht Luft gemacht, ſondern er that das in großen Zwiſchenpauſen, in denen er ſich Zeit genug nahm, ſeine Suppe behaglich zu verzehren. Die beiden Frauen hörten ihm anſcheinend ſehr aufmerkſam zu, wobei Madame Schwörer zuweilen tief aufſeufzte.

Margarethe hatte an dem Käfig des Kanarienvogels geputzt und nun eine kurze Pfeife des Vaters von der Wand genommen, die ſie ihm mit einem angezündeten Schwefelholze brachte, und der kleine Franz ließ das Eichhorn auf dem Boden marſchiren, ſo gut es eben gehen wollte.

Der Jäger hatte mit großem Appetit gegeſſen und that nun ein paar tiefe Züge aus der Pfeife, welche ihm ſeine Tochter gegeben hatte.

„Frau Schwörer wollte dir alſo ſagen“ — ſprach ſeine Frau mit bittender Stimme.

Herr Brenner machte eine abwehrende Handbewegung und verſetzte: „Gleich, gleich, wir kommen ſchon daran. Vorher aber möchte ich noch wiſſen, wie es dem Gottſchalk eigentlich geht und ob er ſich bei dem langen Schreiber wohl befindet?“

„Da geht es ihm recht gut, Gott ſei Dank! “ entgegnete Frau Brenner. „Der Herr Larioz mag ihn ſehr wohl leiden, hält ſtrenge Aufſicht über ihn und gibt ſich auch die Mühe, ihn noch in ſeinen Freiſtunden über allerhand Nützliches zu unterrichten.“

„Und den Mann,“ wandte ſich der Jäger an die Frau des

Schneiders, nachdem er eine tüchtige Rauchwolke aus seinem Munde gequalmt, „habt Ihr so mir nichts, dir nichts für den Teufel gehalten! O je, o je! Und er hatte doch nichts gethan, als den armen Gottschalk von der Straße aufgelesen, wo Ihr ihn in Regen und Kälte stehen ließet. Meint Ihr, Frau Schwörer, das hätte ich vergessen?"

Auf den Zügen der Frau des Jägers malte sich eine gewisse Aengstlichkeit, denn sie fürchtete nicht mit Unrecht, Herr Brenner möchte heftig werden. Auch legte sie ihm ihre kleine Hand auf den Arm und sagte, nicht ohne Beziehung, zu Margarethe: „Denk mir an den Herrn Larioz und vergiß nicht, die Suppe zu kochen, wie dir der Herr Doktor Flecker aufgetragen: etwas Gerstenschleim ohne alles Gewürz."

„Ich werde es gewiß nicht vergessen," antwortete das junge Mädchen. „Sie steht schon beim Feuer."

„Was ist das für eine Suppe?" fragte Herr Brenner.

„Für eben den Herrn Larioz, der seit acht Tagen krank ist."

„Ei, das thut mir leid. Da muß ich ihn dieser Tage besuchen. Und was fehlt ihm?"

„O, nichts Gefährliches, ein leichtes Fieber. So sagte der Herr Flecker, der mich auch gebeten hat, Suppe für ihn zu kochen."

„Das versteht sich," sprach der Jäger.

„Die Suppe bringen wir hin," mischte sich das Bübchen ins Gespräch, „Margarethe und ich. Und ich darf zuweilen droben spielen und bekomme einen Bogen Papier, und Gottschalk macht mir Schiffe und Federhüte daraus."

„So? — Nun, das iſt recht. Das wollen wir morgen ſelbſt einmal mit anſehen. Aber jetzt“ — damit wandte er ſich an die Frau des Schneidermeiſters — „was will denn Madame Schwörer eigentlich?“

Dieſe hatte die Hände gefaltet und ſprach gar nicht ſo reſolut, wie man es bei ihr zu Hauſe gewohnt war; auch ließ ſie den Kopf etwas auf die Seite hängen und ſeufzte mehr, als es gerade nothwendig war. „Ach,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „Herr Brenner, es geht uns recht ſchlecht.“

Sie fuhr bei dieſen Worten mit dem Zipfel ihres wollenen Halstuches an die Augen.

„Nur nicht geflennt, Frau!“ ſprach der Jäger, „das kann ich um Alles in der Welt nicht ertragen. Daß es nicht beſonders gut bei euch geht, das habe ich gehört, und war dies auch nach jener Geſchichte nicht anders möglich. Eure damaligen Freunde, die Betbrüder und Heuchler, ſind bei Euch übel weggekommen und haben euch im Stich gelaſſen, nachdem ſie euch geholfen, die Kundſchaft des Meiſters gründlich zu ruiniren. Kam doch lange kein ordentlicher Menſch mehr in die Werkſtatt, und nicht mit Unrecht, Frau Schwörer, das kann ich Euch verſichern. Denkt dagegen nach, wie es vor Jahren war, das Handtieren auf den Schneidertiſchen! Es war eine Freude, zu euch zu kommen.“

„Ach Gott, ja, das war eine ſchöne Zeit!“ ſeufzte die Frau.

„Damals ging der Meiſter, wie alle ehrliche Menſchen, ins Wirthshaus, trank auch zu Haus ſeinen Schoppen, wenn es nothwendig war, knuffte die Lehrlinge, wo es hin gehörte,

und auf ein paar Schock Donnerwetter kam es ihm dazumal nicht an. Er hatte aber auch verfluchtes Volk in der Werkstatt, Kerls, die am Sonntag aussahen wie Cavaliere, und alsdann versoffen, was sie die Woche verdient hatten. Wenn damals in irgend einer Kneipe die Polizei ein Nest junger Schneidergesellen ausnahm, da war die Hälfte von euch dabei, das könnt Ihr nicht läugnen."

„Das ist wahr, aber dafür haben sie auch zu Haus gearbeitet, daß es eine Freude war."

„Ob sie gearbeitet haben! ich will's meinen," sagte der Jäger bedächtig, indem er die Asche in seiner Pfeife zusammen stieß. — „Nun gut, auf einmal fährt die Bombe ins Haus, oder, wenn Ihr wollt, Euer Mann kriegt den Rappel, fromm zu werden. Ich merkte das Ding gleich, denn ich kam dazumal oft hin; mir fehlten alsbald vier der tollsten Kerls in der Werkstatt, wahre Banditen, die aber einen Rock zusammen fegten, daß es eine Freude war. Ich sage Euch, meine Livree saß damals, daß der Oberst den gnädigen Herrn fragte: Wo, Teufel! lassen Sie für Ihren Jäger arbeiten?"

„Das muß wahr sein," sprach Madame Schwörer mit Entschiedenheit, indem sie sich an die Frau des Jägers wandte, „etwas Schöneres und Vortrefflicheres als den Herrn Brenner konnte man nicht sehen."

„Also eines Tages," fuhr dieser geschmeichelt fort — „es war vor Ostern — fehlen mir die Banditen in der Werkstatt, und statt ihrer sehe ich so platthaarige Eulengesichter, die mich mit geducktem Kopf nur so von unten anschielen."

Es war sehr komisch, wie der Jäger die Physiognomieen

der neuen Geſellen des Meiſters Schwörer nachzuahmen verſuchte. „Doch genug,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „Ihr wißt das beſſer als ich, wie das Heil bei euch einzog und die gute Kundſchaft wegblieb.“

„Das ſei Gott geklagt!“ nahm die Frau das Wort. „Was habe ich dazumal ausſtehen müſſen! Der Schwörer hatte an einem Samstag-Abend einen Schoppen über den Durſt getrunken, und als er nach Hauſe ging, wurde ihm etwas unwohl, und da fiel er leibhaftig in die Krallen des Teufels, denn auf der Straße unterſtützte ihn der Bäckermeiſter Fiſcher.“

„Aha, der!“ meinte der Jäger, „der immer zu leichtes Brod bäckt. Eine Canaille, die heute kein Brod mehr abgibt, wenn ſie riecht, daß morgen um ein paar Pfennige aufgeſchlagen wird. Aber fromm, ſehr fromm!“

„Leider, leider!“ fuhr die Frau fort. „Und der hat meinem Manne den Kopf verrückt, hat ihm geſagt, das ſei eine letzte Mahnung, und wenn jetzt nicht die Gnade bei ihm zum Durchbruch käme, dann ſei ſein letztes Brod gebacken.“

„Ja, ja, wir wiſſen das,“ ſprach der Jäger; „aber laßt die vergangenen Zeiten vergangen ſein und mich mit kurzen Worten hören, was Ihr von mir wollt.“

„Das kann ich ja mit kurzen Worten nicht ſagen. Es geht uns eben ſchlecht; die Werkſtatt iſt und bleibt leer, und was zu thun iſt, das kann mein Mann ganz gut mit einem Lehrjungen beſorgen.“

„Und wie iſt er jetzt gelaunt, der gute Meiſter Schwörer? Hat er ſich ſeines ganzen Heiles begeben und will fortan ar-

beiten wie andere Chriſtenmenſchen, oder gibt es noch immer Betſtunden und Traktätchen?"

„Eigentlich noch ſchlimmer als das, er weiß nicht, was er will. Hat unſer braver Pfarrer auf meine Bitten zu dem Manne doch ſo eindringlich geſprochen, daß es einen Stein hätte erweichen können, und ihm geſagt, die Kopfhängerei, wie er ſie getrieben, das Laufen in die Betſtunden, ſtatt ſeinen Geſchäften nachzugehen, ſei nicht der rechte Weg geweſen. Hat er ihm doch geſagt, er ſolle ſeinen Kopf friſch aufheben, heiter ſein, guten Muth haben und ſich nicht immer für einen großen Sünder und ſchlechten Kerl halten; Sünden habe freilich Jedermann, aber wer ſeine Geſchäfte tüchtig und fleißig beſorge, ſeinen Leuten ein gutes Beiſpiel gebe, ſeine Kunden ehrlich behandle, der brauche ſich nicht für verloren zu halten, wenn er auch keine Betſtunden beſuche, wenn er auch nicht mit geſenktem Haupt einherſchleiche, wenn er auch zuweilen in's Wirthshaus gehe, und wenn ihm auch in der Hitze bei der Arbeit ſo ein kräftiges Wort entfahre, — Ihr verſteht mich ſchon?"

„Ganz genau, der Pfarrer hat vollkommen Recht; ich für meine Perſon hätte ihm das nicht beſſer ſagen können. Und hat er das nicht eingeſehen?"

„O, er hat's ſchon eingeſehen, aber er hat nicht den Muth, wieder ein anderes Leben anzufangen. Sehen Sie, Herr Brenner — und darin beſteht eben meine Bitte an Sie — wenn ich nur Jemand hätte, der ihn wieder auf den rechten Weg brächte."

Der Jäger nahm einen Augenblick ſeine Pfeife bei Seite, kraute ſich in dem vollen Barte und meinte, komiſch mit den Augen blinzelnd: „Curios! Ich ſoll den Meiſter alſo auf den

rechten Weg bringen? Nun, das ließe ſich vielleicht machen. Was meinſt du, Jeannette, tauge ich dazu? Ließe ſich das machen?"

„Ich meine," entgegnete Frau Brenner, „wenn der Eine was dazu und der Andere was davon thäte, ſo könnte es euch beiden nichts ſchaden; du könnteſt mit dem Meiſter Schwörer Sonntag Vormittags in die Kirche gehen und er Abends mit dir ins Wirthshaus. So wäre es recht, ſcheint mir."

„Ach ja, ſo wäre es recht," ſagte Madame Schwörer.

„Wenn nur Sonntag Vormittags mein Dienſt nicht wäre!" ſprach der Jäger einiger Maßen verdrießlich, „der Herr Baron iſt eigen und —"

„Ich weiß, daß der Herr Baron es ſehr gern ſieht," fiel ihm ſeine Frau ins Wort, „wenn ſeine Dienerſchaft in die Kirche geht. Denk doch nur an Gottſchalk; er hat ſchon ein paar Mal gefragt, warum du denn nie mit ihm geheſt."

Der Jäger blies eine dicke Tabakswolke von ſich, und wer ihn genauer anſchaute, bemerkte wohl, daß er nach Margarethen hinüber ſchielte, die mit ihren leuchtenden Augen den Vater feſt anſah, und dabei mit der rechten Hand durch die blonden Locken des kleinen Bruders fuhr. Ob ſie den Blick ihres Vaters verſtand? Wahrſcheinlich, denn ſie näherte ſich ihm und ſagte mit ihrer angenehmen Stimme, welche ſanft wie die der Mutter war und doch wieder kräftig klang wie die ſeinige: „Ja, Vater, das könnteſt du wohl thun; es würde mich recht, recht ſehr freuen."

Herr Brenner ſchien ſich nicht ganz behaglich zu fühlen, er rückte auf dem Rehfell hin und her, zog ſeinen Hemdkragen

etwas in die Höhe und verſuchte es, finſter auszuſchauen, was ihm aber nicht recht gelingen wollte.

„Ich glaube, ihr habt was mit mir vor," ſprach er alsdann. Ach, laßt mich! Wenn ich dem Meiſter Schwörer helfen ſoll, ſo will ich es recht gern thun; ich will ihm ſagen in welches Wirthshaus ich Abends gehe; dort kann er mich treffen, und damit Baſta."

Dieſes Baſta betonte er ſo ſtark, daß die arme Frau Brenner eingeſchüchtert ſtill ſchwieg. Nicht ſo aber Madame Schwörer.

„Sie ſind ein braver Mann, Herr Brenner," ſagte dieſe, „und wenn Sie es thun wollen, ſo thun Sie es auch ganz. Wollen Sie meinem armen Zacharias helfen, obgleich er es nicht um Sie verdient hat, ſo werden Sie es recht thun. Gehen Sie Morgens mit ihm in die Kirche und er geht Abends mit Ihnen in das Wirthshaus. Gottes Lohn dafür, und wie will ich Ihnen dankbar ſein!"

„Der Vater thut's," ſprach Margarethe in beſtimmtem Tone, wobei ſie dieſen feſt anſah. „Ich bin überzeugt, er thut's."

Herr Brenner ſuchte bei dieſem Drängen eine Veranlaſſung, ein paar heftige Worte ſagen zu können, und rief deßhalb: „Aber, beim Henker! es iſt ja gerade! als wenn ich ein Heide wäre. Ich gehe auch zu Zeiten in meine Kirche, das kann Niemand läugnen. Und wenn euch allen damit ein ſo großer Dienſt geſchieht, ſo kann ich einen ſolchen Gang auch mal mit Meiſter Schwörer probiren, vorausgeſetzt, daß es mein Dienſt erlaubt. — Aber jetzt laßt mich zufrieden, jetzt habe ich genug der Quälereien. Ich ſage Euch, Frau Schwö-

rer, Ihr kennt Euch etwas darauf einbilden, daß Ihr mich breit geſchlagen."

Damit ſtand er auf, fuhr ſeiner Tochter Margarethe, die ſo lieb und freundlich lachte, mit der Hand über das Geſicht, pätſchelte den kleinen Buben auf den Kopf und ging dann in eine Ecke des Zimmers, wo er ſein Gewehr aufnahm, beide Hahnen aufzog und die Batterie betrachtete.

Frau Schwörer hob ihre Hände empor, nickte der Frau Brenner zu, als wollte ſie ihr beſtens danken, und darauf machte ſie gegen dieſelbe eine fragende Geberde.

Die Andere nickte mit dem Kopfe und zuckte die Achſeln, als wollte ſie ſagen: Verſuch's!

„Ich freue mich recht ſehr," ſagte darauf Madame Schwörer, „wenn ich das zu Hauſe meinem Manne erzählen kann. Ihr ſollt ſehen, nun wird Alles gut. Wenn der brave Herr Brenner einmal A geſagt hat, ſo ſagt er auch B."

„Ja, und ſo fort durchs ganze Alphabet bis zum Z," brummte der Jäger, der jedes Wort gehört zu haben ſchien.

„Davon bin ich überzeugt," fuhr die Frau fort, „daß meinem Manne jetzt geholfen wird. Herr Brenner ſpricht dann eines Tages mit dem gnädigen Herrn Baron und ſagt ihm: Wiſſen Sie, Herr Baron, da iſt der Schwörer, der hat ſchlechte Livreen gemacht."

„Das iſt nicht zu läugnen," meinte der Jäger.

„Hat ſich aber nun gebeſſert; ich ſehe ihn zuweilen im Wirthshaus. Herr Baron ſollten es mit dem Manne noch einmal verſuchen."

„Und dann?" fragte unwirrſch Herr Brenner, wobei er die Hahnen ſeines Gewehres knacken ließ.

„Dann wird der Herr Baron ſagen: Gebt dem Meiſter Schwörer etwas zu arbeiten; und das wird eine Arbeit geben, wie ſie noch gar nicht dageweſen.“

„Ihr zählt noch über das Z hinaus, Frau,“ erwiderte der Jäger; „laßt gut ſein, dazu müſſen wir erſt ſehen, wie ſich der Meiſter im Wirthshauſe ausnimmt.“

Da er aber lachte, während er das ſprach, ſo unterſtand ſich Madame Schwörer, ebenfalls zu lachen; indem ſie luſtig ausrief: „Und Sie in der Kirche! Wenn ich das nur nicht verſäume!“

Herr Brenner that, als habe er dieſe Rede nicht gehört, und um die Fortſetzung derſelben zu verhindern, ſetzte er das Gewehr auf den Boden und ließ den eiſernen Ladſtock mehrere Mal in beide Läufe fallen.

Das Bübchen hatte ſein todtes Eichhorn in der Zimmerecke zunächſt der Thür auf die Hinterbeine geſtellt, wo es eine ſehr traurige Figur machte. Auf einmal wandte Franz den Kopf herum und ſagte: „Margarethe, ich glaube, es klopft Jemand an die Thür.“

Das junge Mädchen ging, nachzuſehen, und nachdem ſie geöffnet, ſagte ſie: „Ach, Herr Friedrich!“ und ließ den, der ſo eben geklopft, ins Zimmer treten.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Herr Brenner hatte den Ladſtock des Gewehres noch nicht an ſeinen gehörigen Platz zurückgebracht, und als er den Eintretenden erblickte, hielt er wie überraſcht inne, ſo daß er eine Sekunde lang den Arm mit dem Ladſtock hoch erhoben hielt. Eigentlich lag gar nichts Auffallendes in der Erſcheinung des Mannes, der nun ins Zimmer trat, freundlich mit dem Kopfe nickte und dann fragte, ob Madame Wendel vielleicht zu ſprechen ſei. Er trug einen einfachen Jagdrock, einen grauen Hut, in der rechten Hand einen Stock, auf welchen er ſich im Gehen zu ſtützen ſchien. Obgleich ſeine Figur nur mittelgroß war, auch ſtarke Formen zeigte, ſo ſchien er doch von Krankheit etwas gebeugt, ſowie auch die Züge des anziehenden Geſichtes eine Spur tiefen Leidens zeigten.

Nach den Worten, die der Fremde geſprochen, hatte Herr Brenner den Ladſtock eilig an ſeinen Ort gebracht, und

ſeine Stirne zog ſich zuſammen, als denke er über etwas nach. Dabei wunderte ſich ſeine Frau, die ihn anſchaute, daß er nach ſeinem Rocke langte, der neben dem Kanarienvogel am Fenſter hing, und Miene machte, ihn anzuziehen.

Der eben Eingetretene ſchien indeſſen hiervon keine Notiz zu nehmen, wiederholte ſeine Frage nach Madame Wendel, und als Frau Brenner hierauf bejahend nach der Thür des Nebenzimmers zeigte, ging er nach einer flüchtigen Verbeugung dorthin, klopfte an und verſchwand nach einem lauten Herein! in dem Zimmer der Frau Großmutter.

Herr Brenner blickte ihm aufmerkſam nach, dann fuhr er mehrere Mal mit der Hand über das Geſicht, wie man es zu machen pflegt, wenn man ſich auf etwas beſinnen will, ſchüttelte alsdann mit dem Kopfe und ſagte, indem er ſich an Margarethe wandte: „Wer iſt denn das?“

Gänzlich unbefangen und mit ihrem gewöhnlichen offenen Blick entgegnete das junge Mädchen: „Wer es eigentlich iſt, wiſſen wir nicht; weder die Mutter, noch ich haben je mehr mit ihm geſprochen, als du eben gehört.“

„Aber wie kommt er ins Haus?“ forſchte der Vater weiter.

„Durch den Jäger Klaus, Vater,“ erwiderte Margarethe.

Herr Brenner runzelte etwas Weniges die Stirn und warf den Kopf unmuthig auf die eine Seite. „Was hat denn Klaus eigentlich wieder hier zu ſchaffen? Wir ſind doch keine ſo beſonderen Freunde, daß er Veranlaſſung hätte, meine Wohnung mit ſeinem Beſuch zu beehren.“

„Er kommt auch nicht zu uns,“ ſagte das Mädchen mit leiſerer Stimme. „Du weißt aber doch genau, Vater, daß er

die Großmutter recht gut kennt und daß Großmutter was auf ihn hält."

„Ja, ja, das iſt ſo eine alte Freundſchaft von damals, als noch Beide zuſammen hinten auf dem Wagen geſeſſen. Das hat lange Jahre hindurch gehalten."

„Klaus iſt der Einzige, der die Mutter häufig beſucht, miſchte ſich Frau Brenner in das Geſpräch und ſetzte mit einiger Schüchternheit hinzu: „Wie Margarethe ſagt, ſo iſt es, die Mutter kann den alten Jäger wohl leiden und ſagt, es ſei ein recht braver Mann."

„Nu, nu," machte Herr Brenner, indem er etwas befangen nach der Thür des Nebenzimmers blickte; „wenn das die Großmutter ſagt, ſo habe ich nichts dagegen, es kann auch meinetwegen wahr ſein. Aber was iſt denn der Andere eigentlich?"

„Ich glaube, der Neffe des Jägers," erwiderte Margarethe.

„So, der Neffe des Jägers? Habe doch nie gewußt, daß der Klaus auf der ganzen weiten Welt etwas Angehöriges beſäße, als einen alten Schweißhund, der aber vortrefflich iſt. — So, ſein Neffe? —" Und wieder fuhr er mit der Hand über das Geſicht, ſtrich den vollen Bart nach dem Kinn hinauf und ſagte, nachdem er ein paar Sekunden an die Decke geblickt: „Mein Auge iſt gut, und mein Gedächtniß trügt mich ſelten; das Geſicht und die Figur habe ich ſchon geſehen; nur genirt mich der Jagdrock und der graue Hut. Na, wenn's die Großmutter angeht, da kann mir's vorderhand recht ſein. — Komm, Palmarum, du kannſt mit in den Keller gehen, wir wollen den Hunden was zu freſſen bringen und nachſehen, wie viel ſie verlernt haben."

Hierauf zog er seinen Rock an, setzte eine grüne Mütze auf und ging nach der Thür. Ehe er aber das Zimmer verließ, sprach er noch lachend zu Madame Schwörer: „Also es bleibt dabei, ich will den Schneidermeister in die Dressur nehmen; wenn der nicht in längstens vierzehn Tagen die Fährte nach dem Wirthshause wieder gefunden hat, so will ich mein Leben lang dazu verdammt sein, Sperlinge zu schießen."

„Gott sei Dank, daß er gut gelaunt war!" sagte Madame Schwörer; „nun habe ich wieder Hoffnung. Denkt ein bischen an mich, Frau; ich will's Euch wahrhaftig all mein Leben lang nicht vergessen."

„An uns soll es nicht fehlen," meinte die Frau des Jägers; „aber was er einmal verspricht, das pflegt er auch zu halten. Ihr könnt versichert sein, er holt am Sonntag früh Euren Mann zur Kirche ab, und dafür habe ich alle Ursache, Euch dankbar zu sein."

Nach noch einigen für die Weiber außerordentlich nothwendigen, für uns aber sehr unwesentlichen Redensarten verließ Madame Schwörer das Zimmer und wurde von Margarethen bis zur Treppe begleitet. Frau Brenner setzte sich in ihre Fensternische, und wenn sie auch an die eben stattgefundene Unterredung dachte, so blickte sie doch oft nach der Thür des Nebenzimmers und versank dabei in tiefes Nachsinnen; weßhalb wußte sie eigentlich selbst nicht.

Der Neffe des Jägers war unterdessen in das Zimmer der Großmutter getreten, hatte die Thür fest hinter sich zugemacht und ging dann nach dem Sessel der alten Frau, der er freundlich die Hand reichte. Als sie dieselbe nahm, machte sie eine tiefe Neigung mit dem Kopfe und sagte einigermaßen

verlegen: „Euer Erlaucht ſind zu gnädig: ich weiß nicht, wie ich dazu komme, ſo freundlich von Ihnen behandelt zu werden.“

„Das iſt ſehr einfach,“ antwortete der Neffe des Jägers, „ich mache es Ihnen gerade ſo, wie Sie mir es machen. Sie haben mich freundlich aufgenommen, und dafür kann ich doch, weiß Gott im Himmel! nicht weniger thun, als daß ich Ihnen mit ſolchen Kleinigkeiten zeige, wie ſehr es mich freut, wenn ich Sie zuweilen ſehe.“

Er hatte bei dieſen Worten einen Stuhl genommen und ſich neben die Frau Großmutter geſetzt.

Dieſe ſagte mit einem feinen Lächeln: „Es iſt aber eigentlich recht lange her und viel, daß ſich der Herr Graf Helfenberg der damals ſo luſtigen Katharine, die fleißig mit ihm geſpielt, wieder erinnert.“

„Ja, es iſt lange her!“ ſeufzte der junge Mann.

„Es war der Anfang meiner traurigen Tage,“ fuhr die Großmutter fort, und dabei blickte ſie mit ihrem leuchtenden Auge vor ſich hin, als wollte ſie Jahr um Jahr in Gedanken auf die Seite ſchieben, als wollte ſie die Mauern des kleinen Zimmers, das ſie nun ſo lange nicht mehr verlaſſen, durchbrechen, um aus dem Winter ihres Lebens und der Gegenwart nach dem Sommer ihres Daſeins zurückzukehren, wo aber die Blüthe ihres Lebens ſchon vorüber war, und nach den grünen Waldplätzen, wo ſie damals ſchon nichts mehr thun konnte, als mit dem kleinen Sohne des alten Grafen Helfenberg zu ſpielen, wenn er, wie häufig geſchah, mit ſeinem Vater zum Beſuche zu ihrer ehemaligen Herrſchaft kam.

„Ja, die Zeiten haben ſich recht geändert,“ verſetzte der

junge Mann, indem er ſeine Hand auf den Arm der Großmutter legte; „und wir Beide ſind auch nicht ſo geworden, wie wir es gedacht.“

„Was mich anbelangt,“ ſagte die Frau nach einem ſchmerzlichen Nachdenken, „ſo wußte ich ſchon mein Schickſal, und Euer Erlaucht werden ſich wohl erinnern, wie Sie damals, ein heiterer Knabe, oft über mich gelacht, daß ich Sie nicht einmal mehr einholen konnte, wenn Sie mir rückwärts davon liefen.“

„Ich erinnere mich,“ ſprach finſter der Neffe des Jägers, „und bei Gott, ich habe ſehr zur Unzeit gelacht; denn mir würde es heute nicht beſſer gehen, als Ihnen damals.“

Die Großmutter warf einen raſchen Blick auf die zuſammengeſunkene Geſtalt des jungen Mannes. Doch zwang ſie ſich zu einem Lächeln, während ſie antwortete: „O, Herr Graf, das hat bei Ihnen gute Wege; das iſt ein vorübergehendes Leiden, und ich möchte mit Ihnen wetten, wenn man mich einmal dort hinaus trägt, von wo man nicht wiederkehrt, ſo könnten Sie mich friſch und munter begleiten, wenn es anders möglich wäre, daß Sie mir dieſe Ehre anthäten.“

Der junge Mann war bei dieſen Worten zuſammengezuckt, aber nicht über die Reden der Großmutter, ſondern über den dumpfen Ton der Kirchenglocke, die man nun mit einem Male in der Entfernung langſam und feierlich anſchlagen hörte. Er that einen tiefen Athemzug, hob die Hand empor und ſprach, während er ſich zu einem Lächeln zwang: „Ueber das, was Sie eben ſagten, möchte ich Ihnen, wenn das möglich wäre, eine Wette anbieten.“

„Und die wäre?“

„Daß Sie eines Morgens dieſelbe Glocke, die dort tönt, wieder anſchlagen hören, und daß man Ihnen dann auf Ihre Frage ſagen wird: Es iſt für den Grafen Helfenberg, — nur ein Wunder, daß es ſo lange gedauert hat! — — — Doch weg mit dieſen Bildern, die mich häufig zur Unzeit geniren! Ich habe ſchon lange verſucht, mir das abzugewöhnen, und es gelingt mir auch in letzter Zeit beſſer. Räume ich doch dieſen finſteren Phantaſieen Rechte genug ein, wenn ich ihnen geſtatte, über mich herzufallen, ſobald ich allein bin. — O, helfen Sie mir ſie verjagen; erzählen Sie mir etwas aus der damaligen Zeit!“

„Wenn ich nur etwas wüßte,“ ſagte die Großmutter, „was Sie aus jener Zeit intereſſiren könnte!“

„Alles, wenn Sie es mir auf Ihre lebendige Art erzählen.“

Die alte Frau ſann einen Moment nach, dann blickte ſie wieder mit ihren klaren Augen vor ſich hin, und ein leichtes Lächeln ſpielte um ihre Züge. „Wie unſere Spielplätze von damals wohl ausſehen mögen!“ ſprach ſie darauf. „Es iſt nun ſo gar lange her, daß ich nicht mehr auf Stromberg war; da wird ſich viel verändert haben.“

„An Stromberg ſelbſt mit ſeinen Gütern und Parken nicht viel,“ entgegnete der junge Mann. „Mein Vater, als er es vor langen Jahren von Ihrer ehemaligen Herrſchaft gekauft, änderte gar wenig und unterhielt alles das, was er übernahm, hauptſächlich aus Pietät gegen die frühere Beſitzerin, bei der er manche angenehme Stunde verbrachte.“

„Ja, der Herr Graf Helfenberg war gern dort, ſehr gern,“ meinte nachſinnend die Großmutter. „Gab er doch für Stromberg, ſo viel ich mich erinnere, neben einer großen

Kaufſumme noch die reizende Beſitzung, wohin ſich die Gräfin Eller mit ihren beiden Töchtern ſpäter zurückzog."

„Dieſer beiden Töchter erinnere ich mich auch noch, jedoch ziemlich unbeſtimmt," ſagte der Neffe des Jägers anſcheinend mit ſehr gleichgültigem Tone, doch warf er einen forſchenden, faſt lauernden Blick auf die alte Frau. „Ich war damals in der Penſion, ſelten zu Hauſe, und wenn mich mein Vater zuweilen zur Gräfin Eller mitnahm, ſo war es mir am liebſten, wenn ich mit einem kleinen Gewehr in den Gebüſchen herumſtreichen konnte."

„Ja, ja, dieſe beiden kleinen Gräfinnen, ich ſehe ſie wohl noch vor mir, als wenn es geſtern wäre. Als ich den Dienſt verließ, waren ſie freilich noch ſehr jung, die eine neun, die andere ſieben Jahre ungefähr, ſo glaube ich. Ich heirathete dazumal, kam aber freilich darauf noch Jahre lang häufig ins Haus, bis mich endlich mein Leiden an die Stube feſſelte."

„Mir kamen ſie gänzlich aus dem Geſichtskreiſe," ſprach der junge Mann, „nur ſo viel erfuhr ich, daß beide ſehr früh geheirathet."

Als er das ſagte, hatte er den Kopf auf den Arm geſtützt und ſchaute unbefangen vor ſich nieder, ſo daß er auch nicht den eigenthümlichen Blick der alten Frau bemerkte, mit dem ſie ihn ein paar Sekunden lang forſchend betrachtete.

„Es waren zwei ganz verſchiedene Naturen," fuhr die Großmutter nach einer Pauſe fort; „die Aeltere, von Jugend auf ein ſtilles, ruhiges Kind, beſchäftigte ſich viel mit ihren Büchern, lernte fleißig, war der Stolz ihrer Lehrer und, ich kann es wohl ſagen, der Liebling der Mutter. Die Jüngere

war blendend ſchön, aber ſchon als Kind ein Wildfang, wie man ſich nur denken konnte. Mit vollem Rechte ſagten wir oft, es ſei ein Bube an ihr verloren gegangen; Reiten und ſelbſt Fahren war ihre Leidenſchaft, und für ſie war die alte Gräfin nicht ſtreng genug. So wuchſen Beide heran, und die Jüngere hat ihrer armen Mutter manche ſchwere Stunde gemacht."

„Aber ihr Charakter war gut, wie ich gehört?" fragte der junge Mann.

„Wankelmüthig," entgegnete die Großmutter; „jetzt, ihre Fehler einſehend, konnte ſie bei den Vorwürfen der Mutter ſtundenlang weinen, aufs heiligſte Beſſerung geloben, um morgen wieder wilder anzufangen, als ſie heute geendigt. So hat ſie auch leider fortgemacht, und es ziemt mir nicht, über Sachen zu ſprechen, die Euer Erlaucht vielleicht beſſer wiſſen als ich ſelbſt."

„In Wahrheit habe ich mich nie beſonders darum gekümmert," verſetzte Graf Helfenberg. „Sie heirathete einen älteren Mann."

„Den Herrn Baron von Braachen."

„Ganz richtig. Und ſo viel erinnere ich mich wohl, daß man viel über dieſe Heirath geſprochen. — Sie hat eine einzige Tochter, die ſehr ſchön iſt; ich habe ſie ein oder zwei Mal geſehen."

Bei dieſen Worten traf derſelbe forſchende Blick der alten Frau abermals das Geſicht des jungen Mannes, der aber auch jetzt wieder, wie früher, anſcheinend gänzlich unbefangen und gleichgültig vor ſich niederſchaute.

„Ja, eine einzige Tochter," ſprach nach einer längeren Pauſe ſeufzend die Großmutter. „Als ſie geboren wurde,

hielt ich es für meine Schuldigkeit, dem Kinde meiner ehemaligen Herrſchaft, der ich heute noch zu tiefſtem Danke verpflichtet bin, ſchriftlich in aller Ehrfurcht meinen Glückwunſch zu Füßen zu legen. Die Frau Baronin von Braachen nahm meine Theilnahme ſo freundlich auf, daß ſie ihrer Kammerfrau erlaubte, mit dem kleinen Mädchen hieher in meine beſcheidene Wohnung zu kommen. Es hat mich das denn auch außerordentlich gefreut, und es machte mir auch ſpäter das größte Vergnügen, wenn ich Gutes und Liebes von der kleinen Eugenie erfuhr."

„Alſo Sie erfuhren doch von Zeit zu Zeit, wie es derſelben ging?" fragte der Graf nach einem tiefen Athemzuge.

„Allerdings, und die genaueſten Nachrichten durch meinen Schwiegerſohn, der, wie Euer Erlaucht wiſſen, Jäger bei dem Herrn Baron von Breda iſt und mit ſeinem Herrn häufig nach dem Gute des Herrn von Braachen kam."

„Sehen Sie," ſagte der junge Mann nach einem längeren Stillſchweigen, „wie hübſch Sie mir das alles erzählen! Das hat mich ſo zerſtreut, ich möchte ſagen: erfreut, daß ich mich viel wohler fühle, und deßhalb komme ich auch ſo gern zu Ihnen. — Die Tochter der Frau von Braachen iſt jetzt hier in der Stadt bei ihrem Onkel, Baron Breda. — — Gleicht ſie ihrer Mutter?"

„Man ſagt, ſie ſei ſehr ſchön. Und das wird ſie wohl von der Gräfin Henriette haben. Sonſt ſoll ſie derſelben nicht ähnlich ſehen, ſondern ein liebenswürdiges, folgſames und ſehr gutes Kind ſein."

„Ja, ja," meinte nachdenkend der Graf.

„Mein Schwiegerſohn erzählt gern von ihr," fuhr die alte Frau fort, „und in ſeiner Art mit einer wahren Begei-

ſterung. Doch hätte das nicht viel zu bedeuten," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „da ſie, wie geſagt, ſehr ſchön ſein ſoll und freundlich gegen die Dienerſchaft. Aber auch die Kammerfrau der Baronin von Braachen beſucht mich hier und da, und daß die nur Liebes und Lobenswerthes von dem jungen Mädchen zu erzählen weiß, iſt mir ein viel gültigeres Zeugniß. Es würde mich in der That freuen, ſie noch einmal zu ſehen, aber das geht nicht an."

Während das die Großmutter ſagte, blickte der junge Mann ſie mit einer wahren Spannung an, auch wollte er haſtig etwas erwidern, doch ſchien er ſich eines Andern zu beſinnen und ſagte nach einer Pauſe in ganz gleichgültigem Tone: „Warum ſoll das nicht angehen? Ich bin überzeugt, wenn Fräulein Eugenie nach dem, wie ſie geſchildert, nur eine Ahnung davon hätte, daß ſie Ihnen, der ehemaligen treuen Dienerin ihrer Großmutter, Vergnügen mit ihrem Beſuche machen könne, ſie würde augenblicklich kommen. Vielleicht ginge es ihr wie mir," ſetzte er lächelnd hinzu, „daß auch ſie ſich gern von der damaligen Zeit erzählen ließe, von Stromberg und der Gräfin Eller."

Die Großmutter ſchüttelte mit dem Kopfe und blickte vor ſich nieder, worauf ſie ſprach: „Wenn das ganz von ſelbſt käme, ſo muß ich ſagen, es würde mich außerordentlich glücklich machen, Fräulein Eugenie zu ſehen. Aber eine junge Dame wie ſie, ſchön, gefeiert, der Welt lebend, wird ſich viel um eine alte Dienerin ihrer Großmutter bekümmern! — Doch Sie, Herr Graf, ſehen ſie wohl öfter?" fragte die Frau raſch, wobei ſie ihr Geſicht dem jungen Manne ganz zuwandte.

„Ich?" antwortete einigermaßen verlegen der angebliche Neffe des Jägers, „ich? — nein, ich ſehe ſie nicht häufig.

Einige Mal hatte ich wohl das Glück, in ihrer Nähe zu ſein, doch bin ich feſt überzeugt, ja, ich möchte darauf ſchwören, daß ſie mich, den Grafen Helfenberg, durchaus nicht kennt. — Sie fragen mich," ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ſichtbar über etwas nachgedacht, „weil Sie aus meinen Fragen zu entnehmen ſcheinen, als intereſſire ich mich für das junge Mädchen; und darin haben Sie nicht ganz Unrecht. Doch iſt es nicht ein Intereſſe, welches ich, Graf Helfenberg, an Fräulein Eugenie von Braachen nehme. Ja, ich habe ſie ein paar Mal geſehen, auch geſprochen, und das auf ganz eigenthümliche Art."

Er lächelte ſtill, faſt traurig in ſich hinein, während ihn die Großmutter mit ihren leuchtenden Blicken ſcharf fixirte.

„Das war da draußen im Walde," ſprach er mit leiſer Stimme, während er wie träumend vor ſich hinblickte, „im vergangenen Sommer. Ich fühlte mich damals kränker als jetzt und fuhr zu dem alten Klaus, der ſeine Jagdhütte in einem kleinen, reizenden Waldthale hat. Mir that das Grün und der Duft der Bäume ſo wohl. — Da erſchien auch einmal Fräulein Eugenie; ſie hatte einen Spaziergang gemacht und den alten Klaus aufgeſucht, wie ſie häufig zu thun pflegte."

„Und war erſtaunt," fragte die alte Frau, indem ſie ſehr langſam ſprach, „dort Seine Erlaucht, den Herrn Grafen Helfenberg zu finden?"

„Sie war wohl erſtaunt, jemand Fremdes dort zu finden, aber ſie machte nicht die Bekanntſchaft des Grafen Helfenberg; ich hatte die Idee, das zu ſein, was ich auch hier bei Ihnen bin: der Neffe des Jägers."

Der Blick der alten Frau verdüſterte ſich, und ſie ſprach zu ſich ſelber: „Er hat viel von ſeinem Vater."

„Da hatte ich freilich einen anderen Beweggrund als hier,“ fuhr der junge Mann fort. „Sie wiſſen, daß ich Sie gern wieder einmal geſehen und geſprochen hätte. Soll Graf Helfenberg kommen, der ja nie aus ſeinem Hauſe geht,“ ſetzte er finſter hinzu, „und den Leuten unnöthiges Gerede geben?“

„Das ſehe ich ein, aber warum dort im Walde?“

„O, das iſt noch viel klarer,“ lachte bitter der Graf. „Sollte Graf Helfenberg, von dem Fräulein Eugenie vielleicht gehört, er ſei ein luſtiger, wilder Menſch, ein toller Reiter und Jäger, nun auf einmal vor ihr erſcheinen ſchwach, elend, krüppelhaft, wie er es wirklich iſt? — Nein, ich ſchämte mich vor meinem Namen. Das iſt ja auch der Grund,“ ſagte er, nachdem er einen Moment die Lippen feſt zuſammen gebiſſen, „warum ich mich vor der ganzen Welt verbörgen in meinem Hauſe halte. Mag man ſprechen über mich, was man will, mag man meinen Zuſtand noch ſchlimmer ſchildern, als er iſt — ich, wie ich war, mag nicht vor den Leuten erſcheinen, wie ich bin.“

Bei dieſen Worten war er aufgeſtanden und an das kleine Fenſter getreten, wo er die Stirn an die kalten Scheiben legte und tief und ſchmerzlich aufſeufzte.

Die Großmutter blickte ihm nach, ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe und bedeckte ihr Auge leicht mit der Hand. Es war ein paar Sekunden lang ſo ſtill in dem Zimmer, daß man deutlich eine Stimme vernahm, die auf dem Gange ſprach und in fröhlichem Tone ſagte: „Aber Judica — Margarethe das muß ich mir ausbitten, daß nicht die Idee von Gewürz in die Suppe kommt; reiner Gerſtenſchleim, höchſtens mit ein bischen Salz. Sie werden mir zugeben, daß ich das

als Arzt am beſten wiſſen muß, item, eine ganz gewöhnliche Krankenſuppe.“

Beim Klange dieſer Stimme hatte ſich Graf Helfenberg raſch von dem Fenſter abgewandt, nahm ſeinen Hut und ſprach, indem er der alten Frau die Hand reichte: „Ich muß jetzt gehen; wenn ich wieder komme — und ich darf doch wieder kommen, nicht wahr? — ſo ſprechen wir nur heitere Sachen.“

Damit eilte er, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Thür hinaus. Er hatte den Hut tief in die Augen gedrückt und wollte gerade zum Wohnzimmer hinaus, auf den Gang, als ihm dort an der Thür der Armenarzt, Doktor Flecker, begegnete, der faſt gegen ihn angepraallt wäre.

„Bitte um Entſchuldigung,“ ſagte höflich, aber nicht ohne Ironie der Doktor; „für uns beide iſt die Thür zu ſchmal. Wenn Sie mir erlauben, warte ich ſo lange, bis Sie draußen ſind.“

Darauf brauchte er nicht lange zu warten, denn der Andere ſchritt mit ziemlicher Schnelligkeit auf ſeinen Stock geſtützt der Treppe zu, nachdem er leicht mit dem Kopfe genickt.

„Wer iſt denn das?“ wandte ſich der Arzt fragend an Margarethe, nachdem Jener verſchwunden war.

„Das iſt der Neffe des Jägers Klaus.“

Worauf der Doktor kopfnickend erwiderte: „So, ſo, das iſt der Neffe des Jägers. Hm, hm!“

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Don Quixote und Tiger.

Die ſonſt ſo ſtarke Natur des Herrn Larioz war von den ausſchweifenden Feſtlichkeiten, die bei ſeiner Aufnahme in den Bund zum Dolche Rubens ſtatt gefunden, etwas zu ſtark mitgenommen worden, was ſich, wie Doktor Flecker ſagte, durch ein heftiges, wenngleich für den Patienten glücklicherweiſe nicht gefährliches, Katarrhfieber äußerte. Dem ſtechenden Kopfſchmerz nach, ſowie einigen Anwandlungen von Uebelkeit, die den Kranken in der erſten Nacht, ſowie auch den folgenden Tag bedeutend geplagt, hatte der Armenarzt etwas Gefährlicheres vermuthet und oft länger neben dem Bette des Schreibers geſeſſen, das Kinn auf den Elfenbeinknopf des Stockes geſtützt und ihn durch die Brillengläſer feſter betrachtend, als er ſonſt wohl zu thun pflegte. Denn er mochte ihn leiden, den langen Mann; ſprach doch aus allem, was er that, ſo viel natürlicher Verſtand, ſo viel

Herzensgüte, ſo viel Wohlwollen für alle Menſchen, daß man darüber die Eigenheiten und oft ſeltſamen Anſichten des edlen Spaniers wohl vergeſſen konnte. Dabei beurtheilte ihn der Doktor ganz richtig, indem er fühlte, daß man es hier mit einem Menſchen voll glühender, ja, vielleicht ausſchweifender Phantaſie zu thun habe, mit einem Gemüthe voll Poeſie, welche in ihm ſchon als Kind durch ſeine eigenthümliche und abenteuerliche Umgebung geweckt worden war und die ſeine jetzige, mehr als proſaiſche Stellung wohl auf Momente zu feſſeln im Stande war, aber ſo wenig unterdrücken konnte, daß ſie, den zufälligſten Ausweg benutzend, ihn oft in ganz excentriſche Bahnen hinein riß.

Herr Larioz hatte dabei einen unüberwindlichen Abſcheu vor aller Falſchheit, vor aller Hinterliſt. Wie es Jemand möglich ſei, ſeinen Nebenmenſchen zu hintergehen, zu betrügen, davon hatte er keine Idee; und da ihm in dergleichen Fällen der Hehler ebenſo ſchlecht wie der Stehler vorkam, ſo hielt er es für das verdienſtvollſte Werk, ja, für die Schuldigkeit eines Jeden, unnachſichtlich dem Betrogenen die Augen zu öffnen, wobei er dann aber ſchon oft in den Fall gekommen war, ſich in Dinge zu miſchen, die ihn durchaus nichts angingen, und für welche Einmiſchung er nicht ſelten den größten Undank erntete, was ihn aber nicht abſchreckte, ein anderes Mal wieder gerade ſo zu verfahren.

Daß er ſelbſt dabei von einer muſterhaften Redlichkeit und Treue war, brauchen wir wohl nicht zu ſagen — Eigenſchaften, die ihm den Doktor Flecker zum Freunde gemacht hatten, und die auch ſein Prinzipal, Herr Rechtsconſulent Plager, bedingungsweiſe an ihm hochſchätzte. Wir ſagen: bedingungsweiſe; denn bei den Geſchäften des Advokaten, in die auch

Herr Larioz mehr oder minder eingeweiht war, kamen zuweilen Dinge vor, die mit des Letzteren Geſinnungsart nicht immer harmonirten, und die hier und da wohl zu unangenehmen Erörterungen zwiſchen dem Rechtsconſulenten und ſeinem Gehülfen Veranlaſſung gegeben hatten. Doktor Plager, der natürlicherweiſe ganz anders fühlte, konnte es nicht begreifen, wie man ſich weigern könne, für eine gut zahlende Partei einen ſchlechten Prozeß zu übernehmen, und hatte in ſolchen Fällen die größte Mühe, ſeinen Schreiber davon abzuhalten, daß er den Parteien erklärte: Laßt das Prozeſſiren ſein, ſeid geſcheidt und ſpart euer Geld. Und das war doch ſchon einige Mal zur Verzweiflung des Advokaten vorgekommen, wobei es mitunter in der Schreibſtube Scenen gab, die ſchon öfter beinahe zur Trennung der beiden geführt hätten. Gewöhnlich aber lenkte Doktor Plager wieder ein, da es ihm doch darum zu thun war, einen zuverläßigen Mann, wie Larioz, zu behalten.

Daß dieſer ſeinerſeits durch die drückenden Verhältniſſe, in denen er ſich befand, ein halbwegs begütigendes Wort ſeines Prinzipals bereitwillig entgegen nehmen mußte, ſtimmte ihn begreiflicherweiſe nicht milder gegen das hinterliſtige und trugvolle Treiben eines leider ſo großen Theiles der Menſchheit und veranlaßte ihn dann noch mehr, ſich außerhalb ſeines Geſchäftes um Sachen zu bekümmern, die ihn durchaus nichts angingen. Wie oft hatte er ſich bei ſolchen Veranlaſſungen auf der Straße oder an öffentlichen Orten einer, wie er glaubte, unſchuldigen und unterdrückten Partei angenommen, zum Beiſpiel im Wirthshauſe eines vielleicht nachläßigen Kellners, der von einem erzürnten Gaſte mit Schimpfreden bedient wurde, und war vom Letzteren dafür nicht glimpflicher behandelt worden; auf dem Exercirplatze eines geknufften Rekruten,

wo es ihm beinahe noch ſchlechter ergangen wäre als dem militäriſchen Zöglinge ſelbſt; auf der öffentlichen Promenade, wo er den Dienſtmägden wie ein langes Geſpenſt erſchien, das ſie mit eindringlichen Worten an ihre Pflichten erinnerte und ihnen bewies, wie unverantwortlich es ſei, leichſinnigerweiſe zuſammen zu ſprechen, und die ihnen anvertrauten Sprößlinge während der Zeit der Gefahr auszuſetzen, unter die Räder der vorüberrollenden Wagen zu kommen! Er konnte es nun einmal nicht laſſen, ſo zu handeln, und wenn er alsdann von den ungeziemendſten Ausdrücken begleitet, am Ende das Feld räumen mußte, ſo that er das ingrimmig, mit dem heißen Wunſche nach einem guten Pferde, einer tüchtigen Klinge, ſowie für andere Fälle nach einer tüchtigen Karbatſche, um damit zur Beſſerung der Menſchheit beizutragen, den Schuldigen zu beſtrafen, dem Leidenden Schutz zu gewähren. In ſolchen Augenblicken konnte er ſich vollkommen in die Gefühle und die Lage ſeines großen Landsmannes von der Mancha hinein denken und begriff es ganz gut, welches Glück, welche Seligkeit jener ſinnreiche Junker darin fand, als irrender Ritter umherzuziehen, die Starken niederzuwerfen, den Schwachen beizuſtehen.

Auf Befehl des Doktors hatte Don Larioz ſchon ſeit ſechs Tagen das Zimmer gehütet; doch war ihm erlaubt worden, ſein Bett zu verlaſſen, und ſo ſaß er denn in dem uns wohl bekannten Lehnſtuhle vor dem Ofen, angethan mit der Jacke von grauem Baumwollenſammt, ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf gedreht, über ſeine Füße einen alten Pelz gebreitet, den wir aus dem Anfang unſerer Geſchichte zu kennen das Vergnügen haben. Der lange Mann hatte einen kleinen Spiegel in der Hand und ſtrich mit einer Bürſte

ſeine kurz geſchnittenen Haare in die Höhe, und als das beſtens geſchehen, legte er Bürſte und Spiegel neben ſich auf einen Stuhl und drehte ſeinen gekräuſelten Schnurrbart in die Höhe, wobei er häufig einen Blick auf das Bild warf, welches an der Wand über dem Kamine hing.

Es war um die Mittagsſtunde und der Tiger im Begriff, ein weißes Tuch über den alten Tiſch zu legen und die ſpärliche Mittagsmahlzeit aufzuſtellen, welche die alte Magd in einem Korbe gebracht hatte, und die während der Krankheit des Schreibers von dem Tiger und dem kleinen Gottſchalk zu gleichen Theilen verzehrt wurde; zu gleichen Theilen können wir eigentlich nicht ſagen, denn der Tiger, welcher ſich an dem großen Appetit des Knaben erfreute, ſchob dieſem die beſten Biſſen hin und begnügte ſich mit einem kleinen Theil der Gerichte und dem übrig gebliebenen Brode, vermittelſt deſſen die Magd obendrein die Schüſſeln und Teller ſo rein abputzte, daß von Gemüſe oder Sauce auch nicht eine Spur übrig blieb.

Obgleich die Schreibſtube ſchon geſchloſſen war und der Rechtsconſulent dem Knaben gern erlaubte, manche ſonſt der Arbeit gewidmete Stunden bei dem Kranken zuzubringen, ſo war Gottſchalk doch noch nicht erſchienen, was den langen Schreiber endlich zu der Bemerkung veranlaßte, die er gegen den Tiger ausſprach: der Kleine bleibe heute ungewöhnlich lange aus.

„Ja, es hat ſchon zwölf Uhr geſchlagen," antwortete die alte Magd. „Aber es iſt auch ziemlich weit von hier bis zum Hauſe, wo die Eltern des Kleinen wohnen. Und dann iſt vielleicht auch die Suppe noch nicht fertig geweſen. Wiſſen

Sie, Herr Larioz, das muß ſehr umſtändlich und genau gekocht werden für ſo einen Kranken."

„Ja, für ſo einen Kranken," murmelte der Schreiber. Dann ſetzte er lauter hinzu: „Ich möchte wohl, der Doktor dispenſirte mich von den ewigen Krankenſuppen; ich hätte Luſt zu was Feſterem. — Was habt Ihr heute?"

„Ach, du lieber Gott!" entgegnete der Tiger faſt erſchrocken, „etwas ſehr Unverdauliches: Klöße mit Wurſt. Wenn der Herr Larioz ſich erlaubte, davon was zu eſſen, ich glaube, der Herr Doktor Flecker brächte mich um. Ja, er brächte mich wahrhaftig um." — Damit war ſie an das Fenſter gelaufen und ſagte mit ſehr freudigem Tone der Stimme: „Sehen Sie, da kommen ſie ſchon; ſie ſind ſchon zum Hofthore herein."

„So, ſie kommen?"

„Ja, Gottſchalk mit ſeiner Schweſter. Was das für ein gutes und liebes Geſchöpf iſt! Und wie ſorgſam ſie die Suppe trägt! Ein ſo braves Mädchen gibt's nicht wieder; den ganzen Tag arbeitet ſie und beſorgt noch die Küche und Alles — So! jetzt will ich ihnen das Handtuch geben und den Löffel."

Sie trippelte bei dieſen Worten hinter einen hölzernen Verſchlag, holte die beiden eben genannten Sachen vor, reichte das Handtuch Herrn Larioz, der es auf ſeine Kniee breitete, und legte den Löffel neben ihn.

In dieſem Augenblicke traten Gottſchalk und Margarethe in das Zimmer; letztere trug einen kleinen Suppennapf und ſchien etwas befangen, als ſich Don Larioz gegen ſie umwandte und ihr freundlich mit dem Kopfe zunickte.

„Gerſtenſchleim, famos!" ſagte luſtig der Knabe, und

dabei nahm er ſeiner Schweſter das Geſchirr ab und trug es zu dem Kranken hin. „Ohne alles Gewürz, wie es Doktor Flecker befohlen; von Margarethen ſelbſt gekocht, und die verſteht's.“

„Daß deine gute Schweſter das verſteht, habe ich ſchon lange mit großem Danke empfunden,“ entgegnete würdevoll Don Larioz. „Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?“ wandte er ſich an das junge Mädchen, die ſchüchtern näher getreten war und ſich nach einer Handbewegung des langen Mannes auf den Stuhl niederließ, von dem Gottſchalk in aller Eile Haarbürſte und Spiegel entfernte. Den Löffel hatte Herr Larioz in die Hand genommen. Er verſuchte die Suppe, und daß er ſie vortrefflich fand, zeigte ein freundliches Lächeln, welches um ſeine Mundwinkel ſpielte, ſowie ein dankbarer Blick, den er auf Margarethe warf.

Obgleich dieſe ſchon öfter zur gleichen Stunde mit ihrem Bruder hier im Gemache geweſen war, ſo betrachtete ſie dasſelbe doch immer wieder mit neuer Verwunderung, denn es ſah hier ſo ganz anders aus als in den Zimmern, wo ſie bis jetzt ſchon geweſen. Wie es ihrem Bruder am erſten Abend hier geſchehen war, ſo beſchäftigte auch ſie vor Allem das ernſte Bild über dem Kamin, das Don Larioz zu gleichen ſchien und doch wieder ſo viel Fremdartiges hatte; und wenn ſie von demſelben ihre Blicke auf dieſen ſelbſt niedergleiten ließ, ſo kam ihr oft die Idee, wenn der da oben aus ſeinem Rahmen herabſtiege, ſo würde er wohl nicht ſeltſamer erſcheinen als Herr Larioz ſelbſt in ſeinem eigenthümlichen Anzuge, mit ſeinem ſo ganz fremdartigen Geſichte. Ferner beſchäftigten ſie die einfachen hölzernen Stühle, der lange Stoß-

degen in der Ecke und heute beſonders eine kleine Laute, welche der Schreiber vor einigen Tagen hervorgeſucht und mit neuen Saiten verſehen hatte.

Unterdeſſen hatte ſich Gottſchalk dem Tiſche genähert, wo der Tiger auf die Klöße und die Wurſt zeigte und dann pantomimiſch zu verſtehen gab, Herr Larioz hätte ſelbſt Appetit darauf bekommen, doch habe ſie ihn ſchlauer Weiſe auf ſeine Krankenſuppe verwieſen. Dabei ſahen die ernſthaften Geberden, welche die alte Perſon machte, ſo komiſch aus, daß Gottſchalk ſich auf die Lippen beißen mußte, um nicht laut hinaus zu lachen. Ein Kichern aber konnte er nicht unterdrücken, und als hierauf ſowohl Don Larioz als Margarethe nach ihm hinblickten, ſagte er, um nicht nach dem Grunde ſeiner Luſtigkeit gefragt zu werden: „Heute, Margarethe, heute mußt du mit uns eſſen; der Herr Larioz wird's erlauben, und wir thun es nun einmal nicht anders."

Ueber die Züge des langen Mannes fuhr ein leichtes Lächeln, als er entgegnete: „Bei San Jago! mir ſcheint, unſer Mittageſſen ſtammt von den Broden ab, wovon eine geringe Anzahl ausgiebig war zur Speiſung von viertauſend Menſchen. Ja, das muß ſo ſein, es liegt ein beſonderer Segen darauf. Da ſpeist die alte Frau und Gottſchalk mit großem Appetit, und nun wollen ſie das Fräulein da auch noch einladen."

„Nur des Spaßes halber," meinte Gottſchalk; „du kriegſt nicht viel, Schweſter, aber du mußt einmal ſehen, wie vortrefflich wir leben. Komm, ich bitte dich."

Margarethe zögerte, doch ſagte Herr Larioz: „So thun Sie ihm den Gefallen; das iſt ein kleiner, eigenſinniger Menſch,

und Ihren Apetit werden Sie ſich bei dem Schmauſe keinenfalls verderben."

Das junge Mädchen erhob ſich von ihrem Stuhle und ging nach dem gedeckten Tiſche, wohin der Tiger eilfertig einen dritten Teller und einen dritten Löffel holte.

„Was haſt du denn für Ideen?" ſagte Margarethe zu Gottſchalk ſo leiſe, daß es der Kranke nicht hören konnte; „du kannſt doch nie Ruhe geben! Was werde ich denn mit euch eſſen?"

„Nur verſuchen ſollſt du," lachte ihr Bruder; „von eſſen oder ſatt eſſen iſt freilich keine Rede; du ſollſt der Mutter ſagen, daß wir hier auch gut gekocht bekommen."

Margarethe ſetzte ſich kopfſchüttelnd nieder, ließ ſich eine Gabel in die Hand nöthigen und einen von den Klößen auf den Teller legen. Dann aß ſie, konnte aber dabei nicht unterlaſſen, zuweilen nach Herrn Larioz zu blicken, der mit ſeiner Krankenſuppe fertig war, den Topf neben ſich auf den Stuhl geſtellt hatte und mit zuſammengelegten Händen nach den Dreien hinüber ſchaute. Er vertiefte ſich dabei in Träumereien über das, was er an jenem Tage auf dem Burgplatze erlebt. Wenn er das ſchöne, edle Profil des jungen Mädchens dort am Tiſche ſah, beſonders aber, wenn ſie ihm auf einen Moment die großen, glänzenden Augen zuwandte, ſo kam es ihm vor, als habe ſie eine Aehnlichkeit mit jener unvergleichlichen Schönheit, die er in dem Atelier der Gebrüder Breiberg zu ſehen ſo glücklich und wieder ſo unglücklich geweſen war. Gleich darauf aber mußte er über einen ſolchen Vergleich lächeln, denn er ſah alsdann ein, daß das Aeußere der Beiden himmelweit verſchieden war. Die Spanierin — denn das war ſie, die er neulich geſehen — hatte faſt blau-

ſchwarzes Haar, ihr Auge war größer und glänzender, doch hatte, wie er ſich erinnerte, ihr Blick etwas Starres; dagegen war der Teint für eine Südländerin faſt zu weiß und durchſichtig geweſen, die Röthe ihrer Wangen beinahe zu ſcharf abgegränzt. Doch Alles wurde wieder gemildert durch die Lieblichkeit des feingeſchnittenen kleinen friſchen Mundes. Und wenn er dabei an die weißen Zähne dachte, ſo mußte er ſich geſtehen, nie in Wirklichkeit, nie auf Bildern, nie im Traume etwas Reizenderes geſehen zu haben. Dort das junge Mädchen war auch ſchön, ihr Wuchs untadelhaft und elegant; aber wenn er ſie betrachtete, ſo empfand er nur ein ſanftes Wohlbehagen, eine Zuneigung, welche ihm entſtanden zu ſein ſchien aus dem lieblichen Glanz ihres Auges, aus ihrem offenen, ehrlichen Blicke, der Zeugniß ablegte für ihre Herzensgüte und Reinheit.

Der Anblick der Anderen aber hatte ihn wie mit dämoniſcher Gewalt gefaßt, es war ihm, als ſei er plötzlich einer leuchtenden Flamme zu nahe gekommen, als ſei von derſelben ſein Herz verſengt worden. Er dachte an die Spanierin mit einem glühenden Verlangen, das er bisher nicht gekannt und deſſen er ſich faſt ſchämte. Unmöglich war es ihm, ſich des leicht geöffneten Mundes mit den blendenden Zähnen zu erinnern, ohne ſich dabei einen innigen Kuß auf dieſe friſchen Lippen vorzuſtellen. Das glühende Auge konnte er nimmer vergeſſen, es hatte ihn freilich etwas ſtarr angeblickt, aber welchen Ausdruck mußten dieſe Sterne annehmen, wenn ſie zum Beiſpiel bezeichnen wollten: O, Larioz, ich liebe dich mit der ganzen Gluth, die ja nur im glücklichen Spanien zu finden iſt! — Dieſe Augen hatten ihm in den erſten Nächten ſeines Unwohlſeins viel zu ſchaffen gemacht; denn

wenn ſie ihm auch anfänglich in der That wie die Sterne an einem glänzenden Nachthimmel erſchienen, ſo hatte doch die Macht des Fiebers dieſen Nachthimmel nach und nach getrübt, und wenn er ſo lange und unaufhörlich hingeſchaut, ſo ſah er vor ſich nichts als eine nebelhafte Finſterniß, als zwei glühende Punkte, die ihn anſtierten und die ihn, ſich zuletzt ungeheuerlich vervielfältigend, voller Schrecken erwachen ließen.

„Jetzt aber keinen Biſſen mehr!“ ſagte Margarethe mit ihrer ſanften und doch ſo wohlklingenden Stimme.

Und es war dem Spanier angenehm, daß der Ton derſelben jene Phantaſieen verjagte, in die er in der Erinnerung an ſein Fieber wieder zu verfallen Gefahr lief.

„Du haſt gut reden,“ fuhr das Mädchen lachend fort, als ihr Bruder ſie zurückhalten wollte. „Meinſt du, ich hätte zu Haus nichts zu thun? Herr Larioz wird mir Recht geben und es nicht übel deuten, wenn ich mich entferne.“

„Gewiß nicht, mein Kind,“ antwortete freundlich mit dem Kopfe nickend der Spanier. „Und mein herzlicher Dank begleitet Sie. Hoffentlich habe ich auch in den nächſten Tagen nicht mehr nöthig, Ihre Güte in Anſpruch zu nehmen. Denke mir doch, Doktor Flecker werde mich aus ſeiner Kur entlaſſen.“

Der Tiger ſchüttelte mit dem Kopfe, als Don Larioz ſo ſprach, und bemächtigte ſich haſtig des letzten der Klöße, der ſich in der Schüſſel befand, nicht ohne ihn vorher mit einem wehmüthigen Blicke betrachtet zu haben, während Gottſchalk ſeine Schweſter, die dem langen Manne zum Abſchied freundlich die Hand gereicht, bis an die Treppe begleitete.

Als er zurückkehrte, ſetzte er ſich wieder an den Tiſch und theilte mit der alten Magd aufs gewiſſenhafteſte die übrig gebliebene Brühe, die Beide, Jedes mit dem letzten Stücke Brod bewaffnet, aufs eifrigſte vertilgten.

Während der Tiger mit beiden Backen kaute, ſagte er mit einem Male zu dem Knaben, aber mit ſo leiſer Stimme, daß Herr Larioz nichts davon hörte: „Gottſchalk, geſtern Abend habe ich es wieder geſehen.“

„Dummes Zeug!“ entgegnete dieſer. „Was werdet Ihr geſehen haben? Ihr ſeht überhaupt nicht gut.“

„O laß das gut ſein; was ich ſehen will, das ſehe ich doch. Und ich habe es geſtern Abend wieder geſehen. Ich ſage es noch ein Mal: da iſt etwas Unrichtiges dahinter.“

„Ihr meint am Ende, es könnten Diebe ſein?“

„Was Diebe! Haben ſie denn je etwas da unten geſtohlen?“

„Nun, was ſoll es denn ſonſt ſein?“

„Geiſter ſind es, Geſpenſter!“

Bei dieſer Aeußerung des Tigers lachte der Knabe ſo laut auf, daß ſich die alte Magd veranlaßt ſah, ihn mit der Hand an die Schulter zu ſtoßen, um ihn zum Schweigen zu bringen, aus Furcht, Herr Larioz möchte aufmerkſam werden. Auch hatte dieſer das Lachen gehört und fragte: „Nun, was gibt's denn auf einmal?“

Der Knabe wußte nicht recht, ſollte er die geheimen Beobachtungen des Tigers, welche dieſer ihm mitgetheilt, ſeinem Vorgeſetzten Preis geben, oder ſollte er die alte Magd veranlaſſen, das ſelbſt zu thun. Er hielt letzteres für räthlicher und war dabei boshaft genug, zu ſagen: „Das muß Sie eigentlich laut erzählen, es könnte am Ende doch etwas Wahres

daran ſein und der Herr Larioz ſich veranlaßt finden, der Sache nachzugehen."

„Und was gibt es denn?" fragte dieſer. „Nun laßt hören."

Halb und halb war der Tiger froh, daß er jetzt mit der Sprache heraus mußte; was er ſagen wollte, hatte ihn ſchon lange auf dem Herzen gedrückt; nur wußte die alte Magd, daß Herr Larioz durchaus nicht abergläubiſch war und gar nichts von Hexen, Geiſtern und Geſpenſtern hielt. Deßhalb ſagte ſie auch: „Der Gottſchalk iſt halt ein Bub, und wenn man ihm das Geringſte erzählt, ſo macht er eine große Geſchichte daraus."

„Und was habt Ihr ihm denn erzählt?" fragte ernſt Herr Larioz. „Es ſcheint ſchwer aus Euch heraus zu gehen."

„Ja, ich habe ihm nur geſagt," entgegnete der Tiger, während er anfing, ſeine Schürze in kleine Falten zu legen — „und daß es wahr iſt, darauf können Sie ſich verlaſſen — es iſt mir jetzt nämlich einige Mal Abends paſſirt, daß ich von hier aus nach Hauſe gegangen bin."

„Das paſſirt Ihr wohl jeden Abend?"

„Ja, das paſſirt mir alle Abend. Wenn ich alſo nach Hauſe gegangen bin, ſo habe ich zuweilen geſehen, das heißt nur in den letzten Tagen, ſo lange Herr Larioz krank ſind, daß in der Schreibſtube drunten ein Licht war."

„Nun, was weiter?"

Die Magd ſchluckte heftig, denn ihre Erzählung, da ſie in ihrer Phantaſie Geiſter und Geſpenſter hinein verwob, erſchien ihr natürlicher Weiſe weit graulicher, als jedem Andern.

„Die grünen Vorhänge waren herabgelaſſen und doch ſah ich das Licht durchſchimmern.“

„Iſt das ein Ereigniß?“ meinte Herr Larioz. „Da wird Herr Doktor Plager noch in ſeinem Zimmer gearbeitet haben.“

„Nein, nein, das hat Herr Doktor Plager nicht gethan,“ ſagte eifrig die alte Perſon und ſetzte pfiffig lächelnd hinzu: „Wir ſind auch nicht ſo dumm.“

„Wie wir ausſehen,“ flüſterte Gottſchalk.

„Als ich das Licht zum erſten Mal ſchimmern ſah, ging ich zur Hausthür hinein, nach dem Zimmer des Herrn. Das war aber geſchloſſen, und ich erinnerte mich auch wohl, ihn eine halbe Stunde vorher weggehen geſehen zu haben.“

„Das hätte Sie mir gleich ſagen ſollen,“ verſetzte Herr Larioz ernſt.

„Ja, du mein Gott, das konnte ich ja nicht! Herr Larioz waren ja krank, und der Herr Doktor Flecker hatte befohlen, Sie nicht zu ſtören.“

„Und du haſt auch darum gewußt!“ fragte der Schreiber den Knaben.

„Mir hat es der Tiger erzählt, wie Ihnen ſo eben, aber ich glaube, er hat nicht recht geſehen. Was ſoll das geweſen ſein? Ich dachte freilich Anfangs an Spitzbuben, aber als ich den andern Morgen auf das Bureau kam, da war Alles wie Tags vorher, nichts in Unordnung, nichts fehlte. Und da hätte ich denn beinahe die Anſicht der alten Frau getheilt,“ ſetzte er ſchelmiſch lachend hinzu.

„Welche Anſicht?“

„Es ſeien Geiſter oder Geſpenſter geweſen.“

„Mit eurem dummen Zeuge!“ entgegnete ſtreng Don Larioz. „Ich hätte euch wahrhaftig für klüger gehalten.“

„Ach, du mein Gott, Herr Larioz,“ ſprach ſchüchtern die Frau, „es iſt das hier ein uraltes Haus, in dem ſchon ſo viele Menſchen geſtorben ſind und allerhand paſſirt iſt. Da könnte doch —“

„Halt Sie Ihr Maul, Frau; ſo etwas mag ich nicht hören,“ antwortete der Spanier. „Sprech Sie vernünftiges Zeug. Und das Licht hat Sie jeden Abend geſehen?“

„So lange Herr Larioz zu Bett lag, jeden Abend, zwiſchen ſechs und acht Uhr.“

„Und hat Sie nie etwas gehört? Sie iſt doch gewiß näher geſchlichen, um zu lauſchen.“

„Ein einziges Mal nur,“ verſetzte der Tiger, indem er die Hände aufhob, „und dann gewiß nicht mehr.“

„Und da hörte Sie etwas in der Schreibſtube?“

„Ja, es war mir, als flüſterte dort etwas zuſammen und lachte auch.“

„Nun, da ſieht Sie alſo, Frau,“ ſagte Herr Larioz nach einigem Nachdenken mit großer Ruhe, „daß es keine Geſpenſter geweſen ſind. Geſpenſter ſind, ſo viel ich weiß, vollkommen ſtumm und geben nie einen Laut von ſich.“

„O nein, Herr Larioz,“ ſprach faſt ängſtlich die alte Perſon, „das weiß ich beſſer; ich weiß eine Geſchichte von einem flüſternden Geſpenſt, von einem lachenden Teufel und von einem ſchmatzenden Todten. Gewiß, die weiß ich ganz genau.“

Gottſchalk machte ein etwas langes Geſicht, als er die drei fürchterlichen Titel hörte; doch nahm er ſich vor, den Tiger bei nächſter Veranlaſſung zu erſuchen, ihm dieſe ſchreckliche Geſchichte mitzutheilen.

Herr Larioz zuckte mit den Achseln und erwiderte einiger Maßen verdrießlich: „Meinetwegen, es soll schmatzende Gespenster geben.“

„Schmatzende Todte, Herr Larioz,“ sagte demüthig die alte Frau.

„Auch das; aber ich kann Sie versichern, man hat noch nie etwas davon gehört, daß sich Gespenster in der Schreibstube eines Advokaten herum treiben. Dergleichen Wesen können den Papiergeruch nicht vertragen. Verlass' Sie sich darauf: das muß etwas Anderes gewesen sein, und wir wollen schon dahinter kommen. Hat Sie das Licht auch gestern Abend gesehen?“

„Gewiß, auch gestern Abend.“

„Nun, so geb' Sie Achtung, ob es heute Abend wieder kommt. Sage Sie aber keinem Menschen vorher etwas davon; auch dem Herrn Doktor Plager nicht, und wenn Sie es wieder sieht, so komme Sie zu mir herauf und geb' Sie mir Nachricht. Hat Sie mich verstanden?“

„Gewiß, Herr Larioz, es soll nicht fehlen.“

„Gut, und auch du, Gottschalk, sprichst mit Niemand darüber, das bitte ich mir aus.“

„O, ich werde mich hüten,“ sagte pfiffig lachend der schlaue Knabe, halb gegen die Magd gewandt; „Herr Larioz wird schon wissen, mit Euren Gespenstern umzugehen.“

„Ja, ja, das wollen wir schon unternehmen,“ sprach wichtig der lange Schreiber. „Aber jetzt geh du an deine Arbeit, und die Frau soll den Tisch abräumen.“

Beide thaten so, wie ihnen befohlen, und eine Viertelstunde darauf war der Spanier allein in seinem Zimmer.

Er erhob sich von seinem Stuhle, streckte und dehnte sich

behaglich, warf etwas Holz in den Ofen und ſchritt dann händereibend in dem Gemach auf und ab. „Wenn die Frau nicht falſch geſehen hat," ſprach er zu ſich ſelber, „ſo bin ich doch begierig, was es dort mit dem Lichte für eine Bewandtniß hat. Vielleicht iſt es der Herr Rechtsconſulent ſelber, der abſichtlich ſehen läßt, daß er das Bureau verläßt, um dann wieder zurückzukehren und heimlicher Weiſe noch etwas zu arbeiten. Aber Herr Doktor Plager pflegt nicht zu flüſtern und noch weniger zu lachen."

Unter dieſen Gedanken war Don Larioz in die Ecke des Zimmers getreten, wo ſein langer Stoßdegen lehnte, eine echte alte Toledoklinge, den er jetzt, in Gedanken verſunken, unter den Arm nahm und ſo ſeinen Spaziergang fortſetzte. Doch hatte er das Zimmer noch nicht zwei Mal durchmeſſen und kehrte gerade der Stubenthür den Rücken, als er in ſeinen Phantaſieen durch ein lautes Lachen unterbrochen wurde, das ihn unangenehm berührt haben würde, wenn er die Stimme nicht augenblicklich als die des Armenarztes erkannt hätte.

„Das muß ich ſagen," rief derſelbe, „unſer edler andaluſiſcher Freund, kaum aus dem Krankenbett wieder aufgeſtanden, ſcheint irgend einen Kampf beſtehen zu wollen, vielleicht ein Gefecht mit Windmühlen oder Rieſen. Aber Sie werden mir zugeben, Verehrteſter, daß ich eigentlich hätte gefragt werden ſollen, ehe man in ſeinem Zimmer ſo extravagante Bewegungen macht. Ei! ei! Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich Ihnen dieſe Bewegungen nicht mißgönne, aber ruhig, alter Freund! So etwas Hin- und Herſchlendern im Zimmer, das könnten wir uns am Ende ſchon gefallen laſſen, aber nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Sie da auf und ab rennen ſehe, den Degen unter dem Arm, den Kopf erhitzt von Gott

weiß welchen kriegeriſchen Phantaſieen, das kann mir durchaus nicht angenehm ſein. Alſo in den Stuhl geſetzt! Laſſen Sie Ihren Puls fühlen."

Der Schreiber ſtellte den Stoßdegen in die Ecke, nickte dem Doktor zu und entgegnete: „Wieder viel Lärmen um nichts!" ließ ſich aber doch folgſam auf ſeinen Seſſel nieder und ſtreckte dem Armenarzt die dürre Hand entgegen.

Herr Doktor Flecker war im Schlafrock und führte wie gewöhnlich, wenn er zu Hauſe war, die lange Pfeife. Er griff behutſam an den Puls des Patienten und ſchien mit ſeinen Beobachtungen zufrieden zu ſein. Auch das Ausſehen der Zunge befriedigte ihn, worauf er ſich einen Stuhl neben den Seſſel des Herrn Larioz zog, ſich darauf niederließ und dann durch ein paar tüchtige Züge ſeine Pfeife wieder in Brand brachte.

Der Spanier ſchnüffelte nach dem Dampfe und machte dabei ein ſo wohlgefälliges Geſicht, daß Herr Doktor Flecker ſagte: „Mir ſcheint, Sie hätten nicht übel Luſt, das auch einmal wieder zu verſuchen. Geniren Sie ſich gar nicht und ſtecken Sie eine Papiercigarre an, wenn es Ihnen nicht zuwider iſt."

„Ich habe mich darauf gefreut," ſagte Don Larioz freundlich; „Sie kennen aber meine Folgſamkeit, und ich hätte um Alles in der Welt ohne Ihre Bewilligung nicht geraucht. Da Sie aber nichts dawider haben, ſo will ich mit einer wahren Wolluſt die erſten Züge thun."

So geſchah es denn auch. Der Spanier drehte ſeine Papiercigarre ſehr umſtändlich, ja, mit einer gewiſſen Feierlichkeit, zündete ſie langſam an, und als er ſich nun in den Seſſel zurücklehnte, einen langen Zug in ſich hineinſog und dann die Augen ſchloß, ſpielte ein außergewöhnliches Behagen auf ſeinem ſonſt ſo ernſten Geſichte.

Der Doktor ſchaute ihm lächelnd zu, und es dauerte wohl ein paar Minuten, ehe derſelbe ſagte: „Sie werden mir zugeben, Freund Larioz, daß ich nicht neugierig bin, das heißt nicht neugieriger, als es die Pflicht eines Arztes iſt. Aber jetzt ſagen Sie mir einmal, auf welche Art ſind Sie in den verfluchten Zuſtand gekommen, worin ich Sie vor einigen Tagen fand? Wiſſen Sie wohl, Herr, daß wir ſehr nahe an einem Nervenfieber herumgeſtreift ſind?“

„Ja, ich war recht krank,“ ſprach ernſt der lange Schreiber, „das habe ich wohl gefühlt, weiß auch die Urſache und will ſie nicht vorenthalten. Ich gerieth da zufällig in eine Geſellſchaft luſtiger Brüder, die mich leider zum Trinken nöthigten, und wo ich denn unbegreiflicher Weiſe mehr als ſeit langen Jahren that, ja, mehr, als ich eigentlich ertragen konnte.“

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

„Obendrein paſſirte es mir noch,“ fuhr Herr Larioz fort, „daß ich mich ſehr erkältete. Wie das kam, weiß ich nicht genau anzugeben.“

„Ja, ja, die Wirkung zeigte ſich gehörig. Ich wiederhole Ihnen, wir ſind nicht ein Haar breit an einer ſehr ſchlimmen Krankheit vorbeigerutſcht.“

„Gott ſei Dank, daß ſie uns nicht erwiſchte!“ entgegnete lächelnd der Spanier. „Doch kann ich Ihnen verſichern, beſter Doktor, daß es ein unnennbar angenehmes Gefühl iſt, ſich, wenn man mehrere Tage im Bette zugebracht, wieder einmal ſo recht ausſtrecken zu können — Ah!“

Damit hatte Herr Larioz die Füße auf den vor ihm ſtehenden Stuhl gelegt, ſtreckte ſich weit in den Lehnſeſſel zurück und ließ den Dampf ſeiner Cigarre kräuſelnd in die Höhe ſteigen. Den bläulichen Ringen blickte er nach, und die Frage

des Doktors vorhin nach den Erlebniſſen jenes Tages hatte ihm ſo recht wieder den Burgplatz mit allem, was er dort erlebt, vor die Seele gebracht. Wenn er auch während ſeiner Krankheit keinen Augenblick verſäumt hatte, des ſchönen und unglücklichen Mädchens zu gedenken, die ihn intereſſirt wie nie ein weibliches Weſen, ſo war doch das Unwohlſein ſchuld daran, daß er wie im Traum, wie in einer Betäubung ihrer gedachte, nicht mit der vollen Kraft ſeines ziemlich ſcharfen Verſtandes. Jetzt aber verſchwanden die Schleier, die ſeinen Geiſt gefangen hielten, und nach und nach tauchte alles, was er gehört und geſehen, wieder ſo klar, in ſo ſcharfen Umriſſen vor ſeinem Geiſte auf, wie man ferne Berge, durch einen wohlthätigen Regen von ihrem Dunſte befreit, nach einem ſchweren Gewitter zu ſehen pflegt. Dabei aber hütete er ſich wohl, den Doktor, den er als großen Spötter kannte, von ſeinen Erlebniſſen geradezu in Kenntniß zu ſetzen, traute ſich aber Feinheit genug zu, ihn um Einiges fragen zu können, ohne daß dieſer die Abſicht merke, warum dies geſchehe. Wenn er auch weit entfernt war, zu glauben, daß der Spruch des großen mauriſchen Weiſen zur Errettung jenes unglücklichen Mädchens beitragen könnte — denn wie wir bereits wiſſen, hielt er durchaus nichts auf Geſpenſter, Phantome oder Zauberer — ſo hatte er ſich doch ſchon unſägliche Mühe gegeben, dieſen Spruch wieder in ſein Gedächtniß zurückzurufen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte; auch hatte er wohl dabei gedacht: vielleicht iſt es eine Formel, woran die wunderbar ſchöne Dame ihren Erretter zu erkennen im Stande iſt. Denn daß ſie mit dieſer Rettung irgendwie zuſammen hängen müſſe, daran zweifelte er eben ſo wenig, als daß die Brüderſchaft

zum Dolche Rubens bereit ſein würde, ihm bei der Errettung der Unglücklichen beizuſtehen.

Der Doktor hatte ruhig ſeine Pfeife geraucht und warf auch zuweilen einen ſchlauen, lächelnden Blick auf den Spanier, in deſſen Geſichtszügen er wohl las, daß etwas für denſelben Wichtiges ſeine Seele bewege.

„Ich habe," ſagte Don Larioz nach einer Pauſe, „mich neulich wieder einmal mit altſpaniſcher, eigentlich mauriſcher Literatur beſchäftigt und ſuche ſchon lange den Namen eines Weiſen, von dem viel vortreffliche Sprüche im Munde des Volkes leben; aber ich ſuche ihn vergeblich."

„Der Teufel mag auch dieſe mauriſchen Namen behalten," verſetzte lachend der Arzt; „namentlich für uns Deutſche iſt das ſehr ſchwer. Das muß euch Spaniern ſchon leichter werden; das klingt Ben Hamet, Ben Homet oder Ben Humet, Triangeli oder Sperangeli, was weiß ich? Meine Kenntniß eurer ſo ſchönen Sprache beſchränkt ſich leider nur auf ein paar Worte, die ich obendrein von Ihnen habe, vortrefflicher Don, zum Beiſpiel Caracho, was, glaube ich, nichts ſehr Schönes bedeutet."

„Man ſagt das allerdings nicht häufig in guter Geſellſchaft," bemerkte der Schreiber.

„Olla potrida," fuhr der Doktor luſtig fort, „und vor allen Dingen, was ich früher am häufigſten von Ihnen gehört: Carbanzos."

„Ah, Carbanzos!" wiederholte der Spanier, und ſeine Augen leuchteten.

„Ihr Leibgericht, das Wort erweckt Ihnen wohl angenehme Erinnerungen? Ich glaube dicke Erbſen und Speck. Sie ſtrahlen ordentlich."

„Nicht wegen der dicken Erbſen mit Speck," entgegnete Don Larioz feierlich, indem er ſich aufrichtete; „aber warten Sie einmal. Wie kann man ſo ein Wort vergeſſen. Carbanzos, richtig! Carabanzos — Carabanzeros. Das iſt es! Seht, Doktor, wie der Zufall ſpielt, Carabanzeros iſt der Name des mauriſchen Weiſen, der mir gänzlich entfallen war."

„Den Teufel auch!" erwiderte der Doktor und ſah ſeinen Freund mißtrauiſch an; „das muß ein ſehr unbekannter Weiſer ſein, euer Carabanzeros. Ich habe mein Lebtag nichts von ihm gehört."

„Ja, ja," ſagte nachſinnend der Spanier, „ein ſonderbarer Weiſer. Es exiſtiren eigenthümliche Sprüche von ihm, die ſich, namentlich in eure etwas hart klingende Sprache überſetzt, ſeltſam genug, man könnte ſagen: holperig, ausnehmen. Glauben Sie wohl, Doktor," damit wandte er ſich ſehr ernſt an den Nebenſitzenden, „daß es von dem mauriſchen Weiſen Carabanzeros einen Spruch gibt, der anfängt:

Trau, treue Trine —"

„Nein," verſetzte der Armenarzt laut lachend, „das glaube ich nicht."

„Und doch gibt es einen ſolchen," fuhr Don Larioz mit unverwüſtlicher Ruhe und ohne eine Miene zum Lächeln zu verziehen fort: „Trau, treue Trine — ſo beginnt der arabiſche Spruch, in Deutſch überſetzt, aber ich weiß nicht, wie er weiter heißt, und das beunruhigt mich einigermaßen."

Der Doktor glaubte nicht anders, als ſein Gegenüber wolle ſich einen Spaß mit ihm machen; da er aber ſah, daß deſſen Geſichtszüge vollkommen ernſt blieben, ja, ſeine Augen düſter ſinnend auf ihm ruhten, ſo kamen ihm ganz abſonder-

liche Gedanken, und er vergaß es ein paar Sekunden lang, die Pfeifenſpitze in ſeinen weit geöffneten Mund zu ſtecken.

„Trau, treue Trine“ — wiederholte der Spanier, indem er ſchwärmeriſch an die Decke emporblickte, „ſo fängt der Spruch an, und ich gäbe was darum, wenn ich die Fortſetzung wüßte. Daß der Name Trine eine freie Ueberſetzung iſt, glaube ich überzeugt ſein zu dürfen, und vielleicht liegt es auch in dieſem nicht ganz wohlklingenden Namen, daß der Anfang des Spruches uns etwas hart vorkommt. Nehmen wir zum Beiſpiel an, es hieße: Trau, treue Fatme, oder: Trau, treue Mirza, ſo würden Sie nicht läugnen können, Doktor, daß das dann äußerſt angenehm wäre.“

„Ja, dem Ohre wäre es allerdings angenehm,“ ſagte der Doktor kopfſchüttelnd, wobei er es nicht unterlaſſen konnte, leicht den Arm des Schreibers zu faſſen und nach deſſen Puls zu fühlen.

Dieſer hatte ſich gänzlich wieder einmal in ſeine Träumereien und Phantaſieen verſenkt, und während er ſcheinbar in nebelgraue Fernen vor ſich hinausſtarrte, ſagte er: „Das vierte Wort war etwas von Trug: trugvoll oder dergleichen. Aber ebenſo überzeugt, wie ich bin, daß ich den ganzen Spruch mit dem ungeheuerſten Nachdenken nicht ſo auf einmal wieder in mein Gedächtniß zurückrufen kann, ebenſo beſtimmt weiß ich, daß er mir plötzlich einmal einfallen wird. Das hoffe ich.“

„Wenn es Ihnen Freude macht, ſo will ich mich auch etwas darum bemühen. Alſo der große mauriſche Weiſe — Carabanzeros —“

„Hat ihn gethan, dieſen Ausſpruch. Und er fängt an: Trau, treue Trine.“

„Gut, ich werde das nicht vergeſſen," erwiderte der Armenarzt; dann ſetzte er lauernd hinzu: „Und das haben Sie neulich erfahren an dem Tage, ehe Sie unwohl wurden?"

„So iſt es; in einem Hauſe auf dem Burgplatze."

„Auf dem Burgplatze?" fragte der Doktor, indem er ſeine Brille feſter an die Augen drückte und auf den Boden blickend eine kleine Weile nachſann. „Auf dem Burgplatze? Hm, hm? Ah, das iſt da unten, ich weiß ſchon, es wohnen dort viele Künſtler, Maler, Bildhauer, Kupferſtecher und dergleichen Volk. So! da hinein ſind Sie gerathen? Nun, da werden Sie natürlicher Weiſe viel Geſcheidtes erfahren haben."

Der lange Schreiber legte die Hände über einander, nickte bedächtig mit dem Kopfe und erwiderte: „Das habe ich auch; ich kann Ihnen verſichern, Doktor, daß dort Leute wohnen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben; ich ſage Ihnen, hingebende Charaktere, mit denen man die Welt erobern könnte, Burſche voll Gefühl für die Leiden ihrer Nebenmenſchen und zum Helfen bereit, wo es nur angeht. Wenn es mir möglich iſt, ſo werde ich Sie ſpäter dort einmal einführen."

„Alſo eine geſchloſſene Geſellſchaft?" fragte der Doktor, wobei er ſehr bedenklich ausſah.

„Ja, wenn Sie wollen, es iſt ſo etwas," verſetzte Herr Larioz; „eine Verbrüderung, ein Bund zum Schutz und Trutz, ſowie zum Frommen aller edlen Menſchen, etwas wie gewiſſe Ritterorden der früheren Zeit."

„O weh, o weh!" ſprach der Armenarzt halb laut vor ſich hin. „Der ſcheint mir in gute Hände gerathen zu ſein. Das fehlte noch, daß ihn Spaßvögel an dieſer ſeiner ſo außerordentlich ſchwachen Seite anfaſſen. Es wäre wahrhaftig Schade um dieſes gute und edle Gemüth." — Dann ſetzte er

laut hinzu: „Ja, ja, das kann ſchon was Rechtes ſein; man muß ſich die Sache in der Nähe anſehen. Alſo eine Verbrüderung? — Und darf man deren Namen wiſſen?“

Herr Larioz wandte ſeinem Freunde mit großem Ernſte das lange und nach ſeinem Unwohlſein außerordentlich ſchmale Geſicht zu, legte den Finger auf den Mund und ſagte: „Unmöglich, der Name darf nur von und vor Eingeweihten genannt werden. Aber ich verſichere Ihnen, Doktor, ich werde Alles daran ſetzen, Ihnen in dieſe vortreffliche Geſellſchaft Eintritt zu verſchaffen, und dann werden Sie ſelbſt ſehen.“

„Ja, ich werde ſehen!“ ſeufzte der Armenarzt, und ſetzte murmelnd hinzu: „Vorderhand habe ich genug gehört. Thun Sie mir aber den einzigen Gefallen und ſtrengen Sie Ihr Gehirn nicht ſo an, um den Spruch des großen mauriſchen Weiſen Carabatoxos wieder zu finden; ein Reconvalescent, wie Sie ſind, muß ſich Ruhe gönnen, körperlich und geiſtig. — Nun, leben Sie wohl, ich ſehe auf den Abend nochmals nach Ihnen.“

26 MA 59

Empfehlungswerthe Schriften

aus dem Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

F. W. Hackländer:

Werke in 20 Bänden. Geh. mit dem Portrait des Verfassers. Classiker-Format. 8 Rthlr. oder 12 fl. Rh.

Der Neue Don Quixote. 5 Bände. 5 Rthlr. oder 8 fl. Rh.

Namenlose Geschichten. Neue Aufl. 8. 3 Bände, geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. od. 4 fl. 12 kr. Elegant geb. 3 Rthlr. oder 5 fl. 15 kr. Rh.

Europäisches Sklavenleben. 3te Aufl. in 5 Bänden. 8. Eleg. geh. 3 Rthlr. 15 Sgr. oder 6 fl. Rh.

Der Augenblick des Glücks. 8. 2 Bände, geh. 1 Rthlr. 18 Sgr.

Eugen Stillfried. 8. 3 Bände, geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. Rh.

Handel und Wandel. 8. 2 Bände, geh. 1 Rthlr. 10 Sgr. oder 2 fl. 20 kr. Gebunden 1 Rthlr. 20 Sgr. oder 2 fl. 50 kr. Rh.

Erlebtes. 8. 2 Bände, geh. 1 Rthlr. 18 Sgr. oder 2 fl. 48 kr. Rh.

Ein Winter in Spanien. 8. 2 Bände, geh. 2 Rthlr. 12 Sgr.

Märchen. Mit 6 Stahlstichen. 8. Gebunden 1 Rthlr. 22½ Sgr.

Der Pilgerzug nach Mekka. Mit 1 Stahlstich. Gebunden 18 Sgr.

Edmund Hoefer:

Geschichten aus dem Volk. 8. Geh. 1 Rthlr. 22½ Sgr. oder 3 fl. Rh.

Geschichten aus alter und neuer Zeit. 8. 1 Rthlr. 24 Sgr. oder 3 fl. Rh.

Bewegtes Leben. Geschichten. Geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rh.

Schwanwiek. Skizzenbuch aus Norddeutschland. Geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rh.

Ottilie Wildermuth:

Bilder und Geschichten aus Schwaben. 8. Mit dem Portrait der Verfasserin. 2 Bände, geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr. Elegant gebunden 2 Rthlr. 15 Sgr. oder 4 fl. 24 kr. Rh.

Aus dem Frauenleben. 2 Bände, geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr. Elegant gebunden 2 Rthlr. 15 Sgr. oder 4 fl. 24 kr. Rh.

Karl Seifart:

Lust, Leiden, Lieben und Leben. 8. Elegant geh. 1 Rthlr.

A. Holtzmann:

Indische Sagen. Zweite verbesserte Auflage in 2 Bänden. 8. Elegant geh. 2 Rthlr. 21 Sgr. oder 4 fl. 30 kr. Eleg. geb. 3 Rthlr. 6 Sgr.

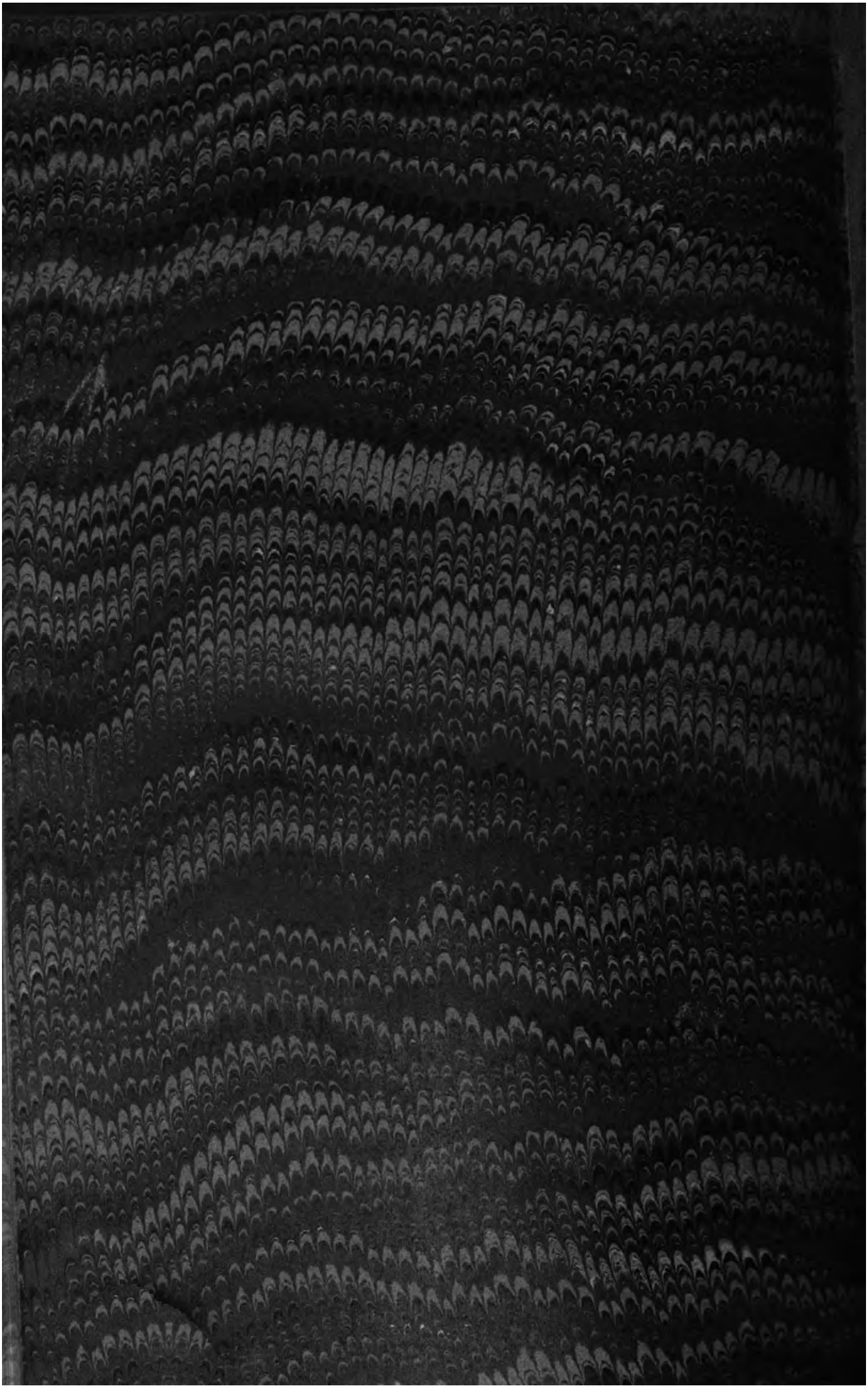
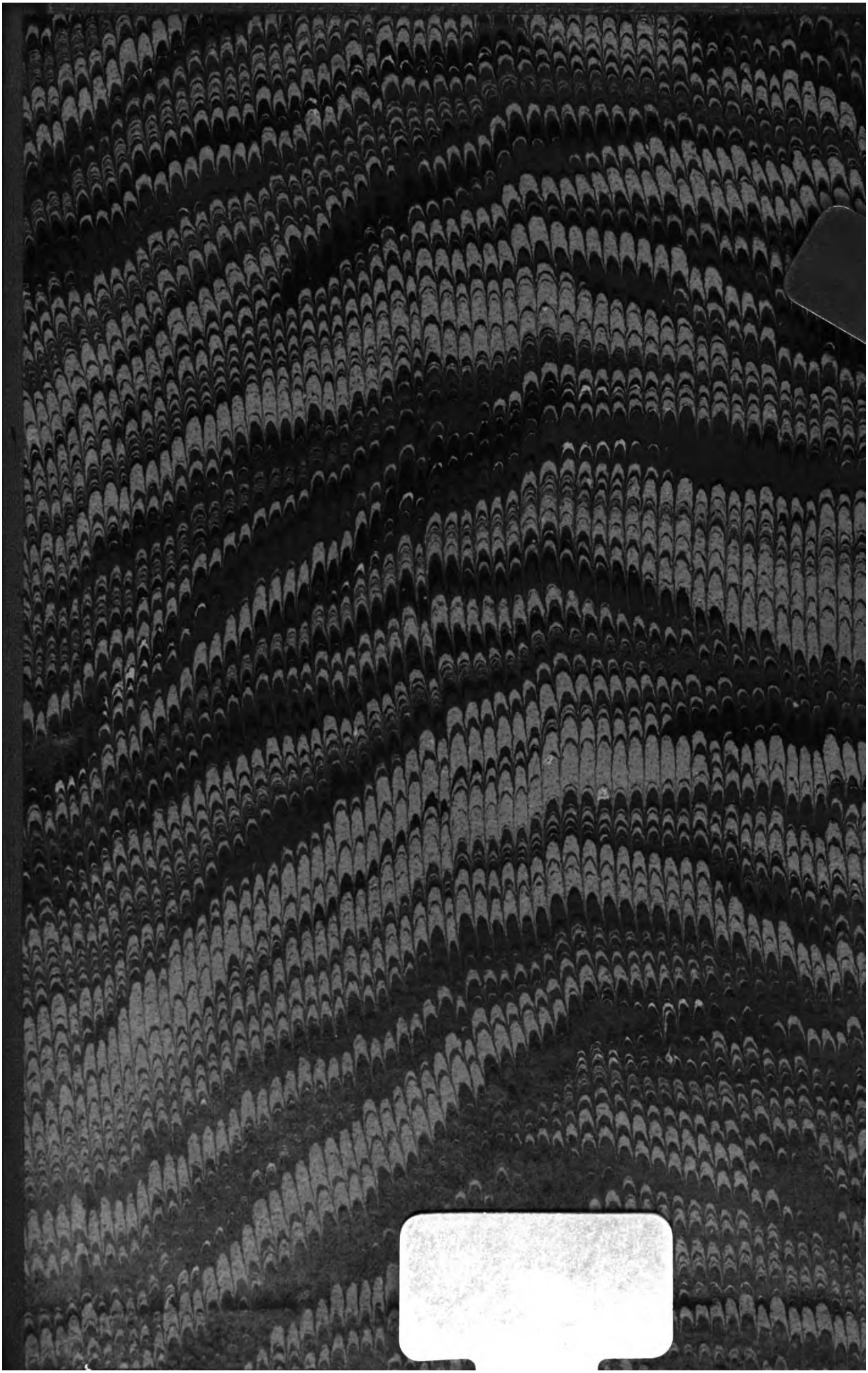
A. F. Gfrörer:

Gustav Adolph, König von Schweden und seine Zeit. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. Geh. 2 Rthlr. 21 Sgr. oder 4 fl. 30 kr. Rh.

Wolfgang Menzel:

Geschichte Europa's vom Beginne der franz. Revolution bis zum Wiener Congreß (1789—1815.) 2 Bände, gr. 8. (65 Bogen) geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. Rh.

Geschichte der letzten 40 Jahre (1816—1856.) 2 Bände. gr. 8. (62 Bogen) geh. 2 Rthlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. Rh.

Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1. Band (20 Bogen). gr. 8. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. Rh.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.